Die

Düsseldorfer Malerschule

und

ihre Leistungen seit der Errichtung

des Kunstvereines im Jahre 1829.

Ein Beitrag

zur modernen

Kunstgeschichte

von

H. Büttmann.

Leipzig, 1839.

Verlag von Otto Wigand.

Landesbibliothek

4 8/f.23

Vorwort.

Es ſoll einſt ſchönere Zeiten gegeben haben, wo die Kunſt auf das Leben Einfluß übte und es milderte und verſchönte; jene Zeiten ſind aber längſt vorüber, und die Kunſt iſt eine Sclavin des Lebens geworden.

Jedoch zum Glück für ſie und uns ſtreben die aufgeklärten Zeitgenoſſen darnach, dem Leben eine höhere Weihe zu geben und es zu löſen von der dicken Kruſte der Vorurtheile und dem Bodenſatze fauler Inſtitutionen. In Beziehung hierauf nimmt auch die gegenwärtige Kunſt keine unwürdige Stellung ein, wenn ſie dem Geiſte eines ſolchen Lebens ſich unterordnet und bereitwillig den Gedanken der Wahrheit Formen leiht. Der Geiſt iſt mehr als die Kunſt; ſie iſt nur ein integrirender Theil von ihm, ſeine höchſte Blüthe, und erfüllt ihre Miſſion vollkommen, wenn ſie des Geiſtes ſchönſte Ausflüſſe in gefälligen Formen zur Anſchauung bringt.

Der Hauptzweck dieſes Schriftchens war, zu unterſuchen, inwiefern die moderne Kunſt (in ſpecieller Betrachtung einer der

bedeutendsten deutschen Malerschulen) diese Tendenz aufgefaßt und in ihren Werken zur Darstellung benutzt hat. Das Resultat dieser Untersuchungen konnte nur günstig ausfallen, aus Gründen, welche in der Schrift selbst angegeben sind.

Ein zweiter Beweggrund zur Abfassung dieser Broschüre war der Wunsch des Verfassers, einen Beitrag zur modernen Kunstgeschichte zu liefern. Wer von der hohen Bedeutung der düsseldorfer Schule vernommen hat, wird diesen Beitrag gewiß willkommen heißen, sei es auch nur, weil hier zum erstenmale in ein Ganzes vereinigt ist, was der Dilettant sonst mühsam in funfzig ephemeren Schriften zusammensuchen mußte.

Die Beurtheilung der einzelnen Kunstwerke ist natürlich vom subjectiven Standpunkte aufgefaßt, weil es leider in des Verf. Natur liegt, Lob oder Tadel offen aussprechen zu müssen, und er objective Anschauungen Heuchlern und Compilatoren überläßt. Jeder Mensch hat seine Originalmeinung, und wenn er sie nicht ausspricht oder sich Autoritäten und sogenannten höhern Rücksichten unterwirft, so bewegen ihn niedrige Zwecke oder häßliche Nothwendigkeiten dazu. Weder das Eine noch das Andere durfte oder konnte Einfluß auf des Verfassers Urtheil haben, welches zu neutralisiren vor Allem seine Sorge war. Neid oder Cabale beschränken es gewiß nicht, da er weder selbst Künstler, noch der Vetter eines Künstlers ist. Die Persönlichkeiten der gepriesenen oder getadelten Maler blieben

ihm absichtlich gleich fern, zum Theil, weil er aus Erfahrung weiß, daß in dieser Beziehung die Ursachen oft lange nicht so angenehm sind als die Wirkungen.

Seit mehreren Jahren ein stiller Beobachter der Kunstentwicklung in der düsseldorfer Schule, erfreute ihn das sichtbare Streben nach Vervollkommnung und Originalität, das sich so vieler Künstler bemächtigte und ihren Werken allgemeine Aufmerksamkeit zulenkte. In chronologischer Ordnung sammelte er bei den jährlichen Ausstellungen und bei andern Gelegenheiten einzelne Bemerkungen ohne andre Absicht, als die jährlich erneuten Genüsse durch Erinnerung an frühere noch zu vermehren. In gegenwärtiger Schrift ist nun der Versuch gemacht worden, diese aphoristischen Bemerkungen zu einem, wenn auch lückenhaften, Ganzen zu verbinden. Dies über die Entstehung der nachfolgenden Blätter; was die Behandlungsweise anbelangt, so ist der Verfasser zufrieden, wenn man seinen Wunsch, das Naturwahre zu befördern, nicht verkennt, und ihm wenigstens darin Gerechtigkeit widerfahren läßt, daß er kein Verehrer des jetzt so beliebten Nihilismus ist, und wo möglich das Material zum neuen Baue andeutet, wenn er die alten morschen Wände umzustürzen sucht. — Ob man ihm das Recht zum Umsturz einräumt? das ist gleichgültig, wenn man nur die Nothwendigkeit des Umsturzes einsieht. — Ob das angedeutete Material gut ist? ob es sich in der Praxis bewähren würde? Der Verfasser kann nur mit seiner subjectiven Ueberzeugung dafür bür-

gen, aber ſeine muthmaßlichen Gegner negiren mit gleichen Waffen.

Sich eines reinen Zweckes bewußt zu ſein, iſt in unſerer literariſchen Periode gewöhnlich die einzige Belohnung des gewiſſenhaften Schriftſtellers, und der Verf. beſitzt Reſignation genug, keine andere zu erwarten.

Inhalt.

		Seite
	Vorwort	1
I.	Tendenz der Kunst. Uebersicht der Kunstgeschichte. Einfluß des Zeitgeistes.	7
II.	Charakteristische Lebens- und historische Bilder . .	33
III.	Christliche und Heiligen-Bilder	100
IV.	Genre	146
V.	Landschaften	193
VI.	Portraitmalerei	232
VII.	Blumen-, Fruchtstücke und Stillleben . . .	240
VIII.	Thierstücke	243

I.

Tendenz der Kunst. Uebersicht der Kunstgeschichte. Einfluß des Zeitgeistes.

§. Wenn man die verschiedenen Perioden der neueren Kunstgeschichte mit unparteiischem Blicke übersieht, so findet man selten oder nie eine harmonische Einigung idealer Tendenzen und materieller Bedürfnisse. Bald glauben die Künstler das höchste Ziel der Kunst in der Verwirklichung spiritueller Anschauungen gefunden zu haben, bald lassen sie sich herab, dem Bedürfnisse des Tages zu genügen, verschmähen alle höhern Intentionen, und erniedrigen sich zu bloßen Bedutenzeichnungen. Weder das Eine noch das Andere erfüllt die eigentliche Mission der Kunst, und wir werden weiter unten mit historischen Belegen unsre Meinung unterstützen, obwohl diese schon an und für sich durch eine Vergleichung des Ganges aller menschlichen, höhern Bestrebungen bewiesen wird.

Das Reich der Kunst kennt weder erbliche Würden, noch feststehende Gesetze; in ihm herrschen von Zeit zu Zeit über die Menge hervorragende Usurpatoren, die nur erobern, aber keine Gesetze geben, da doch Niemand ihre Vorschriften befolgen könnte. Sterben diese Kunstmonarchen, so versinkt Alles wieder in gewöhnliche Krämerzwiste und Anarchie, bis ein neuer Usurpator erscheint, und Lorbeeren für sein hohes Haupt sammelt.

Die Heroen der Kunſt wiſſen allein in allen Zeiten und Ländern eine hermetiſche Verbindung des Idealen und Materiellen zu erſchaffen, die jedoch an den blöden Augen der Kunſtvaſallen kaum bemerkbar vorüberzieht, oder ſie blos zu mißverſtandenen Nachahmungen veranlaßt. Man ſpricht deshalb ſehr mit Unrecht von Kunſtſchulen, oder Kunſtrichtungen, deren Jünger oder Meiſter einem Syſteme huldigen, oder ein anerkannt Schönes in vielfachen Verzweigungen zu einer gleichförmigen Erſcheinung zu bringen ſuchen. Gewöhnlich iſt der Anführer einer ſolchen Kunſtrichtung zugleich theoretiſcher Geſetzgeber und Befolger ſeiner Geſetze ganz allein, und die ſogenannten Schüler gehen alle mehr oder weniger ihren eignen Weg. Nur die techniſche Manier kann nachgeahmt werden, aber nicht der Geiſt der Compoſition. Ein Anderes iſt es, wenn dieſer Geiſt nicht von einem Individuum ausgeht, ſondern aus dem Organismus der Weltbegebenheiten emanirt, d. h. wenn eine Reaction politiſcher, religiöſer oder philoſophiſcher Umwälzung, gleichviel ob dieſe gewaltſam, auf die Intuition der Künſtler, und demnach auf die Schöpfungen der Kunſt, erfolgt. In dieſem Sinne gibt es antike, altchriſtliche und moderne Kunſtrichtungen; aber die Kunſtſchulen, welche ſich nach großen Meiſtern oder einzelnen Ländern nennen, haben ſelten mehr Gemeinſames, als durch techniſche Gleichförmigkeit erreicht wird.

Wir wollen die düſſeldorfer Schule nicht zu den letztern rechnen, was irrthümlich wäre, da die beſſern Künſtler gewiß ein feſteres und höheres Band als gleiche techniſche Manier verbindet, können ſie jedoch ebenſowenig als eine iſolirte Erſcheinung betrachten, da ſich von dem Geiſte und der Anſchauungsweiſe, die bei ihr dominiren, auch anderwärts häufige Spuren finden, wie es denn nicht anders ſein kann, da dieſer Geiſt identiſch

mit dem Geiſte der modernen Weltanſchauung, oder, wenn man lieber will, Philoſophie iſt, der in gleichem Grade auf neuere Poeſie, Muſik u. ſ. w. influirt.

Möge es uns erlaubt ſein, bevor wir von dieſem Geiſte, der vor Allem auf die *hieſigen* Künſtler einwirkt, und ihren Werken den größten Beifall verſchafft, einen Rückblick auf die früheren Kunſtepochen zu werfen, um den Beweis **a posteriori** zu liefern, daß (die Griechenzeit muthmaßlich ausgenommen) nie äußere Umſtände die nothwendige Verbindung des Idealen und Realen in der bildenden Kunſt begünſtigten, daß die Kunſt nur eine Sclavin war, welche den Anſichten der Zeit folgte, wenn dieſe ihrem Weſen auch gerade zuwider waren, und daß in glücklichen Epochen allein die Superiorität Einzelner Gelungenes erſchuf.

2. Wir beginnen unſre Unterſuchung **ex ovo**, und bitten für dieſe Pedanterie die Verzeihung der Leſer.

Die roheſten Anfänge der Kunſt veranlaßte überall die Religion, deren äußerer Cultus verlangte: Abſtractes zu verſichtbaren, um es den Begriffen der Menge anzupaſſen und das Ideale zu realiſiren, — ein freilich thörichtes Beſtreben. Dieſe Baſis der bildenden Kunſt, iſt ſtets beibehalten worden, ſelbſt bis zu unſrer religionsleeren Zeit. Je tiefer die Symbole der Religion in den Gemüthern gegründet waren, je weniger bedurfte es der ausgebildeten Kunſt; die Phantaſie erſetzte bereitwillig, was Meißel und Pinſel nicht bezeichnen konnten. Je weniger gläubig der Zuſchauer war, deſto idealer, phantaſiereicher und vollkommener mußte das Bild ſein; der Zuſchauer kannte das Original nicht, verlangte aber die Copie nach den ſtrengſten Regeln der Schönheit. Der Gläubige begnügte ſich mit der Abſicht, der Ungläubige ſah auf die Leiſtung

In Griechenland ſchien die Religion nur für Dichter und Künſtler erfunden zu ſein, wenigſtens war das Hiſtoriſche ſo enge verſchmolzen mit den ſchönſten Geburten einer Dichterphantaſie, daß der Bildner in Hinſicht ſeiner Stoffe durchaus nicht fehlgreifen konnte. Es blieb ihm nur noch die ſchwierige Aufgabe, den ſchönen Modellen Seelen einzuhauchen, d. h. den Ausdruck der Charaktere, Leidenſchaften und Gefühle den ſchönen Formen und Gruppen zu aſſimiliren, und hierin war der Grieche Meiſter aller Zeiten und Völker. Die Großartigkeit ſeiner Weltanſchauung, das Vermögen der lebendigſten Schilderung des Erlebten und Gefühlten, aus dem ſich unwillkürlich alles Unbildliche ſchied, ſein ſcharfer Blick, die Triebfedern der Handlungen zu erkennen, und das Geſchick, ſie künſtleriſch anzudeuten, — ſind die wichtigen Hebel des Beifalls, den ſich der Grieche mit Recht in Plaſtik und Malerei erwarb. Hauptſache bleibt aber immer die aus Zeit und Volk entſprungene Quelle ſeiner Schöpfungen. Sobald dieſe verſiegte, und die Malerei nicht mehr zur Darſtellung religiöſer Symbole diente, ſank ſie von ihrer Höhe. Kteſilochos ſtellte den Jupiter in einer Geburt des Bacchus als Kindbetterin mit der Haube vor; die Zuſchauer lachten vielleicht, aber kein Schönheitsgefühl durchdrang ſie. Mit dem Glauben an die alten Götter ſank auch die alte Kunſt, und wurde von nun an zur Verzierung der Paläſte, als Luxusgegenſtand angeſehen. Die ſogenannte Groteskmalerei wurde damals, beſonders in Großgriechenland, gleichwie in unſrer Zeit die Genremalerei, erfunden. Beide entſprangen aus der geſunkenen Hiſtorienmalerei, und pikten gleich leichtſinnigen Krähen dem todten Adler die Augen aus. Man malte ſtatt großartiger Situationsbilder, welche doch nur Wiederholungen und Copien älterer und bedeutungsvollerer Werke werden konnten, kleine

Luxusbildchen: Tänzerinnen, Nymphen, Heuſchrecken, blendende Schmetterlinge, Vögel als Wagenlenker u. ſ. w. darſtellend, wogegen im 16. und 17. Jahrhundert ſpielende Soldaten, Marktweiber, Zigeuner u. ſ. w. ſtatt der bibliſchen Hiſtorien beliebt wurden.

Zur Zeit Nero's wurden Rhypparographen (Gladiatorenkämpfe) gemalt, und die Kunſt nahm einen ſo erhabenen Schwung, daß des Kaiſers Portrait 120 Fuß hoch gebildet wurde; auch gab man den Kaiſerinnen Züge der Venus und Minerva, und den griechiſchen Heroen wurden die Köpfe abgeſchlagen, um ihre Rümpfe mit Imperatorenhäuptern zu zieren. Hier übte die Zeit unverkennbar ihren Einfluß auf die Kunſt aus, da aber in der Zeit ſelbſt kein künſtleriſches und menſchliches Element vorhanden war, ſo mußte ſie und ihre Kunſt bald von ihrer unnatürlichen Höhe ſtürzen.

Die Kunſt des Mittelalters beruhte auf gleichen und doch wieder der griechiſchen ſehr unähnlichen Elementen.

Die Gleichheit beſtand in ihrem Urſprunge, da ſie beide Kinder des religiöſen Gefühls waren; die Verſchiedenheit aber in ihren Sujets und Anſchauungen.

Die griechiſchen Künſtler waren Pantheiſten, die chriſtlichen Monotheiſten; jene zeichneten ſich durch großartige Schöpfungen, reines Schönheitsgefühl und gewandte Technik aus; dieſe erſetzten ihre Mängel in Zeichnung, Erfahrung und Geſchmack durch Innigkeit und Gefühl. Analog der großen Verſchiedenheit ihrer religiöſen Symbole und Dogmen ſchied ſich auch die künſtleriſche Intuition in ihren Kunſtwerken. Der Grieche glaubte das Schöne in dem menſchlich Erhabenen, der Chriſt in dem myſtiſch Gefühlvollen zu finden. Beide erfüllten würdig das Bedürfniß ihrer Zeit, wenn wir auch natürlich als neutrale Beurtheiler

dem bildenden Pantheisten den Preis zuerkennen. Die alten christlichen Maler, ein Johann da Fiesole, Simon Memmi, Gentile, Masaccio und die Cöllner, Wilhelm und Stephan, repräsentirten in ihren Bildern die beiden Hauptdogmen des christlichen Glaubens: Entsagung und Liebe. Das erste zeigte sich in den magern Formen der Körper, der theilweise rohen Behandlung und der stoischen Ruhe oder sanften Wehmuth in dem Ausdruck der Gesichter; die Liebe erscheint in der unendlich zarten Auffassung der Madonnen und weiblichen Heiligen, in deren Zügen die lieblichste Milde und reinste Anmuth verschmolzen sind.

Die mittelalterliche Kunst ist keusch und züchtig, unschuldig und bescheiden wie ein einfach schönes Bürgermädchen, welches den Blick fromm erhebt zu ihrem Bewunderer, und ihm traulich die Hand reicht. So lange der Jüngling noch nicht sein Vaterstädtchen verließ, schwärmte er für das niedliche Mädchen, fand ihre dichte Busenverhüllung natürlich, und hing trunkenselig an ihren reinen Heiligenblicken. Aber einst verließ er die Heimath, und betrat die Säle der Residenz. Hier umdrängen ihn imposante Schönheiten, glühend, rauschend, coquet, entblößt und buhlerisch schmeichelnd. Sein Herz wird irre, er weiß nicht mehr, was liebenswürdig, was hassenswerth ist, das Einfache erscheint ihm albern, das Freche naiv, und die Erinnerung seiner Jugend erglänzt selten in dem Chaos seiner Phantasie.

So mußte es auch der anspruchlosen, altchristlichen Kunst ergehen. Zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts war der katholisch-mystische Glaube im Allgemeinen seinem Erlöschen nahe; die Künstler, durch wichtige Verbesserungen in dem Technischen ihrer Kunst kühn gemacht, sahen sich nach profanen Gegenständen um, und berauschten sich an den großartigen Denk-

malen des Alterthums. Allein in Deutschland, wo es an diesem Reizmittel fehlte, und der tiefe, schwerbewegliche Sinn des Volkes nicht so leicht Altgeliebtes verläßt, erhielt sich noch die christliche Kunst eine Zeit lang in ihrer Würde. In Italien dagegen entstand ein Compositum aus griechischen Allegorien, christlichen Erinnerungen und moderner Naturverehrung. Unrettbar würde schon damals die Kunst in Geschmacklosigkeit versunken sein, da sie des eigentlichen Fundamentes entbehrte, wenn es nicht der Natur beliebt hätte, gerade im Anfange dieser Periode großbegabte Genien geboren werden zu lassen. Raphael brachte den freien Gedanken wieder zu Ehren, verwundete aber eben hierdurch die christliche Kunst tödtlich: er verschmolz das Schöne mit dem Ergreifenden und Bedeutenden und verletzte oder veränderte überhaupt auf mannigfache Weise das ursprüngliche Symbol.

Seiner universalen Kunst widerstand jede Beschränkung, und das Fremdartigste verband er hermetisch mit den Strahlen seiner Geistesgröße.

Aber auch andere Geister sprengten kühn die Riegel der Beschränkung, welche ein lächelndes Madonnengesichtchen vor die Pforte des Kunsttempels geschoben, und tummelten sich in frischer, heidnischer Lebenskraft. Ein zweiter Dante verwechselte Michel Angelo die Vorstellungen von der christlichen Hölle mit dem antiken Tartaros, und schuf, der Phantasie allein vertrauend und nach Originalität haschend, die sogenannten sarmatischen Bewegungen. Das Nakte wurde emancipirt, von Michel Angelo zwar nur in unnatürlichen Momenten, Spannung der Muskeln und excentrischen Stellungen, von Correggio und Titian aber in seiner höchsten Vollendung und Schönheit. Die sanften, graziösen Schwingungen der Linien, die blühendste Carnation,

verbunden mit den reizendſten, wollüſtigen Situationen mußten bald jede Erinnerung an die ſteife, züchtige, altchriſtliche Kunſt verdrängen.

Idealiſche Gedanken, kühne Zeichnung und reizende Schönheit waren von den drei größten Meiſtern gleichſam neu erſchaffen worden, und dieſe Meiſter mit ihrer genialiſchen Schöpferkraft konnten ſich wohl in freier Luft, ohne feſten Boden erhalten, aber nicht ſo ihre ſchwächeren Nachahmer. Die Kunſt hatte ihre Tendenz gewechſelt; nicht das innere Motiv feſſelte noch, nur die Bearbeitung; war dieſe ſchwach, ſo wurde das Bild verworfen. Die Künſtler tappten im Dunkeln und ahmten ſclaviſch heute dies und morgen jenes nach, da ihnen der Urquell der Begeiſterung fehlte, wie ihn im Alterthume die Griechen in ihren Myſterien und Mythen, die Künſtler des Mittelalters in kirchlichen Traditionen beſaßen. Wie ſchon angedeutet, konnten die lebendigen Symbole der Alten den Italienern nur poetiſche Allegorien ſein, ein himmelweiter Unterſchied nicht blos für den Maler, auch für den Zuſchauer. — Den chriſtlichen Ueberlieferungen wurden mit großer Taktloſigkeit heidniſche oder ſelbſt ſcurrile Elemente beigegeben. So malte z. B. Giulio Romano in dem Bilde, wo Conſtantin während der himmliſchen Erſcheinung an ſeine Krieger eine Rede hält, unter Andern einen Zwerg, der ſich einen Helm auf den Kopf probirt; Baſſano ſchmückte ſeine Heiligengeſchichten mit allerlei Hausthieren, die er trefflich zu malen verſtand. In der Madonna del Gatta von Barroccio läßt der kleine Johannes eine Katze ſich nach einem Vogel, den er in der Hand hält, abmühen. Dieſe häßliche, grauſame Spielerei amuſirt auf's Höchſte das Chriſtuskind, Maria und Joſeph.

Allgemein wurde das Beſtreben, die Mutter Gottes ſoviel

möglich der Venus zu nähern; so malte namentlich Guido Reni eine Maria in der Privatcapelle des päbſtlichen Pallaſtes auf dem Monte Cavallo, deren Buſen ganz enblößt war. Ein frommer oder heuchleriſcher Pabſt gebot ſpäter dem Karl Maratti, dieſen Buſen mit einem Gewande zu bedecken. Der Maler gehorchte, nahm aber nur Paſtellfarben, die man mit einem Schwamme wieder abwaſchen konnte.

Bei dieſem gänzlichen Mangel einer leitenden Grundidee, dem geſchmackloſen Schwanken zwiſchen Antikem und Modernem und dem Verſchmähen alles Natürlichen mußten nothwendig gewiſſe Abarten der Kunſt: die Landſchafts- und Genremalerei entſtehen, die wenigſtens ein geſchloſſenes Ganze bildeten, und dem Bedürfniſſe der Zeit entſprachen.

Obwohl in Italien Michael Agnolo da Caravaggio die Genremalerei nach eigener gemeiner Erfindung übte, und Frankreich den größten Landſchafter gebar, konnten doch nur die Niederländer dieſen neuen Zweig der Kunſt in ſeiner möglichen Ausdehnung ausbilden.

Die Niederländer und unter ihnen vorzüglich die Holländer, durch Religion, Land und Beſchäftigung von den Bewohnern des Südens ſehr verſchieden, bildeten eine neue Gattung der Kunſt, welche ihrem Charakter und ihren Fähigkeiten vollkommen angemeſſen war. Eine großartige, blühende oder wilde Naturſcene iſt dem Niederländer etwas Unbekanntes, er ſieht nur grüne, ſaftige Wieſen, mäßige Bäume, klare Flüßchen, Windmühlen, Canäle und Sand: alles Gegenſtände, die eine faſt naturgetreue künſtleriſche Nachbildung erlauben. Dagegen iſt es ſchwer, ja unmöglich, eine ſchwellende, ſüdliche Natur mit ihrem entzückend heitern Himmel, dem ſtrahlenden Sonnenlicht, und der prächtigen Scenerie genügend darzuſtellen, und nur aus dieſem

Bewußtſein der Unmöglichkeit können wir uns erklären, weshalb die Griechen und ältern Italiener keine Landſchaften malten, wenigſtens nicht in dem Sinne, wie wir das Wort verſtehen. Bis zur Zeit der großen, holländiſchen Landſchafter war die Staffage in landſchaftlichen Gebilden immer Hauptſache, von nun an änderte ſich dies: Staffage wurde nur aus Gewohnheit beibehalten oder ganz verworfen.

Der Niederländer, ohne Phantaſie, aber mit reinem Gefühl für Naturgegenſtände in jeder Beziehung und einem ökonomiſchen Verſtande begabt, vereinte dieſe Eigenſchaften mit einer vollkommenen Handhabung der äußerlichen Darſtellungsmittel. Er verſenkte ſich gleichſam in ſeine einfache Natur, und reproducirte ſie auf der Leinwand mit unnachahmlicher Treue, da ihn eine belebte Phantaſie nicht veranlaßte, das Wirkliche zu überſchreiten und unnatürlich zu werden. Dies Letztere muß allen Malern anderer Nationen zum Vorwurf gemacht werden, ſelbſt einen Claude Lorrain nicht ausgenommen. Auch viele Niederländer wichen von ihrer natürlichen Weiſe ab, und wählten erhabene und deshalb unmaleriſche Scenen zu ihren Vorwürfen; ſo namentlich die beiden Both, Savery, Pynaker u. A. Den reinen natürlichen Landſchaftsſtyl aber vervollkommneten Ruysdael, Albert Cuyp, Hobleema und die Seemaler Wilhelm van de Velde und A. van der Neer. Seeſtücke gehören zwar in mancher Beziehung zu den verwerflichſten Abarten der Kunſt, da das Meer vielleicht der unmaleriſchſte Gegenſtand der Natur iſt, und die Illuſion nie vollkommen erreicht wird, aber Wilhelm van de Velde nahm, wo ſich das eine Element widerſpenſtig zeigte, ſeine Zuflucht zu dem andern: der Luft; A. v. d. Neer ſuchte durch treffliche Mondſcheine zu gefallen.

Das Genrebild und die ſogenannten Stillleben der Nieder-

länder waren durchaus nationale Erzeugniſſe; die Phantaſie eines Holländers überflog nie ungeſtraft die politiſchen Grenzen des Landes. — Man kann die niederländiſchen Binnenbuisjes (Interieurs), Kübe, Saufbrüder, zankende Weiber, Spieler u. ſ. f. nicht grade eine Entartung der Kunſt nennen; ſie bilden nur eine untergeordnete Abtheilung, wenn ſie auch von der urſprünglichen Tendenz der Kunſt himmelweit abweichen. Für ihre nächſte Umgebung erfüllten ſie das Bedürfniß und ſtanden auf feſten Füßen; daß ſie aber auch außerhalb der Niederlande mit Beifall aufgenommen und nachgeahmt wurden, beweiſt nur, wie tief die hiſtoriſche Malerei geſunken war. Das burleske Luſtſpiel uſurpirte die Stelle des heroiſchen Epos; ein niederländiſcher plumper Pikelhäring beſiegte den antiken Apollo. Nicht wenig mochte aber die ausgezeichnete techniſche Vollendung der niederländiſchen Schule zu ihrem Ruhme beitragen. In einer kleinlichen Zeit, wird auf kleine Vorzüge am meiſten gehalten, und der langweilige Slingelandt verdankte vielleicht den größten Theil ſeines Ruhmes dem Umſtande, daß die Weiber an ſeinen gemalten Strümpfen das Geſtricke unterſcheiden, oder die Tuchfabrikanten an der wollenen Mütze eines Matroſen die Faden zählen konnten.

Weit verwerflicher als die Genremalerei iſt die allegoriſche Richtung, zu welcher Rubens den eigentlichen geſchmackloſen Anſtoß gab. Ein allegoriſches Bild und ein allegoriſches Gedicht dürfen beide auf wahre Kunſt und Poeſie wenig Anſpruch machen.

In allegoriſchen und ceremoniöſen Pinſeleien waren von jeher die Franzoſen ſtark, deren Kunſtſchule überhaupt nie eine energiſche oder lebenswerthe Richtung einſchlug. Die Franzoſen haben nur den Ruhm, das in ihrem Lande einige ausgezeichnete

Künſtler geboren wurden, die ſich jedoch meiſtens auswärtigen Schulen anſchloſſen. Die trefflichen Landſchafter Claude und Gaspard Pouſſin ſind ohne Nachfolger und unerreicht geblieben, ſie ſchließen ſich der niederländiſchen oder römiſchen Schule an, wie der verſtändige Nicolas Pouſſin mehr oder weniger zu der Carracciſchen Schule gehört. Lebrun, Leſueur, Ch. Vernet ſtehen vereinzelt unter abſcheulichen Stümpern, obwohl ſelbſt ihre Talente nicht eminent zu nennen ſind. — Die Franzoſen, bis auf den heutigen Tag ſervile Sclaven der Mode (gleichviel ob ſelbſterfundener) verleugnen dieſen Naturtrieb auch nie in ihrer bildenden Kunſt. Das Schöne war ihnen ſelten das Einfache, das Theatraliſche ſtets das Erhabene; ſie beſitzen weder die Geſchmacksreinheit der ſüdlichen Völker, noch die Gefühlsinnigkeit der nördlichen, und ſo kann weder ihre alte noch neue Kunſt und Poeſie Anſpruch auf Wahrheit machen, obwohl ſie die Lehre von dem ſcheinbar Schönen bis auf den Grund ſtudirten.

Die Kunſt, als Sclavin der Mode, verirrte ſich bei dieſem Volke in der Mitte des 18. Jahrhunderts faſt bis zur Vernichtung; ja eine Vernichtung wäre heilſamer geweſen als dieſes claviſche Vegetiren. Vanloo, Subleyras, Boucher, Watteau ſind die Anführer der fadeſten aller Manieren, des Pompadourſtyles, in welchem miſerable Schnörkeleien und Arabesken den Mangel einer gedankenreichen Compoſition, und unzählige fleiſchige nakte Körper den der Schönheit erſetzen ſollten. — Da dieſe Kunſtrichtung weder aus einem Bedürfniß der Menſchheit hervorgegangen, noch von ausgezeichneter Technik geſtützt wurde, ſo hätte es wahrlich keiner Revolution bedurft, ſie zu ſtürzen; ein einzelner Künſtler, mit guten Principien und ohne Rückſicht auf die krankhafte Zeit zu nehmen, würde das falſche Kartengebäude umgeblaſen haben.

Welche heilsame Erscheinung, auch für die Zukunft, wäre damals die Revolution gewesen, wenn sie sich in menschlichen Schranken gehalten hätte; aber die Freiheit zückte das eigne Schwert auf sich selbst, und ging in Bestialität unter. In einer unnatürlichen Zeit, d. h. in einer Periode, wo das Reinmenschliche, das Bewußtsein einer geistigen Schranke, verloren geht, und menschliche Kraft neben oder über göttliche gesetzt wird, konnte auch die Kunst sich nicht in Maß und Ziel halten, und neigte sich jetzt ebensowohl zu einem Extreme, wie früher. Die vor-Davidische Schule trug den Stempel der Schwachheit und Erschöpfung, die Davidische den einer übertriebenen Kraft; beiden wurde die eigentliche Mission der Kunst, das Schöne zu veranschaulichen, untergeordnet. Die Kunst trieb damals und zum Theil noch heute das Handwerk eines Chronisten, und copirte die Zeitereignisse. Die Geschichte hat aber weniger malerische Punkte als Viele glauben, und die moderne fast gar keine, da der Künstler seine Phantasie in beengenden Schranken halten muß, um treu und wahr zu sein. — Ob denn wirklich sogenannte Kenner des Schönen glauben, eine moderne Schlachtscene sei etwas Malerisches? — Aber so sind unsre Aesthetiker; während sie die blutigen Bilder aus dem Martyrologium mit sprudelndem Witze verdammen, gerathen sie, wenn auch nicht über ein Davidisches, doch Hessisches Schlachtgemälde in Entzücken. Steife, uniformirte Soldaten, mit Köpfen, die sich nebeneinander drängen, wie Kohlhäupter in einem Gemüsegarten, — hervorragende Bayonnette und Flinten, — der liebliche Anblick zerstümmelter, blutiger Glieder oder grimassirender Verwundeter, — und über all diese schönen Gegenstände ein dichter, farbloser Pulverdampf verbreitet, der hier einem Krieger seine Nase raubt, dort einem Pferde das Hintertheil, oder die Vorderfüße u. s. w., — das

ſind etwa die Ingredienzen eines Schlachtbildes. Die wuthentflammten Augen und ausdrucksvollen Züge der Krieger, und die ſchönen Formen der Pferde (wenn ſie ſich in einem derartigen Bilde vorfinden ſollten) vermögen doch wahrlich nicht das Uebermaß des Scheußlichen vergeſſen zu machen?

Aber die Idee des Schönen hatte ſich zur Zeit des Malerkönigs David und noch weit darüber hinaus ängſtlich unter der Hirnſchale weniger griesgramigen Aeſthetiker verborgen; man demonſtrirte mit einem Sansculottenpathos: „weil das Effectvolle die Wirkungen des Schönen verurſacht, iſt ſeine Identität mit ihm erwieſen.“ Ein herrlicher logiſcher Gallimathias.

Kurz vor dieſer Gewaltperiode hatte in Italien Mengs eine Reſtauration der Kunſt verſucht, die aber mißlang, weil man keine Menſchen mehr aus todtem Lehm, und keine ſchönen Figuren aus regelrechten Strichen componiren kann. Mengs war ein Copiſt der Antiken, denen er zuweilen die Form, und nie den Geiſt ſtahl. Der Geiſt iſt gebannt in dieſe marmornen Denkmale, und nur der Salomoniſche Schlüſſel Raphael's erlöſte ihn auf kurze Zeit.

In dieſem trübſeligen Künſtlerjammer, dieſem ewigen Schwanken zwiſchen Scylla und Charybdis, zwiſchen Form und Unnatur, geriethen einige ſanfte Seelen, deutſche Dichterkünſtler, auf den frommen Gedanken: „der Verfall der Kunſt ſei blos dem Verfall der Religion zuzuſchreiben; die Reformation ſei an Allem Schuld!“ Das ließ ſich hören, und war ſogar ziemlich wahr und vernünftig; aber es war nicht vernünftig, post festum zu erſcheinen. — Dieſe heiligen Menſchen fingen ihr Werk ſehr löblich an, d. h. ſie begaben ſich alle zuvörderſt in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche zurück. Nun träumten ſie Tag und Nacht von Nichts als blondhaarigen Madonnen und ſüßen

Jeſukindlein, und ließen ihre Pinſel und Farben mit Weihwaſſer beſprengen. Das „Gefühl des Heiligen“ umgab ſie wie eine Glorie, und ſie beteten innig: „wie die Poeſie durch ihre Pſalmen, die Muſik durch ihre heiligen Chöre, ſo möge auch die dritte Schweſterkunſt wieder mitwirken zur äußern Erweckung der Andacht und zur würdigen Ausſtattung jeder religiöſen Feier.“ (Vergl. Schorn's Kunſtblatt No. 1. 1826.)

Nachahmung der alten, edlen Einfachheit, und ſtrenge Enthaltſamkeit von modernem Leichtſinn und profanen Reizen ſchien ihnen der beſte Weg zur Ausführung ihrer Pläne, und dieſe frommen Kunſtjünger brachten es wirklich bald dahin, daß ihre Bilder die byzantiniſchen erreichten. Sie ſtellten das merkwürdige Axiom auf: „was die altchriſtlichen Maler nicht wiſſen konnten, das wollen wir nicht wiſſen,“ und die guten Herren wurden demzufolge völlig kindiſch, und aßen ihre Suppe mit Kinderlöffelchen *).

Es verſteht ſich, daß dieſe Maler ihre Rechnung ohne den Wirth gemacht hatten, wie es ebenſo Theaterintendanzen gehen würde, wollten ſie ihr modernes Publikum mit altchriſtlichen

---

*) „Zu welchen unſeligen Aberrationen das Streben führen kann, das ſelbſtmörderiſche totale Aufgebenlaſſen der eigenen Künſtlerindividualität in der bloßen ſclaviſchen Nachahmung traditioneller Typen aus längſt verklungenen, im unſrigen nicht mehr anklingenden Jahrhunderten; — wem von uns iſt das nicht noch in ſchauerlichem Andenken bei der Rückerinnerung an jene unfruchtbaren Verſuche, wodurch noch vor Kurzem eine vor Altersſchwäche kindiſch gewordene Zeit mit affectirter Kindlichkeit die Kunſt wieder zu den unbeholfenſten Formen ihrer erſten Kindheit zurückzuführen gedachte? ein Beſtreben, das uns ſtets ungefähr ſo gemahnt hat, als wollte man einem Greiſe, der wieder Luſt bekommt, zu leſen, anrathen, ſeinen Bücherſchrank zu verſchließen und das ABC-Buch wieder zur Hand zu nehmen.“ Kreuz- und Quergedanken eines Dresdner Ignoranten, 1837. S. 18.

Myſterien regaliren. — Die myſtiſch-katholiſche Glaubensſonne iſt nun einmal bei der ungleich größern Mehrzahl erloſchen, und das ſcharfe Schwert der Vernunft glänzt in der Luft. Schein und Selbſtbetrug und hämiſche Jeſuitenklugheit erheben zwar noch zuweilen ihre heiſern Stimmen zum Lobe der ſchönen Leiche, aber es ſind doch immer nur Grabgeſänge; das blühende Leben iſt geſchwunden auf ewig. Zu viele unreine Hände haben den ſchönen Leib Mariens berührt, ihre Lippen ſind bleich geworden und die Strahlen ihrer ſchönen Augen matt und unſcheinbar. Es iſt nicht mehr die liebevolle Mutter, die ihr Kind liebkoſte und an ihren eigenen jungfräulichen Brüſten ſäugte: ſie hat den göttlichen Säugling ſchwarzen, proteſtantiſchen Ammen übergeben, welche ihn zum Menſchen erzogen haben.

Man hat die Madonna in ihrer Jugend ſo oft abconterfeit, daß ſie ſpäter des ewigen Sitzens überdrüßig wurde; die jüngſten Maler copirten deshalb nur von Copien, und die Zuſchauer erkannten das Original nicht mehr. Das iſt eine lamentable Geſchichte! Jeder Kunſtjünger, nachdem er ſich einen Sammetrock hatte machen laſſen, beeilte ſich noch vor Kurzem, ein Madonnenbild vom Zaune zu brechen, und glaubte mit dieſem Univerſalmittel der kranken Kunſt wieder auf die Beine zu helfen. Eine ähnliche Erſcheinung finden wir in der Poeſie des vorigen Jahrhunderts: Jeder glaubte ein Dichter zu ſein, wenn er in ein bekanntes Versmaß viele Namen griechiſcher Götter zu bringen wußte. Griechiſche Mythologie und aufrichtiger Madonnencultus liegen unſerer Zeit aber beide ziemlich fern.

Faſſen wir das Weſentliche unſerer Ueberſicht der älteren Kunſtgeſchichte in kurze Sätze zuſammen, ſo ergeben ſich folgende Reſultate:

1) Nur die griechiſchen Künſtler übten eine naturgemäße und den höchſten Anforderungen entſprechende bildende Kunſt, weil Religion, Volksglaube, Kunſtanſichten und Technik innig verbunden waren.

2) Die altchriſtlichen Künſtler hielten gleichen Schritt mit den Begriffen und dem Culturſtande ihrer Epoche; ſie genügten ihrer Zeit, aber natürlich nicht den äſthetiſchen Kunſtanforderungen der Jetztwelt.

3) Die römiſch-florentiniſchen und lombardiſch-venetianiſchen Schulen unter Raphael und Michel Angelo, Correggio und Tizian wollen ſich aus den engen, chriſtlichen Banden bewegen, und ſuchen das ſchöne Antike mit dem innigen Chriſtlichen zu verſchmelzen. Dieſe Vereinigung iſt der Natur zuwider, und bewirkt den Verfall der Kunſt, welche von nun an, ihr feſtes Fundament: religiöſe Symbolik verloren hat.

4) Die Groteskmalereien der Römer entſprechen dem gemeinen oder ſentimentalen Genrebild der Neuern. Beide ſind Abarten der Kunſt und Gegenſtände des Luxus.

5) Die niederländiſche Landſchaftsmalerei geht aus der Nationalität ihrer Erfinder hervor, und wird zur Unnatur ſobald ſie die Schranken ihres Gebietes übertritt.

6) Neuere Reſtaurationsverſuche mußten mißlingen, weil ſie auf keinen rationellen Grundſätzen beruhten; nur die Form wurde beachtet, und der Geiſt lag ſterbend in pſeudoäſthetiſchen Spinneweben. Mengs ſucht das Heil in antiker Zeichnung, David in theatraliſchen Effecten; die deutſchen Apoſtaten bauen ſich eine verkehrte Weigel'ſche Verkehrttreppe, wo man aufwärts zu ſteigen ſcheint, während man in der That hinabgeht.

3. Nach dieſen, jedenfalls unparteiiſchen, Bemerkungen wenden wir uns zur Betrachtung der Leiſtungen der düſſeldorfer Schule, beginnen jedoch vorher mit einer kurzen Erläuterung des allgemeinen **movens** unſerer Beſtrebungen in ſocialer und künſtleriſcher Hinſicht: des modernen Zeitgeiſtes.

Die Menſchheit in ihren ſocialen und Cultur-Verhältniſſen war ſeit dem Erlöſchen der alten Republiken von Griechenland und Rom nach und nach in unorganiſche Starrheit geſunken, die nur zuweilen durch glänzende Lichtpunkte erhellt und erweicht wurde. So erwachte z. B. das alte Leben und Feuer der Menſchheit im Mittelalter durch die Kreuzzüge, welche übrigens durch ihre urſprüngliche Tendenz den ſyſtematiſchen Unſinn beförderten und die Schranke aller freiern Geiſtesthätigkeit noch enger zogen. Einige Jahrhunderte ſpäter ſchien die Erfindung der Buchdruckerkunſt, die Entdeckung Amerikas und die Reformation die Sclavenkette des Geiſtes mit Macht ſprengen zu wollen, allein das dicke Spinnengewebe der Scholaſtik hielt die Menſchheit in ſo undurchdringlichen Banden geſchloſſen, daß wieder Jahrhunderte dazu gingen, um den erſten wahren Lichtſtrahl eindringen zu laſſen. Die Buchdruckerkunſt wurde zum Vehikel der falſchen, altersgrauen ſcholaſtiſchen Sätze und übte in ihrem Beginne nur unbedeutenden Einfluß auf die Culturfortſchritte der Menſchen, da man ſich ihrer nur zu dem Zwecke bediente, alte Thorheiten mehr zu verbreiten.

Die Entdeckung Amerikas, ſtatt den geiſtigen Blick zu erweitern, gab nur Mittel, mit verſtärkter, materieller Macht das unſinnige Gebäude falſcher Staatseinrichtungen und todter Glaubensformen zu befeſtigen. Die Reformation endlich ſollte erſt viel ſpäter begriffen werden, und war in ihren nächſten Folgen ſehr wenig erſprießlich und ſogar hemmend für freie

Geistesforschung. Man lebte in dem Wahne, mit Luther sei die Reform geschlossen worden, und hielt es für verwegen, weiter als dieser große Mann zu dringen. Statt auf den kräftigen Eckstein, den er auf dem Gebiete des wiedererwachten Verstandes errichtet, ein klares, stolzes Gebäude erstehen zu lassen, grub man einwärts unzählige Maulwurfslöcher, in welchen die blinden bornirten Theologen nach Herzenslust minirten, und den socialen Zustand in unbegreifliche Dumpfheit und Einseitigkeit umschufen. Dem lebenskräftigen Manne Luther, der für seine Zeit genug that, folgten nur kindische Greise, kein Wunder, daß die schlummernde Welt später voll Furcht und Zagen durch die Worte der Gedankenriesen unserer Zeit erweckt wurde. — Wäre die Reformation nicht als abgeschlossen angesehen und das Emancipationssystem außer den Glaubenszuständen auch auf andere Einrichtungen des gesellschaftlichen Verbandes ausgedehnt worden, so müßten wir jetzt weit sein, vielleicht weiter als die Griechen in ihrer Blüthenperiode. Allein da die Reformation nur einseitigen fast localen Einfluß auf die Erziehung des zunächstfolgenden Menschengeschlechtes hatte, und an der großen Masse unverstanden vorüber ging, so beschränkte sich ihr wohlthätiger Erfolg nur darauf, in einzelnen, hochstrebenden Geistern den belebenden Hoffnungsfunken: daß eine Reform gelingen könne, angezündet zu haben. Diese historische Gewißheit war unschätzbar, und wurde wie ein theures Kleinod Jahrhunderte lang verwahrt, bis die äußern Umstände einer neuen, weitergreifenden Reform die Hand boten. Die Machthaber jeder Art hatten seit undenklichen Zeiten eine niederträchtige Juristenerfindung, daß Verjährung heilige, für tiefe Wahrheit ausgeschrieen, und da die Geschichte nicht den Fehler aufdeckte, die kühnsten Gegner zum Schweigen gebracht. Nun aber machte die gelungene

Reformation dieſen Satz zweifelhaft, und die etwas ſpätere, vermittelſt der gedruckten Bücher allgemeine Kenntniß der alten Schriftſteller und Geſchichte machte ihn total lächerlich und öffnete die Augen der Begabten zu heller Klarheit. Die verjährten Dummheiten erſchienen nicht minder als Dummheiten, und der geſchichtliche Glaube war geſchwunden.

Eine glizernde Schlange von den Bergen Altgriechenlands kam der gewaltige Geiſt des freien Gedankens über das Meer geſchwommen, und wand ſich um den Baum der Erkenntniß, deſſen Mark noch immer geſund war, wenn auch Zweige und Blätter von diplomatiſchen und pfäffiſchen Faulthieren abgefreſſen wurden. Die Wurzeln des Baumes reichten bis in's Innerſte der Erde, und ſogen dort unverſiegliche Lebenskraft. In dem hohlen Stamme aber verbarg die kluge Schlange nun ein kleines Hülfskorps zu ihrem Dienſte: ſcharfe Autorfedern aus dem Felle geſchlachteter Gänſe, blutige Revolutionstinte, und Malerpinſel von den Haaren der geſchornen Menſchheit.

Der Zweifel war geboren, erzeugt durch die Lectüre der Alten, genährt durch die Reformation. Der Zweifel iſt der Antagoniſt des Glaubens, denn der Zweifel iſt in unſrer mangelhaften Welt das Wiſſen, weil das Wiſſen eben nichts Anderes iſt, als die Erkennung und Vermeidung des Falſchen, Häßlichen oder Schädlichen. Oder ſollte jetzt noch Jemand ſo einfältig ſein, an eine Erkenntniß des höchſten Wahren zu glauben? — Der Zweifel nun, ein kalter Geſelle ohne erzeugende Kraft, aber voll Licht und Klarheit, ſandte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ſeine ſcharfen Strahlen in die ſtaubigen Perrücken der Gottesgelehrten, in die blutigen Rüſtkammern der Dynaſten, und die faulenden Documente der Diplomaten. Wie ein ſtrahlender Comet erſchien er am Horizonte der ſogenannten culti-

virten Welt, und ſein Schweif war ſo lang, daß man heutzutage noch ſein Ende nicht geſehen hat. Er vernichtete Alles, theoretiſch wenigſtens die Unfehlbarkeit des Pabſtes und die Rechtlichkeit der Monarchie, die Anciennitäten und die Schürzenämter, den Puder und die Ordenszeichen ohne Verdienſt, die Baſtille und die Nadelgelder, die Pedanten und das neue Teſtament, den Teufel und die Herren der Welt — theoretiſch wenigſtens. Amerika wurde von Neuem entdeckt, nämlich das freie Nordamerika; in Frankreich erſtanden zwei furchtbare Titanen: Freiheit und Gleichheit; in Deutſchland erblühte aus Schutt und Moder der moderne Meſſias, den die Pfaffen Antichriſt nennen: die Philoſophie. Blutige, wilde Jahre ſtoben dahin ſeit der Auferſtehung des Zweifels, und noch leben wir ohne Zweck und Ziel, von hohen Mauern umgeben, von alten Geſpenſtern gezwickt, von neuen Irrthümern beſudelt. Das iſt nun einmal ſo im Reiche des Zweifels, wo man wohl den Miſt bei Seite ſchafft, damit man auf ebne Erde ſich lagern kann, aber nicht im Stande iſt, Blumen aus dem Boden erblühen zu laſſen. Nur etwas haben wir erreicht, oder hoffen es zu erreichen: der Menſch iſt oder wird allmälig in ſeine Rechte eingeſetzt, und man erniedrigt ihn weder zum Thiere, noch erhebt ihn zum Gotte. Man hat die Glorienſcheine von den Menſchenhäuptern abgezogen, und die Lumpen der Bettler ſind maleriſche Gegenſtände geworden. Man verpraßt ſeinen Enthuſiasmus nicht mehr in Antichambern, und hängt ſich nicht mehr an den Schweif der Niederträchtigkeit, weil es unſre Väter ebenſo machten. Man ſpionirt nach dem Rührenden und Menſchlichen, nach dem Schönen und Guten überall, in der Hütte des Wilden, im Bagno des Sträflings, im Kellergeſchoß des Tagelöhners, in der Manſarde der Griſette und im Salon

der Dame. Die genealogiſchen Tabellen werden ſelten neu aufgelegt, dagegen verwandeln ſich die früheren trocknen Handbücher der Geſchichte in belebte Culturgeſchichten. Man will Thatſachen und keine Zahlen, man will die Gründe der Thatſachen kennen und ihre Folgen; man combinirt und commentirt, und macht ſo geſchickt Jagd auf ächte Prämiſſen, wie früher auf falſche. Man iſt ſo hartherzig geworden, an gewiſſen väterlichen Regierungen zu zweifeln, und ſo weichherzig, über die Unrechtmäßigkeit der Todesſtrafe zu debattiren. Man applicirt ſehr bekannte algebraiſche und aſtronomiſche Sätze auf Staatsleben und Religion; man weiß z. B., daß die großen Geſtirne nicht um die kleinen kreiſen, daß Viel mehr iſt als Wenig, und Einer nicht ſo ſtark als Hundert, daß Drei in jedem Falle Drei ſind und niemals Einer u. ſ. w.

Ach, der Zeitgeiſt iſt ernſt geworden, hypochondriſch und blutſpeiend, er ſehnt ſich mehr nach Herzen als nach Decorationen, er hat den Vorurtheilen die Kleider abgezogen, und reibt ihre fetten Leiber mit ſcharfem Pfeffer ein. Die leichten Scherze und Schäfertändeleien ſind verſtummt, der pikante Humor und der unerbittliche Spott laſſen weithinſchallende Klänge ertönen.

Wahrſcheinlich iſt unſre Erklärung des modernen Zeitgeiſtes ſehr ungenügend, vielleicht ſogar im Einzelnen falſch, allein es iſt ſchwer, das im Entwickeln Begriffene klar zu erläutern, und manches Götterkind, das in ſeiner Jugend γλαυκῶπις ausſah, blickte nachher mit Katzenaugen. Dann ſehen auch viele alte Leute mit umgekehrtem Fernrohre die Begebniſſe an, wodurch die Löwen zu Katzen werden, und die Sonne zur Nachtlampe. Doch für dieſe ſchreiben wir nicht.

4. Unſer nächſter Zweck iſt es nun, zu zeigen, inwiefern die neuen Zeitanſichten ſich in den Schöpfungen der bildenden Kunſt kund geben. Leider erlaubt unſer vorgeſteckte Ziel nicht, zu Parallelen mit den neuern Werken der Poeſie und Wiſſenſchaft und ſelbſt den äußern Erſcheinungen des Volkslebens abzuſchweifen, und wir müſſen ſogar darauf verzichten, durch Vergleichung des Strebens auswärtiger Kunſtſchulen das derjenigen, welche uns hier zunächſt beſchäftigt, näher zu verdeutlichen

Der große Unterſchied zwiſchen Früher und Heute beſteht darin, daß unſre Zeitanſichten den wahren Kunſttendenzen günſtig ſind, und ihnen gewiſſermaßen traulich die Hand bieten Die heutigen gelungenen Kunſtwerke charakteriſiren ſich durch kluge Beobachtung der äußern Lebenserſcheinungen, durch ſubjective Freiheit der innern Auffaſſungsweiſe, oder, um es mit einem Worte zu ſagen, durch edlen Naturalismus. Und ſind das nicht auch die Symptome der ganzen modernen Zeitrichtung, die jetzt überall im Staatsleben, der Wiſſenſchaft, Poeſie, Religion, Moral u. ſ. f. ſich geltend machen. Man folgt in der Malerei heute, wie vormals, dem Gebot der Mode und des Tages, aber dieſe Gebieter ſind ſelbſt zu Kritikern geworden, und fragen vor und nach der Production, was iſt darſtellbar? Die Antwort lautet: Es ſind die ernſten Lebensſcenen, in welchen die Leidenſchaft, das Herz des Menſchen oder das Gemüth, in ihrer vollen Kraft losbrechend, die Schranken des Ceremoniöſen, des Leeren und Falſchen überſchreiten, und ſich in ihrer menſchlich-ſchönen Nacktheit zeigen; es ſind die Darſtellungen jener Momente, wo das rein Menſchliche, von dem göttlichen Funken ächter Moral verklärt, durch den Nebel finſtrer Vorurtheile bricht, und aus der bürgerlichen

Enge in das weite Land des Kosmopolitismus tritt. Das Höhere und Geiſtige in der menſchlichen Natur zur Erſcheinung zu bringen, den tiefſten, innerſten Gefühlen der Menſchenbruſt Farbe zu leihen — das iſt die ſchöne Miſſion der bildenden Kunſt, die, eine erhabene Gefährtin der Poeſie, mit dieſer gleiche Ziele verfolgt und ſie erreicht, wenn die techniſchen Geſetze gebührend berückſichtigt werden.

Man verſtehe uns übrigens nicht falſch, und glaube, wir verlangen blos melancholiſche Thränenbilder, Jeremiaden und Tragödien; — auch in der heitern Seite des Lebens kann das Gemüthliche, Menſchliche, frei von ſentimentalen Auswüchſen, durchklingen. In der Hiſtorie verlangen wir die Durchbildung eines ernſthaften, allgemein verſtändlichen Gedankens; in der Landſchaft ſuchen wir das Durchblicken einer menſchlichen Idee, welche dem phyſiſchen Motive Leben ertheilt, in dem humoriſtiſchen Genrebilde wollen wir dem Spotte über das Gemeine eine Hinweiſung auf das Edle vergeſellſchaftet ſehen. Wir verlangen die Wirklichkeit, weil ſich eben in ihr Ideales und Gewöhnliches verſchmelzen. Die Wirklichkeit, das Natürliche iſt nie blos gemein, in ihm entfaltet eine höhere Beſtimmung ſtets ihre ſchönen Fittige; die geiſtige Würde iſt in Allem erkennbar, was die Grenze des Menſchlichen weder nach unten noch oben überſchreitet. Das Natürliche verlangen wir, weil dies allein zu dem Herzen und Sinne der Menſchen ſpricht, weil das Gemeine ohne Wahrheit ekelhaft, weil das Ideale unverſtändlich iſt. Der Menſch iſt ein Amalgama des Irdiſchen und Göttlichen, des Geiſtigen und Körperlichen, und nur was in Beziehung mit ihm tritt, kann ihn anſprechen.

Strebte in frühern Perioden die Kunſt nach dem Ideale des Göttlichen, ſo ließ ſie die Menge ohne Zweifel kalt, und

nur Einzelne, durch falſche Begriffe verführt, bohrten ſich mit Gewalt in ihren Dilettantismus hinein, aus welchem ſie zuletzt frierend herauskrochen. — Sank die Kunſt zur Reproduction des Niedrigen und Thieriſchen, der irdiſchen Schwäche und Unvollkommenheit hinab, ſo wurden zwar die Unwiſſenden angezogen, aber die Beſſern und Verſtändigen wandten ſich voll Ekel ab. Nichts iſt dem Menſchen ſchwieriger, als ſich ſelbſt erkennen, desbalb kann es nicht auffallen, wenn auch die Auffindung der richtigen Mitte zwiſchen gemeiner Wirklichkeit und höherm Ideal in Kunſtdarſtellungen ſo ſelten aufgefunden werden konnte. Es bedarf hierzu vor Allem eines günſtigen Einfluſſes der Zeittendenzen (und dies können wir von unſrer Zeit behaupten), und dann auch eines genauen Verzeichniſſes und Inſichaufnehmens dieſer Tendenzen in die Seelen der Künſtler. Das letztere Poſtulat kann natürlich, in Betracht der menſchlichen Unvollkommenheit und zugleich auch, weil die Sonne der neuen Cultur noch bei weitem nicht überall eingedrungen iſt, bis jetzt noch nicht befriedigend beantwortet werden, aber es genügt einſtweilen, wenn das Vorhandenſein dieſes Verſtändniſſes bei mehreren ausgezeichneten Künſtlern nachgewieſen werden kann.

---

5. Wir halten es nach dieſen allgemeinen Andeutungen für überflüſſig, eine Application unſrer Anſichten auf die einzelnen Künſtler und Kunſtwerke der düſſeldorfer Schule ſpeciell darzulegen. Da wir uns bemühen werden, wahrheitstreue kurze Charakteriſtiken und Analyſen der hervorragendſten Kunſtſchöpfungen, die ſeit der Errichtung des Kunſtvereines in Düſſeldorf ausgeſtellt wurden, zu geben: ſo überlaſſen wir die Anwendung unſrer Kunſtanſichten den einſichtsvollen und geneigten

Lesern. Wollten wir selbst dies Geschäft übernehmen, so würden wir zuweilen im Einzelnen paradox und einseitig erscheinen, wenn auch unser Urtheil im Ganzen sich hoffentlich richtig ausweisen wird. Es ist noch zu viel Unentwickeltes und Unverstandenes bei einer großen Zahl hiesiger Künstler vorhanden, um Alles und Jedes speciell zum Beweise gebrauchen und unsere subjective Meinung zum Axiom erheben zu können.

III.

Charakteriſtiſche Lebens- und hiſtoriſche Bilder.

6. Von dieſer Rubrik ſchließen wir die neuteſtamentlichen Hiſtorienbilder aus, und verſtehen darunter alle großartigen ernſten Stoffe, mögen ſie aus der wirklichen Geſchichte genommen, oder auch früher mit dem Namen Genre bezeichnet worden ſein. Daß in der Kunſt ein neues Element entſtanden, beweiſt ſchon die Verlegenheit, gewiſſe Bilder zu benennen. Die Aeſthetiker vom alten **régime** verabſcheuen es, Darſtellungen des Gemüthslebens, ohne chronologiſche Anhaltspunkte, mit dem ehrwürdigen Namen Hiſtorie zu bezeichnen, wogegen es die junge Schule unrecht findet, Werke, deren Tendenz in das höchſte Gebiet des Seelenlebens reicht, mit dem flachen Namen Genre zu verunehren. Das „trauernde Königspaar" z. B. iſt weder Genre-, noch hiſtoriſches Bild, man erlaube uns, es ein charakteriſtiſches Lebensbild zu nennen.

7. Den größten Heroen der Schule, Leſſing und Bendemann, iſt auch zuverläſſig das Verſtändniß unſrer ſtrebenden Zeit am reinſten erſchloſſen. Beiden gelingt die Wahl ihrer Stoffe ohne Mühe, weil ſie ſelbſt ächte Kinder der Zeit ſind und ihr Bedürfniß erkennen. Doch findet ein weſentlicher Un-

terſchied in der Form zwiſchen ihnen ſtatt: Bendemann wählt epiſche Stoffe, Leſſing dagegen lyriſch-dramatiſche. Der geiſtige Inhalt iſt Beiden gemeinſchaftlich; Beider Darſtellungen ſind aus der Tiefe des Gemüthslebens geſchöpft, vom Flor trüber Melancholie verdunkelt, aber das Hereinleuchten einer glücklicheren Zukunft iſt unverkennbar mehr oder weniger in jedem Bilde ſichtbar. Beide ringen mit dem qualvollen Schmerze, den der Kampf des Materiellen mit dem Höhern in der Menſchenbruſt bewirkt; ſie erliegen faſt unter dem Gefühle der Ohnmacht, nie auf der Welt erreichen zu können, was dem hellen Auge des Geiſtes ſtrahlend vorſchwebt; dann aber tröſtet ſie das Vorhandenſein dieſes geiſtigen Auges und des Sehnens nach dem Wahren, und gerne leihen ſie dem Wahne ihr Ohr, das geiſtig Erſehnte könne einſt zur Incarnation werden. Wenn Bendemann eine ernſte, große Idee (z. B. den Jeremias) faſt mit ſtarrer Conſequenz und epiſcher Breite durchführt, ſo tritt in Leſſing's Werken ein bewegteres Leben zur Erſcheinung, und eine größere Vereinigung verſchiedenartiger Charaktere und ſelbſt Antitheſen wird mit wunderbarem Geſchick zur Hervorhebung der Hauptidee angewandt. Leſſing taucht zudem ſeinen Pinſel tief in die warme Blutquelle des Gefühls, und ſeine Darſtellungen entzücken durch den ſanften Schmelz reiner Poeſie, während Bendemann's Schöpfungen mehr von dem hellen, aber kalten Strahl der Philoſophie erleuchtet werden. Wir geſtehen offen, daß Leſſing, dieſer moderne Dichter ohne Perſiflage, dieſer Romantiker ohne moroſe Galle, unſer Liebling iſt, und ihm reichen wir die Palme des unſterblichen Ruhms.

Der „trauernde Räuber im Gebirge" erſchien 1830, und bezeichnet vielleicht beſſer als irgend ein andres

Bild die individuelle melancholiſch-romantiſche Stimmung des Malers ſowol, als der Zeit. Auf hohem Felſengipfel ſitzt der männlich ſchöne Räuber, vom ſcharfen Strahl der Sonne beſchienen. Kampf und harte Arbeit, und vergebenes Ringen der edelſten Kraft mit rohen Elementen ſind in ſeiner Geſtalt und Miene ausgedrückt. Das iſt der Kampf unſrer unglücklichen Zeit mit dem Vorurtheil, dem felſenharten, troſtloſen Vorurtheil, das durch die wilden, dunklen Schluchten und Steinmaſſen verſinnlicht wird. — Der Räuber hat den Kopf in die Hand geſtützt, und in ſeinem Auge iſt der Gram um ein verlornes Leben zu leſen. Kaum ſpiegelt ſich der ſchwache Strahl der Hoffnung auf der Pupille ſeines finſtern Auges ab, und doch iſt die Hoffnung, das neue Leben, die kommende Zeit auf dem Bilde dargeſtellt, und ſogar in zwiefacher Verkörperung. Einmal in dem wunderlieblichen ſchlafenden Kinde, das vom Arme des Vaters gehalten, an ſeiner Seite zart und ſchmiegſam niederhängt. Kann man ein ſchöneres Bild der reinen, vorurtheilsfreien Zukunft ſehen, deren Auge noch vom Schlafe geſchloſſen iſt? Die Züge des Knaben ſind ernſt und doch ſpielte, trotzig und doch lieblich; lange Haare umſchatten ſein Geſicht, und wenn dieſe Augen ſich öffnen, ſo werden ſie groß und dunkel und feurig ſein, und mit Wohlgefallen die ſchöne ausgebreitete Landſchaft erblicken. Dieſe bildet den zweiten Gegenſatz zu dem unglücklichen Räuber und dem grauſigen Vorgrunde. Man kann nichts Freundlicheres ſehen, als dieſe heitern, ſtrahlenden Gefilde, die von fernen Bergen begrenzt und von einem Silberſtreme durchfloſſen werden.

Dies Gemälde iſt abgeſchloſſen und vollſtändig, ein wahres Lebensbild voll Mark und Blut, und von der Sonne der Zeit beſchienen.

„Lenore" hat das Motiv aus Bürger's Ballade genommen, aber Detail und Decorationen ſind verändert. Die Scene iſt ins Mittelalter zurück verſetzt, damit der Künſtler der unmaleriſchen Gewandung nach der Mode des ſiebenjährigen Krieges ausweichen konnte.

Wir können bei dieſer Gelegenheit nicht umhin, eine Bemerkung in Bezug auf den unbedeutenden Einfluß der Kunſt auf das Leben zu machen. Welcher künſtleriſch Gebildete iſt nicht überzeugt, daß die heutige Kleidung der Männer geſchmacklos, unbequem, abſcheulich und affenmäßig iſt? Im vorigen Jahrhunderte konnte dies weniger auffallen, da die bildenden Künſte ſelbſt damals unter der Geißel der Mode ſeufzten, aber in unſrer Zeit ſucht die Kunſt mit Recht die ſchönen Formen hervor, und die Schneider kümmern ſich ſo wenig um ſie, als die Supranaturaliſten um die Philoſophie der Heiden. Wie lange ſollen wir noch als unmaleriſche Weſen, als ſchwarze häßliche Fledermäuſe in Frack und weiten Hoſen umherlaufen? Wäre es nicht zweckdien[illegible] wenn die vornehmen Herren Kleidermacher der Reſidenz[illegible] ein äſthetiſches Examen und einen Kunſtcurſus halten müßten, damit ſie aufhörten, uns zu verbeſtialiſiren? Man ſagt zwar, nur der innere Menſch gilt, und nicht der äußere, aber die Anzahl der innern werthvollen Menſchen iſt ſo geringe, und die der äußern ſo groß. Auch würde eine geſchmackvollere äußere Erſcheinung mancher geſunkenen Potenz wieder auf die Beine helfen; z. B. wer kann heutzutage einen Landjunker von ſeinem reichen Pächter unterſcheiden, wenn ſie ſich beide in der Hauptſtadt auf der Straße begegnen? Anders würde es ſein, wenn den Landjunker ein weicher Sammetmantel umſchlöſſe, und ſein Haupt ein Federbarett ſchmückte, dagegen der Pächter in einem Lederwams

einherging. So kann man jetzt oft den Secretär mit dem Miniſter verwechſeln, oder gar den Ceremonienmeiſter mit der Majeſtät, wenn beide nicht den innern Menſchen vom Tageslichte beſcheinen laſſen. Das ſind arge Mißbräuche, und dabei ſo lächerlich, daß wir gern zu unſerm Thema zurückkehren.

Der Moment der Darſtellung in Leſſing's Lenore iſt die Rückkehr mittelalterlicher Krieger. Im Hintergrunde ſind Thürme und Thore einer alten Stadt ſichtbar; etwas näher ſieht man die Schar der Reiſigen ziehen, deren letzte Reiter im Vordergrunde erſcheinen. Es ſind kräftige, herrliche Geſtalten, mit markirten Geſichtern, deren Ausdruck fern von aller Einförmigkeit, bald ernſt, bald jovial und liederlich iſt. In der Mitte des Bildes, neben den Kriegern, ſteht Lenore mit ihrer alten Mutter, jugendlich ſchlank und ſüß, mit lieblichem Schmelz in den Zügen, aber ſchmerzensbleich. — Auch in dieſem Bilde hat der Künſtler eine effectreiche Antitheſe angewandt, und die Vorſchrift des Dichters verlaſſen.

Auf der andern Seite des Bildes, Lenoren gegenüber, iſt nämlich ein glückliches Paar dargeſtellt, das, an der blühenden Weinlaube eines Hauſes ſtehend, zuſammen koſt und ſich des Wiederſehens freut. Der Krieger hält ſein Roß am Zügel, und das lebensfriſche Mädchen ſteht traulich an ſeiner Seite. Sie iſt ſo glücklich, daß ein unverkennbarer Zug von Wehmuth und Mitleiden über das Unglück Lenorens in ihrem Auge zu leſen iſt. In dergleichen charakteriſtiſchen Zügen iſt Leſſing unübertrefflich, und ſie tragen viel zum Effect ſeiner Bilder bei. Er iſt ein geiſtreicher Seelenmaler, der den Menſchen und ſeine Leidenſchaften gründlich kennt. Wie geſchickt vermied er in dieſem Bilde, nachdem er die Sage einmal verlaſſen, den Fehler, in der Charakterzeichnung Lenorens treu zu bleiben

und ſie als ſinnlich glühendes, gotteslästerliches Mädchen darzuſtellen! In dieſer Umgebung durften die Züge der Unglücklichen nur den Schmerz der Vernichtung entfalten, und ſo glaubt man auch bei ihrem Anblicke das Hinwelken einer ſturmgeknickten Blume, die unvermeidliche Auflöſung einer ſchönen Seele zu gewahren. Der Künſtler gab in dieſem Bilde nicht blos eine abgeriſſene Scene, es gelang ihm, ein vollſtändiges Gedicht darzuſtellen. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der armen Lenore ſind in organiſchem Zuſammenhange ausgeführt.

Großartiger und weltbedeutender in Conception und Ausführung als Lenore, iſt das „trauernde Königspaar". — Unter einer Halle in ernſtem gothiſchen Style ſitzt der alte, graue König, mit ſtarrem Blicke vor ſich hinſehend. Mit vieler Einſicht ſind die Farben ſeiner Kleidung gewählt, um ſie der Situation zu accommodiren: der König trägt einen weißen Mantel von Wollenſtoff, deſſen Faltenwurf in grandioſer Manier erſcheint; die Farbe ſeines Unterkleides iſt violett, und correſpondirend hiermit das Gewand der Königin braun. Auch ſie ſenkt den Blick nieder und ſtützt ihr Haupt mit der rechten Hand, während die linke auf dem Arme des Königs liegt. In gelungener Verkürzung ſteht der Sarg der ſchönen Tochter ſeitwärts. Die Ausſicht durch ein Bogenfenſter zeigt das Meer und den Abendhimmel. In dieſem Bilde iſt die Kunſt der Beleuchtung und des Helldunkels von der höchſten Vollendung.

Die königlichen Geſtalten ſind über Lebensgröße, und ragen wie Geiſter der Abgeſchiedenen fremdartig in unſre, dem innern Weſen nach republikaniſche Gegenwart hinein. Das Bewußtſein der Majeſtät ergreift den Zuſchauer mit Allgewalt, und zwar um ſo wirkungsvoller, als es jenen Heroen an le-

benden Seitenſtücken fehlt. Die ernſten, traurigen Königsgeſtalten tragen zernichtende Vorwürfe für die Jetztwelt in ihren kraftvollen, hehren Zügen; es ſind Ahnenbilder berühmter Vorfahren, die zürnend von der Wand der Gallerie ſchauen, in welcher die krüppelhaften Nachkommen ſich entnervenden Bachanalien hingeben. Dieſes Königspaar in ſeiner heiligen Würde iſt nach Rußland gekommen; Schade drum, es war ein ſchöner deutſcher Fürſtenſpiegel, der den Neugierigen ihre Züge mit unangenehmer Wahrheit zeigte. Aber in Rußland wird er wohl noch viele Jahrhunderte mit ſchwarzem Flor verhängt bleiben, und die Knutenſchwinger bemerken nicht, daß den Majeſtäten die blanken, goldnen Kronen fehlen. Es ſcheint uns, als wenn das Königspaar Abſchied von der Welt nähme, und als bedeute der Sarg der ſchönen Tochter, daß ihm das Liebſte ſchon vorausgegangen. Man kann dieſem Bilde übrigens eine beliebige Deutung geben, und vielleicht ſtimmt man der unſern nicht bei; zur Vorſorge wollen wir deshalb noch eine zweite mittheilen. — In unſerm Jahrhundert der Entwickelung treten beſonders zwei Gegenſätze deutlich hervor, wie es vielleicht in keiner frühern Geſchichtsepoche der Fall war. Neben der verbeſſten analytiſchen Philoſophie lebt die glühendſte Gefühlspoeſie; neben dem craſſen Spotte das edelſte Mitleiden, neben unerbittlicher Strenge und dem heftigſten Streben nach Erforſchung der Wahrheit zugleich eine Trauer über den Tod ſo vieler Vorurtheile, die aus Gewohnheit erträglich und zuweilen ſogar lieb geworden ſind. Es bedarf noch faſt einer neuen Generation, deren Glieder nicht durch das Prokruſtesbette der Gewohnheit und des verjährten Unſinns verſtümmelt und verkrümmt ſind, um die Emancipation der nackten Wahrheit praktiſch zu erlangen. Jetzt noch z. B. ſchlägt man das Kind

mit einer ſcharfen Ruthe, während man das Auge abwendet, um den eignen Schmerz zu verbergen; der berühmte Victor Hugo tritt mit ſeinem letzten Tag eines Verurtheilten in die vorderſten Reihen der modernen Kämpfer für Recht und Menſchlichkeit, und ſeufzt zugleich jammervolle Elegien über den Tod des exilirten Charles X.; der arme Börne läßt aus ſeinem reichen Haupte ein ſpöttiſches Salzmeer fließen, in welchem die ganze deutſche Ariſtokratie erſaufen könnte, und er ſelbſt verbrennt durch die Flammen des Mißbehagens an ſeiner Miſſion, die in ſeinem Herzen hoch auflodern. Cromwell und Karl I., Spinoza und Martin Luther, Brutus und Julius Cäſar, Lafayette und Napoleon werden oft von ein und derſelben Individualität bewundert und geliebt. Aehnliche Bewandtniß kann es auch mit dem trauernden Königspaar haben. Der moderne Künſtler zollte ſeine Huldigung einem in ſeinen Grundprincipien wahren, aber leider mißbrauchten Inſtitute, und er dichtete eine ergreifende Elegie, einen trüben Scheidungsgruß an die Vergangenheit. Es iſt nicht ſeine Schuld, wenn dieſer Gruß ſcharf in gewiſſe Ohren klingt. — Wem auch dieſe Erklärung nicht behagt, leſe das Gedicht Uhland's: „Das Schloß am Meer", und ſuche darin eine andre, wenn's möglich iſt; — zugleich muß aber hier darauf aufmerkſam gemacht werden, daß Leſſing aus eigner Phantaſie geſchaffen haben ſoll.

Während Leſſing das Sujet der drei benannten Werke aus den blühenden Auen der Phantaſie und Dichtkunſt nahm, lieh er die Grundlinien zu einem vierten großen Werke von der ernſteren Geſchichte. Aber auch hier ſchuf ſeine herrliche Phantaſie den beſſern Theil, und zog aus gegebenen Prämiſſen den eclatanteſten Schluß. Wir ſprechen von der „Huſſitenpredigt." — Eine Analyſe dieſes Gemäldes iſt hier überflüſſig,

da die deutſchen Kunſtrichter mit wahrem Heißhunger darüber hergefallen ſind, und die detaillirteſten Beſchreibungen gegeben haben. Wir ſetzen alſo voraus, daß unſern Leſern der Gegenſtand bekannt ſei, und wollen nur einige Worte über die Wahl deſſelben ausſprechen. Leſſing will eine Idee zur Darſtellung bringen, und zwar eine weltgeſchichtliche oder allgemein pſychologiſche Idee, welche außer der Gegenwart auch Elemente der Vergangenheit und Zukunft enthält, und deshalb frei von aller Einſeitigkeit erſcheint. So iſt in dem Räuber die rohe Vergangenheit in ſeinem abgehärteten, narbigten Körper, die Zukunft in dem Kinde angedeutet; in Lenore gibt das liebende Paar Kunde von der glücklichen Vergangenheit, die alte Mutter aber und Lenorens wehmüthige Geſtalt von der ſchwarzen Zukunft; in dem trauernden Königspaare ſchließt der Sarg der Königstochter die blühende Vergangenheit ein, und das Abendlicht verkündet das allmälige Abſterben in der Zukunft.

In der Huſſitenpredigt brennen in dem düſtern, glühenden Auge des Predigers die Flammen vom Scheiterhaufen des Johannes Huß; wer in dies Auge und die krampfhaften Züge ſieht, weiß, was der gegenwärtigen Scene vorherging, und dem oberflächlichen Zuſchauer erklärt es noch deutlicher die brennende Stadt im Hintergrunde. Die Zukunft aber, oder das halbe Mißlingen des Unternehmens, zu dem der Prieſter anfeuert, kann aus den Zügen der zuhörenden Gruppe geleſen werden. Der Enthuſiasmus wird von einem Greiſe mit Silberlocken, der nach dem Prediger begeiſtert die Arme ausſtreckt, und einem lieblichen Knaben, zunächſt an der Seite des Predigers, repräſentirt; Greis und Knabe laſſen den dunklen Ausgang errathen. Das innere Wollen aber, mit Mangel an Thatkraft gepaart, bezeichnet ein knieender junger Mann, der

mit geſenktem Haupte zuhört. Die phyſiſche Kraft, ohne Verbindung der geiſtigen, ſpricht ſich in dem geharniſchten, grimmigen Krieger aus, der die Lanze feſt in der Hand hält. Das rohe Intereſſe hat ebenfalls ſeine Stellvertreter in einigen bäuriſchen Geſtalten gefunden, wogegen, außer der edlen Leidenſchaft des Prieſters ein junger Ritter, der in feuriger Gluth ſeine Hand ſchwörend auf die Bruſt legt, erkennen läßt, daß die Sache eine heilige iſt, und nie dem gänzlichen Untergange heimfallen wird.

Leſſing hat begriffen, daß es nur Nebenzweck der Kunſt ſein kann, Unorganiſches oder alltäglich Organiſches zu copiren; er weiß, daß ein Gemälde gleich einem Möbel nie dauerndes Wohlgefallen erregt, wenn nur dem Auge Genuß verſchafft wird. Das Auge ſoll bei Betrachtung maleriſcher Kunſtwerke einzig das Medium ſein, wodurch dem Herzen und Gemüthe Nahrung zugeleitet wird, wie das Ohr hinſichtlich muſikaliſcher Kunſtwerke ähnliche Dienſte leiſtet. Dringt das Wohlgefallen nicht durch die Sehnerven des Auges zu den complicirteren Organen des Gefühls, ſo ſchwindet der Genuß mit der Entfernung des Gegenſtandes, weil in der Erinnerung nichts haften blieb. Leſſing vermeidet alles Charakterloſe, Bedeutenartige und Unbeſtimmte; jede Figur, jeder Blick trägt zur Ausführung der Haupttendenz bei, und dieſe Haupttendenz beruht auf der Anſchaubarmachung menſchlicher Gefühle und Leidenſchaften. Der „Räuber und ſein Kind“ verſinnlicht mit unnachahmlicher Wahrheit eine Krankheit unſrer Zeit: den Ueberdruß an der Vergangenheit, das bange Sehnen nach der Zukunft; „Lenore“ iſt das Abbild der unglücklichen Liebe; das „Königspaar“ kann als Symbol geſchwundener Würde, oder auch des Elternſchmerzes betrachtet werden, und die „Huſſitenpredigt“ endlich

will den Enthusiasmus der Religion im Gegensatze zum Materialismus zur äußern Erscheinung bringen. Das neueste historische Bild Lessings (dessen Anschauung uns leider noch nicht zu Theil wurde) scheint die Religion in ihrer Verflachung und Wirkungslosigkeit darstellen zu wollen; der Gegenstand ist nämlich: „Ezzelino, Tyrann von Padua im Kerker: scheiternder Bekehrungsversuch desselben durch zwei Mönche.“ Ezzelino ist schwer verwundet am Kopfe, und sein trotziger, harter Blick und die geballte Faust bezeichnen, daß die geistlichen Ermahnungen bei ihm umsonst waren. Ein alter Franciskaner, Zorn und Schrecken im Blicke, will fortgehen, ein junger Camaldulensermönch aber zögert noch, und scheint die Hoffnung nicht ganz aufgegeben zu haben, den grausamen Tyrann zu bekehren. Auf diese Weise wird die Scene von einem Berichterstatter bezeichnet.

---

8. Von Eduard Bendemann (jetzt Professor an der dresdner Akademie) müssen wir an dieser Stelle besonders zwei Bilder erwähnen: „die Hebräer im Exil“ und „Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem.“ Wenn auch beide Bilder aus der Geschichte des alten Testaments genommen sind, so bezeichnen sie doch keineswegs ein einzelnes historisches Factum, und können nicht in die strenge Kategorie der Historienbilder rangirt werden. Gleich dem Sänger Ossian wendet der Künstler seine Blicke von dem Standpunkte der Gegenwart aus in die Tage der Vorzeit, und die riesigen Gebilde der Vergangenheit steigen aus dem Nebel empor, um ihre Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit mit der Gegenwart zu zeigen. Aus der Geschichte des fatalistischen Judenvolkes wird dem Zuschauer eine Periode des Unglücks vorgeführt, und obgleich die Schilderung dieses Unglücks im Gewande der Vergangenheit erscheint,

ſo treten die Beziehungen zur Gegenwart doch klar und deutlich hervor, weil eben die Unglücksperiode des armen Volkes noch nicht vorübergegangen iſt. Bendemann's Judenbilder ſind epiſche Gedichte, deren Decoration in alter Form und doch zeitgemäß erſcheint. Leſſing zeichnet das Individuum in ſeinem Kampfe mit den hemmenden Geſetzen der Natur; Bendemann's kühner Verſtand erfaßt eine Gattung, die denſelben Kampf kämpft. Sein Vorwurf iſt großartiger, philoſophiſcher, er wendet größere Kräfte zur Erreichung eines größern Zieles an, muß aber auf die deutliche Hervorhebung des Einzelnen im Ganzen verzichten. Man ſtaunt die Rieſengebilde ſeines Pinſels an, während Leſſing außer der Bewunderung auch geliebt wird; der Grund hiervon ſcheint uns einfach darin zu liegen, daß Leſſing die Geſchichte des Individuums, Bendemann die Geſchichte der Gattung malt; das Individuum ſteht nun in näherer Beziehung zu uns als die Gattung.

Bendemann's Judenbilder ſprechen ein tiefernſtes Wort hinein in die Tagesdebatten über Emancipation des unglücklichen Volkes, und wenn es wahr iſt, daß die Kunſt Einfluß auf Culturfortſchritte haben kann, wie es denn zu hoffen und auch zu glauben iſt, ſo könnten dieſe Bilder ſtatt des beſten Plaidoyer dienen. Vielleicht war dies nicht einmal der Nebenzweck des Künſtlers, aber kein gefühlvoller Zuſchauer wird ohne tiefes Mitleiden die trüben trotzigen Geſtalten der exilirten Juden betrachten, und ſeine Wünſche um Befreiung der jahrtauſendlang Mißhandelten zum Himmel ſenden; keine poetiſche Arbeit moderner Juden hat nur im Entfernteſten eine ähnliche Wirkung: den Schmerz des Volkes wahr ins Leben treten zu laſſen, hervorgebracht, und die Klagen des Juden Joel Jacoby z. B., in ihrem modern ſüßlichen Caſtratenton ſtehen im Vergleich zu dem

Jeremias wie ein Marionettenſpiel zu einer Sophokleiſchen Tragödie.

„Die gefangenen Juden in Babylon“ ſind in Lebensgröſſe auf einer Tafel in halbrundem Format dargeſtellt. In der Mitte des Bildes gruppirt ſich unter einer Palme oder babyloniſchen Weide eine jüdiſche Familie, die aus fünf Perſonen beſteht. Reſignation und energiſcher Trotz ſprechen aus den Zügen eines hohen Greiſes, deſſen Hand die Harfe entfallen iſt, und das Antlitz zweier Frauen verdunkeln unheilbarer Schmerz und bittre Wehmuth. Die eine hält ein liebliches Kind im Arme, die zweite hat ihr Haupt in die Hand geſtützt. Links ruht ein junges Mädchen mit dem Kopfe auf dem Knie des Mannes. Die Decoration im Hintergrunde bilden der Fluß Euphrat, und das ſtolze Babylon. Klarer Goldton der Farbe, kraftvolle Auffaſſung und großartige Compoſition vereinen ſich mit der ſtudirteſten Charakteriſtik, den Eindruck auf den Zuſchauer ins Unglaubliche zu ſteigern.

Die Conception des vielbeſprochenen „Jeremias“ iſt jedoch noch energiſcher und entwickelter und die techniſche Ausführung ſtrenger. Waren in den gefangenen Juden noch hin und wieder lyriſche Anklänge bemerkbar, ſo erhebt ſich der Künſtler in dieſem Bilde zu grandioſer tragiſcher Erhabenheit, und das Streben, den Typus des jüdiſchen Charakters, wie er in Geſchichte und Gegenwart ſich als Reflex nordiſcher Anſchauungen kund gibt, treu wiederzugeben, ließ ihn auf die Vortheile einer glänzenden Farbengebung und ſelbſt vielleicht auf phyſiſche und antiquariſche Treue verzichten. Das Bild hat nach unſrer Anſicht, trotz des hellen, glühenden Lufttons, der Architektur der Stadttrümmer und der cendartigen Gewandung keineswegs den orientaliſchen Charakter feſtgehalten, und ein nordiſcher, melancholiſcher

Nebelſchleier ſcheint die verſchiedenen Gruppen zu bedecken. Allein dieſe Eigenthümlichkeit nähert die Vorſtellung unſerm Verſtändniß und vermittelt ſehr glücklich den Uebergang aus der alten in die neue Geſchichte. Der Untergang eines Volkes ſollte geſchildert, aber dieſer Untergang durfte nur als theilweiſe vollendet und quaſi fortdauernd dargeſtellt werden, da das Volk noch heute in demſelben Zuſtande lebt, und ewigen Tod oder völlige Regeneration erwartet. — Die Gruppirung iſt tief durchdacht und mit ſtaunenswerther Einſicht ſind die Figuren vertheilt. In der Mitte ſitzt der Prophet Jeremias, Weltverachtung und zugleich Menſchenliebe, Trotz und Klage im Auge, und mit ſtolzer, aber gebrochener Geſtalt. Zu ſeiner Rechten erblickt man einen Sterbenden, an deſſen Körper der Maler ſeine Correctheit der anatomiſchen Zeichnung bewieß, ſo wie die Kraft der kühnſten Charakteriſtik aus dem ſchönen Kopfe einer verzweifelnden Mutter hervorleuchtet. Das krampfhafte Zucken des Mundes, das tolle Glühen im Auge und die ſchmerzliche Abgeſpanntheit der Züge ſind mit einer ſchauderhaften Wahrheit verſinnlicht. Von den Händen dieſes Weibes wird ein ſterbendes Kind gehalten, während der Leichnam eines zweiten Kindes am Boden liegt. Faſt zu viel des Grauſigen iſt hier gehäuft, und nur die Naturwahrheit der Auffaſſung und die techniſche Vollendung können den ungewöhnlichen Nervenreitz des Zuſchauers mildern. Sanfte Trauer erwecken die beiden Geſtalten einer ſitzenden Matrone und eines blühenden Mädchens, wogegen uns herbe Wehmuth bei Betrachtung der kraftloſen apathiſchen Geſtalt des Mannes ergreift, der von ſeinen Kindern, einem holden, ſanften Mädchen und einem Knaben fortgetragen wird. In jugendlicher Metamorphoſe ſpiegeln die Züge dieſes Knaben den Ausdruck der Gefühle des Propheten ab, auch in ihnen iſt außer dem Jammer

verhaltener Groll und Sehnſucht nach göttlicher Rache an den Feinden bemerkbar. Ein feiner, anthropologiſcher Zug iſt auch das Faſſen des jüngſten, unſchuldigen Kindes an das Kinn des erwähnten Leichnams. Die letzte Geſtalt iſt ein Krieger, der mit verwundeter Bruſt auf ſeinem Mantel ſitzt, und dem das blutige Schwert entfallen iſt. Eine detaillirtere Beurtheilung dieſes in den Annalen der deutſchen Kunſt Epoche machenden Werkes erlaubt unſer Raum nicht, und wäre zudem ſehr überflüſſig, da daſſelbe mit der Huſſitenpredigt gleiche Gunſt der Kritiker genoſſen hat, und das Gewicht der zu ſeinen Recenſionen verbrauchten Tinte vielleicht größer iſt als das der Farben zu ſeiner Erſchaffung.

---

9. In jedem der übrigen Bilder Bendemann's, mögen ſie auch an Dimenſion den erwähnten mehr oder weniger nachſtehen, macht ſich nichts deſto weniger eine edle menſchliche Idee geltend, ein Ringen nach dem Idealiſch-Reinen mit genauer Rü[illegible] des Formell-Hinderlichen.

Die Skizze nach dem morlakiſchen Volksliede ausgenommen, ſpricht in „Boas und Ruth," „Hirt und Hirtin," dem „Mädchen am Brunnen" und der „Ernte," idylliſche Anmuth und Heiterkeit, die Alles um ſich her verklären und den Zuſchauer in jene angenehme Stimmung verſetzen, wo Verſtand und Gefühl ſich traulich die Hand reichen, und Skepticismus und Leidenſchaft ſchlafen gegangen ſind.

Ruth, die Aehrenleſerin, das erſte größere Werk des Künſtlers, entſagt nicht ganz der ſentimentalen Weichheit, welche in ſpätern Werken ſo vortheilhaft durch harmoniſche Klarheit erſetzt wurde. Das Motiv iſt zwar auch hier großartig durchgebildet, allein das Einzelne nicht mit conciſer Charakteriſtik abgeſchloſſen.

In den „zwei Mädchen am Brunnen“ iſt ein altidylliſches Motiv mit moderner Auffaſſung verbunden. Zwei hübſche Mädchen ſitzen in gefälliger Gruppe unter Blumen und Strauchwerk; die Eine als Perſonification einer geiſtreichen Naivetät, die Andere als Bild einer leidenſchaftlichen Wehmuth. Erſtere, eine Brunette, in rothem Kleide mit weißen Aermeln, ſcheint ſoeben eine Romanze geſungen zu haben, die Guitarre hängt an ihrer Hand nieder und das lebensfriſche Auge ſieht klar empor. Die zweite, eine liebliche ſanfte Blondine in blaßlillafarbnem Kleide ſcheint von den entflohenen Klängen trübe ergriffen zu ſein, ihr Haupt iſt geſenkt und in traurigem Hinbrüten ſpielt ihre Linke mit der Gürtelſchnur, während die Rechte auf der Schulter ihrer Freundin ruht. — Hier iſt Romantik in den wärmſten, reinſten Farben, ein ſüßer Liebeszauber ruht über der ganzen Gruppe! „Wer ſind die Mädchen? Warum trauert die Blonde? Und die Gluthäugige, iſt ihr Auge ſo heiter und ſtolz, weil noch kein Pfeil der Liebe ihr Herz verwundete? Ich möchte ſie kennen, dieſe ſchönen Mädchen, ihren Namen und ihr Geſchlecht, ihre Vergangenheit und Zukunft!“ So ſpricht der Zuſchauer, welcher dieſe Farbenreize in ſein Auge aufnahm, und ſein Herz iſt ſüß beklommen, unbefriedigt und doch glücklich, auf eine Weiſe etwa, wie wenn er in der empfänglichen Zeit ſeiner Jugend im vorbeirollenden Poſtwagen eine idealiſche Schöne gewahrt, deren Blick im Fluge ſein Herz erobert, und ihn dem ſüßquälendſten Liebesſinnen überlaſſen hat.

Uhland's Liebesworte des Hirten an die geliebte Hirtin:

„Und halt' ich dich in den Armen
Auf freien Bergeshöhn:
Wir ſehn in die weiten Lande,
Und werden doch nicht geſehn.“

hat Bendemann zum Thema einer andern Idylle genommen. Auf Bergeswatten, worauf die ruhige Herde weidet, sieht man den jungen Schäfer an sein Mädchen sich schmiegend, mit dieser in die schöne weite Ferne unter ihnen schauen; sein Kinn ruht auf ihrer Schulter, sein Arm hat sie umschlungen. Der Blick der Liebenden ist von höchster Reinheit und ihre Züge sind so sittlich streng und hehr, wie sie Kindern der Natur geziemen. Frische Bergesluft umhaucht ihre Wangen und Herzen, und halb verwundert schauen sie in die bunte Abwechslung tief unten im Thale; doch regt sich nicht der leiseste Wunsch in ihnen, hinabzuschreiten, und ihre ruhige Befriedigung für lockende vergängliche Genüsse hinzugeben. Eine Atmosphäre heiliger Ruhe hat Natur und Menschen in diesem schönen Bilde in ihren stillen Zauberduft gehüllt.

Nicht durch das Gefühl erhebender Einsamkeit, sondern durch den blendenden Eindruck reicher Naturfülle zieht die „Ernte," eine Idylle in Virgilischem Style, an. An den Stamm eines Feigenbaums lehnt der Besitzer des Feldes mit langem Barte, rothem Mantel und Stab in der Hand. Etwas entfernt von ihm sitzt ein blühendes junges Weib mit einem nackten spielenden Knaben und andern zur Seite am Boden. Im Vordergrunde naht eine schlanke, volle Mädchengestalt mit einem Gefäße auf dem Haupte. Auf dem sanftgehügelten Boden fließt das reife Getreide in Goldwellen prächtig dahin, während es auf der andern Seite des Baumes von grünem hängendem Rasen eingebettet ist. Hier steht bei den weidenden Schafen der Hirt und tiefer unten sitzt ein drolliger Junge, der seine müßigen Hände unter den Knieen zusammengefalten hat. In dem Kornfelde sind einzelne Arbeiter beschäftigt.

Obgleich mit allen Vorzügen der großartigen Auffassung

und kunſtreicher Ausführung ausgeſtattet, müſſen wir die „Farbenſkizze nach einem morlakiſchen Gedichte“ total verfehlt nennen. Eine alte morlakiſche Fürſtin ſitzt auf einem niedern Divan unter prächtigem Thronhimmel, ſich mit einem Arme auf die Kiſſen ſtützend, mit dem andern eine ihr an der Bruſt ruhende junge Frau umarmend. Zwei andre Damen nahen in einiger Entfernung, die erſte mit ausgeſtreckten verlangenden Armen, die andere ruhig und würdevoll mit einem Knaben an der Hand. — Der Zuſchauer, welcher nicht in Herder's Stimmen der Völker (Werke VII, 138) den Geſang von Milos Cobilich und Vuko Vrankowich geleſen hat, oder den Inhalt in der Erinnerung nicht auf der Stelle ſich vergegenwärtigt, wie es natürlich iſt, da dies Lied wenig bekannt iſt, wird in dieſer Gruppe nur eine Mutter mit ihren heimkehrenden Töchtern erblicken, aber die zur Erklärung nothwendigen Specialitäten bleiben ihm fremd, und er ſieht ohne verſtändige Theilnahme wie einem Schauſpiele in fremder Sprache zu. (Am Ende dieſes Abſchnitts kommen wir noch einmal zurück auf den Fehler der Maler, ihre Stoffe aus wenig bekannten Gedichten zu wählen.)

Mit dem commentirenden Gedichte zur Hand iſt die Erklärung ſchon weit möglicher, obwohl noch immer unzulänglich. Die vom Maler ausgewählten Verſe lauten nämlich:

— Drei Schweſtern kamen
Ihre liebe Mutter zu beſuchen.
. . . . . .
Alle gaben freundlich um die Wette
Sich die erſten Grüſſe; aber ſchleunig
Stimmet Zwietracht unter ihnen, jede
Fänget ihren Ehherrn an zu loben
In dem weißen Pallaſt des Lazaro.
Jelina begann zu rühmen: „Fürſtin,
Einen ſtolzern Mann hat keine Mutter

Je geboren, als meinen Juria.“
Frankowich's Gemahlin: „Einen größern
Mächtigern, berühmtern als mein Vuko,
Hatte keine Mutter.“ Und die Gattin
Gobilich's, die stolze Vukowissa,
Lachte laut und sprach zu ihren Schwestern:
„Höret endlich auf, ihr armen Weiber!
Prahlet mir nicht mehr von eurem Vuko ꝛc.
Aber rühmt mit mir den edlen Milos u. s. w.

Wodurch hat nun der Maler diesen Streit, worauf die ganze Katastrophe der Erzählung beruht, angedeutet? Nur etwas glaubt der Zuschauer zu erkennen, nämlich daß die stolze Frauengestalt mit dem Knaben an der Hand Milos' Gattin ist.

---

10. Von den ernsten, strengen Werken Vendemann's wenden wir uns zu den weicheren, sentimentalen Hübner's. Dieser kunstreiche Maler hat den Kreis seiner Entwickelung noch nicht vollendet, aber mit Freuden erkennen wir aus seinem neueren Werke „Hiob“ den stärksten Fortschritt von der früheren süßlich materialistischen Manier zu einer edlen Anschließung an die höheren geistigen Tendenzen Vendemann's und Lessing's. — Unverkennbar ist der Impuls zu dem „Hiob“ von dem „Jeremias“ gegeben worden, jedoch ist Auffassung und Behandlung original. Hiob ist in Hinsicht der charakteristischen Einheit und künstlerischen Abgeschlossenheit ein glücklicheres Sujet als der Jeremias. Seine Darstellung bezeichnet eine sichere Handlung, der Zuschauer wird auf der Stelle mit des Malers Absicht vertraut und bedarf keiner anstrengenden Forschung, um den Hauptgedanken zu errathen. In der Gruppe des Hiob ist dieser unbedingt die Hauptperson, und die andern Gestalten dienen nur dazu, die Aufmerksamkeit geschärfter auf den Leidenden hinzulenken. Im Jeremias dagegen ist der Prophet zwar allerdings eine bedeutend

hervorragende Erſcheinung, aber die einzelnen Gruppen würden auch ohne ſeine Gegenwart verſtändlich ſein, und umgekehrt er allein ohne ſeine Umgebung. Hier concentrirt ſich der Hauptgedanke nicht vollkommen in der Hauptperſon, was im Hiob der Fall iſt, ſondern die Grundidee iſt über das Ganze vertheilt, und verkettet das Einzelne mit gleichen Ringen, wovon einer nicht bedeutend größer iſt als der andre. Es bedurfte in der That des enormen Talents eines Bendemann, um den Mangel an Einheit bei genauer Anſicht als ſcheinbar erkennen zu laſſen.

„Hiob mit ſeiner Frau und ſeinen Freunden unter den Trümmern ſeines Hauſes liegend," iſt eine Verbildlichung der wunderſchönen Bibelſtelle, wo es heißt: (Cap. 2, 11 flg.) „Da aber die drei Freunde Hiob's höreten all das Unglück, das über ihn kommen war, kamen ſie, ein jeglicher aus ſeinem Ort. Eliphas von Theman, Bildad von Suah und Zophar von Naema. Denn ſie wurden eins, daß ſie kämen, ihn zu klagen und zu tröſten. Und da ſie ihre Augen aufhuben von ferne, kannten ſie ihn nicht. Und huben auf ihre Stimme und weineten, und ein jeglicher zerriß ſein Kleid, und ſprengeten Erde auf ihr Haupt gen Himmel. Und ſaßen mit ihm auf der Erden ſieben Tage und ſieben Nächte, und redeten nichts mit ihm: denn ſie ſahen, daß der Schmerz ſehr groß war." Ein zaubervolles Schweigen ruht geheimnißvoll auf der Gruppe, das ſelbſt die lauten Staunensrufe des Zuſchauers niederdrückt, und ſeine Gedanken weit entfernt in die trüben Tage der Vorzeit ſendet. Herbes Mitleiden flößt die niedergebeugte, in ihren Formen athletiſche Geſtalt Hiob's ein, aber mit ſinniger Wahrheit verräth die nicht unbelebte Carnation und kräftige Muskelbildung, nebſt dem Auge, worin ein letzter Schimmer von Trotz glimmt, die Gefühle des Leidenden und das baldige Aufbrauſen und gottes-

läſterliche Verſichern, daß er ſeine Perſönlichkeit noch nicht aufgegeben hat, und ſie ungerechten Anklagen gegenüber zu vertheidigen Willens iſt. Das ſtille, egoiſtiſche Brüten der Freunde und des Weibes iſt gleichfalls mit tiefer Wahrheit und charakteriſtiſcher Verſchiedenheit dargeſtellt. — Decoration und Färbung, beſonders des Lufttons, ſind etwas kahl und ſchwer, und der Eclat des Bildes würde bedeutend vermehrt worden ſein, wenn Beleuchtung und Helldunkel der Vorſtellung mehr angepaßt wären. Auch könnten wir einige techniſche Nachläſſigkeiten rügen, z. B. die Behandlung des Bartes von Hiob, und die falſche Perſpective in der Zeichnung der Pallaſttrümmer, allein wir legen auf Kleinigkeiten wenig Werth. Der Faltenwurf iſt grandiös behandelt, und die Contouren ſind abgerundet und ſicher.

Von älteren Bildern Hübner's erwähnen wir an dieſer Stelle noch den „Abſchied der Ruth" und „Simſon." Das erſtere Bild erſchien 1830, und iſt jetzt Eigenthum des Kronprinzen von Preußen. In dieſer Darſtellung, die höchſt vollendet im Techniſchen iſt, ſtreift das Sentimentale und Liebliche an die Grenze des widrig Weichen und Kindiſchen. Nur in den religiöſen Bildern Hübner's, von denen wir ſpäter ſprechen werden, iſt dieſe Weichheit übertroffen, aber hier entſchuldigte das Motiv theilweiſe. — Das Sujet iſt aus dem 1. Capitel des Buches Ruth entnommen und ſtellt die Abſchiedsſcene der alten Mutter Naemi von ihren Schwiegertöchtern dar. Weinend und abgewandt entfernt ſich die jüngere Schnur, während Ruth ſich nicht von der Mutter losreißen kann und die Hände auf die Schulter der wehmüthigen und tiefgerührten Frau legt. In dieſer Stellung glaubt man die ſchönen Worte der Bibel aus dem Bilde heraus zu vernehmen. „Rede mir nicht drein, daß ich dich verlaſſen ſollte und von dir umkehren. Wo du hingehſt, da will ich auch

hingehn, wo du bleibeſt, da bleibe ich auch. Dein Volk iſt mein Volk, und dein Gott iſt mein Gott. Wo du ſtirbeſt, da ſterbe ich auch, da will ich auch begraben werden. Der Herr thue mir dies und das, der Tod muß dich und mich ſcheiden.“ Der Ausdruck in dem Benehmen der Alten iſt zu unbeſtimmt, die Züge der Ruth ſind zu affectirt-ſentimental. Die ganze Conception iſt zart und edel, ermangelt jedoch jeder energiſchen Regung, ſelbſt die Decoration der ſchönen Meeresküſte iſt zu matt und ſüß. — In ſeinem „Simſon,“ der den Tempel zerbricht, hat der Künſtler einen ſchweren Kampf zwiſchen der Vorliebe zum Sanften und Sentimentalen und dem überkräftigen Gegenſtande gekämpft. Die Spuren dieſes Kampfes ſind zu bemerkbar, und der Erfolg beſtätigt den alten Spruch: Der Geiſt iſt willig, aber das Fleiſch iſt ſchwach. Als Effectbild iſt die Darſtellung gelungen.

---

11. Th. Hildebrandt von Stettin gehört unſtreitig zu den erſten Meiſtern der Schule; doch ſind ſeine zahlreichen Werke weniger durch fortſchreitende Entwickelung eines beſtimmten Gedankens bemerkbar, als durch äußere Schönheiten. Seine Auffaſſung iſt unbeſtimmt und zufällig, die Wahl der Stoffe eklektiſch, und das Streben nach Effect unbedingt vorherrſchend. Dagegen zeichnet ſich dieſer Meiſter vor Allen durch conciſe, energiſche Zeichnung und glühende, impaſtirte Färbung aus. Die Schönheit der Lichteffecte und das treffliche Arrangement der Gruppen ſind unwiderſtehlich. Wir ſind der Meinung, daß dieſer Künſtler vorzugsweiſe ſich der Manier der neufranzöſiſchen Schule zuneigt, und ſein Talent in Frankreich glänzend anerkannt werden würde, wenn es ihm belieben möchte, die

Pariſer mit ſeinen Producten bekannt zu machen. Man hat die Bemerkung gemacht, daß den ſchönſten Werken Leſſing's und Bendemann's in Paris nicht die Bewunderung gezollt wurde, wie es nach deutſchen Anpreiſungen erwartet werden durfte. Der Grund hiervon lag wirklich nicht darin, weil die Franzoſen Beſſeres gewohnt ſind, ſondern weil ſie ſich, wie auch früher in dieſem Aufſatze angedeutet wurde, an das Auffallende gewöhnt haben. Die tiefpoetiſche Gluth Leſſing's ſowohl, als der philoſophiſche Tiefſinn Bendemann's war ihnen eben ſo unverſtändlich, wie in anderer Beziehung Goethe's Fauſt und unſre ſpeculative Philoſophie. Dieſe Franzoſen verfertigen nie das heilende Lebenselixir in ſeiner erforderlichen Reinheit, ſtets miſchen ſie fremde, heterogene Stoffe mit hinein, die den Geſchmack verderben. Sie wollen das göttliche Licht des Berges Horeb ſchauen, ohne die Schuhe von ihren Füßen zu ziehen; ſie geben dem ernſten Cato von Utika eine Epikureiſche Luſtdirne zur Gefährtin. Während der reine Strahl der Freiheit und Poeſie ihre Stirn beleuchtet, hält die Mode ihr Herz in ſiebenfachen Banden geſchloſſen, und ſie ſind zu ſehr Lebensphiloſophen, um wahre Philoſophen ſein zu können. Der Schein und die glatte Oberfläche genügt ihnen; ſie fühlen kein Verlangen, ſich in den Gluthen der Sonne zu baden, und ſind zufrieden, ihre Strahlen geſchickt aufzufangen

Da wir nicht von allen Bildern Hildebrandt's das Glück der Anſchauung genoſſen, können wir nur von wenigen einige Worte ſagen. „Der ruhende Räuber" (5 F. hoch, 4 F. breit). Die Beine gekreuzt, mit der Büchſe im Arme, ſitzt der kräftige, gebräunte Bandit unter alten Mauertrümmern. Er hat die glühenden Blicke geſenkt, und brütet mißmuthig über ſeinen Zuſtand. Die Erinnerung an Leſſing's Räuber liegt zu nahe.

und iſt dieſe Conception vielleicht auch natürlicher und allgemein verſtändlicher, als die erwähnte Leſſing's, ſo kann ſie doch eigentlich auf den Namen einer Compoſition keinen Anſpruch machen, und überſchreitet kaum die Grenze des Portraits.

„Judith und Holofernes.“ Der Künſtler hat zur Darſtellung den Moment vor der That gewählt, was wir nur billigen können. In dem Schooße der liebreizenden Judith ruht das ſchlummernde Opfer Holofernes mit dem Haupte, während die Mörderin ihn mit der Linken am Haar faßt, und die Rechte nach dem ſeitwärts aufrecht angelehnteſ Schwerte ausſtreckt. In dem Blicke und der Haltung Judith's iſt weibliches Zagen und Bangen, mit wilder Energie und unbeugſamem Fanatismus verbunden, ausgeſprochen. Das Beiwerk iſt theatraliſch pomphaft ausgerüſtet, jedoch von blendend techniſcher Vollendung, wozu ſich eine Rembrandt'ſche herrliche Beleuchtung und harmoniſche Färbung geſellt. Wir haſſen das oft wiederholte Sujet dieſes Bildes, deſſen Tendenz in unſerer Zeit nicht mehr wiederklingt. Will man den Patriotismus, den gerechten Tyrannenmord, das geſteigertſte Hochgefühl des Weibes bildlich verewigen, wozu dieſe Judith, dieſe unkeuſche, befleckte Jüdin wählen? Kennt ihr nicht Charlotte Corday? Aber iſt es eben das Anziehende an dieſen Judithbildern, daß die Phantaſie des Zuſchauers durch die unkeuſche vorhergehende Handlung höher angeregt wird; daß Judith ſo intereſſant iſt, weil ſie dem Manne das Haupt abſchneidet, deſſen Küſſe noch auf ihrem Buſen brennen? Pfui über dieſe ekelhafte Geſchichte, deren Reproducirung keineswegs durch verjährte theologiſche Vorurtheile entſchuldigt werden kann. Malt lieber Venus und Mars, wie Vulkan ihr Rendezvous ſtört, malt Leda und Ju-

piter den Schwan, Danae und den goldenen Regen, oder auch die Suſanne im Bade, aber entweiht eure Pinſel nicht durch unnatürliche Bordell- und Fleiſcherſtücke, zu welchen Darſtellungen der Judith, der Lucretia u. a. gehören, die mit der Prätention der Tugend auftreten, und eine niederträchtige Abnormität der menſchlichen Leidenſchaften in der That zur Schau ſtellen. Eine pſychologiſche Bemerkung, die aber zum Glück nicht ganz neu iſt, können wir hier nicht zurückhalten. Jahrtauſende ſind vergangen, und man hat ſtets Lucretia ein keuſches Weib genannt, und Niemand fiel es ein, zu fragen: Konnte die Schöne nicht vor ihrer Schmach ausführen, was ſie nachher that? Und im Falle dies verneint werden müßte, was natürlich nicht mit Gewißheit geſchehen kann, war es weiblich zart, und den Geſetzen des natürlichen Anſtandes gemäß, ihre Schmach öffentlich in einer ſalbungsvollen Rede einzugeſtehen, und ſich auf theatraliſche Weiſe den Tod zu geben? Und doch ſoll Lucretia ſo delicat und keuſch geweſen ſein, wie Livius berichtet, daß ſie Sorge trug, in einer anſtändigen Poſition hinzuſtürzen. Das Beſte iſt, daß Brutus dieſe Theaterſcene zum Vorwand nahm, das Vaterland von ſeinem Tyrannen zu befreien. — Was die noble Geſchichte der Judith betrifft, ſo ſind wir gern bereit anzuerkennen, daß es dieſem Weibe vielleicht nicht möglich war, auf andere Weiſe, als die in der Bibel erzählte, ihren blutigen Vorſatz auszuführen, — aber trotz dem ſehen wir in ihrer Handlung nur ein unnatürliches Extrem, das auf keine Weiſe pſychologiſch erklärt werden kann. Judith tritt doppelt aus dem Kreiſe der Weiblichkeit, den Vor- und Mitwelt anerkennen, und desbalb kann ihre That weder Bewunderung, noch Liebe, höchſtens Staunen, und verdientermaßen nur Abſcheu erregen. Weil dies Letztere

nun ſo wenig damals*), wie heute bei der Mehrzahl erfolgt iſt, ſo machen wir die Bemerkung, daß kein Vorurtheil ſo abſurd, lächerlich und ſchädlich iſt, das nicht für ſchön, erhaben und nützlich gehalten wird, wenn es Jahrhunderte durch von einer Generation der andern durch Vermittelung der Geiſtlichkeit am Leben erhalten wird. **Fiat applicatio!**

Hildebrandt's „Söhne Eduard's IV. von England" haben des Künſtlers Ruhm bedeutend vergrößert, und mit Recht. Obgleich auch dieſe Compoſition den Eclat als höchſten Gott anerkennt, iſt doch genau Rückſicht auf ſubjective Charakteriſtik und höhere Tendenzen genommen. Die innere Wahrheit vereint ſich mit der äußern Schauſtellung, und beide treten in harmoniſche Verhältniſſe. Das Thema iſt tiefernſt in dunklen Klängen rein durchgeführt und die Variationen ſind beſänftigend zierlich. Kein Herz iſt ſo ſchwarz und abgeſtumpft, das nicht in ſchnellern, ſchmerzlichen Schlägen bei der Erzählung oder dem Anblicke eines Kindermordes pochen würde. Unwiderſtehlich ruht in jeder Bruſt ein Gefühl für Recht, ein Erkennen der Unſchuld; und ein ſchmerzliches Mitleiden regt ſich ſtets, wenn man gewahren muß, daß ein reines, im Wachſen begriffenes Weſen ſchuldlos hingemordet, und der Faden ſeiner Entwickelung gewaltſam durchſchnitten wird. Der Menſch ſtrebt nach Vollendetem, und es thut ihm weh, irgendwie ein Hemmniß der Vollendung zu ſehen. Dies wußten die größten Dichter, und jedes-

---

*) Damals fiel Achior, der Oberſte der Kinder Ammon, Judith, der Wittwe Manaſſe's, von der es heißt: et jucundus factus est Holofernes ad eam, zu Füßen, und betete ſie an: benedicta tu a deo tuo in tabernaculo Jacob: quum in omni gente, quod audierit nomen tuum, magnificabitur super te deus Israel!

mal, wenn ſie das allverbreitete Mitgefühl für die Blüthen der Menſchheit, die Kinder, anregten, durften ſie auf Erfolg rechnen. Homer, Virgil und vor Allen Shakſpeare ſchlugen dieſe Saiten der Menſchlichkeit oft genug an, und die betreffenden Stellen ſind hinreißend und tief ergreifend. Auch die bildenden Künſtler erkannten dieſe Wirkung, und mißbrauchten ſie beinahe. Man erinnere ſich an die tauſendmalige Wiederholung des Chriſtkindes. — Hildebrandt folgt in ſeiner Darſtellung dem ſicherſten Führer: er bildet eine Shakſpeare'ſche Scene nach: die Schilderung von der Ermordung der engliſchen Königskinder Eduard und Richard. Ziemlich getreu folgt er der Beſchreibung des Dichters, in der ſich folgende Stelle auszeichnet:

„Das zarte Paar lag, ſich einander gürtend
Mit den unſchuldigen Alabaſterarmen;
Vier Roſen eines Stengels ihre Lippen,
Die ſich in ihrer Sommerſchönheit küßten u. ſ. f.
(Shakſp. Richard III. Act 4. Sc. 3.)

In dem Bilde ruht der zwölfjährige Eduard auf der linken Wange; und das lieblich unſchuldige Antlitz des kleinen Richard drückt ſich nahe an ſein Geſicht. Eduard's Züge verrathen ſchon das ſtörende Hineinragen des verneinenden Fatums in den ſtillen Frieden der Kindheit; die Spinne unglücklicher Ahnung hat ihr dunkles Netz ſchon über ſein Auge gezogen. Der jüngere Richard ſchlummert dagegen mit dem ſeligen Gefühle der Bewußtloſigkeit, es iſt die junge Blume im träumeriſchen Erwachen. Gelang dem Maler die Andeutung dieſer charakteriſtiſchen Antitheſen in den kindlichen Zügen vortrefflich, ſo iſt dies nicht weniger in Bezug auf die beiden Mördergeſtalten der Fall. An der Seite des Lagers lauert ein wildes, faltenreiches Geſicht mit deutlichen Kennzeichen der Verworfenheit und Gewohnheit des Mordens, aber dennoch nicht ganz

ohne Spuren des Schreckens und Mitleidens. Matt und verwirrt iſt der Blick dieſes Mörders, und ſeine Hände klammern ſich krampfhaft in das Mordwerkzeug, ein Kiſſen zum Erſticken. Mit weniger unbeugſamer Rohheit und deutlichem Mitleiden in den Zügen iſt der zweite Mörder im Hintergrunde gezeichnet. Mit einer Hand faßt er nach dem Griffe des Schwertes, mit der andern ſchiebt er den Bettvorhang zur Seite. Die entſchiedenſten Gegenſätze von Licht und Schatten, und die kühnſten Uebergänge üben eine magiſche Wirkung auf den Zuſchauer aus. Ueberhaupt iſt Conception und techniſche Ausführung dieſes herrlichen Bildes von höchſter Vollendung, und der ſtaunenswertheſte Fleiß von der erſten Anlage bis zur letzten Laſur unverkennbar.

---

12. In den Ausſtellungen der düſſeldorfer Akademie iſt das weibliche Nackte eine verbotene oder nicht vorräthige Waare, gleichſam als wenn die Zuſchauer aus Nonnen oder Pietiſten beſtänden. Die armen Künſtler bedürfen eigentlich gar keiner lebenden Mädchenmodelle, und ihre anatomiſchen Lehrcurſe können füglich Darſtellungen des weiblichen Körpers ausſchließen. Nur Herr Sohn macht in dieſer Hinſicht eine herrliche Ausnahme, und das iſt brav von ihm. — Karl Sohn iſt Senſualiſt, und hat von der Aeſthetik des Fleiſches eben ſo geläuterte Begriffe, wie Leſſing und Bendemann von der des Herzens und Geiſtes. Sein Schmelz der Carnation und lebensfriſche Sinnlichkeit ſind anerkannt, und dies um ſo mehr, da er, wie geſagt, einſam in der Darſtellung reizender Scenen ſteht. Unſre Zeit iſt theoretiſch äußerſt ſittlich geworden, ſie liebt weder ſchlüpfrige Bilder, noch Beſchreibungen, oder will

zum Mindeſten ihr Behagen nicht eingeſtehen. Sogar die junge Generation iſt im Allgemeinen weit züchtiger und wahrhaft delicater, als es z. B. am Ende des vorigen Jahrhunderts der Fall war. Das Streben der jungen franzöſiſchen und deutſchen Romantiker wird bisweilen im falſchen Lichte beſehen, wenn man ihm eine Tendenz zur Luſtaufregung unterſtellt. Die Sonde des Verſtandes und der Philoſophie iſt auch in die Thierheit des Menſchen gedrungen, entblößt ſie ohne falſche Scham, um wahre Scham vor der Unnatur zu erwecken, und dies Benehmen kann nur von Unverſtändigen und Heuchlern als Verführungsgift erkannt werden. Es würde uns nicht ſchwer werden, dieſe Wahrheit mit Beiſpielen zu bekräftigen, wenn es an dieſem Orte nicht unſtatthaft wäre.

Sohn's berühmtes Gemälde „Hylas" iſt bekanntlich der griechiſchen Mythologie entnommen. Drei ſchöne Nymphen bemühen ſich, den Jüngling, einen Liebling des Hercules, in die kryſtallenen Fluthen hinabzuziehen. Hylas ſitzt mit einem Waſchgefäße in der Hand am Uferabhange, und ſein linkes nacktes Bein gleitet hinab, während er das rechte auf den Boden ſtemmt. Seine Hüfte umſchließt ein feines Gewand. Der Ton ſeines Fleiſches iſt golden und männlich, vom ſchönſten Impaſto, die Carnation der Nymphen aber voll ſilberner Klarheit und lebenswarmer Friſche. Leicht konnte der Künſtler, von dem lüſternen Motive verführt, ins Weichliche fallen, allein Formen und Colorit duften von energiſchem Leben und unſchuldiger Glut. Gruppirung und Charakteriſtik der Nymphen zeugen gleichfalls von ernſten Studien: mit ſchmachtend hinreiſſender Sehnſucht wendet die erſte ihre ſanften Blicke auf den Jüngling, den ſie mit einem Arme umſchließt, und mit der andern Hand das wallende Goldhaar anmuthig wiegt. Die zweite,

mit ſchwarzen Seidenhaaren, ſtreckt beide Arme leidenſchaftlich nach dem Jüngling aus, und die dritte endlich, welche dem Zuſchauer einen blendenden Rücken zuwendet, zieht den Halberſchrockenen an dem herabhängenden Fuße.

Das „Bad der Diana" zeigt nicht ganz dieſelbe ideale Formreinheit und Energie der Zeichnung. Auch die Compoſition iſt etwas trocken, und die Charakteriſtik in weniger ſcharfen Zügen ausgeſprochen. Die keuſche Göttin, mit dem ſilbernen Halbmonde als Symbol auf dem Haupte, ſteht majeſtätiſch aufgerichtet im Vordergrunde und hat die Rechte, ſtolz abweiſend, gegen den unſichtbaren Aktaeon erhoben. Aus den rein modellirten Geſichtszügen ſpricht weder kleinliche Ueberraſchung, noch häßliche Entrüſtung; der ſichtbare edle Zorn vermag die ſtrenge Schönheitslinie nicht im Mindeſten zu verdunkeln, trägt im Gegentheil dazu bei, das Erhabene und ſittlich Reine ihrer ganzen Erſcheinung noch zu vermehren. Bis zum Gürtel iſt das Götterweib entblößt, und zeigt dem Beſchauer einen jungfräulichen, faſt crüden Buſen im reinſten Silberton des Fleiſches; weniger ſchön ſind Schultern und Arme, wogegen der ſichtbare Theil des Leibes und der Hüften in den zarteſten Schwingungen der Linien modellirt iſt. Von den Hüften ab fällt ein blauer, mit ſilbernen Sternen geſchmückter Mantel, und wird von ihrer linken Hand gehalten. — Nahm der Maler zum Vorbilde dieſer edlen Geſtalt ſeine keuſcheſten Gedanken und die Antike, ſo darf es ihm nicht mißdeutet werden, wenn er, ſchon des Contraſtes wegen, für die Darſtellung der Nymphen fleiſchliche Modelle wählte. Jedoch hätte die Wahl dieſer allerdings ſorgfältiger ſein ſollen, aber dazu bedurfte es vielleicht eines andern Aufenthaltsortes. — Der Nymphen ſind drei, worunter eine im Ausdruck ziemlich Gleichgültige bereits

mit den Füßen im Waſſer ſteht; die zweite, eine Brunette von hoher Schönheit, ſteht mit eilig übergeworfenem Gewande in vorgebeugter, ängſtlich-lauſchender Stellung; die dritte endlich, eine delicate Blondine, drückt ihren nackten, ſinnlich-ſchönen Leib furchtſam an die Göttin, und iſt aus Schrecken in's Knie geſunken.

In den „beiden Leonoren" verläßt Sohn das Gebiet der Mythe, um das der Poeſie zu betreten. Wir können nicht ſagen, daß der Künſtler ſich hier mit gleicher Gewandtheit bewegt, erkennen aber immerhin ein geläutertes äſthetiſches Gefühl, das ſeine Motive zu wählen, und mit Delicateſſe auszuführen weiß. Die beiden Damen ſtehen auf einem offenen Balcon, und ſind etwas bunt gekleidet. Das Gewand der Prinzeſſin iſt gelb mit dunkelrothem Ueberkleide, ihre Freundin trägt ein Mieder und weiße, hängende Aermel. Dieſe Farbenwahl iſt unpaſſend und harmonirt weder mit der Situation, noch dem charakteriſtiſchen Ausdruck der Züge. Die Prinzeſſin ſieht wehmüthig, trübe und mißgeſtimmt aus, den Zügen der Gräfin gebricht jedoch ein beſtimmter Ausdruck, und namentlich das ſchöne Geiſtesfeuer, das aus jedem Worte des Goethe'ſchen Gedichtes durchleuchtet. Es iſt dieſem Bilde unleugbar ſehr nachtheilig, daß der Künſtler keine eigentliche Gruppe darſtellte, und nur zwei Portraits lieferte, welche den Originalen in ihrer hohen Vortrefflichkeit nicht in allen Zügen ähneln. Färbung und Beleuchtung des Gemäldes ſind mit zarter Delicateſſe und meiſterlicher Vollendung ausgeführt.

„Das Urtheil des Paris" übertrifft wo möglich durch friſches Leben und Wärme der Carnation ſelbſt den Hylas, und was Andere an dem Bilde tadeln möchten, daß es nämlich die ſtrenge Zeichnung der Antike verlaſſe, und das Modell

erkennen laſſe, rechnen wir zu einem großen Vorzuge und Fortſchritte. Nachbildung der Natur in all ihren Nuancen iſt nur da verwerflich, wo dem Künſtler das reine Ideal nicht in der innern Anſchauung ruht; wenn aber der Künſtler mit den Geſetzen des Schönen vertraut iſt, ſo wird er eine Abnormität gleich bemerken, und ſie nicht wiedergeben. Man ſieht das Unkraut in einem Blumengarten, will man aber Blumen zu einem Kranze winden, ſo wird es nicht mit abgebrochen. — Wir können uns nicht überzeugen, daß in der Formation und Haltung der drei Göttinnen etwas Gemeines und Bordellartiges liege, wie es geſagt worden iſt, und finden die Stellungen derſelben ganz natürlich und menſchlich, da wir nichts Göttliches in einer Situation ſuchen wollen, die dem Materiellen entnommen iſt. Eine friſchere und belebtere Sinnlichkeit kann nicht gefühlt werden, und fehlt es auch hier und da den Formen an plaſtiſcher Abrundung und perſpectiviſcher Haltung, ſo zeigen die Motive dagegen von keiner ſpröden Kälte und Erſtarrung, die unſre Gefühle bei Erblickung von plaſtiſchen Schulproducten widerlich afficiren. Denkt euch ſtatt der Göttinnen drei hübſche, von Leben ſtrotzende Frauen, und eure Pedanterie und Angſt über Parodie des Idealen verſchwindet. Wir unſrerſeits möchten an dieſem Bilde tadeln, daß der zimperlichen Delicateſſe unſerer Zeit zu viel nachgegeben iſt. Es gefällt uns nicht, daß Juno aus läppiſchen Gründen ſitzend dargeſtellt, und Venus von den Hüften ab verhüllt iſt.

„Romeo und Julie“ bildet eines der ſchönſten Blätter in dem Lorbeerkranze des Künſtlers. Da ſich in dieſem Sujet keine Gelegenheit bot, die friſchſprudelnde Sinnlichkeit durch den Reiz des Nackten und verführeriſcher Situationen auszuſprechen, ſo nahm der Künſtler ſeine Zuflucht zu dem Auge,

um das glühendſte Liebeleben darzuſtellen. Das Gemälde ſtellt die Abſchiedsſcene nach einer durchſchwelgten Liebesnacht vor, und der Maler wußte mit überraſchender Naturtreue die ſelige Vergangenheit durch die trübe Gegenwart des Scheidens durchblicken zu laſſen. Julie iſt von dem Arme Romeo's, der bereits über das Geländer geſtiegen iſt, umſchlungen, und hat ihren blendenden runden Arm um ſeinen Hals gelegt. Ihr Knie ruht auf einem Fußſchemmel, und das unendlich liebliche Antlitz, in welchem ungeſtillte Sehnſucht und ſüße Erinnerung des genoſſenen Liebesrauſches ausgedrückt ſind, iſt etwas zurückgebogen, wodurch der wallende Buſen in eine bemerkbarere Lage geräth. Romeo's Auge iſt trübe, und mit tiefer Rührung fühlt er die Schmerzen des Abſchiedes, und ſcheint das blutige, ſchwarze Schickſal, das ihn erwartet, zu ahnen. — Colorit und Verkürzungen des Bildes ſind vortrefflich, und die Beleuchtung vermittelſt Morgenlicht und Lampenſchimmer wenigſtens überraſchend.

---

13 E. Steinbrück gehört zu den reich begabten, aber weichen Naturen mit den ſchönſten Anſichten und Vorſätzen, aber Ueberſchätzung der materiellen Kraft. Aus Mangel an Energie und Conſequenz bildet ſich bei ihnen ein vager Eklekticismus, und die Wahl ihrer Motive wird nicht von einer geläuterten Intuition, ſondern vom Zufalle geleitet. Das Sentimentale und Schwärmeriſch-Gemüthliche zieht Steinbruck vor Allem an, und der Trieb, die myſtiſchen und zarten Fäden der romantiſchen Märchenwelt auf der Leinwand zu feſſeln, verführen ihn zur Grenzüberſchreitung ſeiner Kunſt. Ohne Beute und voll Irrthümer muß er aus dem Reiche des Phantaſtiſchen und

Körperloſen, das ſich kaum mit Worten beſchreiben, aber nie mit ſinnlichen Farben wiedergeben läßt, zurückkehren. Man denke an ſeine „Elfen“ nach Tieck. In ſeinem Bilde: „Hagar mit Ismael in der Wüſte“ iſt die Mutterliebe mit wehmüthigem Gefühle und auflöſender Weichheit dargeſtellt. Die Conturen nähern ſich den hagern Entſagungsgliedern des Mittelalters, während der Ausdruck der Züge aus der neueſten Jammer- und Verdrußpoeſie entlehnt iſt. Der Luftton des Bildes iſt grau und bleiern, als Gegenſatz zu dem emporgerichteten hoffnungsgläubigen Blicke der Verſtoßenen, in deren Schooße das verſchmachtende Kindlein ruht. Das Haupt des letztern wird ſorgſam von ihrer Rechten geſtützt, und der linke Arm ſchmiegt ſich um den welken Körper. — Der Künſtler hat dieſelbe Situation mit etwas veränderter Decoration in ſeiner „Genovefa“ wiederholt. Hier iſt die liebende, leidende Mutter mit demſelben frommen und hoffenden Blicke, ohne Stolz und Kraft in wehmüthiger Hingebung dargeſtellt. Die Züge ſind allerdings naturwahr, ſchön und ſolle, jedoch ohne reine Erhebung und mütterliche Kraft und Ausdauer. So geht die Tendenz des ſchönen Mährchens: energiſche Duldung und Standhaftigkeit in verſchwimmender Sentimentalität verloren. Genovefa ſitzt im Walde an einen Baumſtamm gelehnt, und hält das neugeborne nackte Kind zwiſchen den Knieen. Hinter ihr kommt die rettende Hirſchkuh aus dem Gehölze. — Höher ſtellen wir Steinbrück's Gemälde: „Thisbe, an der Mauerſpalte horchend.“ Hier verbindet ſich dem Sentimentalen eine gewiße Doſis Natürlichkeit, und ſelbſt ein mäßiger Grad von friſcher Sinnlichkeit ſpricht aus dem glänzenden nackten Rücken und den Armen des Mädchens. Vor der geſprungenen Mauer iſt ein Brunnen abgebildet, zu dem Thisbe mit einem

Gefäße in der Hand geben wollte. Mit ihrer linken Seite lehnt sie an die Mauer, und ihr reizendes Köpfchen ist mit unendlicher Anmuth lauschend niedergebeugt. Die Formen der Jungfrau sind schlank und lieblich, und ihre griechische Kleidung ist sehr zierlich und geschmackvoll. Das rothe Gewand ist über der Hüfte umgerollt, und Füße und Oberkörper sind entblößt.

---

14. In H. Stilke's Bildern ist die Farbe vorherrschend, und die gedankenreiche Composition nur bedingungsweise berücksichtigt. Ein frisches, historisches Leben, imposante Scenen des Mittelalters, in denen die Federbüsche wehen, Helme und Harnische glizern und lebhafte Farben hervorstechen, gehören vorzugsweise zur Wahl des routinirten Künstlers, der mit unbeschreiblichem Fleiße seinen Werken technische Vollendung ertheilt. Nur Zweierlei ist bei dieser Neigung zu bedauern: erstens, daß der Künstler in der Wahl seiner Sujets leichtsinnig ist, und das Augenfällige und Pomphafte dem Sinnigen und Natürlichen vorzieht, und zum Andern in der Technik das Geleckte und Manierirte nicht vermeidet. — Die historischen Bilder Stilke's gemahnen uns an die einladenden Titel gewisser Romane, deren Inhalt durchaus nicht den großen Erwartungen, welche durch die Titel erregt wurden, entspricht. Die Katalogüberschriften der Bilder Stilke's sind poetisch-romantisch, z. B. „die Kreuzfahrer auf der Morgenwacht," „die Pilger in der Wüste," „Kaiser Maximilian auf der Martinswand," „des Kaisers Otto rebellischer Sohn umfaßt in Reue des Vaters Kniee," „Johanna von Orleans im Gebete," „Vertreibung der

letzten ſyriſchen Chriſten durch die Türken," „Chriſtenſclavinnen beim Feſt der Odalisken." Wir lieben ſolche prätentiöſe Darſtellungen nicht, welche die menſchlichen Leidenſchaften nur an ihrer Oberfläche ſtreifen, und dem Gefälligen und Auffallenden das Wahre und Ergreifende opfern. Das Hauptmotiv der franzöſiſchen Schule: Effecterregung, deſſen Nachahmung im gewiſſen Sinne wir oben Hildebrandt zum Vorwurf machten, tritt bei Stilke augenſcheinlich hervor, und verdunkelt ſeine beſſeren Eigenſchaften.

Wohl das bedeutendſte und ſchönſte Bild Stilke's iſt: „die Pilger in der Wüſte." Gebückt und mit bloßem Haupte ſitzt ein Pilgergreis mit verzweifelnder Miene auf dem Boden; an ſeine Seite ſchmiegt ſich ſeine Tochter und ſtarrt mit apathiſchem Ausdrucke vor ſich hin, indem ſie über dem Knie des Vaters die Hände gefaltet hat. Auf der andern Seite krümmt ſich ein kleiner Mulatte im Todesſchmerze, während ein hinter dem Alten aufrechtſtehender Ritter ſeine Blicke weit in die Ferne ſendet und dort Rettung zu gewahren ſcheint. Dieſe letztere Situation iſt unzweifelbar ſehr fehlerhaft, da der Zuſchauer nichts von dieſem erlöſenden Zeichen gewahrt, und in jedem hiſtoriſchen Bilde ein Abgeſchloſſenes dargeſtellt werden ſoll. Auf dieſe Art wird der Zuſchauer ſo arg getäuſcht, wie der Ritter, deſſen Blicke vermuthlich andeuten ſollen, daß er eine Fata Morgana ſieht. Als Seitenſtück zu dem Mulatten liegen im Hintergrunde zwei todte Roſſe. Worauf es in dieſem Bilde ſehr ankam, um die Handlung zu erklären: nämlich die Darſtellung der Naturphänomene, das iſt dem Künſtler möglichſt gelungen. Die Sandhügel der Wüſte, in denen der Samum mit ſeinem tödtlichen Hauche wühlt, die glühende Atmoſphäre u. ſ. w. ſind mit herrlicher Technik dargeſtellt.

In dem kleinen lieblichen Bilde: „die Kreuzfahrer auf der Morgenwacht“ tritt ein glänzend gebarnischter Ritter auf den Hügeldamm, und schaut mit sehnenden Blicken in das heilige Land hinaus, während seine Gefährten noch im Schlafe auf ihren Mänteln liegen oder beten. Die Situation ist höchst poetisch und anziehend.

„Der heilige Georg mit der Siegesfahne“ und „Kaiser Max auf der Martinswand“ sind beide ziemlich unbedeutend. Namentlich sehen auf dem letztern Bilde die tyroler Bergkuppen und Abgründe gar nicht gefährlich und schauderhaft aus, theils aus Mangel an Haltung, theils aus verfehlter Zusammenwirkung. Der letzte Ritter erscheint analog den Bergen und Schlünden ziemlich winzig.

Das Antlitz der betenden „Johanna von Orleans“ ist zum Verlieben reizend und von jungfräulicher Reinheit; allein die schwärmerische Gluth der Inspiration fehlt dem großen Auge, und energische Kraft und Fülle den schlanken, zarten Gliedern. Colorit und Beiwerke sind von blendender Pracht und Schönheit, so wie die gut gezeichneten Unterbilder und der kostbare Goldrahmen dies Gemälde zu einem herrlichen Prunkstücke machen.

Die „Christensclavinnen beim Fest der Odalisken“ werden viele Liebhaber finden, da es ihrer Schönheit nicht schadet, wenn sie in theatralischen Attituden sich vorstellen. Wir haben zu wenig von ihnen gesehen, um ein Urtheil abgeben zu können.

---

15. H. Mücke theilt die technische Gewandtheit, klare, lebhafte Färbung und durchdachte Composition mit den ersten Meistern der Schule, und besitzt außerdem ein bedeutendes

Talent zur Freskomalerei, in welcher die hiesigen Künstler lange nicht auf gleicher Stufe mit den Münchnern stehen.

Allein auch Mücke huldigt gleich Stilke und den meisten jungen Künstlern in der Wahl seiner Darstellungen einer eklektischen Manier, die ihn oft zu Mißgriffen verleitet. Wir glauben die richtige Bezeichnung für diesen Styl gefunden zu haben, wenn wir ihn unbestimmt romantisch nennen; das Sinnige der mittelalterlichen Mystik ist unverstanden, oder es fehlt an den Mitteln zur getreuen Reproducirung, und die einfache Klarheit und Größe der classischen Anschauung wird aus falschen Gründen für unpassend gehalten. Zu einer Verbindung des Tiefsinnigen und Großartigen, worin das Geheimniß der großen Meister aller Zeiten bestand, kommt es bei diesem Cultus des Prangenden nicht, und die Quintessenz der meisten romantischen Darstellungen des Mittelalters besteht häufig nur in einer geschmackvollen Decorationsausschmückung von Helmen, Federbüschen, Hermelinmänteln, Hellebarden, Thronsesseln u. s. f.

„Eginhard und Emma" ist doch ein zu bekannter und was schlimmer ist, ein unmalerischer Gegenstand. Wir haben stets mit Vergnügen an die liebevolle Handlung der starkschenklichen Kaisertochter gedacht, aber eine bildliche Darstellung benimmt alle Illusion von zarter Liebe und kann nur lächerlich oder gar widerlich sein. — Gegen die „Pfalzgräfin Genoveva mit Schmerzenreich im Kerker" haben wir zwar hinsichtlich des Sujets nichts einzuwenden, aber das Sujet ist leider ganz verbraucht und deshalb wirkungslos. In diesem Bilde liegt das liebliche Kind Schmerzenreich auf dem Boden und reckt seine zarten Aermchen nach der Mutter empor. Diese kniet vor dem Liebling und ringt in Verzweiflung die Hände. Dies Motiv empfiehlt sich durch geschmackvolle Anordnung, und verdient den Vorzug vor den

Steinbrück'ſchen. Die lebhafte Behandlung und glänzende Färbung harmonirt jedoch nicht mit dem Motive. — „Kaiſer Barbaroſſa und Gela“ iſt eine kalte, unbedeutende Compoſition, deren Motiv zu fremd und geſucht erſcheint. Kaum vermögen das prächtigſte Colorit und die miniaturartige Behandlung der Beiwerke den Mangel einer höhern und verſtändlichen Charakteriſtik zu erſetzen.

---

16. In Chriſtian Köhler erblicken wir ein ſtrebendes, ernſtes Talent, dem die Befähigung zu einer bedeutenden Stelle im Kunſtgebiete nicht abzuſprechen iſt, das aber bis heute nicht ganz von den Schlacken des Materiellen ſich zu löſen vermag. Mit einer kräftigen Liebe zum Schönen und Anmuthigen und einer ſeltenen techniſchen Gewandtheit ausgerüſtet, glaubt Köhler das Recht zu haben, goldne Früchte von den höchſten Zweigen des Kunſtbaumes abzubrechen. Aber ſeine Flügel tragen ihn nicht zur gewünſchten Höhe, und er tritt nicht immer mit einem hochzeitlichen Kleide in den Feſtſaal. Abgeſehen von der innern Verſchiedenheit, paralleliſiren wir die Conceptionen Bendemann's z. B. und Köhler's mit den Kunſtwerken der Raphaeliſchen und Rubenſchen Schule. Wie es dem Flamänder nie gelang, die großartige Anſchauung, die zarte, ſichere Ausführung des Römers wiederzugeben, und ſeine Compoſitionen meiſtens geſucht allegoriſch, ſeine Geſtalten zwar lieblich und ſchön, aber derb materiell ſind, ſo findet eine ähnliche Verſchiedenheit zwiſchen Bendemann's und Köhler's Werken ſtatt. Köhler's Frauengeſtalten z. B. ſind ſinnlich anmuthig, aber wenig Züge verrathen das höhere Ideal, den zarten Duft geiſtiger Weiblichkeit, und dies fällt um ſo mehr auf, da gerade die Wahl ſeiner Motive das Letztere abſolut bedingt. Seine Gruppirung iſt einfach und verſtändig, aber

das Enſemble erſcheint kahl und trocken; die friſchen Tinten der Gewandung disharmoniren oft mit dem ernſten Motive, und die Zeichnung, obwohl häufig correct und grandios, iſt zuweilen unbeholfen und ängſtlich.

In der „Rebekka am Brunnen," iſt die Anordnung der Gruppe gefällig und einfach, die Farbe klar und prangend, der Ausdruck etwas weichlich und ſinnlich ſentimental. — Die „Findung Moſis" zeichnet ſich durch eine complicirtere, aber ſehr durchdachte Gruppirung aus, und ſelbſt der charakteriſtiſche Ausdruck in den Zügen der Prinzeſſin und der neugierig hinzutretenden Weiber und Mädchen iſt untadelhaft und von reiner Natürlichkeit. Von großer Wirkung in dieſem Bilde iſt auch die ſchöne Landſchaft im Hintergrunde, die von nicht gewöhnlicher Kenntniß der Perſpective und Haltung zeugt. — Weniger gefällt uns: „Mirjam's Lobgeſang nach Israel's Meeresdurchgang." — Köhler verſteht es nicht, ſeinen weiblichen Geſtalten die nöthige Verſchiedenheit und Abwechſelung zu ertheilen. Dies fällt beſonders unangenehm bei der Betrachtung der Mirjam und ihrer Gefährtinnen auf, deren friſche, runde Pausbacken, kleine, gedrungene Geſtalten und flamändiſches Embonpoint unſre Illuſion nicht wenig ſtört. Außerdem müſſen wir die Wahl des Sujets verwerfen, weil uns nichts widerlicher iſt als eine gemalte Sängerin oder Tambourinſchlägerin Es wird uns unheimlich, wenn wir eine Zeitlang vor einem ſolchen Bilde ſtanden, und ſich kein Laut vernehmen läßt. Auch die Linearperſpective ſcheint uns nicht gehörig beobachtet zu ſein, denn Aaron und Moſes auf dem Hügel im Hintergrunde und die marſchirenden Juden im Meere bilden zu den fetten Geſtalten der drei Frauen im Vordergrunde ein unförmliches Verhältniß, etwa wie kleine Purzelmännchen zu erwachſenen Kindern. — Mit Recht iſt auch be-

merkt worden, daß Gewandung und Colorit zu theatraliſch und bunt ſind, und wir möchten noch hinzufügen, daß auch die Gruppirung ungefällig ſymmetriſch iſt.

Das neueſte Gemälde Köhler's: „die Poeſie" iſt eine ſymboliſche Perſonification eines Abſtract-Gedachten. Es thut uns leid, den Künſtler auf ſolche Abwege gerathen zu ſehen, denn wer weiß, daß das lebendige, biegſame, unerſchöpfliche Wort nie ein Abſtractes bis in's Detail kennbar wiederzugeben vermag, muß natürlich über den lächerlichen Verſuch erſtaunen, das Unweſentliche in körperliche Formen zu zwängen. Jede Allegorie iſt häufig weiter nichts als eine unverſtändliche Spielerei. Doch, abgeſehen von dem Unmöglichen der Conception, wie iſt die vorliegende Auffaſſung des Künſtlers? Man höre und erſtaune: Die Poeſie ſitzt — wahrhaftig, ſie ſitzt, obwohl ſie Flügel hat, und ſie ſitzt auf Wolken hoch über der finſtern Erde. Die Poeſie hat eine Lyra unberührt neben ſich, dagegen hält ſie in der Linken ein Buch, und in der Rechten einen Griffel. Ein Buch und ein Griffel und die Poeſie auf Wolken — pedantiſcher Schauder kältet unſer Herz, und verdrießliches Mitleid erfaßt uns. Zum Glück ſchreibt die Poeſie aber nicht, ſondern ſie wendet das wirklich ſchöne Haupt gen Himmel, und ſucht dort große Gedanken. Der Blick ihres Auges iſt klar, innig, trunken und ſehnſüchtig, aber nicht ideal. Wir leſen darin das ſeligſte Entzücken der Sinnlichkeit in dem himmliſchen Augenblicke der vollen Befriedigung, wenn die Organe des Leibes ſich bis zur Geiſtigkeit ſchärfen und der Geiſt in ſinnlicher Trunkenheit ſich mit dem Leibe vermiſcht. Gott und die Berliner mögen uns dieſe Profanation verzeihen, allein wir glauben unſer Urtheil zur Genüge frei ausgebildet zu haben, um nicht etwas in ein Bild hinein — ſondern nur herauszuleſen. — Aus welchen

Farben würden die Leſer das Gewand der Poeſie ſich wählen? Vielleicht aus der klaren Azurfarbe des Himmels, verbunden mit dem Weiß der Unſchuld, um anzudeuten, daß auch die Poeſie ſich ſelbſt unbewußt iſt; oder aus dem zarten Roſa der Morgenröthe und dem ſtrahlenden Gold der Sonne? Herr Köhler hat einen andern Geſchmack und hat die Poeſie in die Farben der Schlangenhaut und des Blutes gekleidet: das Obergewand iſt olivengrün, und das Unterkleid dunkelroth. Nun, wir wünſchen ihm Glück dazu und hoffen, daß die Auffaſſung ſeiner zukünftigen Bilder der wundervollen Technick analoger und frei von Autoritätsglauben (die getadelte Poeſie erinnert in ihrer Haltung gar ſehr an die Raphaeliſche) ſein möchte.

---

17. Die „Charitas" des Directors M. Schadow wurde von K. Gutzkow eine Mutter der Fruchtbarkeit genannt; dieſem ſpöttiſchen Vorwurfe wiſſen wir, da das Factum nicht wohl beſtritten werden kann, nichts Anderes zu entgegnen, als daß man in gewiſſen Dingen des Guten nicht zu viel thun kann. Und es kann nicht geleugnet werden, daß die vier dargeſtellten Kleinen allerliebſt und unübertrefflich reizend ſind, auf ihre Weiſe ebenſo ſehr wie die Mutter, an welcher jedenfalls keine Folgen der Fruchtbarkeit bemerkbar ſind. Mit gelb und rothem Gewande bekleidet, ſitzt ſie in einer reichen Landſchaft unter einem Baume, an dem ein grüner Teppich aufgehängt iſt, und umſchließt voll Zärtlichkeit und Muttermilde mit beiden Armen ihre Kinder. Ein kleines halbwaches träumendes Kindchen mit einem Epheukranze im Haar ruht in ihrem Schooße; eine kleine Sylphide iſt links ſchmeichelnd ihr genaht; das dritte Kind, ein blondlockiger Knabe, kniet rechts auf ihrem Schooße und iſt

bemüht mit kindiſcher Eiferſucht die Aufmerkſamkeit der Mutter allein auf ſich zu lenken, während ſein hinter ihm ſtehendes ſchwarzhaariges Brüderchen liebevoll ſeine Schultern berührt.

Dies Bild iſt des Directors der Schule vollkommen würdig und vereint in ſich den lieblichſten Zauber geſchmackvoller Compoſition, klarer und zugleich impaſtirter Färbung. Ueber alle Beſchreibung ſchön iſt die Behandlung der Carnation in ihren verſchiedenen Abſtufungen vom milchigen Fleiſche des Säuglings, und der **morbidezza** des jugendlichen Mädchens bis zum roſig durchſichtigen Fleiſche der gereiften Schönheit.

Es thut uns leid, nur dies eine Bild Schadow's an dieſer Stelle erwähnen zu können, und die Hauptleiſtungen des verdienſtvollen Künſtlers an einem uns minder lieben Orte beſprechen zu müſſen.

---

18. Ein ſchönes Bild, gleich vortrefflich in Intention als Ausführung iſt Plüddemann's: „Kaiſer Karl der Große mit dem Biſchof Turpin zur Seite vor der Leiche Roland's.“ Die alte Hoheit und Wehmuth der Volksſage ſpricht in kräftigem Ausdruck aus den Zügen des Kaiſers und der Geſtalt des todten Helden. Ein würdiger Stoff iſt hier mit warmer Liebe in's Leben getreten.

Plüddemann's „Columbus beim Anblicke der neuen Welt“ iſt eines jener verführeriſchen Motive, welche durch ihre Reize anlocken und der brünſtigen Umarmung täuſchend entfliehen. Vor dem innern Blicke des Künſtlers ſtrahlte wohl das Bild eines feierlich gehobenen, und mit Recht würdig ſtolzen Columbus, und doch erſcheint uns, vermittelſt der Transaction der feurigen Herzensfarben in die trüben irdiſchen, in der Darſtellung nur

ein demüthig dankendes betendes Weſen, deſſen Energie ſich aufgelöſt hat in weichliche Beſcheidenheit. Beſſer gelang dem Künſtler der Ausdruck der Freude in den Matroſengeſtalten, weil ſie hier materieller und durch äußere Handlungen erläutert dargeſtellt werden konnte. Einige dieſer markig gezeichneten Weſen werfen ſich abbittend vor dem am Maſte gelehnten Columbus nieder, Andere drängen ſich nach vorn, ſuchen die Maſten zu erklimmen, um das verheißene Eldorado zu erblicken, ſtürzen ſich einander in die Arme u. ſ. w.

---

19. Darſtellungen wie H. Kretſchmar's „Wallenſtein und Seni" ſind für unſere Epoche noch zu frühzeitig; hier kömmt es einzig auf den charakteriſtiſchen Ausdruck an, ohne daß motivirende Handlung mit eingeflochten wäre. Gegenwärtige Handlung iſt aber Grundbedingung für ein charakteriſtiſches Lebensbild. Der Maler darf ſich nicht auf gleiche Stufe mit dem Dichter ſtellen; wenn es dieſem oft Vortheil bringt, Vergangenheit oder Zukunft ahnen zu laſſen, ſo gibt der Maler in gleichem Falle immer nur ein unvollkommenes Bruchſtück. Scenen wie die erwähnte von Sohn: die beiden Leonoren (und wir fürchten auch deſſelben Malers Taſſo), und dieſer Wallenſtein können nur auf wenige Eingeweihte Eindruck machen, welche nicht nach dem Leibe, nur nach dem Geiſte auch in der mangelhafteſten Form verlangen. Doch um ſo ſchwieriger iſt es, ihren Anſprüchen auf geiſtige Reinheit zu genügen, und Kretſchmar hat dies in ſeinem Wallenſtein nicht vermocht. Sein Friedländer, obwohl ein Phantaſiebild, erreicht nicht im Entfernteſten die Hoheit und Energie des Helden, wie er wirklich war. Ausdrucksvoller iſt Seni mit langem, weißem Barte; aber dieſe

Greiſesgeſtalten ſind traditionell geworden, und jeder Anfänger weiß eine geiſtreiche Copie zu liefern.

---

20. In Kiederich's „Karl V." gewahrt man ein ſchönes, ernſtdurchdachtes Motiv. Der lebensmüde Kaiſer ſitzt einem Leichnam gleich in ſeiner Zelle, und ſeine Uhren umhängen ihn wie Todtenglocken, auf deren letzten Klang der alte arme Mann mit Angſt zu horchen ſcheint. Noch hat er aber nicht alle Lebensluſt abgeworfen, denn der rothe, koſtbare Lehnſeſſel, worin ſeine gebrochene Geſtalt zuſammenhockt, iſt mit dem ſtolzen kaiſerlichen Doppeladler geſchmückt. So iſt's recht, dieſer Contraſt paßt zu dem ſchauerlichen Charakterbilde des Todes; ſo lange die Uhren picken und die Hand des Menſchen ſie aufziehen kann, verläßt ihn ſeine Eitelkeit nicht.

---

21. A. Teich's „Scene auf der Burgzinne." Recht romantiſche Darſtellung mit Geſchmack und Liebe ausgeführt. Ein junger Ritter ſitzt mit der Leier im Arme auf der Burgzinne, um zwei ſchöne Edelfräulein mit ſeinem Geſange zu entzücken. Der unentbehrliche Gefährte romantiſcher Scenen, der Mond, glänzt am ſchönen Abendhimmel, und bewirkt eine höchſt pittoreske Beleuchtung.

Vendemann's Juden entrainirten außer Stilke's Pilgern auch Teich's „Gefangene Theſſalonicher von Mameluken bewacht." Der Künſtler zeigt Talent und Energie in der Zeichnung und Gruppirung, aber die Compoſition ſeines Bildes iſt nicht ſein Eigenthum. Dieſe Theſſalonicher ſind Vendemann's Hebräer in griechiſcher Verkleidung. Die Gefangenen ſitzen auf einem Hügel

am Boden und beſtehen aus einem ſilberlockigen Paikaren, einer jungen Frau mit ihrem Manne, einem Knaben und noch einem zweiten weiblichen Weſen.

---

22. J. G. Meyer's „Abraham mit ſeinen beiden Weibern beim Untergange von Sodom und Gomorra" iſt auch nicht frei von Imitation, obwohl Einzelnes von kräftiger Originalität zeugt. Abraham, der Erzvater, eine energiſche Geſtalt ſitzt mit klagend emporgerichtetem Haupte da; das eine Weib ruht mit dem Geſichte auf ſeinem Schooße und das andere ſteht daneben mit dem Kinde an der Bruſt. Im Hintergrunde erblickt man die brennende Stadt. — Die Intention des Bildes ſagt uns nicht zu, wenn auch die Compoſition unbedingtes Lob verdient. Der ſchmerzhafte Ausdruck in dem Antlitze des Erzvaters ſteht faſt auf gleicher Höhe mit dem des Jeremias, was unnatürlich ſcheint, da die Situationen gänzlich verſchieden ſind. Die geſchmackvolle Zeichnung und das kräftige Colorit des Bildes laſſen von dem jungen Künſtler in Zukunft Vorzügliches erwarten.

„Der Prophet Elias in der Wüſte, der von einem Engel geſpeiſt wird," von demſelben Künſtler iſt gleichfalls ein ſchönes Bild. Der Engel neigt ſich in edler Haltung zu dem greiſen, ruhenden Propheten und iſt ſo ätheriſch zart gebildet, daß wir keine Worte finden, unſer Lob genügend auszuſprechen. Sicher gehört es zu den ſchwierigſten und thörichtſten Verſuchen der Malerei: Engel darſtellen zu wollen, und wir wundern uns, daß noch kein bedeutender Künſtler ſo kühn war, die gewöhnliche ſymboliſche Darſtellung zu verlaſſen, um einer freien, gebildeten Imagination zu folgen. Nichts erſcheint uns widerlicher und unnatürlicher als dieſe blauen, weißen oder violetten Flügel an

einem Menſchenleibe. Sollte es nicht möglich ſein, durch ein anderes Attribut die Fähigkeit des Fliegens anzudeuten? Und iſt es denn unumgänglich nothwendig, die Superiorität der übernatürlichen Weſen durch dergleichen handgreifliche Erklärungen zu bezeichnen? In Hinſicht der Amoretten, Sylphen und ähnlicher Weſen, deren Begriff die Körperlichkeit nicht völlig ausſchließt, wollen wir nichts einwenden, um ſo mehr aber bei Figuren in oder über Menſchengröße, wo derartige Geſchmackloſigkeiten unausſtehlich werden.

---

23. Die Veranlaſſung zu dieſen Bemerkungen liefert uns ein Bild Zimmermann's, welches: „Jacob, nachdem er mit dem Engel gerungen, wird von ihm geſegnet" darſtellt. Dieſer Engel iſt in Mannesgröße und ziemlich kräftig, weil der Künſtler vermuthlich ſeine Darſtellung den menſchlichen Vorſtellungen von Körperkraft accommodiren wollte und durch eine idealiſchere Auffaſſung die Tradition zu verwiſchen fürchtete. Aber dieſe Intuition des Künſtlers iſt gewiß ganz fehlerhaft und unbeholfen, und eine Darſtellung des Engels in zarten, ätheriſchen Formen und gleichſam hingehauchten Umriſſen würde das bibliſche Symbol (den Kampf zwiſchen den böſen Neigungen des Menſchen und dem Gewiſſen darſtellend) weit natürlicher und pittoresker veranſchaulicht haben, als dieſes fleiſchige, compacte und geſchlechtloſe Weſen. Uebrigens zeugt das Bild von techniſchem Fleiße und lobenswerthem Streben.

---

24. Aus M. Reinick's: „Rahel führt ihrem Vater Laban den Jacob entgegen," weht eine heitre, gefühlvolle Anmuth mit dem Hauche unbewußter Naivetät verbunden, wie ſie uns

gleichfalls aus den Liedern des lieblichen Dichters in jedem Verſe erfreuen. Der Künſtler iſt für das Idylliſche geſchaffen und wird, wenn er ſeine tiefpoetiſche Empfindung vor ſentimentalen Auswüchſen bewahrt, noch manches ebenſo anmuthige Werk erſchaffen, welches man mit gemüthlicher Luſt nur genießen, aber nicht beurtheilen kann.

---

25. Des Franzoſen Vernet's und Hildebrandt's Bilder der Judith veranlaßten ein drittes von einem vielverſprechenden jungen Künſtler: Otto Mengelberg von Cöln. Judith iſt von ihm nach der That dargeſtellt; ſie tritt aus dem Zelte, worin im dunkeln Hintergrunde der Rumpf des Ermordeten ſichtbar iſt, und ſchlägt den Vorhang mit der Linken zurück, während die rechte Hand das krumme blutbefleckte Schwert hält. Die Mörderin zeigt wenig von der herben Energie und fanatiſchen Gluth oder meduſenartigen Schönheit, die man in dem Bilde einer meuchelmordenden Judith zu finden vorausſetzt, und welche Horace Vernet, deſſen Bild wir freilich nur aus Kupferſtichen kennen, mit herrlicher Wahrheit wiedergegeben hat; dieſe Judith iſt ein reizendes ſchlankes Mädchen, deſſen Antlitz ſanft verſchmolzene Züge und blühender Teint verſchönen. Das feurige, aber milde Auge blickt zum Himmel empor, ſcheint jedoch eher innige Seufzer für Verzeihung einer Liebesſünde, als ein fanatiſches Dankgebet für den gelungenen Mord zu verkünden.

---

26. K. Fielgraf zeigte ſich als geſchickter Zeichner in ſeiner „vertriebenen Landgräfin Eliſabeth, welche bei einem Klausner Zuflucht ſucht.“ — Warme Empfindung und motivirte Durchbildung im Einzelnen ſpricht auch aus der „kranken Rittersfrau,“ die auf

altfränkiſchem Ruhebette liegend, das Söhnchen zur Seite angeſchmiegt, den Geiſtlichen tröſtend vor ſich ſtehen hat. Vorzüglich ſchön iſt der Gram auf dem Geſichte des gegenüber ſitzenden Gemahls ausgedrückt.

27. Ein liebliches Motiv mit zarter Ausführung bietet Ehrhardt's „Tochter Jephta's." Mit ſchmelzendem, frommem und ergebenem Blicke ſieht die Jungfrau empor, während die klagenden Freundinnen ſich mit anmuthiger Theilnahme an ſie ſchmiegen.

Wir erwähnen hier vieler Bilder nicht, weil ſie zu unbedeutend und mißrathen ſind, von anderen war uns kein genügender Anblick gegönnt, und die allerjüngſte Künſtlergeneration vom vorigen Tage übergehen wir noch mit wohlthätigem Stillſchweigen.

28. Um einen vollſtändigen Ueberblick der Productionen in den verſchiedenen Zweigen der Malerei zu geben, und vermittelſt deſſelben den Reichthum oder die Armuth mit einem coup d'oeil beurtheilen zu können, laſſen wir am Ende jedes Abſchnittes eine Tabelle folgen, welche aus den jährlich erſchienenen Katalogen, eignen Notizen und theilweiſe auch aus: J. J. Scotti's Buche: „Die düſſeldorfer Malerſchule, oder auch Kunſt-Akademie" (Düſſeldorf 1837) gefertigt wurde.

Verzeichniß der charakteriſtiſchen Lebens- und Hiſtorienbilder.

Nic. Bauer von Trier:

Abraham's Verweiſung Hagar's und Ismael's. 38. Carton mit Figuren in halber Lebensgröße.

Aug. Bauſch von Bonn:

Abraham führt ſeinen Sohn Iſaak zum Opfertode. 38. ¾ Lebensgr.

Ed. Bendemann von Berlin:

Ruth und Boas. 29.

Die trauernden Juden in Babylon. 33. (Vom Kunſtverein für Thlr. 800 gekauft, jetzt im Muſeum zu Cöln.)

Zwei Mädchen am Brunnen. 33. (Thlr. 450. Beſitzer J. G. Moll in Cöln.)

Farbenſkizze nach einem morlakiſchen Gedichte. 34.

Jeremias auf Jeruſalems Trümmern 36. (* Kronprinz von Preußen.)

Hirt und Hirtin. 35. (W. Schadow in Düſſeld.)

Die Ernte. 36. (Kunſtverein in Berlin.)

Leop. Bendix von Berlin:

Elias in der Wüſte vom Engel geſpeiſt. 38. Lebensgr.

Erminia ſchaut von der Burgzinne nach dem Lager der Chriſten. 38.

K. Bennert von Dortmund:

Der ſterbende Weißlingen. 38. Farbenſkizze nach Goethe's Götz von Berlichingen.

*) Der eingeklammerte Name zeigt den Beſitzer des Bildes an.

A. Chauvin von Aachen:

Abſchied des Tobias. 37.

K. Claſſen von Düſſeldorf:

Der Graf von Habsburg, der einem Geiſtlichen ſein Roß überläßt. 38. Farbenſk. und Carton nach Schiller's Ballade.

Lor. Claſſen von Düſſeldorf:

Die erſten Chriſten. 35.

David's Harfenſpiel vor Saul. 37.

Peter von Amiens predigt den Kreuzzug. 38. ¼ Lebensgr.

J. Ehrhardt von Berlin:

Die Tochter Jephta's. 35.

Darſtellung aus dem hohen Liede (Cap. II, 7). 37. 38. In halber Lebensgröße. (Conſul Wagner in Berlin.)

J. Fay von Cöln:

Genovefa und Schmerzenreich in der Wüſte. 37.

K. Fielgraf von Berlin:

Die heilige Eliſabeth ſucht Schutz bei einem Einſiedler. 34. (Fräulein von Waldenburg in Berlin.)

Kranke Frau. 34. (Vom Kunſtverein mit 1blr. 15ſ) bezahlt.

E. Geſelſchap von Weſel.

Hero und Leander. 37.

Otto Grashof von Cöln:

Recha's Rettung. 34.

Der Cid; nach Romanze I. 35.

Der Ritter und ſein Sohn; nach Stollberg's Ballade. 36.

Martin Luther's Viſion auf der Wartburg 37.

Joachim I., Churfürſt von Brandenburg ſchützt einen Kaufmann gegen einen Raubritter. 37.

Ant. Greven von Cöln:

Graf Eberhard der Rauſchebart. 34.

Herm. Hanſtein von Berlin:

Armida, den ſchlafenden Rinaldo betrachtend. Nach Taſſo, XIV. Geſang. 38.

Fr. W. Heidbecker von Paderborn:

König David mit der Harfe. 30.

K. Herrmann von Coblenz:

Jacob und die Himmelsleiter. 38. ¼ Lebensgr.

Die Lurleynixe. 38.

Jacobe von Baden. Farbenſk. 38.

A. Heubel von Lemſal:

Hiob. 36. ⅓ Lebensgr.

Moſes. 38. ¼ Lebensgr.

Th. Hildebrandt von Stettin:

Ein Räuber. 29. (Banquier Wagner in Berlin. Für Thlr. 250 vom Kunſtverein erſtanden.)

Judith. 30. (Thlr. 450. Kſm. vom Rath in Duisburg.)

Tankred und Clorinde. 30. (Dr. Heilbronn in Minden.)

Die Söhne Eduard's IV. von England. 35. (Frh. von Spiegel in Halberſtadt; 1836 Wiederholung: Graf A. v. Raczinsky in Berlin.)

J. Hübner von Oels:

Roland, der die Prinzeſſin von Galizien befreit. Nach Arioſto. 29. (Prinz Friedrich von Preußen.)

Ruth's Abſchied. 30. (Kronprinz von Preußen.)

Simſon. 32.

Ein Carton: die Romanze nach dem Vorſpiele von Tieck's Octavian. 35.

Hiob und ſeine Freunde. 37. (Muſeum in Frankfurt a. M.)

A. Huroll von Arnsberg:

Jephta's Tochter 36.

Eine Orientalin wird von einer Chriſtin belehrt. 36.

Sängers Abendlied vor fürſtlicher Familie. 38.

E. Ihlee von Kaſſel:

Abſchied des jungen Tobias. 36. Halbe Lebensgr.

Heimkehr des verlornen Sohnes. 37. Halbe Lebensgr.

Fr. Ittenbach von Königswinter:

Der Pilger Morgengebet vor dem Wegekreuz auf Bergeshöhe in Paläſtina. 38.

Georg Kannengießer aus Mecklenburg-Strelitz:

Schlaf und Tod. Allegorie. Carton. 37.

Thisbe an der Mauerſpalte. 38. ⅔ Lebensgr.

Joſeph und Potiphar. Farbenſkizze. 38.

Der Gott und die Bajadere. Farbenſkizze. 38.

J. J. Kehren von Hülchrath:

Daniel in der Löwengrube. Farbenſk. 38.

P. J. Kiederich von Cöln:

Karl's V. letzte Lebenstage in St. Juſt. 36.

Des ſterbenden Großmeiſters Lavalette Ermahnung an des Ordens Großkreuze zur Erhaltung des Ruhmes und innern Friedens des Johanniterordens. Carton 38.

Chr. Köhler von Werben:

Das Hirtenleben, eine Allegorie. 31. ¾ Lebensgr. (Supporte im Regierungsgebäude zu Aachen.)

Rebekka am Brunnen. 35. (Thlr. 300 Reg. Räthin v. Sybel.)

Moſes Auffindung. 35. (Thlr. 750. Miniſt.-Rath Eckhart in Darmſtadt.)

Lobgeſang Mirjam's. 36. ¾ Lebensgr.

Die Poeſie; ſymboliſche Figur. 38.

Zwei muſicirende Jungfrauen im Parke. 38. ¾ Lebensgr.

H. Korneck von Breslau:

Elieſer am Brunnen wirbt um Rebekka für Iſaak. 38.

H. Kretſchmar von Anclam:

Wallenſtein und Seni. 38. ¼ Lebensgr. (Kunſtver. in Magdbg.)

H. Krienen von Xanten:

Jacob's Trauer um Joſeph. 37. (Kunſtver. in Frankfurt a. M.)

Kunz von Kaufungen wird von Köhlern gefangen genommen, und Prinz Albert von Sachſen befreit. 38.

G. Laſinsky von Coblenz:

Tell's Tod. 35. (Thlr. 250.)

K. Fr. Leſſing von Wartenberg:

Kaiſer Friedrich der Rothbart in der Schlacht bei Iconium. 29. Carton des Frescobildes im Schloſſe des Grafen von Spee zu Heltorf.

(Von dieſem Carton ſagt Hr. von Uechtriz in den Halliſchen Jahrbüchern 1838: „Der Eindruck wird mir unvergeßlich bleiben, den ich empfand, als ich am Tage meiner Ankunft in Düſſeldorf 1829 vor den bereits vollendeten Carton geführt wurde. Dieſe wenigen Figuren, die doch die Wirkung eines großen Schlachtgetümmels, einer wichtigen Siegesentſcheidung machen, dieſer blitzesgleich hervorbrechende und allen Widerſtand niederſchmetternde Held, die Energie aller Bewegungen, die männliche, nicht aufgedunſene, ſondern ächte, gedrungene Kraft der Formen entzückte mich. Es war kein gewöhnliches Schlachtenbild, kein unerfreuliches Chaos ſich durcheinander wirrender Geſtalten ohne lebendigen Mittelpunkt, was uns ſo oft als ein ſolches geboten wird, nicht das Schlachten und Würgen war die Hauptſache, ſondern eine Verherrlichung des Kriegermuthes, der Heldengröße trat mir entgegen, wie ſie mir in bildlicher Darſtellung kaum jemals begegnet war.“)

Der Räuber und ſein Kind. 29 — 30. (Maler Sohn in Düſſeldorf und Banq. Fränkel in Berlin.)

Lenore. 31. (Thlr. 700. Kronprinzeſſin von Preußen.)

Das trauernde Königspaar. 32. (Kaiſerin von Rußland.)

Die Huſſitenpredigt. 36. Lebensgr. (Kronprinz von Preußen. 1834 erſchien eine Skizze, 1835 der Carton.)

Walter's Entführung der Hildegunde. 37. (Banq. Fränkel in Berlin.)

Ezzelino, Tyrann von Padua im Kerker: ſcheiternder Bekehrungsverſuch deſſelben durch zwei Mönche. 38. Lebensgr. (Muſeum in Frankfurt a. M.)

Des Herzogs von Schwaben Erſtürmung einer Breche zu Iconium. 38. ½ Lebensgr. (Banq. Fränkel in Berlin.)

Otto Mengelberg von Cöln:

Der Tod Moſis. 36. ½ Lebensgr.

Judith. 38.

Michael auf dem bezwungenen Drachen. Carton. 38.

F. Martersteig von Weimar:

Hauptmomente aus dem Leben des Herzogs Bernhard von Sachſen-Weimar. Fünf Farbenſkizzen. 38.

Raub der ſächſiſchen Prinzen und Gefangennahme des Räubers Kunz von Kauffungen: Drei Farbenſkizzen. 38.

J. G. Meyer von Bremen:

Elias in der Wüſte wird von einem Engel geſpeiſet. 37.

Abraham mit Sarah, Hagar und Ismael, Sodom und Gomorrahs Untergang erblickend. 38. ½ Lebensgr.

Moſis Tod. Farbenſkizze. 38.

Sodoms und Gomorrahs Zerſtörung durch die Engel. Carton. 38.

H. Mücke von Breslau:

Friedrich Barbaroſſa demüthigt die Mailänder. 29. Zwei Cartons der im Schloſſe zu Heltorf ausgeführten Frescobilder.

Genovefa. 30. (Thlr. 200. Paſtor van Olmen in Amſterdam.)

Eginhard und Emma. 31. (Vater des Künſtlers.)

Friedrich der Rothbart und Gela. 37.

Der heilige Ambroſius weiſt den Kaiſer Theodoſius von der Kirchenthür zu Mailand. 38. (Gräfin zu Dohna-Denhof in Preußen.)

Die Krönung des Kaiſers Friedrich Barbaroſſa im St. Peter zu Rom durch Pabſt Hadrian IV. Carton zu einem Freskobilde im Schloſſe des Grafen von Spee zu Heltorf. 37.

Der Kaiſerin Felicitas Wiederfindung ihres Sohnes Leo in der Löwenhöhle. Nach Tieck's Octavian. Farbenſk. 38.

Der Lurleynixe Verfolgung durch den Pfalzgrafen bei Rhein. Farbenſk. 37.

Karl Müller von Darmſtadt:

Der junge Tobias mit dem Engel auf der Heimreiſe. 38.

H. Plüddemann von Colberg:

Die Lurley. 33. (Thlr. 140.)

Roland's Tod. 35. (Thlr. 400.)

Columbus und ſeine Gefährten beim Anblick der neuen Welt. 36. ½ Lebensgr. (Conſul Wagner in Berlin.)

König Conradin auf dem Blutgerüſte. 38. ¾ Lebensgr.

W. Schadow von Berlin:

Charitas. 31. (Thlr. 700. Gattin des Malers.)

E. W. Schlichting:

Heinrich's des Vierten Zug über die Alpen. Farbenſk. 37.

Karl's des Großen Wiederfinden ſeiner Tochter Emma auf der Jagd. 38. ¼ Lebensgr.

J. Schrader von Berlin:

Die Sultanin in ihrem Kiosk, ihren Schmuck betrachtend. 38. Lebensgr., weiches Beiwerk.

Aegypter und Griechen am Meeresufer bei Alexandrien der Einſchiffung harrend. 38.

Tochter, die ihren Vater im Kerker beſucht. Farbenſk. 38.

K. Sohn von Berlin:

Rinaldo und Armida. 29. (Prinz Friedrich von Preußen.)

Hylas und die Nymphen. 30. (König von Preußen.)

Das Dianenbad. 33. (König von Preußen.)

Die beiden Leonoren. 34. (Berliner Kunſtver.)

Das Urtheil des Paris. 35. (Frhr. von Spiegel in Halberſtadt.)

Romeo's Abſchied. 37. (Banq. Fränkel in Berlin, und Wiederholung: Kunſtv. in Halberſtadt.)

Taſſo und die beiden Leonoren im Schloßparke. 38. (Angeblich vom Kunſtverein für Thlr. 2000 gekauft.)

E. Steinbrück von Magdeburg:

Hagar mit Ismael in der Wüſte. 3½. (Thlr. 350. Dompac. Scheffer in Münſter.)

Genovefa. 35.

Thisbe lauſchend am Mauerriſſe. 35. (A. Vendemann in Berlin, und Wiederhol. 36. Fürſt von Wittgenſtein in Petersburg.)

H. Stilke von Berlin:

Die Zerſtörung von Godesberg. 32. (Kronprinz von Baiern.)

Der heilige Georg empfängt die Siegesfahne. 33. (Graf von Redern in Berlin.)

Rinaldo's Abſchied von Armida. 33. (Thlr. 500.)

Die Kreuzfahrer auf der Morgenwacht. 34 (Thlr. 113⅓. Herr von Worringen in Saarn.)

Die Pilger in der Wüſte. 34. (Graf von Raczinsky in Berlin.)

Kaiſer Maximilian auf der Martinswand. 35. (Thlr. 113⅓.)

Otto's I. reuiger Sohn, Ludolph von Schwaben, fleht in Büßerkleidung um Verzeihung. 36. (Berliner Kunſtverein.)

Die betende Jungfrau von Orleans. 36. (Lord Landsdowne; 1837 Wiederholung.)

Der verwundete Kreuzritter, aus dem Kampfe mit einem todten Saracenen zurückkehrend. 37. Farbenſkizze.

Kreuzritter im Hoſpitium der Ordensbrüder. Farbenſk. 37.

Semiramis beim Haarflechten die Empörung in Babylon wahrnehmend. Farbenſk. 38.

Chriſtenſclavinnen beim Feſt der Odalisken. 38. (Freiherr von Smirnoff in Petersburg.)

Auszug der letzten ſyriſchen Chriſten nach Ptolomäus Zerſtörung. Carton. 38.

A. Teichs von Braunſchweig:

Scene auf der Burgzinne. 35.

Gefangene Theſſalonicher von Mammeluken bewacht. 36.

Jul. Ulſchner von Lübben in der Lauſitz:

Hagar den ſchmachtenden Ismael aus der Felſenquelle labend. 38.

J. Volkhart von Bochum:

Frithiof und Ingeborg. 35.

Erminia die Wunde des Tankred verbindend. 36.
Die Jungfrau vom Drachenfels. 38.
Dr. Faust's und Wagner's Spaziergang. Farbenst. 38.

J. Wintergerst von Wallerstein:
Tochter Laban's. 34. (Thlr. 150.)
Dante und Beatrice; nach Uhland. 38.

A. Zimmermann aus Ladenau:
Jacob vom Engel gesegnet. 38.
Rinaldo verhindert Armida's Selbstmord. 38. ⅔ Lebensgr.

Man ersieht aus dieser Uebersicht, daß im Ganzen das reiche Gebiet der ernsten Lebensbilder nur spärlich exploitirt ist, und daß nur drei oder vier Meister vom ersten Range Edelsteine zu Tage förderten, wogegen der jüngere Künstlernachwuchs sich unbeholfen an ihre Ferse klammerte, oder mit ungeöffneten Augen auf's Gerathewohl nach einem Gegenstande tappte. — Das menschliche Leiden in seinen verschiedenen Abstufungen vom häuslichen, alltäglichen Jammer bis zum starren, stummen Schmerze eines unrettbaren Verderbens wurde ziemlich ausgebeutet, wenn auch noch lange nicht so, daß in Zukunft den Begabten der Weg zu eclatanten Entdeckungen verschlossen wäre.

Das gewöhnliche, aber herbe Leid der Aeltern über den Tod oder eine trübe Zukunft der Kinder, ist in mannigfacher Abwechselung dargestellt. Hierher gehören: Lessing's Königspaar, Gruppen in den gefangenen Juden und dem Jeremias, Genovefa von Rücke und Steinbrück, Hagar und Ismael von Steinbrück und Ulschner, Ludolf von Stilke u. a. m. — Den Liebes-

ſchmerz beim Abſchiede repräſentiren u. A. Romeo und Julie von Sohn und Hildebrandt (?), Rinald und Armide von Stilke u. a. m.; den tödtlichſten Liebesgram Leſſing's Lenore. — Von höherm Aufſchwunge und tieferer Auffaſſung zeugen die Gemälde, welche den engen Kreis der Familie verlaſſen, und in denen ein Weltſchmerz zur Darſtellung gebracht wird. Hier gewahrt man eine poetiſche und philoſophiſche Fülle, zu welcher die beiden Heroen Leſſing und Bendemann die Veranlaſſung gaben. Im Vordergrunde erſcheinen: Bendemann's Juden und Jeremias, Leſſing's Königspaar nach unſerer Auffaſſung, die Huſſitenpredigt, Hübner's Hiob, und hierdurch hervorgerufen oder von geringerer Bedeutung: die erſten Chriſten von Claſſen, die Tochter Jephta's von Ehrhardt und Huroll, Simſon von Hübner, der Räuber von Leſſing, Roland und Conradin von Plüddemann, die Pilger in der Wüſte von Stilke, Teichs' Theſſalonicher, Meyer's Abraham u. a. m.

Das Leben in ſeinen ernſten und heiligen Momenten, ohne genaue Beziehung auf irdiſche Schmerzen und Freuden, darzuſtellen, verſuchten Bendemann in Hirt und Hirtin, dem Mädchen am Brunnen, Heidhecker im David, Huroll in des Sängers Abendlied, Köhler in ſeiner Mirjam und der Poeſie, Meyer und Bendix im Elias, Plüddemann im Columbus, Sohn in den Leonoren, Stilke in Jeanne d'Arc, Zimmermann im Jacob u. a. m.

Einzelne Blätter aus dem dunklen Buche des Schickſals, die in keine der erwähnten Kategorieen paſſen, ſind Hildebrandt's Söhne Eduard's und Judith, Leſſing's Ezzelino, Mengelberg's Judith u. a. m.

Sich zu der heitern und ruhigen Seite des Lebens neigend, ohne eine Antitheſe zu den erwähnten Stoffen zu bilden,

da ſie nicht im Entfernteſten in's Gebiet des Scherzes ſtreifen, erſcheinen Ruth und Boas von Bendemann, Tankred und Clorinde von Hildebrandt, Roland von Hübner, Rebekka und Moſis Auffindung von Köhler, Thisbe von Steinbrück und Kannengießer, Chriſtenſclavinnen von Stilke, Frithiof und Ingeborg von Volkhard, Armida von Hanſtein, Kretſchmar's Wallenſtein, Müller's Tobias u. a m.

Scenen aus der Geſchichte ohne genauere Anſchließung an eine allgemeinere abſtracte Fähigkeit oder Leidenſchaft des Menſchen bieten Grashoff, Kiederich, Leſſing, Mücke und Stilke.

Sohn's mythologiſche Bilder gehören, ſtreng genommen, nicht zur Rubrik der ernſten Lebensbilder, aber da wir ſie, ihrer hohen Bedeutung wegen, nicht zum Genre rechnen wollten, ſo bleiben wir bei der alten Anordnung, wornach ſie zu den Hiſtorienbildern rangirt werden.

In der Wahl dieſer Sujets, nicht in der Anzahl, wird man Reichthum und Mannigfaltigkeit erkennen, vorzüglich, wenn man die wenigen Jahre der Erſchaffung und die geringe Zahl der Künſtler berückſichtigt, welche ihre Hauptthätigkeit der Hiſtorie zugewandt haben. Nicht ein Einziger verbraucht ſeine Kräfte ausſchließlich in dieſem Kunſtgebiete, und wir werden Gelegenheit haben, Allen noch anderwärts zu begegnen.

Dennoch können wir, wie mehrmals angedeutet, nicht verhehlen, daß kaum die erſten Anfangsworte des neuen Kunſtevangeliums geſchrieben ſind, und unausſprechliche Schätze der Zukunft zur Exploitation übrig bleiben. Auch müſſen wir nochmals unſere früheren Worte wiederholen, daß nur die Koryphäen der Schule den Geiſt und das Bedürfniß der Zeit erkannt haben, der große Haufe dagegen unſicher vom Alten zum Neuen, vom Ideal zur Natur, vom Leben zum Tode ſchwankt.

Selbſt große Künſtler, wie Stilke, Köhler und Hübner, zeigen zuweilen (der Letztere noch in ſeinem Phariſäer und Zöllner) eine unbegreifliche Ungewißheit in der Wahl oder Behandlung des Stoffes. Leſſing und Vendemann allein haben nie das Unbedeutende und Falſche ergriffen, und mit wunderswerthem Scharfſinne der Gegenwart klar ins Auge geſehen, die Vergangenheit ſondirt und der Zukunft Grüße zugeſchickt.

---

30. Zum Schluſſe dieſes Abſchnittes noch einige allgemeine Bemerkungen. Die Darſtellungen der edlen und ernſten Lebenserſcheinungen können aus drei Gebieten genommen werden, dem der Geſchichte, der Poeſie und der Phantaſie, oder mit andern Worten: der Künſtler kann ein hiſtoriſches Factum zur Darſtellung wählen, oder die in rhythmiſche Form verwandelte Phantaſie eines Fremden (Dichters) in ſichtbares Gewand kleiden, oder auch unmittelbar die Geburten ſeiner eignen Phantaſie durch Form und Farbe veranſchaulichen. Die Geſchichte zeigt compacte, ausdrucksvolle Geſtalten, und auch dem minder gewandten Künſtler wird es möglich, eine getreue Copie zu ſchaffen, da jeder Zug von Bedeutung genau vorgeſchrieben iſt. Er kann bei dieſer Wahl nicht ſo leicht fehlgreifen, wird aber auch ſelten gleichen Enthuſiasmus, wie durch ein gelungenes Phantaſiebild, hervorrufen. Der Zuſchauer kennt das Original ſo wohl wie der Künſtler, und wird durch Neuheit nicht überraſcht.

Arbeitet der Maler nach Gedichten, ſo erfordert ſeine Wahl den geübteſten äſthetiſchen Blick, um nicht die Grenzen ſeiner Kunſt zu überſpringen, was ſehr leicht und häufig ge-

ſchieht. Beſitzt er jedoch Zurückhaltung und klaren Verſtand genug, ſo werden ſeine Darſtellungen lohnenden Beifall erhalten, da ſie das Schöne und Geliebte in ſichtbarer Geſtalt wiedergeben.

Der ſchwierigſte Weg zum Siege iſt aber, wenn der Künſtler die Geſtalten ſeiner eignen Phantaſie in äußeren Formen erſcheinen laſſen will. Dieſe Geſtalten ſind dem Zuſchauer fremd, und ſie müſſen alſo durchaus eine allgemein menſchliche Idee veranſchaulichen, wenn ſie verſtanden werden ſollen. Die Grenzen der Malerei ſind eng gezogen, und ſie kann nur einen Klang aus der Tonleiter des Schönen erklingen laſſen, wogegen der Poeſie hundert zu Gebote ſtehen. Das iſt das große Hinderniß, wodurch auch beſſere Künſtler zu Grunde gehen, und nur die beſten können freie Phantaſiebilder erſchaffen.

Fragen wir nun, haben die Maler das Gebiet der Geſchichtsſcenen völlig ausgebeutet? ſo muß die Antwort erfolgen: keineswegs; im Gegentheil wurde mit unbegreiflicher Geſchmackloſigkeit das Charakteriſtiſche übergangen, und das Localwichtige oder Staatsactionsmäßige unaufhörlich abgepinſelt. Wir können hier nur zurückdeuten an das oben über Schlachtgemälde Geſagte, und erinnern an die zahlreichen hiſtoriſchen Bilder in München, welche der Geſchichte Baierns entnommen ſind, oder auch an die Gallerie von Verſailles, die vor zwei Jahren auf Befehl Louis Philipp's fabricirt wurde. Wozu dieſe hiſtoriſchen Darſtellungen unbedeutender Begebenheiten, von dem patriotiſchen Zwecke abgeſehen? Eine einzige Seite eines alten Chroniſten macht uns mit dem Geiſte der Vergangenheit treuer und genauer bekannt, als hundert dieſer Bilder; und das Hauptpoſtulat der Kunſt: Schönheitsgefühl,

wird doch wahrlich auch nicht in ihnen erkannt. Es iſt wenig mit dieſen Hiſtorienbildern anzufangen, und ſie bringen die Kunſt gewiß um keinen Schritt weiter. Gleich dem ärmſten Porträtmaler, der gezwungen iſt, für einige Thaler die häßlichſte Fratze abzupinſeln, müſſen die beſoldeten Hiſtorienmaler das jämmerlichſte Ereigniß pompös darſtellen, weil es eine Seite aus dem Heldenbuche des bezahlenden fürſtlichen Hauſes bildet. Von genialer Auffaſſung, Wärme der Behandlung und freier Charakteriſtik kann natürlich in ſolchen Bildern keine Spur vorhanden ſein.

Aber die Geſchichte hat einzelne Scenen, welche entweder eine ganze Epoche mit wenigen Zügen ſchildern, oder die Leidenſchaft oder Größe des Individuums in illuſtrer Umgebung zeigen. Solche Scenen ſind z. B. in der alten Geſchichte der Römer: Brutus, der ſeinen Sohn verurtheilt, Hannibal's und Cato's Tod, Marius in Carthago, Scipio in Numantia, Cäſar's Ermordung, Antonius und Cleopatra, der blutdürſtige Narr Nero, Beliſar u. a. m. In der griechiſchen Geſchichte: Scenen aus den Perſerkriegen, z. B. Leonidas' Todeskampf, Sokrates und Alkibiades, Epaminondas, Alexander und Darius, Alexander in Perſepolis u. a. m. Aus der Geſchichte des Mittelalters bieten u. A. die Religionskriege der Albigenſer und Huſſiten, der Freiheitskampf der italieniſchen Städte mit den Kaiſern, und ihre blutigen Streitigkeiten unter einander, die Kreuzzüge, England's Fehden der weißen und rothen Roſe, Heinrich's VIII. von England, Franz's I., Karl's IX. von Frankreich, Maria Stuart's, Cromwell's u. A. Regierungen ergreifende Scenen dar, und außerdem mag die Histoire anecdotique nach Herzensluſt beraubt werden, wenn nur bekanntere Geſchichtsanekdoten gewählt werden.

Aus dem Kranze der Dichtungen dürfen nur die beliebteſten und duftendſten Blüthen zur Reproduction ausgeleſen werden, und der Künſtler hüte ſich beſonders, Scenen aus neueren Gedichten, welche noch nicht die Noſtprobe der Zeit beſtanden, darzuſtellen. Das Altbewährte allein iſt allgemein verſtändlich, und wird es noch nach Jahrhunderten ſein; alle Modephaſen aber verſchwinden, und mit ihnen die Schatten ihrer Schatten. Wenn der innere Werth des Gedichtes nicht für die Unſterblichkeit ausreicht, ſo wird es noch weniger die bildliche Darſtellung deſſelben, ſollte auch die edelſte Kunſt daran verſchwendet ſein.

Die Goldgruben der altgriechiſchen Dichtungen Homer's, Sophokles' u. A. ſind noch lange nicht ausgebeutet für den Künſtler, der einmal die Antiken nicht blos copiren, ſondern freie Naturanſchauung anwenden wollte. Mag auch die hiſtoriſche Ueberlieferung zuweilen verletzt, wenn nur die innere Wahrheit und die ewigen Geſetze des Schönen reſpectirt werden. — Mit größerm Erfolge würden jedoch Darſtellungen nach unſern altdeutſchen Nationalepen belohnt werden. Es iſt unbegreiflich, daß die Blicke der Künſtler faſt gar nicht den Reichthum der deutſchen Sage zur Benutzung erſpäht haben. Welches Werk z. B. enthält pittoreskere und großartigere Scenen, als die Nibelungen? Man laſſe ſich nicht durch die mißlungenen Bilder von Cornelius abſchrecken; dieſem großen Künſtler war entweder das Verſtändniß des hohen Gedichtes nicht erſchloſſen, oder ſeine Auffaſſungsweiſe zu entfremdet von einem ſolchen Gegenſtande. Nicht minder wirkungsvolle Situationen als in den Nibelungen trifft man in [illegible] Gedichten: Gudrun, Alphart's Tod, Eken Ausfahrt ꝛc., doch müßte das Sujet hier mit größerer Vorſicht gewählt werden, da dieſe Gedichte im Publikum

leider nur wenig bekannt ſind, und demzufolge die bildliche Darſtellung in manchen Fällen eines erläuternden Commentars bedürfte, wodurch der Erfolg ſchon halb verloren geht. — Möchte der große Leſſing den Gedanken haben, uns in einem nächſten Bilde Chrimhildens Liebe und Rache oder Gudrun's Treue darzuſtellen! Wir ſind gewiß, daß der Künſtler durch dieſe Wahl den Zauber ſeiner Kunſt im glänzendſten Lichte entfalten würde.

Nächſt dieſen alten einheimiſchen Geſängen eröffnet ſich die reichſte Fundgrube für ernſte Lebensbilder in den Dramen Shakſpeare's. Fünfzig ergreifende Darſtellungen kann der routinirte Künſtler allein aus König Lear wählen, und welche Stoffe bieten Macbeth, Hamlet, Othello, Romeo und Julie, König Johann, Richard III., Timon von Athen, Cymbeline ꝛc.? Haben wir bis jetzt dieſer Gegenſtände würdige Gemälde erhalten? Hier iſt die Arena geöffnet, und die Preiſe ſind koſtbar.

Auch Göthe's Fauſt und einige Dichtungen Schiller's, welche in die Begriffe und Anſchauungen des Volkes eingedrungen ſind, und ſobald ſich nicht davon löſen, können zu vielen herrlichen Darſtellungen Impuls und Stoff geben. Von neueſten Dichtungen möchten wir die maleriſchen Schilderungen Freiligrath's den Künſtlern beſonders empfehlen.

Schon früher wurde einmal von Gutzkow geäußert, daß ſich ein Aeſthetiker finden möchte, nach Art des Leſſing'ſchen Laokoon den Malern pittoreske Stoffe anzugeben; wir können den Wunſch dieſes Schriftſtellers nur wiederholen, da man leider nur einen Blick auf die erſte beſte Ausſtellung zu werfen braucht, um deutlich zu erkennen, daß die Mehrzahl der jungen Künſtler durchaus nicht weiß,

was ſie malen ſoll, und nun in ihrer Rathloſigkeit zu alten, verbrauchten oder albernen Stoffen greift. Ueberhaupt ſcheint es auf den Kunſtſchulen noch ſehr an dem nöthigen Unterrichte in der Kunſtgeſchichte, Aeſthetik, Literatur und Culturgeſchichte zu fehlen.

III.

Christliche und Heiligen-Bilder.

31. Es gab eine Epoche der Kunst, wo sie mit der Kirche einen Bund geschlossen hatte. Damals empfing der Künstler fast priesterliche Weihe und Gewalt, und war in seinen Bildern der Verkündiger des Heils, der Richter des Sünders und ein Tröster der Leidenden. Der milde Balsam der Versöhnung träufelte für die Frommen aus den lieblichen Augen der gemalten Madonnen, und das weiche Vließ des Lammes erwärmte die vom Frost des irdischen Unglücks kalten Seelen.

Im Beginn der sogenannten christlichen Kunst genügten zur Erbauung bloße Symbole als Denkmale der Erinnerung, z. B. ein Kreuz bezeichnete den Christusglauben im Allgemeinen mit seiner Hauptlehre: irdisches Leiden und ewige Freude; ein Schiff stellte die Kirche vor, eine Leier den Gottesdienst, der Anker den standhaften Glauben, die Palme den Sieg des Geistes über das Fleisch, eine Rebe den Christen, da Christus der Weinstock ist, ein Fisch endlich zugleich den Christen und Christus selbst (das griechische Wort ΙΧΘΥΣ enthält nämlich die Anfangsbuchstaben von Christi Namen: Ἰησοῦς Χριστὸς Θεοῦ Υἱὸς Σωτήρ, d. i. Jesus Christus, Sohn Gottes und Erlöser) u. s. f.

Später, nachdem die chriſtlichen Scholaſtiker ihre Kunſtſtücke in bibliſcher Exegeſe und frommen Allegorien machten, genügten den Gläubigen die Monogramme und Symbole nicht mehr, und die Allegorieen und Parabeln wurden unerläßlich. Da malte z. B. Angiolo Gaddi im Chore von S. Croce in Florenz die Geſchichte des heiligen Kreuzes wie folgt: Oben iſt die Geſchichte des Baumes der Erkenntniß abgebildet, darunter ſieht man, daß dieſer Baum als Brücke dient, und die Königin von Saba vor ihm niederkniet; in einer andern Darſtellung wird derſelbe Baum aus einem Sumpfe gezogen und aus ihm ein Kreuz gehauen; zuletzt eine Todte von dem Kreuz erweckt. — Der innige, argloſe Glaube der Maler und das Bedürfniß der Zuſchauer nach einer Sichtbarmachung chriſtlicher Gleichniſſe ging ſo weit, daß Simone di Martino (um 1330) auf der rechten Wand des Capitelſaales bei S. Maria Novella in Florenz die chriſtliche Gemeinde als eine Herde Schafe, vor den Füßen des Pabſtes weidend, darſtellen durfte. In einer andern Scene wird die Herde von Wölfen angefallen, und von ſchwarz- und weißgefleckten Hunden (um die Ordenskraft der Dominikaner [**domini canes**] anzudeuten) vertheidigt.

Gleiches Streben und Bedürfniß nach figuraliver Erſcheinung des Paraboliſchen und Abſtracten zeigte ſich früher bei den griechiſchen Malern und Bildhauern, nur daß die Gegenſtände verſchieden waren, und bei ihnen ſtatt der Hämmel und ſchwarz- und weißgefleckten Hunde: Schwäne, Stiere, Goldregen, Jupiter in ſeinen **Rendez-vous** bei Leda, Europa und Semele ꝛc. auftraten.

Mit der Vervollkommnung der techniſchen Fertigkeit wurden die chriſtlichen Künſtler jedoch wähleriſcher in ihren Gegen-

ſtänden, ohne der frühern Natürlichkeit zu entſagen. Im 15. Jahrhunderte feierte die naive chriſtliche Kunſt ihre höchſte Blüthe, und erzeugte in ihrer Art die herrlichſten Meiſterwerke. Religiöſe Hingebung, tiefer Frieden der Seele, fromme Inbrunſt und gänzliche Abweſenheit des Zweifels verbunden mit der Ahnung einer idealiſch ſchönen Form charakteriſiren die Schöpfungen des frommen Meiſters von Fieſole, des gentilen Gentile da Fabriano und Anderer. Damals konnte man von dem chriſtlichen Künſtler ſagen, was ein moderner Kunſtkritiker (Kollow im Kunſtblatte 1836, 82 ff.) in ſeltſamer Verblendung auf moderne Künſtler anwenden will: „Von dem ewigen Worte erleuchtet und begeiſtert, tritt der Maler gewiſſermaßen in die Stellung des Prieſters; die Offenbarung, die ſeinem Gemüthe geworden, das Heilige, das er in ſeiner innern Welt geboren, den Funken des Göttlichen, den er empfangen, theilt er liebend allen Seelen mit, die es in ſeinen Werken genießen und beſchauen wollen. So verkündet er, von dem ewigen Geiſte beauftragt, in heiligen Geſängen, Gebilden und Harmonien die ewige Verſöhnung und Erlöſung aller Creatur, die innere Heiligung und Verklärung, die göttliche Kraft des Glaubens, die unausſprechliche Seligkeit des geiſtigen Friedens, die Wonne des kindlichen Vertrauens, die heilige Macht der Liebe, die Kämpfe und Siege heiliger Seelen, die Triumphe des Göttlichen über Tod, Sünde und Hölle; als gottbegeiſterter Seher lüftet er den Vorhang der Ewigkeit, malt die Schrecken der Verdammniß, und die Qualen der Sünde, den Jubel der Auserwählten und die unendliche Herrlichkeit des himmliſchen Jeruſalems. Das Göttliche der Religion, das Liebliche und Beſeligende, das Wehmüthige und Erſchütternde, das Erfreuliche und Entzückende, das Begeiſternde und Zerknirſchende, das

ewig Klare und Geheimnißvolle der göttlichen Offenbarung — predigt er in heiligen Symbolen, Gleichniſſen, Geſchichten und Bildern" u. ſ. w.

Das fünfzehnte Jahrhundert jedoch riß die frommen Myſtiker aus ihrer inkruſtirten Gewißheit, und entlarvte eine Unzahl alter Heuchelfratzen und hiſtoriſcher Ungerechtigkeiten. Der warmen Gluth des Gefühls geſellte ſich das kalte Gaslicht der Intelligenz, und es war für immer zu Ende mit der unſchuldigen Naivetät und ſchönen Bewußtloſigkeit der chriſtlichen Kunſt. Wir haben dies in unſerer allgemeinen Ueberſicht ſchon ausführlicher angedeutet, und können hier nur darauf zurückweiſen. Von nun an wurde der chriſtliche Stoff, wie Winkelmann meint, nur als Mittel betrachtet, etwas Höheres der Form darzuſtellen, oder die chriſtlichen Ideen wurden als Folie antiker Formen angewandt, was bisher als verwerflichſte Profanation gegolten hätte. Die antiken Formen aber dienten bald als Ideenträger zur Einführung in die göttliche (nicht blos chriſtliche) Schönheit des Univerſums, und vor und nach entfernte man ſich in chriſtlichen Bildern immer weiter von dem chriſtlichen Dogma. Entweder behauptete das Sinnliche und Materielle den Vorrang, oder kalte Abſtraction profanirte das innige und warme Myſterium. War die Kunſt des Mittelalters eine einfarbige Chryſalide, ſo entſtand nun der bunteſte und lebendigſte Schmetterling, der von allen Blüthen koſtete. An die Stelle der Beſchränktheit trat die größte Mannigfaltigkeit und feuriges Streben, und dies war um ſo mehr zu preiſen, da außer einzelnen Aberrationen zahlreiche Werke entſtanden, welche dem Urtypus aller Kunſt, göttlicher Schönheit und Freiheit, nachſtrebten.

Mit der Morgenröthe der neuen Zeit ſtiegen neue, glänzende Sterne am Himmel empor, welche neben der Sonne des Chriſtenthums leuchteten, und ſie wohl theilweiſe überſtrahlten. Die chriſtliche Kunſt und das Chriſtenthum im Allgemeinen verloren ihre eigenthümliche und abſolute Stellung, weil ſich fremde Principien neben ihnen erhoben, und ein neues Geſetzbuch viele der alten Inſtitutionen verwarf. Wenn man dies zugiebt (und zugegeben muß es werden, im Fall man nicht alle hiſtoriſchen Erſcheinungen ableugnen und das Auge **invita Minerva** mit ultramontanem Nebel oder myſtiſch-poetiſchem Dufte umhüllt), ſo wird man unſern Unwillen und Spott über alle jene zahlloſen Verſuche und Beſtrebungen **par force**: verſchwommene Nachbilder des Chriſtenthums zu erzeugen, erklärlich finden.

Der Strom des Geiſtes fließt ewig fort, und das Prometheiſche Feuer glüht in jugendlicher Kraft; warum dem alten Kronos, der ſeine Kinder Jahrhunderte lang verſchlang, indem er ſie mit dem Gifte der Entſagung tödtete, noch immer neue Opfer bringen wollen? Natur und Menſchengeiſt leben und treiben ewig neue und ſchöne Blüthen; an ſie allein haltet euch, Künſtler, und werft die Ketten der Beſchränkung hinweg. Die Kunſt ſoll nur das Ewigſchöne fixiren und über dem Vergänglichen ſtehen.

Was es Wahres und Unvergängliches im Chriſtenthume gibt, wird ſtets zur bildlichen Darſtellung ſich eignen, und von denkenden Künſtlern in neuer Auffaſſung gewählt werden. Das Haupt eines Erlöſers von den Banden der Sünde und Knechtſchaft, eines Weſens, dem man innige Gemeinſchaft mit dem Schöpfer zuſchreibt, welches als Vermittler zwiſchen dem Höchſten und dem beengten Menſchengeiſte gedacht wird — muß immer, auch abgeſehen von der geſchichtlichen Wahrheit, als ein

würdiger Stoff der bildenden Kunst betrachtet werden; — aber dieses Haupt nach alter Tradition stets unverändert mit röthlichem, gespaltenem Barte, ohne Runzel und Flecke, mit mäßiger Röthe im Gesicht und mit leuchtenden **oculis variis** (nach dem Briefe des Lentulus) darzustellen — das scheint uns an theologische Bornirtheit zu grenzen. Und doch ist es so und tritt in andrer Beziehung noch schroffer hervor.

Was ist lieblicher anzuschauen im Leben wie im Bilde, als eine Mutter mit ihrem Kinde; aber diese modernen Madonnen mit ihren prüden Blicken, mit ihren steifen traditionellen Haltungen und blau und rothen Gewändern, und der alte Sittenprediger im Blicke des Kindes mißfallen uns.

Auch die häusliche Innigkeit und der romantische Zauber, die so wohlthuend aus Abbildungen der heiligen Nacht, der Anbetung der Könige, der Flucht nach Aegypten u. s. w. hervorleuchten, erfreuen uns innig, aber wir lieben nicht die ewige Einförmigkeit, den alten herkömmlichen Typus der Auffassung, mit dem man so bekannt geworden ist, wie mit seiner Schlafmütze.

Allein, wie man, nachdem die antiken Meisterwerke wenigstens in Kupferstichen Jedem zugänglich geworden sind und Kunstkritiker wie Winkelmann, Lessing, Göthe u. A. gelebt haben, noch immer an Kreuzigungen, Grablegungen Christi, Abnahmen vom Kreuze, sogenannten **pieta's** und dergleichen widerlichen Darstellungen Geschmack finden kann, ist uns unbegreiflich.

Diese Unbegreiflichkeit mag nun gewissen großen Kunstkennern und kleinen Kunstblättern als Bornirtheit oder noch Schlimmeres erscheinen, allein wir erwarten mit Resignation unser Schicksal und hoffen, daß mit der Zeit äußere Einflüsse die Kunst von diesen Abwegen bringen werden. Es hat den Anschein, daß eine Zeit nahe ist, wo man die Wahrheit des Christenthums nicht

auf äußerliche Unwahrſcheinlichkeiten baſirt glauben wird, und dann werden die Maler aufhören, ihre anatomiſchen Studien an Leichnamen, die aus dem Grabe auferſtehen, an eckelhaften Beſeſſenen, Scharfrichterſcenen ꝛc. zu zeigen.

Aus dem Geſagten wird man hoffentlich unſere Anſicht erkennen, daß wir erſtens zwar nicht daran zweifeln: die chriſtliche Hiſtorie enthalte viele Momente, die zur bildlichen Darſtellung vorzüglich geeignet ſind, aber bedauern, daß dieſe Momente in der Regel zu einförmig und beſchränkt aufgefaßt werden, und deshalb entblößt ſind von dem wirkſamſten Köder des Beifalls, dem Reiz der Neuheit nämlich; — daß es zweitens in der neuteſtamentlichen und Heiligengeſchichte eine Unzahl Momente gibt, welche ihrer moraliſchen oder phyſiſchen Unanſtändigkeit wegen nicht zur bildlichen Erſcheinung gewählt werden ſollten. In Bezug auf dieſe letztere Anſicht erlauben wir uns noch zu bemerken, daß man in unſerer rationellen Zeit die Anſprüche an die Kunſt, zur Verherrlichung einer ſpeciellen Glaubensanſicht mitzuwirken, fahren laſſen muß. Bilder gehören zwar zum Cultus in der katholiſchen Kirche, aber dieſe Bilder brauchen keine Kunſtwerke zu ſein, um ihre Beſtimmung zu erfüllen. Dem Gläubigen genügt der Gegenſtand, und die Ausführung iſt ihm gleichgültig; das Bild dient ihm etwa als Hülfsmittel zur Erbauung, wie der Roſenkranz, und er kümmert ſich wenig, ob alle Regeln der Kunſt erfüllt ſind. Man erniedrigt die Kunſt, wenn man ſie zwingen will, einem an und für ſich nicht ſehr maleriſchen Dogma ihre beſte Kraft zu widmen, und, um dem gewiſſermaßen materiellen Bedürfniſſe einer Partei zu genügen, höhere Triebe zu unterdrücken. Es liegt nicht an dem ſtarren Hochmuth des kalten Verſtandes unſerer Zeit, warum kein neueres chriſtliches Bild das myſteriöſe innige Leben des Chriſtenthums

treu wiedergibt, — der Grund beruht in dem vielleicht unbewußten Widerſtande der Künſtler, ſich in einem abgeſchloſſenen Kreiſe zu bewegen und der Freiheit und Weiterforſchung zu entſagen.

Die Kunſt iſt makrokosmopolitiſch (man verzeihe das häßliche Wort) und ſie reſpectirt nur das Urſchöne, deſſen Emanationen im ganzen Univerſum vertheilt ſind.

Mit einigem Zagen geben wir nach dieſer vorausgeſchickten Einleitung an die Beurtheilung der einzelnen Kunſtwerke. Obwohl geſtärkt von dem Bewußtſein, im Allgemeinen frei zu ſein von Präoccupationen, dem Roſtſtoffe jedes Urtheils, iſt es uns gleichwohl nicht gegeben, den Gegenſtand über der Bearbeitung zu vergeſſen, oder die Tendenz des Künſtlers zu verſtehen, wenn dieſe Tendenz außer dem Bereiche unſerer Faſſungskraft liegt. Zu gewiſſen Sachen, dem Myſticismus, dem Supranaturalismus, dem Serviliſmus z. B. gehört noch ein ſechſter Sinn, um ſie aufzunehmen, ein doppeltes oder halbes Hirn, um ſie zu begreifen. Beides hat uns die Natur verſagt, und wir müſſen uns gefallen laſſen, wenn einige Künſtler, deren Frömmigkeit in unſerer Kunſtwage nicht mitgewogen wird, unſern geiſtigen Organismus anomaliſch finden.

Uebrigens wiſſen wir recht gut, daß unſer Raiſonnement über Gegenſtände, die von der kunſtrichtenden Mehrzahl für hochheilige gehalten werden, viel zu unbedeutend und unſyſtematiſch iſt, um tauſendjährige Vorurtheile mit Glück zu bekämpfen; wir begnügen uns einzig mit der eigenen guten Abſicht.

32.. Das Haupt derjenigen düſſeldorfer Maler, welche vorzugsweiſe chriſtliche Stoffe zur Darſtellung wählen, iſt W. Schadow, der Director der Akademie. — Hr. Schadow hatte das Unglück, in ſeiner Jugend mit glühender Phantaſie und dem ſtrebſamſten Ehrgeize verſehen, nach Rom verſchlagen zu werden und dort als einer der begabteſten Acteure in dem bekannten tragikomiſchen Kunſtſpiele aufzutreten. Weniger energiſch und conſequent als einige ſeiner Mitſpieler (z. B. Cornelius, der bald den ſpaniſchen ſtandhaften Prinzen fortjagte und zum Kosmopoliten wurde, oder Overbeck, der die Andacht zum Kreuze bis an den heutigen Tag in hoher Reinheit bewahrt hat) ſuchte Schadow gleich einem irrenden Ritter nach dem Schönen, und würde es in der That längſt gefunden haben, wenn er ſich ſtark genug fühlte, ſeine erſte Liebe für bloße Täuſchung zu erklären. So aber verfolgt ihn die Erinnerung an das Glück ſeiner Jugend unabläſſig, und vergebens ſtrebt er darnach, durch zartes liebliches Colorit und die ſicherſte Zeichnung die angewöhnte byzantiniſche Compoſition in Vergeſſenheit zu bringen. Es kann nicht geleugnet werden, daß Schadow zwar der Director, aber nicht der erſte Meiſter der düſſeldorfer Schule iſt, und doch liegt dies vielleicht nur an ſeinem Eigenſinne, den Jugendträumen nur halb und nicht ganz entſagt zu haben. Daß er Zweifel an der Realität derſelben hat, beweiſen ſowohl einzelne Partien ſeiner eigenen Productionen, als auch die Toleranz und Aufmunterung, welche er unſtreitig den heterogenſten Ideen ſeiner Schüler zu Theil werden läßt.

Auf der Ausſtellung von 1833 befand ſich ein Votivbild Schadow's, für das Kloſter der barmherzigen Schweſtern in Coblenz beſtimmt. Die Königin des Himmels hält das göttliche Knäblein im Arme und den Zepter in der rechten Hand. Wie

gewöhnlich bei dieſer typiſchen alten Darſtellung ſchwebt Maria auf Wolken und iſt von Glorienſtrahlen umfloſſen. An dem untern Theile des Gemäldes ſind die Thürme von Coblenz abgebildet. Die Farbe iſt zart und durchſichtig, Anmuth und ſeelenvoller Ausdruck kann nicht beſtritten werden. Der Geſammteindruck iſt jedoch nicht der eines Originalwerks, ſondern nur einer geiſtreichen Copie.

In dem Bilde mit lebensgroßen Figuren: „Chriſtus am Oelberge" iſt mit dem herrlichen Motive eine innige tiefgefühlte Ausführung Hand in Hand gegangen. Ein ängſtliches Schweigen ruht auf der ganzen Scene, und die Geſtalt des Heilandes drückt in tiefſinniger Auffaſſung wehmüthige Reſignation aus. Obwohl der Ausdruck der Geſichtszüge etwas herbe und ſymmetriſch ſtrenge iſt, erſcheint als mildernder Gegenſatz das ſchwermüthige ſanfte Auge. Mit der rechten Hand weckt Chriſtus den ſchlafenden Petrus, und hält die Linke mahnend empor. Im Vordergrunde ruht Johannes und etwas entfernter Jacobus. Die Stellung des Letzteren, ſchlafend mit überhängendem Kopfe, iſt wenig maleriſch, wenn auch ganz natürlich als Wirkung von übermäßigem Wachen. Die Geſtalten der Jünger im Allgemeinen ſind nicht energiſch und markirt genug; der Maler wollte die Superiorität Chriſti vielleicht hierdurch mehr hervorheben, aber es bedurfte nur einer kräftigeren Durchbildung des Phyſiſchen in den Formen der Jünger.

In dem Kniestücke: Chriſtus mit den Jüngern auf dem Wege nach Emaus" hatte ſich Schadow eine hohe Aufgabe geſtellt, deren Löſung oder Verfehlung je nach ſubjectiven Anſichten ausgeſprochen worden iſt. Daß die Ausbildung der Geſtalt des Gottmenſchen überhaupt eine der ſchwierigſten und ſonderbarſten Aufgaben für die Kunſt iſt, wurde längſt

anerkannt, um ſo mehr bedurfte es einer geiſtreichen und originellen Auffaſſung, Chriſtus im Momente nach der Auferſtehung darzuſtellen.

Im Allgemeinen werden die Maler am ſicherſten gehen, wenn ſie Chriſtus in ſeiner Qualität als Moraliſt, Wunderthäter ꝛc. nach der uralten Tradition: „einfach, kalt und ſtreng geiſtig“ bilden; in ſeiner paſſiven Stellung als Opferlamm aber der weichen ſanften Manier der Künſtler des 15. Jahrh. folgen, welche in ſeinen Zügen eine weibliche Demuth und rührende Trauer abſpiegelten. Chriſtus als Auferſtandener iſt wohl noch von keinem Künſtler würdig dargeſtellt worden; als Hauptgrund davon wollen wir annehmen, daß die engen Grenzen der Kunſt die edelſten Auffaſſungen nicht zur Weſenheit kommen laſſen. Die Intuitionen der Künſtler entſchwinden unter der arbeitenden Hand, und das Dargeſtellte zeigt nur einen fliegenden ſchönen Menſchenkörper mit verzückten Augen, oder eine Geſtalt, die halb Leiche, halb Geiſt in verſchwommenen Umriſſen eine dem menſchlichen Verſtande unbegreifliche Handlung begeht, welches Letztere auch gemeiniglich durch die verwunderten dummen Geſichter der Grabeswächter beſtätigt wird. Es gibt nicht einmal eine Alternative bei der Darſtellung der Auferſtehung; ſie dürfte nur ganz geiſtig und idealiſch aufgefaßt werden, und dies kann ſie nicht, der materiellen Schranken wegen; eine halbgeiſtige, halb körperliche und jedenfalls ganz widerliche Darſtellung verwirrt und beſchmutzt das Symbol. — Die Vorſtellung Göthe's von dem aus dem Grabe hervortretenden Chriſtus wird dem ausübenden Künſtler ſicher nicht ganz verſtändlich ſein, und am Ende weder die Idealiſten noch die Frommen befriedigen. Göthe ſagt nämlich: „Die herabſinkenden Grabestücher werden Gelegenheit geben, ihn, den göttlich auf's Neue Belebten, in

verherrlichter Mannesnatur und ſchicklicher Nacktheit darzuſtellen, zur Verſöhnung, daß wir ihn ſehr unſchicklich gemartert, ſehr oft nackt am Kreuze und als Leichnam ſehen mußten. Es wird dieſes eine der ſchönſten Aufgaben für den Künſtler werden, welche unſeres Wiſſens noch niemals glücklich gelöſt worden iſt" (Nachgel. Werke. Bd. IV, 27).

Dem Anſcheine nach wäre eine Verbildlichung des auferſtandenen Heilandes, der mit ſeinen Jüngern per pedes nach Emaus wandert, möglicher, allein der Schein täuſcht. Es gehört wahrlich eine ſiedendheiße Phantaſie dazu, um ſich die äußere Geſtalt eines Gottmenſchen, der ſeine Menſchlichkeit im Tode abgelegt hat, ſeine Miſſion quaſi erfüllt hat ꝛc., genügend vorzuſtellen.

Allenfalls könnte es unſer kalter Verſtand zu der Vorſtellung eines redivivus bringen und das incarnirte Widererſcheinen Chriſti möchte ihn zu profanen Vergleichen bewegen z. B. der deus iſt erſchienen, das Stück zu Ende, der Vorhang gefallen, und nun verlangt das Publikum die Maſchine, den Schauſpieler (hier den Menſchen ſtatt des Gottes) nochmals, um zu applaudiren; allein, aufrichtig geſtanden, unſer Verſtand bringt es hierbei zu gar keiner feſten Vorſtellung und unſre Phantaſie findet darin nicht einmal etwas Phantaſtiſches und bemüht ſich vergebens, den gegebenen dunklen Knäuel zu poetiſchen Fäden abzuwickeln.

Wir ſind aus dieſem Grunde gänzlich unfähig zu ſagen, wie die Darſtellung Chriſti, des Hingerichteten und aus dem Grabe Erſtandenen am Beſten aufgefaßt werden könnte, und begnügen uns mit dem bloßen Referat, wie ſie Schadow aufgefaßt hat. Der Künſtler ſtellt uns eine höchſt edle, von ſinniger Heiterkeit und erhabener Frömmigkeit ſtrahlende Menſchen-

figur vor, deren verklärtes Auge ſowohl den innern Frieden als den Wunſch, Beſeligung rings um ſich her zu verbreiten, verkündet. Die Geſtalten der beiden Jünger bieten einen wohl zu abſichtlich motivirten Contraſt: der ältere repräſentirt die energiſche, heroiſche, überzeugte Mannesgeſtalt; der Ausdruck des Jüngeren iſt dagegen timide, ſanft und zweifelnd. Es ſcheint uns, „daß der Künſtler mit ſeinen halben Figuren die Aufmerkſamkeit von den Aeußerlichkeiten ablenken und ſie einzig auf den charakteriſtiſchen Ausdruck hinwenden wollte; zuverläſſig würde eine vollſtändige Compoſition theatraliſch geworden ſein.

Wir erwähnen nun ein Bild W. Schadow's, bei deſſen Beurtheilung man die abſoluten Forderungen der Kunſt einſchränken muß, da theilweiſe äußere Rückſichten bei ſeiner Conception einwirkten, theils der Maler eine capriciöſe Reminiſcenz verwirklichen wollte. Die „ſchmerzenreiche Mutter am Kreuzesſtamm" beſtätigt leider den ſcharfſinnigen Spruch Göthe's, „daß die Religion keinen Kunſtſinn verleiht, ſo wenig ſie Geſchmack gibt." Es iſt ein altkatholiſches Bild im mittelalterlichen Genre und prangt nun als Altargemälde in der Kirche des durch wunderthätige Marienbilder berüchtigten weſtphäliſchen Ortes Dülmen. Es iſt nöthig, dieſe Beſtimmung des Bildes nicht aus dem Auge zu verlieren, um die Kritik im Zügel halten zu können. Schon Leſſing ſagte, daß man verſchiedene Urtheile fällen müſſe, wenn der Maler für die Religion und wenn er für die Kunſt gearbeitet. Im Laokoon heißt es in dieſer Beziehung (was ſich ganz paſſend auf das zu beurtheilende Werk Schadow's anwenden läßt): „Ein äußerlicher Zwang war dem alten Künſtler öfters die Religion. Sein Werk zur Verehrung und Anbetung beſtimmt, konnte nicht allezeit ſo vollkommen ſein, als wenn er einzig das Vergnügen des Betrachtens dabei zur

Absicht gehabt hätte. Der Aberglaube überladete die Götter mit Sinnbildern, und die schönsten von ihnen wurden nicht überall als die schönsten verehrt. Bachus stand in seinem Tempel zu Lemnos, aus welchem die fromme Hypsipile ihren Vater unter der Gestalt des Gottes rettete, mit Hörnern, und so erschien er ohne Zweifel in allen seinen Tempeln, denn die Hörner waren ein Sinnbild, welches sein Wesen mit bezeichnete. Nur der freie Künstler, der seinen Bachus für keinen Tempel arbeitete, ließ dieses Sinnbild weg ꝛc." Nur wenige Zeilen weiter sagt Lessing: „Ich wünschte, daß man den Namen der Kunstwerke nur denjenigen beilegen möchte, in welchen sich der Künstler wirklich als Künstler zeigen können, bei welchen die Schönheit seine erste und letzte Absicht gewesen. Alles Andere, woran sich zu merkliche Spuren gottesdienstlicher Verabredungen zeigen, verdient diesen Namen nicht, weil die Kunst hier nicht um ihrer selbst willen gearbeitet, sondern ein bloßes Hülfsmittel der Religion war, die bei den sinnlichen Vorstellungen, die sie ihr aufgab, mehr auf das Bedeutende als auf das Schöne sah; ob ich schon dadurch nicht sagen will, daß sie nicht auch öfters alles Bedeutende in das Schöne gesetzt, oder aus Nachsicht für die Kunst und den feinern Geschmack des Jahrhunderts von jenem soviel nachgelassen habe, daß dieses allein zu herrschen scheinen könne."

In Schadow's Bilde sitzt Maria, die Mutter Gottes, eine Matrone in mittlern Jahren, am Fuße des Kreuzes und hält den Leichnam ihres göttlichen Sohnes im Schooße. Ein colossaler Balken erhebt sich hinter ihr, und theilt das Bild in zwei symmetrische Hälften. An jeder Seite stehen gleich himmlischen Schildwachen zwei große Engel mit Flügeln und kostbaren Meßgewändern bekleidet, in den Händen die Marterwerkzeuge: Nägel, Lanze,

Ruthe und Dornenkrone haltend. Im Hintergrunde breitet ſich eine heitre einfache Landſchaft aus.

Die architektoniſche Anordnung und plaſtiſche Gruppirung in dem Bilde müſſen rückſichtlich des localen Zweckes als Altarbild gerühmt werden; ja ſelbſt die ganze Conception iſt in ihrer Art, von moderner Kunſtanſchauung abſtrahirt, vortrefflich. Gewiß werden die Katholiken von Dülmen ganz erbauliche Vorſätze faſſen, wenn ſie die ſchönen engliſchen Jünglinge in ihrem ſchweren Diaconushabite zur Ehre der Religion, wenn auch nicht zum Ruhm der Kunſt, ſchwitzen ſehen, und das furchtbare Kreuz wird ihnen heilſame Galgenſchauer verurſachen. Man hat viele Fehler an dieſer Conception finden wollen; — wir finden nur einen: nämlich den Mangel des Goldgrundes, um es zu einer würdigen Copie eines alten Gemäldes von Meiſter Wilhelm oder Stephan von Cöln oder Iſrael von Meckenen zu erheben. Wie aber der Director einer modernen Malerſchule vor ſeinen kunſtreichen Schülern mit einer ſolchen Reliquie beſtehen kann, das iſt für uns ein dunkles Räthſel. Toch chacun a son goût, — auch Hr. Carové. Derſelbe ſagte im Phönix 1836 S. 968 flg.: „Erwägt man, daß dieſes Bild beſtimmt iſt, den Hauptaltar einer katholiſchen Kirche zu ſchmücken, dann kann man nicht bezweifeln, daß es einen tiefen Eindruck auf die der Meſſe beiwohnende Gemeinde machen wird. Die Meſſe iſt ſelbſt die geheimnißvolle Wiederholung des bittern Leidens und Sterbens des Gottmenſchen, an welchem hier der Himmel in den Engeln, die Menſchheit durch die jungfräuliche Mutter Theil nehmen, für welches dieſe durch ihr abgehärmtes Antlitz, jene durch Vorhaltung der Leidensinſtrumente die Theilnahme der Gemeinde erwecken wollen. Daß aber die Engel mit dem Meßgewande bekleidet erſcheinen, mag wohl andeuten ſollen, daß der opfernde

Prieſter als Mittler zwiſchen den Gläubigen und dem Heiland rein und mitleidend ſein ſoll, wie ein Engel. Läßt ſich von dieſem Geſichtspunkte aus die Erfindung des Bildes verſtehen und rechtfertigen, ſo dürfte doch von dem rein künſtleriſchen Standpunkte aus gar Manches dagegen einzuwenden ſein. Vor Allem vermißt man darin die innere Einheit, das lebendige Band, welches die Hauptmomente zu einem untrennbaren Ganzen verknüpft. Die Engel ſtehen in keiner directen Beziehung zu den beiden Hauptfiguren, denn ſie wollen nur den Betrachter an ein überſtandenes Leiden erinnern. Die Mutter des Heilandes aber iſt ganz in das Anſchauen ihres Sohnes verſenkt, und ſcheint von der Gegenwart der Engel Nichts zu wiſſen. Dieſe endlich, indem ſie zur Gemeinde gewendet ſind, nehmen nicht wahrnehmbar Theil an dem Schmerze der Mutter. Wie nun die Engel, ſo weiſen ſelbſt auch die Beiwerke über das Bild hinaus, da man ſowohl das Kreuz als die Lanze nur Stückweiſe ſieht. Was die Anordnung und Zeichnung betrifft, ſo ſind die Engel durch die breiten ſchweren Gewänder zu ſchwerfällig geworden, ihre Stellung iſt zu gleichförmig, der zur Rechten des Betrachters ſtehende ſcheint ſogar den Schwerpunkt verlieren zu wollen (?). Dem Leichnam des Herrn aber muß man eine andre Lage wünſchen, welche die Muskeln des Halſes weniger ſtark hervortreten ließe. Am wenigſten dürfte man ſich hinſichtlich des Ausdrucks befriedigt finden. Den Engeln fehlt in den Zügen ſowohl das Ueberirdiſche (wie kann denn dieſes der Maler mit irdiſchen Farben ausdrücken, im Falle es ihm bekannt wäre!!) als das irdiſch Tiefpathetiſche; Maria ſcheint eher leidensmüde (!) als in Schmerz verloren, und die Züge ihres Sohnes zeigen nicht jene Verklärung, die nach dem Tode die Spuren des Leidens in heilige Befriedigung auflöſt. (Ve-

lonius: Was leſet ihr da, mein Prinz? — Hamlet: Worte, Worte, Worte!) Müſſen wir dann hinſichtlich der Ausführung die kräftige Haltung des Ganzen und den Fleiß bei den Details rühmen, ſo vermiſſen wir doch die Verſchmelzung der einzelnen Partieen zu einem harmoniſchen Ganzen, das Antlitz der Mutter iſt zu flach, der Leichnam einer trüben Marmorſtatue ähnlich. Meiſterhaft ſind dagegen mehrere Partien der Gewänder ausgeführt, und die Köpfe der beiden Engel, obgleich einander zu ähnlich, ſind doch gar lieblich anzuſehn." Das Urtheil des Herrn Carové iſt vom modernen Standpunkte aus ſo ziemlich richtig, obwohl es den Künſtler wenig befriedigt haben wird, und ſeine geheimſten Motive gewiß nicht beleuchtet hat. Schade nur, daß dieſe Motive in unſre rationelle geflügelte Zeit ſo ſchlecht paſſen, wie die ſchweren Meßgewänder auf die beflügelten Schultern der Engel.

Das neueſte chriſtliche Bild Schadow's ſtellt die „Tochter der Herodias" mit dem Kopfe des Johannes auf der Schüſſel vor. Niemand, außer der Scharfrichter etwa, kann es uns übel nehmen, daß wir auch an dieſem Gerichte wenig Geſchmack finden, obwohl die Sauce ganz vortrefflich iſt. Die Darſtellung gehört zu denjenigen, welche uns, ſelbſt in noch höherm Grade als die der Judith, wahrhaft Abſcheu erregen, weil ſie aller Aeſthetik und pſychiſchen Wahrſcheinlichkeit Hohn ſprechen. Die jugendliche zarte Weiblichkeit (das irdiſch Schöne) und der blutige Tod (das Unnatürliche und Widerliche) werden hier ohne innere Nothwendigkeit in Verbindung gebracht, einzig und allein der bibliſchen Sage zu Lieb. Man könnte uns entgegnen, daß die frappanteſten Antitheſen im Gebiete der Kunſt unabweislichen Reiz ausüben, was wir gern zugeſtehen, allein wir glauben, daß in einer künſtleriſchen Darſtellung das unter

ſich Fremdartige zwar zuläſſig iſt, keineswegs aber das dem innern Weſen der Kunſt Heterogene. Und wie wir auf der einen Seite alles Ueberirdiſche, die engen Grenzen der Kunſt ſowohl als die weit ausgedehnteren des rationellen Gedankens Unbeachtende, als unmaleriſch und unäſthetiſch verwerfen: — auf gleiche Weiſe verabſcheuen wir auf der andern das unnatürlich Gemeine, das unmenſchlich Widerliche, welches ebenſo entfernt von dem gebildeten Gedanken nach unten iſt, wie jenes nach oben. Ein abgeſchnittenes bluttriefendes Haupt iſt nicht blos ein ſchauerlicher Gegenſtand (wenn auch ein gemaltes lange nicht in dem Grade wie ein wirkliches), auch gewiſſermaßen ein unnatürlicher Gegenſtand, aber die Situation wird unausſtehlich widerlich, wenn dieſes abgeſchnittene Haupt von einem zarten weiblichen Weſen auf einer Schüſſel getragen wird. — Schon Ariſtoteles ſagte, daß die Kunſt über der Wirklichkeit ſtehe, und zu ſeiner Zeit war dieſe Bemerkung wahrlich nicht ſo nöthig als in der unſern, wo es den anerkannteſten Künſtlern an den bloßen Anfangsgründen der Aeſthetik gebricht, und alle mehr oder weniger in dem dichten Spinnengewebe des Aberglaubens und verjährter Anſichten zucken. Die reine Natur ſei des Künſtlers einzige Bibel, woraus er ſeine Stoffe wähle, und er vergeſſe nie, daß, je tiefer er aus dem klaren Born der Natur ſchöpft, je freier und ſelbſtſtändiger ſein Kunſtwerk ſein wird. Nur Unverſtändige und Böswillige werden aus unſern Worten herausdeuten, daß wir die Grenzen der Kunſt zu enge ziehen; gewiß wird die wahre Kunſt einer größern Freiheit und Würdigung in ihrer natürlichen Begrenzung genießen, als in kindiſchen Ausſchweifungen, die mit der Zeit in ſich ſelbſt verfallen.

33. Julius Hübner, den wir oben unter den romantiſchen Hiſtorikern aufgeführt haben, wird uns hier zunächſt als chriſtlicher Maler beſchäftigen.

Was wir ihm früher zum Vorwurf machten: ſeine übertriebene Weichheit, ſein Mangel an energiſcher Durchbildung und harmoniſcher Kraft, tritt in ſeinen chriſtlichen Bildern noch mehr hervor. Hübner behandelt ſeine Stoffe mit Liebe, aber er iſt nicht dafür begeiſtert, wie uns denn überhaupt ſein Charakter voller Hingebung und Sanftmuth, aber ohne tiefern Ernſt und die nothwendige moraliſche Herbe erſcheint. In der Wahl ſeiner Vorwürfe iſt er nicht ohne Aengſtlichkeit, und es fehlt ihm keineswegs an Geſchick, den Geſchmack des Publikums herauszufinden, aber die Ausführung zeugt meiſtens, ohne originell zu ſein, von den verſchiedenartigſten Einflüſſen, die in der weichen Seele des Künſtlers Raum gefunden haben.

Schadow und Hübner ſtreben in ihren chriſtlichen Bildern nach demſelben Ziele, aber mit verſchiedenen Fähigkeiten: Beide wollen die reizende Unſchuld und friſche Naivetät der alten chriſtlichen Bilder widergeben. Aber Schadow iſt zur Erreichung dieſes Ziels zu asketiſch und kalt, Hübner zu modern ſüßlich. Den Bildern des Erſtern fehlt das Gemüth, denen des Letztern die geiſtige Hoheit. — Von Hübner's chriſtlichen Bildern ſoll uns zuerſt ein kleines Rundgemälde: „eine heilige Familie“ darſtellend, beſchäftigen. Fünf Figuren bilden eine ſehr gefällige Gruppe; Maria hält ſitzend das göttliche Kind auf dem Schooße, vor ihr ſteht der kleine Johannes und im Hintergrunde Joſeph und Eliſabeth. Die Zeichnung iſt ſicher und anmuthig, die Farbe ſehr ſchmelzend und delicat. Aus den Zügen der heiligen Eliſabeth und Joſeph's ſpricht reinſte Ueberzeugung und das volle Bewußtſein von der Hoheit des Kindes und der Unbeflecktheit

der jungfräulichen Mutter; der Ausdruck und die Haltung Maria's dagegen zeigen keine Spur von Raphaelischer Auffassung. Man erkennt weder das erhabene, göttliche Weib, welches den Heiland der Welt in ihrem Schooße trug, noch die zarte, liebliche Jungfrau, die in reinster Demuth über ihre hohe Bestimmung sanft erröthet. Hübner's Madonnen sind junge, artige Frauen, in deren Blicken Zufriedenheit und Glück der Ehe leuchten, und deren Haltung nicht mehr elastisch jungfräulich, sondern weiblich hingebend ist. Der Knabe Jesus drückt in seinen Zügen nicht das Bewußtsein seiner göttlichen Sendung und den Ernst des Verstandes aus, was wir von unserm Standpunkte aus nur billigen können, aber auf der andern Seite verrathen seine Züge eben so wenig den frischen Muthwillen und die reizende Naivetät der Kindheit.

Ein Hübner ganz zusagendes Thema, welches zwar nur der frommen Interpretation zufolge zu den christlichen gerechnet werden kann, ist die Darstellung des liebenden Paares aus dem hohen Liede: „Wer ist, die heraufkommt aus der Wüste, und lehnet sich auf ihren Freund" (K. 8, V. 5). — Vielleicht in keinem Bilde des Künstlers zeigt sich seine Individualität: „sentimentale Lieblichkeit" gefälliger und entschiedener. — Auf den Stufen einer steinernen Brunnenbank steht die Braut und hält den königlichen Freund zärtlich umschlungen. Glühendes, warmes Licht erhellt den Vordergrund und hüllt die Liebenden in eine Glorie ein, während in der fernen Landschaft die hellblauen Berge und der blasse Abendhimmel einen überraschenden Contrast bilden. Diese Beleuchtung ist venetianisch kühn und klar, und verleiht dem Bildchen wunderbaren Zauber und morgenländische Gluth, welche unmittelbar auf das Gemüth des Beschauers zurückwirken.

Möchte der Künſtler ähnliche Stoffe, die das Abſtracte mit dem Concreten ſo harmoniſch verbinden, in Zukunft wählen, und z. B. ſtatt der chriſtlichen Darſtellungen, in denen ihm das asketiſche, wie das tiefſinnige Element halb unverſtändlich iſt, Scenen aus indiſchen und arabiſch-perſiſchen Dichtungen mit dem Zauber ſeines Colorits und der Delicateſſe ſeiner Zeichnung wiedergeben. Welchen reichen Stoff mit gehöriger Sonderung des unmaleriſchen Phantaſtiſchen bieten u. A. die indiſchen Dramen: Sakontala und Urwaſi, die herrliche Liebesepiſode Nal und Damajanti, die perſiſch-arabiſchen Epen: Mejnun und Leila, Schirin, Juſſuf und Suleika, Roſtem und Suhrab und viele Erzählungen der Tauſend und Einen Nacht! Und hier ſind die Blumen, welche der Maler bricht, keuſch und unberührt, er kann ſie zu einem beliebigen Strauße binden, ohne eingeſchränkt zu ſein, weil ihm Andere ſchon zuvorgekommen.

Warum zieht Ihr armen Maler doch ſtets die alte Straße, an der zwar tauſend Wegweiſer, aber nicht eine unbekannte Blume ſteht? Möchtet Ihr doch endlich einmal den Muth eines Eroberers faſſen, und auf Aventure an die heimlichſten Geſtade der Romantik ſchiffen, wo noch kein Fuß vor Euch wandelte, und noch keine Künſtlerflagge wehte. Was thuts, wenn Einige unter Euch an der Seekrankheit leiden, oder gar unter dem Scalpirmeſſer der wilden Naturſöhne ihre klaſſiſchen Zöpfe verlieren; — Mancher von Euch wird mit ungeahnten Schätzen zurückkehren, und am heimiſchen Ufer mit freudigem Jauchzen empfangen werden. Fehlt es Euch doch ſogar nicht an einem kühnen Columbus oder Vasko de Gama, der bereits am Cap der guten Hoffnung angekommen iſt, und das iſt Karl Friedrich Leſſing von Wartenberg in Schleſien. — Den modernen

chriſtlichen Künſtlern rathen wir dieſe Entdeckungsreiſe, da ſie mit ihrer reinſten Ueberzeugung und größten Fertigkeit nie ein genügendes Ziel erreichen werden. Und ſollten die Frommen und Kindlichen unter ihnen, gleich dem Bruder Giovanni da Fieſole, auch inbrünſtige Gebete zum Himmel emporſenden, um ihren Pinſeln Wunderkraft zu verſchaffen, ſie werden dieſen Johannes nicht übertreffen. Und ob das etwas wäre? Und wenn die Hohen und Aeſthetiſchen unter ihnen 300 Jahre in Rom verweilen, und chriſtliche Viſionen ſo häufig wie ihre eignen Beine ſehen, es iſt doch Alles vergebens, ihre Pinſel werden kein ſchöneres und edleres Weib, als die Madonna der Sixtina erzeugen. Deshalb, Ihr Kämpfer der Kunſt, die Ihr nicht Luſt habt, im Schlamme der ewigen Nachahmung zu verſinken und unter den Trümmern des Veralteten zu erliegen, verlaßt die alte Veſte und zieht mit Mann und Maus in unbekannte, ſchöne Fluren. Doch hütet Euch vor dem Vandalismus, und nehmt von dem Alten mit, was Werth hat und ſich tragen läßt!

Die wohlwollenden Leſer werden uns dieſe Exclamationen verzeihen, und ſie hoffentlich, wie wir ſelbſt innig überzeugt ſind, für zeitgemäß halten.

Für die Kirche in Meſeritz (als Stiftung M. Werner's aus Ozorkow in Polen) malte Hübner ein großes (16 F. hohes, 8 F. breites) Altarbild: „Chriſtus in der Glorie über den ſitzenden vier Evangeliſten ſchwebend.“ Die am Sockel angebrachten Worte Chriſti: „Ich bin bei Euch alle Tage bis an der Welt Ende!“ wollte der Maler zur ſinnlichen Anſchauung bringen. — Chriſtus ſteht in ſtrahlendem Lichte auf Wolken und breitet ſeine Hände ſegnend über die unten auf einer ſtei-

nernen Estrade ſitzenden Evangeliſten aus. Inmitten dieſer iſt ein niedlicher kleiner Engel bemerkbar.

Die Intuition des Künſtlers war vortrefflich, und es fehlt nur wenig, daß man Gleiches von der Ausführung ſagen kann. Wir erlauben uns, einige ſubjective Andeutungen zu machen, die wir verſchweigen würden, wenn das ſchöne Bild nicht offenbare Spuren von dem Ringen nach Originalität bemerken ließ. Wir halten es für einen ſehr glücklichen Gedanken, Chriſtus in der Glorie mit einem weißen Gewande zu bekleiden; hierdurch gelang es dem Künſtler nicht allein, den hellen Glorienſchein wirkſamer und zugleich natürlicher erſcheinen zu laſſen, ſondern vorzüglich bewirkte dieſer anſcheinbar unbedeutende Umſtand das Motiv der Situation: „die hohe Reinheit und ungemeine Anmuth des Erlöſers zu verſinnlichen,“ mit ſanfter Zaubergewalt dem Zuſchauer verſtändlich zu machen. — Die Geſtalt Chriſti erſcheint etwas lang, was wir nicht tadeln möchten, wenn nur die Dimenſionen des Gemäldes in der Breite entſprechender wären. — Das kleine Engelsköpfchen unter den Evangeliſten iſt ein Stein des Anſtoßes, der die Totalwirkung nach unſerm Ermeſſen nicht wenig beeinträchtigt. Nach einem berliner Kunſtrichter (Kunſtbl. 35, Nr. 83) ſoll es die ſchwebende Seele in der Mitte der Evangeliſtenpaare bedeuten; ei nun, dieſe ſchwebende Seele ſchwebt hier am unrechten Orte, und verkündet eben nichts weiter, als eine geſchmackloſe Schülerhuldigung des Künſtlers, oder eine altdeutſche Caprice. — Wenn der Wolkenſtreif, auf welchem Chriſtus ſteht, ſich auflöſen und das Engelsköpfchen nebenbei mit fortſchwemmen wollte, ſo würde die Kunſt wohl nichts einzuwenden haben. Wolken als quaſi Stützpunkte der Geiſter, welche das Unwahrſcheinliche des Fliegens bei dem Zuſchauer mildern und

die Entfernung vergrößern sollen, sind in der That nur aus Gewohnheit nöthige Gegenstände geworden. Man denke sich in dem erwähnten Bilde z. B. den Wolkenstreifen entfernt und den Lichtschein in sanften Abstufungen bis hinunter zu den Evangelisten verlängert, so scheint uns weder die physische Wahrscheinlichkeit mehr als früher verletzt, noch, was von größerer Wichtigkeit ist, der ästhetische Eindruck dadurch verkümmert zu sein. Die Färbung des Bildes ist, obwohl an einigen Stellen nicht durchsichtig und klar genug, im Ganzen harmonisch und zart. Der Ausdruck in den Zügen des segnenden Christus ist himmlisch milde und gemüthlich, jedoch ohne göttliche Hoheit. Charakteristischer sind die schönen kräftigen Gestalten der Evangelisten, jede in bezeichnender Individualität nach dem Göttlichen ringend, dargestellt.

„Christus an der Säule," ein Altarbild für die St. Andreaskirche in Düsseldorf gefiel nicht sehr wegen seiner asketischen Passivität und weinerlichen Zerknirschung, obwol sonst äußerst lieblich und einfach in Farbe und Composition. Hinter dem Rücken die Hände an einem Pfeiler festgebunden, bis zu den Hüften nackt, von da ab mit rothem Mantel bedeckt, dessen großartiger Faltenwurf bewundernswürdig ist, und das Haupt mit der Dornenkrone schmerzvoll niedergebeugt, ist Christus abgebildet. Der Silberton des Fleisches ist von höchster Reinheit, und die Muskeln der Arme und Brust schwellen fast weiblich voll und zart. Der Ausdruck des Gesichts zeigt keine Spur von göttlicher Standhaftigkeit und Resignation, hingegen vermehren der hellblonde Bart und ein weinerlicher Zug der Oberlippe den Ausdruck der Verzagtheit und furchtsamen Demuth, der sich im Allgemeinen schon in der schwächlichen Haltung ausspricht. Die Umgebung ist außerdem vernachlässigt

und kahl, der einzige Gegenstand, welcher außer der krüppelhaften Säule in's Auge fällt, ist ein Stäupbesen, der an einer niedern Umschränkung angelehnt ist. Die Totalwirkung war dennoch, ungeachtet der wunderlichen Technik, nur höchst mittelmäßig, ein Beweis mehr, daß in unserer Zeit Alles von der zeitgemäßen charakteristischen Auffassung abhängt.

Die beiden neuesten christlichen Bilder Hübner's war uns nicht vergönnt so genau zu betrachten, um ein richtiges Urtheil aussprechen zu können. Damit unser Bericht aber eine gewisse Vollständigkeit erlangt, wollen wir das Urtheil Gruppe's (in der Preuß. Staatsztg.) hier abschreiben: Von dem „Pharisäer und Zöllner" sagt dieser geistreiche Kritiker: „In architektonischer Umschließung und Anordnung, und mit entschieden symbolischer Auffassung stellt der Künstler uns das Evangelium vom Pharisäer und Zöllner vor. Eine fremdartige Architektur, welche die Phantasie gern für die vom Tempel Salomonis nimmt, bildet zwei Bogen, in denen die beiden Figuren sich dem Heiligthume nähern, rechts der stolze Geistliche, links das trostbedürftige Weltkind. Der Phärisäer, welcher, ein großes Buch unter dem Arme, sich selbstgefällig umschaut nach dem reuevoll Betenden, zeigt ein Antlitz voll geistlichen Hochmuths; wir lesen darin jenes äußerliche, herzlose Formenwesen, und diese Züge vergegenwärtigen ihn uns zugleich lebhaft, wie er im Tempel seine Gebete herzuplappern pflegt. Jener dagegen ist wahrhaft in dem Moment genommen, wo er an sein Herz schlägt und spricht: „Gott sei mir Sünder gnädig!" An die Thür gelehnt, stehend in sich gebeugt, sein Haupt senkend und fast verbergend, bekundet er in seiner ganzen Haltung so viel von zerknirschtem Schuldbewußtsein und reuiger Hingebung, daß dies von jedem Beschauer sogleich verstanden und gefühlt wer-

den muß; in ſolchem Gegenſatze aber tritt dieſe Charakteriſtik doppelt wirkſam und rührend hervor. Der Künſtler hat nichts verſäumt, um den Gegenſatz nach allen Seiten hin auszubilden; ſchon durch die bloße Wahl der Gewandfarben unterſchied er ſeine Figuren ſehr glücklich, denn er kleidete den Phariſäer in grelle Farben, in ein orangenes Obergewand auf einem hartblauen Unterkleide, und gab dem Zöllner dagegen ſanfte, modeſte Farben, die ſich in der Phantaſie des Beſchauers mit dem geiſtigen Inhalt der Figuren leicht zu einem harmoniſchen Eindruck vereinigen. Aber hiermit iſt die Darſtellung noch nicht erſchöpft; jene zwei Bogen ſind von einem dritten überwölbt, und, den Zwiſchenraum auszufüllen (sic!!), erſcheint — Gott der Herr, welcher den Zöllner mit der einen Hand ſegnet, und mit der andern den Phariſäer von ſich weiſ't. So ſchön das gedacht ſein mag, ſo mußte doch die figurative Ausführung in unauflösliche Schwierigkeiten ſtürzen. Die Figur, welche, um wenig zu ſagen, die erhabenſte ſein ſollte, iſt entſchieden die unbedeutendſte; und wie kann es auch anders ſein? Nur kindlich naiven Zeitaltern darf der Gedanke, das Geiſtigſte und Unſchaubarſte gleich wie jedes Andere abzubilden, verziehen werden, und ihre völlige Unſchuld bei ſolchem Beginnen macht dann auch das nothwendige Mißlingen weniger beleidigend. Aber in unſerer Zeit, wo die Kunſt von vielem Selbſtbewußtſein nicht mehr zu trennen iſt, — und die des gegenwärtigen Künſtlers ſcheint es uns ganz beſonders zu ſein, — kann wohl auch die wahrſte Frömmigkeit auf ſolche Auffaſſung nicht mehr führen, im Gegentheil ſteht eine ſolche Darſtellungsweiſe mit unſern Begriffen von Erhabenheit und mit dem Geiſt unſers Chriſtenthums in Widerſpruch. Dergleichen ſtreng auszuſchließen, wäre eigentlich ſchon Sache des bloßen

Geſchmacks, den doch der Künſtler in ſo hohem Grade beſitzt, und den er namentlich hier in der ganzen maleriſchen Behandlung bewundernswürdig bewährt hat."

Von dem andern Bilde: „das Chriſtkind auf Wolken," im linken Arme eine Lilie haltend, die Rechte ſegnend erhoben, ſagt Gruppe: „Das Werk zeichnet ſich durch eine zarte und helle Malerei ſehr vortheilhaft aus, ſeiner Auffaſſung nach bringt es aber ähnliche (?) Betrachtungen entgegen wie das vorige. Wir müſſen geſtehen, außer der ſegnend erhobenen Hand, wenig in dieſem Kinde zu finden, was die Benennung eines Chriſtkindes rechtfertigen könnte, zumal eines auf Wolken thronenden. Raphael hat immer danach geſtrebt, ſelbſt auf dem Arme der Mutter, uns in dem Kinde den Heiland der Welt und den Herrſcher der Himmel darzuſtellen, Leben und Klarheit läßt er von ſeinem Antlitz ausſtrahlen, er giebt dem Kinde den erhabenſten Ernſt, und in ſeinen Mienen malt er himmliſche Seligkeit. Das hier vorgeſtellte Chriſtkind hat dagegen in ſeinem Ausdruck wenig von Verklärung und ſiegreicher Herrlichkeit, ſondern eher etwas Befangenes, und in ſeiner Haltung, die wir nicht rühmen möchten, erſcheint es ſelbſt hülflos und hülfsbedürftig. Mit der ganzen Intention möchten wir uns nicht einverſtanden erklären; die asketiſche Auffaſſung, mit der uns Hübner vor zwei Jahren den Heiland darſtellte, und wiederum dieſe, welche kindlich naiv ſein ſoll, ſcheint uns den wahren Geiſt des Chriſtenthums nicht auszuſprechen, denn nach der einen wie nach der andern Seite iſt ihm das Schwächliche gleich fern. Was das Naive anlangt, ſo iſt es gewiß eine ſchöne Sache, wenn es ſich von ſelbſt ergiebt, allein es erſtreben wollen, iſt gefährlich; ohnedies wird es nur zu leicht ein bloßer Euphemismus für das Unbedeutende."

Wie gern wir die Worte Gruppe's über die Unmöglichkeit des Gottvaters in ſeinem Käſtchen als **dicta probantia** benutzen, bedarf es für Leſer keiner Verſicherung, die unſere an verſchiedenen Stellen ausgeſprochene Theorie des Möglichen und Unmöglichen in der Malerei bereitwillig aufgefaßt haben. Allein eben dieſe Theorie beſtimmt uns, die Beurtheilung des Jeſukindes falſch zu finden.

Man ſetze einmal voraus: kein Raphael, kein Correggio, kein Overbeck und Schadow hätten Jeſuskinder gemalt (eine Vorausſetzung, die unbedingt nothwendig iſt, um das Urtheil frei von verfinſterndem Autoritätsglauben zu halten), und zum Erſtenmale wollte ein moderner Maler ein Kind darſtellen, welches die göttliche Würde repräſentire, oder, wie Gruppe von den Raphaeliſchen Kindern ſagt: welches den Heiland der Welt und den Herrſcher der Himmel darſtelle, Leben und Klarheit in ſeinem Antlitze, erhabenen Ernſt und himmliſche Seligkeit in ſeinen Manieren zeige, — würde man eine ſolche Darſtellung nicht zu den unmöglichen, capriciöſen und unſinnigen rechnen? Das Kind bezeichnet ja nur die Blüthe, das Unerwachſene, Hülfloſe und Schwächliche, und dies wollt ihr mit dem Größten, Reifſten und Stärkſten identificiren? Unmöglich; ſelbſt beim Anblick eines Raphaeliſchen Chriſtkindes bemächtigt ſich des Beſchauers nie die Vorſtellung von einem Herrſcher der Himmel, wenn uns auch die hohe Kunſt dieſes Malers augenblicklich ſo hinreißen mag, daß wir die Abnormität vergeſſen, und dem Kinde männliche Intelligenz zuerkennen. — „Aber das chriſtliche Symbol, das neuteſtamentliche Factum?“ — Wir haben ſchon mehrmals geſagt: das chriſtliche Symbol und das neuteſtamentliche Factum haben mit der Kunſt nichts zu ſchaffen, wenn ſie ſich nicht ihren Geſetzen

unterordnen; an dieſer Stelle iſt es beſonders wichtig, dieſe Anſicht zu wiederholen. Jedoch zu gleicher Zeit machen wir darauf aufmerkſam, daß das neue Teſtament einerſeits nichts erwähnt von einer äußerlichen göttlichen Erſcheinung des Chriſtkindes, und anderſeits das Symbol richtig aufgefaßt wird, wenn man den Gott als Menſchen und beſonders als Kind in natürlicher Hülfsloſigkeit darſtellt, wodurch die innige Gemeinſchaft mit dem Menſchengeſchlecht angedeutet werden ſoll. Wird dagegen dem kindlich-menſchlichen Elemente das Ueberirdiſch-Göttliche einverleibt, ſo tritt das urſprüngliche Symbol weiter in den Hintergrund, und der Kunſt iſt wahrlich nicht geholfen, weil ein Unnatürliches an die Stelle des Natürlichen geſetzt wird. Nun aber iſt in unſerer Zeit der naive Glaube gänzlich geſchwunden, und die ſkeptiſche Vernunft miſcht in Alles ihre abſtracte Naſe, — man hat nicht mehr Phantaſie genug, in einem van Eyck'ſchen dickköpfigen Wickelkinde den Heiland der Welt zu erkennen, und weil man dieſen Heiland in ſeiner kindlichen Geſtalt künſtleriſch nicht gänzlich verleugnen will, was am geſcheidteſten wäre, begeht man die Thorheit, ihm abſtracte, göttliche Augen und autokratiſche Poſitionen zu ertheilen. — „Auf welcher Seite demnach das künſtleriſche Recht iſt?“ — Darauf antworten wir in Demuth mit einem Paradoxon: „auf keiner!“ Die Altdeutſchen haben Unrecht, unbehülfliche menſchliche Chriſtkindchen zu malen, weil die naiven, gläubigen Augen den modernen Zuſchauern längſt abhanden gekommen ſind, und die neueren philoſophiſch-chriſtlichen Künſtler begehen unverzeihliche Mißgriffe, indem ſie ein Abſtractum in unnatürlichſter Form zur äußern Erſcheinung bringen wollen.

34. Nach dieſer Abſchweifung oder Ausſchweifung wollen wir einen Künſtler begrüßen, dem man unbedingt die erſte Stelle im Fache der chriſtlichen Kunſt bei der hieſigen Schule einräumen muß. Ernſt Deger von Hildesheim, der gegenwärtig in Rom iſt, beſtätigt das bekannte Wort des griechiſchen Weiſen, daß ein genialiſcher Künſtler dem unfruchtbarſten Stoffe künſtleriſche Funken entlocken kann. Deger beſitzt das Zaubermittel der Natürlichkeit, welches die abſtracteſten Knochengerippe mit belebten Muskeln und Nerven zu bekleiden, und aus verwelkten Blumen ſüßen Duft aufſteigen zu laſſen vermag.

Der herrliche Künſtler weiß ſeinen chriſtlichen Bildern eine ſo friſche geiſtige Klarheit und gemüthliche Innigkeit zu verleihen, daß man beim erſten Anblicke fühlt, dieſe Reinheit der Intuition könne weder aus capriciöſer Nachäfferei und myſtiſcher Frömmelei, noch aus einer überſpannten Gefühlsſucht entſprungen ſein. Wir ſpüren in Deger's Bildern nichts von jener kläglichen Aſketik und Abſtinenz, wodurch der Körper nicht ſowohl, als der Geiſt niedergedrückt und in ſeinen heilſamſten Functionen gehemmt wird, — noch wird unſer einfacher Verſtand gezwungen, ſich ſeiner Blöße zu ſchämen, und das Büßerkleid eines finſtern Wunderglaubens anzuziehen. Deger's Madonnen ſind die lieblichſten irdiſchen Frauen, die ſich ſelbſt zu wundern ſcheinen über den ſtrahlenden Glorienſchein, mit dem der Maler ihre Lockenhäupter aus Rückſichten umgibt, da doch ihre ganze Geſtalt ſchon unbewußt eine ſittliche Hoheit und Heiligkeit ausdrückt, vor der jeder profane Gedanke zurückweicht. Das Zärtlichſte, Lieblichſte und Idealiſchſte einer weiblichen Seele concentrirt ſich in ihren ſanften Augen und den gratiöſen Schwingungen der zarten Glieder, und der Gläubige und Philoſoph dürfen mit gleicher Aufrichtigkeit vor dieſen Ma-

donnen niederknien; der Eine in ihnen die jungfräuliche Mutter Gottes anbetend, der Andere das Meisterstück der Schöpfung: das reine Weib.

Auch die Jesuskinder Deger's sind von unbeschreiblicher Lieblichkeit und Naturwahrheit, und bei ihrem Anblicke vergessen wir unser eben ausgesprochenes Paradoxon. In den Augen dieser naiven, feurigen Knäbchen spiegelt sich das Bewußtsein ab, Sprößlinge der edelsten Menschheit zu sein, die vom Himmel gekommen ist und dahin zurückkehrt, aber die irdischen Genüsse nicht besudelt von teuflischen Angriffen glaubt. Der Funke einstiger Größe glüht schon deutlich in den klaren Kindesaugen, obwohl dieser Funke nicht die entfernteste Aehnlichkeit hat mit dem unverständlichen crassen Glühen überirdischer Verzückung. — Mit einem Worte: wir erblicken in den Deger'schen Madonnen und Christuskindern menschliche hehre Gestalten, wie sie in der reinen Seele des strebenden Künstlers entstanden sind. Er hat sich eben weit entfernt gehalten von unmalerischem Idealismus, wie von gemeinem Materialismus, und es ist ihm gelungen, das Edelste der Menschennatur zu verkörpern. Dem gläubigen Christen wird die Intention des christlichen Malers gleich verständlich, während der Indifferente diese Intention vergißt und über die hohe Naturtreue erstaunt. —

In die Details aller Deger'schen Bilder einzugehen würde überflüssig sein, da Deger in den meisten Darstellungen sich der bekannten traditionellen Auffassungsweise bedient hat. Die Fortschritte des Malers in seinen neueren Bildern beziehen sich ebenfalls mehr auf technische Ausbildung, als veränderte Conception.

Das durchgebildetste, aber in der Farbe nicht das schönste Werk Deger's ist seine „Madonna mit dem Kinde in der Glorie" 1837. Die jungfräuliche, schöne Mutter schwebt auf

Wolken, und das nackte, lebhafte Kindchen auf ihrem Arme streckt verlangend die Händchen aus, als wolle es etwas mit Liebe zu sich heranziehen. Von feuchtem Glanze leuchten die Augen dieses äußerst lieblichen Geschöpfes, und die Carnation ist wunderbar klar und belebt. Etwas trübe und schwer ist dagegen der Ton des Gewandes der Madonna, und die Farbe der Wolken unschön olivenbraun und grau.

Von zarter Lieblichkeit ist eine „heilige Jungfrau vor dem Kinde kniend." Das anmuthige Knäbchen ruht auf dem schwellenden Moose eines niedern Gemäuers, und ist mit einem leichten Hemdchen bekleidet; in den Zügen der knienden Jungfrau spiegelt sich die glühendste Mutterliebe und der andächtigste Dank für das Glück, im Besitze eines solchen Engels zu sein, ab. Sie liegt auf beiden Knieen und hält die Hände gefalten auf dem vor innerer Beseligung pochenden Busen; ihre wallenden Locken fallen anmuthig über Nacken und hellblauen Mantel hinunter. Die heitere Landschaft im Hintergrunde und die warme Beleuchtung erinnern unwillkürlich an den schönen Süden.

In der „Auferstehung Christi" schwebt der Heiland nackt mit der Osterfahne auf Wolken über dem Grabe, an dessen Rande vier Wächter in unruhigem Schlafe liegen. Die Auffassung ist streng traditionell, und die Ausführung in so weit gelungen, als es bei diesem schon oben besprochenen Gegenstande möglich war.

„Madonna den Christusknaben führend" erfreut durch frische Anmuth und Naivetät. Die liebreizende Mutter hält den Knaben an der Hand gefaßt und wandelt mit ihm durch die schöne Landschaft. Das göttliche Kind hat in der Linken einen Stecken, und scheint rüstig vorwärts schreiten zu

wollen, während ſein Auge mit hehrer Schwärmerei in die Weite hinausſchweift.

Bekanntlich will der katholiſche Herr Reichsbaron von Fürſtenberg-Stammheim die auf dem Apollinarisberge bei Remagen unmittelbar am Rhein gelegene alte Kirche des heiligen Apollinaris wieder herſtellen und mit Frescogemälden verſehen laſſen, welche, außer den Bildern der Kirchenväter und Apoſtel im Chore auf Goldgrund, das Leben Chriſti und der Madonna an den Wänden, die Legende des heiligen Apollinaris u. ſ. w. darſtellen ſollen. Ueber dies Unternehmen expectorirt ein Düſſeldorfer im vorjährigen Kunſtblatte Nr. 14: „Hat die Malerei auch unläugbar in der neueſten Zeit ſich zu einer erſtaunlichen Höhe erhoben [—vielleicht ſo hoch, als es ihr in der Dienſtbarkeit des Luxus und der Mode nur irgend vergönnt iſt], welchen andern Schwung wird ſie nehmen, wenn ſich ihr wieder die Kirchen öffnen und den feſten Boden darbieten, welchen ihr die Launen und Anforderungen der unſtäten Welt ewig verſagen werden! Ein Privatmann gibt das ruhmwürdige Beiſpiel, daß eine ſolche Tendenz ihrer ſelbſt wegen, und nicht etwa aus einer prätentiöſen Kunſtliebhaberei oder einem ſtolzen Mäcenat auch in unſrer Zeit möglich iſt. Freilich iſt es für den Staat und das Leben eine ſchöne Sache um Induſtrie und Eiſenbahnen. Dabei finden wir Bequemlichkeiten und Wohlleben. Leider aber fährt unſer Sinn nicht auf Eiſenbahnen himmelwärts (ja, das iſt wahr!!), ſondern bedarf dazu der alten und nie veraltenden Wege der Religion und Frömmigkeit, und der heiligen Sprache der Begeiſterung — der Poeſie und Kunſt.“

Alſo um zum Himmel zu fahren, bedarf man der heiligen Sprache der Begeiſterung? Und der friſche, lebensmuthige

Ernſt Deger iſt nach Rom geſandt worden, um Material zu der heiligen Sprache für die himmelfahrenden Leute zu holen, und wenn er zurückkehrt, ſoll er die Kirchenväter und Apoſtel auf Goldgrund malen, und die fromme Legende vom heiligen Appollinaris, und vielleicht auch den geſchundenen Bartholomäus und den geröſteten Laurentius. — W. Schadow, der Director, beauftragt mit der Wahl der Maler für die erwähnte Capelle, hat nämlich E. Deger zum Haupt erklärt.

---

35. Im vorigen Jahre malte der geniale Steinbrück ein chriſtliches Bild, das einerſeits durch gelungenes Helldunkel, warme Färbung und ſcharfe Charakteriſtik im Einzelnen gefiel, anderſeits jedoch durch auffallende Altdeutſchthümeleien in der ſymmetriſchen Architektur, des asketiſchen Ausdruckes in den Geſichtern und der ganzen Behandlungsweiſe die Liebhaber der modernen Kunſt widerwärtig abſtieß. Es ſtellt eine „heilige Nacht“ vor, in welcher die Anbetung der Hirten und der heiligen drei Könige zugleich vorkommt. Genau in der Mitte des Bildes ſieht man Maria in ihrer Hütte vor dem Kinde kniend, von welchem, wie in der alten Legende und der berühmten dresdner Nacht des Correggio, das Licht ausſtrahlt. Wie hier der volle Lichtſchein auf einer Seite ein Mädchen, auf der andern einen Jüngling, dem ein alter Hirt zum Contraſte beigegeben iſt, trifft, läßt Steinbrück einen von den drei über der Gruppe ſchwebenden Engeln, geblendet von dem Glanze, ſeine Augen mit der Hand bedecken. Rechts nahen die Könige aus dem Morgenlande, und der Mohrenkönig tritt mit ſeinem Weihrauchduft heran, und bildet einen romantiſchen Contraſt mit dem ſchlichten Hirten, welcher auf der linken Seite ein Lamm

zu den Füßen des Kindes niederlegt. Der die Weisen leitende Stern steht über der Hütte, und die Führer des noch etwas entfernten Zuges deuten auf ihn hin.

---

36. Der Maler Peter Götting von Aachen, zugleich ein geschickter Bildhauer, hält in seinen christlichen Bildern die Mitte zwischen der oft erwähnten zerknirschten Auffassung und moderner glatter Ausführung. In den Zügen der dargestellten Heiligen vibrirt noch der altkatholische Mysticismus, aber die ganze Haltung und der äußere Zuschnitt sind neumodisch. Die Gruppirung ist ganz traditionell und gewöhnlich, und die Technik sehr fleißig und vorsichtig, aber nicht immer frei von Steifigkeit und Geleckтheit. Der frische Hauch eigner Erfindung mangelt, und der Geist des Malers ist geknechtet in alten Anschauungen.

Vielleicht das bedeutendste Bild Götting's ist sein „Christus und Petrus auf dem Meere," mit überlebensgroßen Figuren. Der Stoff ist zu erhaben für menschliche Darstellung, und die möglichst beste Ausführung würde schwerlich erreichen können, was z. B. Göthe über diesen Gegenstand sagt: „In dem ganzen Evangelium wüßte ich keinen höhern und ausdrucksvollern Gegenstand als Christus, der, leicht über das Meer wandelnd, dem sinkenden Petrus zu Hülfe tritt. Die göttliche und menschliche Natur des Erlösers ist in keinem andern Falle den Sinnen so identisch darzustellen, ja der ganze Sinn der christlichen Religion nicht besser mit Wenigem auszudrücken. Das Uebernatürliche, das dem Natürlichen auf eine übernatürlich-natürliche Weise zu Hülfe kommt, und deshalb das augenblickliche Anerkennen der Schiffer und Fischer, daß der Sohn Gottes

bei ihnen gegenwärtig sei, hervorruft, ist selten gemalt worden, so wie es zugleich für den lebenden Künstler von großem Vortheil ist, daß es Raphael nicht unternommen, denn mit ihm zu ringen, ist so gefährlich, als mit Phanuel (1. B. Mose XXXII)." Die warme Dichterphantasie ließ Göthe hier, wie in manchen andern seiner Kunsturtheile, die Hindernisse praktischer Ausführung übersehen, und hielt es für möglich, den beweglichen Gedanken vermittelst der Kunstschönheit in ruhiger Darstellung wiedergeben zu können. Wie vermag ein Maler das leise Wandeln des Heilandes über die Meereswogen darzustellen? Und in diesem Wandeln liegt grade das Wunderbare. Wie soll er die heilige Ruhe und Sicherheit in Christi Haltung vereinen mit der leichten, sanften Bewegung? Auf welche Weise das flüssige, durchsichtige Element behandeln, um den nothwendigen Contrast oder das Wunder wahrscheinlich zu machen?

Kein Maler, und folglich auch Götting nicht, hat diese Fragen genügend zu lösen gewußt. Das Wasser in Götting's Bild ist nur eine gemalte, consistente Masse, auf welcher zu wandeln eigentlich nicht so schwierig sein mag, als darin zu versinken, und welche den Schlagschatten der Füße Christi vollkommen ruhig wiedergibt, also ganz stille stehen muß. Die Haltung Christi ist leidlich würdig, aber etwas träge, der Kopf des Petrus nach alter Tradition würdig und ausdrucksvoll.

In dem Bilde: „der heilige Franciscus" ist dieser Heilige inbrünstig betend dargestellt, glücklicher Weise jedoch der katholische, kasteiende Heiligenblick nicht allzu sichtbar. — In der „Magdalene" bringt der sterbenden Heiligen ein Engel die Siegespalme. — Das „Schweißtuch der heiligen Veronica" ist ein gar zu heiliger Gegenstand für unsere profane Feder. — Der „heilige Martinus" hat den kostbar-

ſten Biſchofsornat zu tragen, der ihm in ſeinem hohen Alter ziemlich beſchwerlich ſein mag. — Noch ſahen wir ein ſehr fein ausgearbeitetes Bildchen von Götting auf der letzten Ausſtellung; es war eine „Grablegung Chriſti.“

---

37. Ein tüchtiger, ſtrebender Maler iſt Alfred Rethel (jetzt in Frankfurt), der in großartiger Auffaſſung nach charakteriſtiſcher Durchbildung ringt. Sagen ſeine gewählten Stoffe auch unſerm ſubjectiven Gefühle nicht ſonderlich zu, ſo verkennen wir doch nicht in ihnen eine kräftig-originale Tendenz, welche das Typiſch-Herkömmliche abzuſtreifen ſucht. „Der heilige Bonifacius“ auf der geſpaltenen Götzeneiche den wilden Deutſchen zuerſt das Evangelium predigend, iſt eine jener energiſchen Geſtalten, aus deren Augen die Gluth der Begeiſterung brennt, und deren Muskeln geſtählt ſind mit feſtem Willen und Kühnheit. Die Contraſte in den Blicken der Zuſchauer ſind mit tiefer Wahrheit hervorgehoben: hier ein dummes, verwundertes Geſicht, dort ein zorniges und gehäſſiges, das auf die Rache Wodan's harrt, hier der Anbruch milden Glaubens in ſchönen weiblichen Zügen, dort ungewiſſes Zweifelszucken in intelligenten Häuptern.

Weniger maleriſch und gelungen iſt das Bild des Bonifacius, der aus der abgehauenen Wodanseiche eine chriſtliche Capelle bauen läßt. Von Bekehrten, [illegible]rn und Neugierigen umgeben, zeichnet der muthige Sendb[illegible]n Grundriß der Capelle in den Sand, während an ſeiner Seite und weiter entfernt Männer mit Bauwerkzeugen u. ſ. w. beſchäftigt ſind. Der Ausdruck in Haltung und Blick dieſer Letztern iſt etwas unbeſtimmt, was zwar von dem Motive entſchuldigt werden

kann, aber deshalb dies Motiv als ungünstig erscheinen läßt. Den „Daniel“ Rethel's haben wir nicht gesehen.

38. Ein vielversprechendes Talent für charakteristische Darstellung glauben wir in Ittenbach gefunden zu haben. Dieser junge Künstler vereint mit sehr großer technischer Fertigkeit den kräftigsten Willen, das Schöne und Ausdrucksvolle zu erstreben, selbst mit Verschmähung modischer Kunstgriffe.

In dem Bilde „Christus und die Jünger“ (Evang. Joh. 1, 33) haben wir dem Künstler für die Kühnheit zu danken, sich über den blos christlichen Gesichtspunkt erhoben und die rein historische Darstellung vorgezogen zu haben. Die Züge Christi und der Jünger sind hier edel, menschlich, mit scharf geschnittenem, morgenländischem Ausdrucke. Christus ist nicht der Mensch gewordene Gott, in dessen Blicke sich asketische Demuth und himmlische Güte vereinen; in dem hier fragenden Manne: „Was suchet ihr?“ erkennt man den energischen Reformator, der, mit hohem Muthe ausgerüstet, sein Volk vom Drucke falscher und morscher Institutionen befreien will.

Durch schöne Gruppirung und philosophische Conception zeichnet sich gleichfalls ein zweites Bild Ittenbach's: „Johannes unter seinen Jüngern“ vortheilhaft aus. Johannes ist ein ernster Philosoph, dessen Munde hohe Weisheit zu entströmen scheint, die von den beiden Zuhörern, einem Jünglinge und einem Greise, nach ihrem abweichenden Alter auch verschieden aufgefaßt wird. Der Greis vernimmt die Worte in stiller Andacht, der Jüngling mit schwärmerischem Entzücken. Man könnte diesen Johannes auch Plato oder Pythagoras nennen, worunter die Kunst nicht leiden würde; es ist Unrecht

von dem Künſtler, ſein Bild ein chriſtliches zu nennen, da in ihm ſo wenig traditionell chriſtliche Elemente vorhanden ſind.

Eine „heilige Barbara“ mit ihrem ſüdlich braunen Teint und ſchwarzen Gluthaugen iſt zwar ein wunderſchönes Weib, aber die Heiligkeit war unſerm Auge nicht erkennbar.

---

39. Dem Heiligenbilde H. Mücke's: „die Beſtattung der heiligen Katharina“ fehlt es, trotz der auffallend ſonderbaren Conception, nicht an ſchöner, harmoniſcher Durchbildung und lieblicher Abrundung. Der ſchöne Leib der todten Heiligen wird von vier mit Chorgewändern bekleideten Engeln durch den ſtillen Aether getragen. Unten ſieht man das Meer und die Berge der Erde in feierlicher Dämmerung.

---

40. Zwei Darſtellungen von Zimmermann und Ehrhardt: „Chriſtus, Maria und Martha“ ſind beide in der Auffaſſung traditionell. Ganz ohne Bedeutung iſt der Chriſtus in Zimmermann's Bilde, wogegen die weiblichen Formen in beiden Darſtellungen anmuthig und anziehend ſind. Nach unſerm Kunſtkatechismus eine natürliche Erſcheinung.

---

41. „Chriſtus der gute Hirt,“ von Volkhard, iſt eine gemüthvolle Darſtellung, welche demungeachtet unſer Lachen hervorgerufen hat. Der Erlöſer der Menſchheit iſt beſchäftigt mit vorgeneigtem Körper ein verirrtes Schaf aus dem Sumpfe zu ziehen. Idealiſche Auffaſſung kann von ſolchem Stoffe wohl nicht erwartet werden, allein dieſe ſinnbildliche

Handlung des Heilandes iſt gar zu naiv. Das Schaf iſt ein ſchlechter Proſelytenmacher, und man verleiht ſeiner Natur gewiſſe unangenehme Beſtandtheile: die Dummheit z. B. So muß das Symbol des ſanften, gehorſamen aber dummen Schafes den heidniſchen Schlangen wenig Luſt gemacht haben, ſich mit ſeinem Vließe zu bedecken.

---

42. Eine ſehr liebliche, aber ſentimentale Madonna iſt von K. Sohn in einem halbrunden Bilde gemalt worden. Schreitend auf Wolken hält ſie das Jeſuskind im linken Arme, und hat die Rechte wie ſegnend ausgeſtreckt. Der helle, lichte Hintergrund macht blendenden Eindruck auf den Zuſchauer.

---

43. Verzeichniß der chriſtlichen Bilder.

E. Bendemann:

Die heiligen drei Könige. Farbenſk. 34. (K. Sohn in Düſſeldorf.)

K. Bennert:

Chriſtus und die Samariterin am Brunnen. 37.

J. W. Bottomley von Hamburg:

Des heiligen Hubertus Bekehrung. 36.

K. Claſen:

Flucht nach Aegypten. 37.

Lor. Claſſen:

Die Verkündigung der Hirten in der Chriſtnacht. 37.

Der heilige Petrus vom heiligen Geiſte erfüllt. 38.

Deger von Hildesheim:

Grablegung Chriſti. 30. (Thlr. 150.)

Der kreuztragende Heiland. 31 — 33. (Prinzeſſin Friedrich von Preußen.)

Jeſus im Schooße der Maria. 32. (Dumont-Schauberg in Cöln.)

Eine Madonna. 33. (Maler Hübner in Ddf.)

Verſchiedene kleine Madonnenbilder. 31 — 34.

Chriſti Auferſtehung. 34. (Thlr. 500. Altarbild für die Kirche in Arnsberg.)

Das Jeſuskind mit dem Kreuze. 34. (Frau von Sybel in Ddf.)

Maria mit dem Jeſusknaben auf der Wanderſchaft. 34. (Maler Hübner in Ddf.)

Madonna anbetend vor dem Kinde. 35. (Maler Sohn in Ddf.)

Die Verkündigung Maria's. 35. (Frau von Sybel in Ddf.)

Maria in der Glorie mit dem Jeſuskinde. 37. (Altarbild für die Andreaskirche in Ddf.)

Jeſus und Johannes als Kinder. 37. (Doppelt. Buchh. Hahn in Hannover und Stadtdir. Ruhmann in Hannover.)

Die Verkündigung Maria's. 37. Wiederhol. (Prinzeſſin Friedrich von Preußen.)

J. Ehrhardt:

Chriſtus, Maria und Martha. 36.

J. Fay von Cöln:

Der St. Gangolphs-Brunnen. Nach der Legende. 36.

J. Flück von Düſſeldorf.

Grablegung Chriſti. 34. Carton. (Conſ. Rth. Bracht in Ddf.)

P. Götting von Aachen:

Die sterbende Magdalena mit dem Engel. 32. (Graf von Spiegel, Erzbischof von Cöln.)

Die heilige Veronica. 33. (Graf von Waldenburg in Berlin.)

Christus auf dem Wasser. 33 (Thlr. 150.)

Christus und Petrus auf dem Meere. 34. Altarbild für die Domkirche in Halberstadt. (Thlr. 600.)

Der heilige Franciscus. 34. (Thlr. 230.)

Maria's Abschied von Christi Leiche. 36.

Der heilige Bischof Martinus. 36. Altarbild für die Kirche zu Dreiß an der Mosel.

Ein **Salvator mundi.** 37. (Halbe lebensgr. Figur.)

Maria mit dem Jesuskinde. 38.

Christi Grablegung. Ausgef. Skizze. 38.

Der heiligen Familie Ruhe auf der Flucht. Carton 38.

L. Haach von Dresden:

Christus beim Seesturme schlafend. 38. ¾ Lebensgr.

Christus und Nicodemus. Farbenskz. 38.

Fr. W. Heithecker:

Die heilige Clara. 33. Altarbild in der Franciscanerkirche in Paderborn.

K. Herrmann:

Madonna mit dem unter Engelsgesang eingeschlummerten Jesuskinde. 36. ¾ Lebensgr.

Maria auf dem Throne. 37.

Ph. Hoyoll:

Maria als Kind mit einem Lamm. 37.

J. Hübner:

Heilige Familie. 33. (Dr. Lucanus in Halberstadt.)

Darſtellung aus dem hohen Liede. 34.

Chriſtus lehrend im Tempel. 34.

Chriſtus in der Glorie über den vier Evangeliſten. 34.

Chriſtus an der Säule. 36. (Altarbild für die Andreaskirche in Ddf.)

Das Jeſuskind in der Glorie 38. (Banq. Bendemann in Berlin.)

Der Phariſäer und der Zöllner. 38. (Graf von Demidoff in Petersburg.)

Chriſtus lehrt das Volk. (Matth. 6, 28) Carton zu einem Altarbilde für die Marktkirche in Halle. 38.

E. Iblee:

Die heilige Eliſabeth. 35. (Thlr. 150.)

Der verlorne Sohn. 38.

Fr. Ittenbach von Königswinter:

Chriſtus und die erſten Jünger. 35.

Der Apoſtel Paulus in ganzer Figur. 37. (Kunſtver. in Hannover.)

Johannes der Täufer und ſeine Schüler in der Wüſte. 38.

Heilige Barbara. 38.

Jeſus, Maria und Joſeph vor ihrer Wohnung auf grüner Flur. 38.

Math. Jungbluth von Heinsberg:

Heilige Cäcilia. 29. (Thlr. 140.)

J. J. Kehren:

St. Agnes. 38.

G. Lasinsky von Coblenz:

Petrus Befreiung aus dem Kerker. Farbenſt. 35.

Die Apoſtel Paulus und Jacobus. 35.

J. G. Meyer:

Chriſti Weheruf über Jeruſalem. 36. Skizze.

H. Mücke:

Das Chriſtenthum ſymboliſch dargeſtellt. Freskobild in der Andreaskirche in Ddf. 35 — 37.

Der heiligen Katharina Begräbniß. 36. ½ Lebensgr. (Conſul Wagner in Berlin. 37. Wiederholung.)

Karl Müller:

Der erſtandene Chriſtus tritt in ſeiner Jünger Mitte. 37. Aquarell.

Th. von Oer:

Tod der heiligen Eliſabeth. 35. (Thlr. 170.)

Alfred Rethel von Aachen:

Heil. Bonifacius den Thüringern das Chriſtenthum predigend. 34 — 35. (Thlr. 700.)

Der heil. Martin mit dem Armen ſeinen Mantel theilend. 36.

Heiliger Bonifacius aus der Wodans-Eiche eine Capelle bauend. 36. (Frhr. von Spiegel in Halberſtadt.)

Rittig:

Heilige Familie. 29. (Thlr. 140.)

W. Schadow:

Die Himmelskönigin. 33. Altarbild in der Kirche der barmherzigen Schweſtern in Coblenz.

Chriſtus am Oelberge. 34. Altarbild in der Marktkirche in Hannover.

Chriſtus und die Jünger auf dem Wege nach Emaus. 35. (Banq. Bendemann in Berlin.)

Schmerzenreiche Mutter am Kreuzesſtamme. 36. Altarbild für die Pfarrkirche in Dülmen.

Die Tochter der Herodias mit dem Haupte Johannes des Täufers. 38.

Die klugen und die thörichten Jungfrauen. Carton zu einer großen Darſtellung mit 17 lebensgroßen Figuren, für das Muſeum in Frankfurt a. M. 38.

N. Schall von Breslau:

Madonna mit dem ſchlafenden Jeſuskinde. 37.

Die Chriſtnacht. Jeſus in der Krippe, mit drei ſymboliſchen Darſtellungen: die Feier der Engel, die Hirten und die Weiſen vom Morgenlande. 37.

Heilige Cäcilia. 38.

Heilige Eliſabeth. 38.

Karl Sippmann von Düſſeldorf:

Madonna mit dem Kinde. 31.

K. Sohn:

Die Himmelskönigin. 30. (Thlr. 200. Herr Steinkauler in Mühlheim am Rhein.)

E. Steinbrück:

Maria mit dem Kinde. 33. (Thlr. 350.)

Die heilige Chriſtnacht. 38.

Al. Venth von Aachen:

Heilige Katharina. 33.

J. Volkhard:

Chriſtus der gute Hirt. 34.

Jac. Voß von Maſſenberg:

Heilige Cäcilia. 38. Sitzende lebensgroße Figur.

J. Wintergerſt:

Chriſtus der gute Hirte. 30.

Heilige Katharina, welche im Glauben bekehrt wird. 31.

Heilige Cäcilia. 31.

Heilige Familie 36.

Chriſtus als Knabe im Tempel vor den Schriftgelehrten. 37.

A. Zimmermann:

Anbetung der Hirten. 34. Altarbild für die Kirche zu Königſaal in Weſtphalen.

Chriſtus, Maria und Martha. 35.

Chriſtus zu Emaus. 36.

IV.

Genre.

44. Wir geben nun zu den Leiſtungen im Genrefach über, das in quantitativer Hinſicht beachtenswerther iſt, als in qualitativer, jedoch das Letztere vielleicht nur, weil wir die beſten Früchte aus Mißbehagen an dem mißbrauchten Namen in andere ſchematiſche Feſtungen verlegten, wo ſie ein Amphibienleben (halb Fiſch, halb Fleiſch, halb Hiſtorie, halb Genre) in froher Ungezwungenheit genießen mögen. Wir müſſen geſtehen, oft verlegen geweſen zu ſein, ob wir ein Bild unter die charakteriſtiſchen Lebensbilder avanciren laſſen, oder in den Train des allgemeinen Genre regiſtriren ſollten. Bei vielen Gemälden iſt der Uebergang in die Hiſtorie ſo unmerklich, daß wir beim beſten Willen die Grenze nicht finden konnten, bei andern hinderte uns äußere Dimenſion oder fehlerhafte Ausführung, Gemälde, indem wir ſie zu den höhern Lebensbildern zählten, einer größern Verantwortlichkeit zu unterwerfen.

Der Begriff des Genre iſt im Allgemeinen ſo ſchwankend und unſicher, daß man Alles nach Belieben hineinwerfen oder ausſondern kann, was nicht ſeit Alters unter eignes Schloß und Riegel gebracht wurde. Wir haben nun zwar verſucht, gewiſſe höhere und edlere Subſtanzen auszuſcheiden und unter einer neuen Rubrik figuriren zu laſſen, wollen aber damit kei-

keswegs behaupten, daß dieſe Ausſcheidung tadellos und ſogar ganz unparteiiſch ſei. Wir wählten nach ſubjectiven Gefühlen, und dieſe können wohl nicht zur allgemeinen Richtſchnur genommen werden. Man wird uns z. B. mit einigem Recht vorwerfen können, warum wir nicht Heine's Gefängnißkirche lieber zu den Charakterbildern rechnen, als Hildebrandt's Räuber; unſer Gefühl ſchien aber zu beleidigt durch den gemeinen Moment in dem erſtern Bilde, um ihm die Ehre zu erzeigen, unter den edlern Auffaſſungen zu erſcheinen. Hildebrandt's kranken Rathsherrn zählen wir zum Genre und Fielgraf's kranke Frau zu den Lebensbildern, weil in dieſem Bilde eine hiſtoriſch geordnete Gruppe dargeſtellt iſt, in jenem blos eine bürgerliche Scene, u. ſ. f.

Den Begriff des Genre, wie er ſich in den Darſtellungen gegenwärtig kund gibt, ſich zu verdeutlichen, iſt es zweckmäßig, ihn in drei Theile zu zerlegen.

Erſtens kann man Genre nennen alle ernſten Lebensſcenen in gewiſſer Begrenzung, in denen nicht die Totalität einer Leidenſchaft, eines Schmerzes oder eines Gefühles hervortritt, ſondern nur ein bloßes Bruchſtück, eine Epiſode dargeſtellt wird. Das Genre dieſer Art verhält ſich zur Hiſtorie wie eine einzelne Scene, ein Monolog oder dgl. zum vollſtändigen Drama, oder auch wie ein lyriſches Gedicht zum Epos.

Zweitens rechnet man zum Genre alle komiſchen Scenen in jeder Beziehung. Ein komiſcher Stoff wird ſelten in eine höhere Kategorie der Kunſt aufgenommen, weil es in der Natur des Komiſchen liegt, die ſtrenge Schönheitslinie leicht zu überſpringen und das Concrete unvermiſcht auftreten zu laſſen.

Drittens bilden den Haupttheil des Genre ſogenannte Alltagsſcenen, welche wiederum in viele Unterabtheilungen geſchieden werden können. Das niederländiſche Genre, die Binnen-

huisjes, Kuhställe, Wirthshäuser ꝛc. sind noch das Lobenswertheste dieser Abtheilung, und verdienen nicht auszusterben, da sie, wenn gleich entfernt von Kunstidealen, die Kunstfertigkeit auf würdige Weise ausbilden und den Uebergang zu reinern Anschauungen erleichtern. Ganz verwerflich dagegen ist das sogenannte genre anecdotique, das läppische Genre, welches sein höchstes Ziel in England und Frankreich gefunden hat, und auch in Deutschland bei den Albernen und Geschmacklosen sehr beliebt ist. Wir verstehen unter läppischem Genre z. B. die beliebten „ersten Zähne," Feuersbrünste mit komischen Intermezzo's, Schenkmädchen, welche Liebesbriefe lesen, verspätete Eilwagenreisende u. s. f. — Noch eine andere Unterabtheilung sind die niedlichen Bildchen oder Farbenproben, die wir costumirtes- oder Portraitgenre nennen wollen, bloße Studien und Vorbereitungen für den Künstler *).

Die düsseldorfer Genremaler zeichnen sich in Betreff neuer Erfindungen und Stoffe nicht vor anderen deutschen und fremden Künstlern aus, wohl aber in der Behandlung und technischen Sorgfalt. Hierin wird das Erstaunlichste geleistet, und grade

---

*) In dem nachfolgenden Verzeichnisse haben wir eine andre Eintheilung der Genrebilder getroffen, weil uns dadurch die Arbeit des Auswählens erleichtert und dem Leser die Uebersicht nicht erschwert wurde. Wir rangirten dort unter Charaktergenre alle Darstellungen, welche Anspruch auf charakteristischen Ausdruck machen können oder wollen: darunter finden sich denn ernste und läppische Lebensscenen, Interieurs ꝛc.; das komische Genre konnte schon ohne große Mühe isolirt werden, obwohl manche komische Andeutung in's Charaktergenre aufgenommen werden mußte, weil der Gesammteindruck nicht komisch war. Das costumirte Genre in seiner untergeordneten Bedeutung mußte natürlich auch abgesondert werden.

darin liegt die Bürgschaft, daß in Zukunft immer mehr der Inhalt sich der schönen Form accommodiren wird, da die Künstler allmälig einsehen werden, daß es nicht viel schwerer ist zur Sonne als zum Monde zu fliegen, nachdem die Kraft des Fliegens einmal vorhanden ist. Die bedeutendsten Genremaler der Schule: Schrödter, A. Müller, Richter, Blanc, Heine, Kretschmar, Sonderland, Becker, Hasenklever, Jordan, Kustige ꝛc. wählen übrigens mit vielem Geschmack ihre Stoffe, und einige derselben waren so glücklich in ihrer Wahl, daß ihr Ruhm lediglich aus diesem Grunde den ihrer geschicktesten Nebenbuhler verdunkelte. Andere zeigten sich freilich sehr ungeschickt und pinselten in jämmerlicher Passivität die barockesten und albernsten Gegenstände ab, weil sie nicht Selbstständigkeit genug besaßen, allen äußern Einflüssen zu widerstehen. Und diese Einflüsse sind mannigfaltig: vor Allem die leidige Mode, dieses geschmacklose Raubthier aller Ideale: man will zierliche lustige oder weinerliche Geschichtchen comme il faut, nicht zu tiefsinnig, aber witzig, pikant, im modernsten Costume nach englischer Manier, der fadesten aller Manieren, der Wasserfarbenmanier. Die Genristen en bloc können nicht erwarten, daß der Kunstverein ihre Werke insgesammt zu hohen Preisen erkauft, und fügen sich willig den Wünschen der Privaten, welche ihre Geschmacklosigkeit deutlich genug zu erkennen geben. So entstehen und finden verhältnißmäßig mehr Beifall Tanzbäre und kranke Wickelkinder ꝛc. als gediegene tiefdurchdachte Werke.

---

45. Ziemlich reiche Ausbeute liefern die ernsten und ruhigen Episoden aus der Geschichte der Gesellschaft und Gefühle, von denen wir das Vorzüglichste speciell erwähnen wollen.

Laſſen wir dem großen Meiſter Hildebrandt die Ehre des Portraits.

Die „Mährchenerzählerin“ behandelt ein ächtdeutſches Thema mit warmer Auffaſſung. Eine alte Großmutter erzählt mit wichtiger, aber traulicher Miene ihren Enkeln eine Geſpenſtergeſchichte. Ein Knabe ſitzt vor ihr auf einem Fußbänkchen und hört mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu, ein kleines Mädchen preßt ſich nahe an die Alte und ſchaut in ihrer Geſpenſterfurcht mit ſtarren Blicken ängſtlich in die dunkle Ecke. Wie ein freundlich romantiſcher Gruß aus der Kinderzeit erfreut die Zuſchauer dieſe einfache Scene, und der Kenner bewundert außer der intereſſanten Gruppirung die Rembrandt'ſche Handhabung des Helldunkels. Licht und Schatten ſind mit höchſter Natürlichkeit und Wirkung vertheilt.

Noch intereſſanter iſt das Motiv eines „Kriegers mit ſeinem Kinde.“ Das naivfriſche und muthige Knäbchen zupft dem gebräunten martialiſchen Manne am Barte und voll Vaterſeligkeit im glühenden Auge und mit lächelnder Lippe droht ihm dieſer mit dem Finger. Ein ſolches Bild verführt Mann und Weib, Reich und Arm, und tritt wie ein Bekannter überall auf. Wer die glanzvolle Carnation, die feſte Zeichnung und breite Manier im Faltenwurfe aus Hildebrandt's Bildniſſen nicht kennt, wird ſich übrigens ſchwer eine genügende Vorſtellung von dem energiſchen Ausdruck in dieſem Kriegerkopfe machen, der ein Vorbild für ewige Zeiten zu ſein verdiente.

Es wird Manche geben, die bei dem Anblicke des „kranken Rathsherrn“ ein gedehntes Ach! geſeufzt haben und langſam fortgeſchlichen ſind. Dies Ach! drückt zugleich Lob und Tadel aus: Lob, weil das Bild des ſeinen kranken Mannes ſo naturtreu auf den Beſchauer wirkt, daß er ſich einer unangenehmen

Stimmung, wie beim Anblick eines lebenden Kranken, nicht erwehren kann; — Tadel, weil der Maler einen Stoff wählte, der den Zuschauer eben nicht zu erheben vermag. — Der Rathsherr sitzt im Sammetrock und Pelzmantel an einem Arbeitstische mit Acten und einer kolossalen Arzneiflasche bedeckt. Vor ihm steht sein niedliches kerngesundes Töchterchen mit lichten schönen Haaren und großen Unschuldsaugen, welches der Kranke mit matter Wehmuth anblickt und seine Hand segnend auf das Köpfchen legt. Um den Gegensatz zu vollenden hängt an der Wand das lebensgroße Portrait einer jungen schönen Frau.

Mag der schwindsüchtige Patrizier mit seinen Acten scheiden, uns bleibt ja das lebensmuthige Bild seines Töchterleins, welches die Welt nicht aussterben lassen wird. Schon gleich in einem andern naturduftigen Bildchen: „Zwei Kinder im Kahne" begegnen wir ihm wieder. Hier will es in dem Teiche Wasserlilien pflücken, und biegt sich über den Rand des Kahns, aber das liebende Brüderchen umfaßt es und warnt vor der Gefahr.

„Die Chorknaben bei der Vesper" haben ihr Glück gemacht und sind zu ihrer Zeit von den Zuschauern sehr gehätschelt worden, was ihre niedlichen delicaten Gestalten allerdings verdienten; allein das ganze Kunstwerk als Kunstwerk müssen wir demungeachtet unter das läppische Genre verweisen. Vier Knaben in weißen Chorhemden und rothen Unterkleidern stimmen feierd zum Lobe der Kirche ein Lied an, aber einige unter ihnen ennuyiren sich an dem unverständlichen lateinischen Texte und treiben Allotria. Das ist recht klug und hübsch, aber dient weder zum Frommen der Kirche noch der Kunst, zwei Potenzen, die hier zufällig zusammentreffen.

46. „Die Heimſuchung“ von K. Müller würden wir unter den hiſtoriſchen Charakterbildern beſprochen haben, wenn der Vorwurf dieſes Bildes etwas weniger ſituationsmäßig wäre und eine Handlung ahnen ließ. Es ſtellt die Begrüßung zweier frommen Frauen dar, wie es ſcheint, Chriſtinnen aus den erſten Jahrhunderten des neuen Glaubens. Das abſtracte reſignirende Dogma kann nicht heiliger und wohlgefälliger ausgedrückt werden, als in den ſchlanken hagern Geſtalten und der beſcheidenen Gewandung dieſer Frauen. In dem Blicke der Beſuchenden ruht die reinſte Weltverachtung und eine ſolche Zuverſicht nach dem Jenſeits, vor welcher der blaue Himmel ſeinen Vorhang öffnen und das Licht des Heils entſchleiern muß. An ſolchem Blicke muß der Unglückliche ſich ſtärken können, des Böſen harte Herzensrinde ſchmelzen, und nur ein: Friede ſei mit dir! kann dieſen Märtyrerlippen entklingen. — Schade, daß die Farbe dieſes herrlichen Gemäldes zu matt und unſcheinbar iſt.

---

47. „Der Weihnachtsabend“ von Richter bietet ein für das ernſte Charaktergenre ganz geeignetes Motiv. — Das liebe Chriſtkindchen hat beim vornehmen Manne wie gewöhnlich reich beſchert, die Fenſter ſeines großen Hauſes ſind hell erleuchtet. Und draußen in der kalten Winternacht ſteht eine arme Frau mit ihren vier kleinen Kindern, die verſtohlen und heimlich und neugierig und wehmüthig zu dem hellen Fenſter hinein — und dem fremden bunten Glücke zuſchauen. Ach, eine herzſchneidende Wehmuth nimmt das Herz des Zuſchauers dieſer Zuſchauer in Beſitz, und der Gram der armen Frau vermag ihm Thränen zu entlocken. Das Thema iſt ſentimental, aber

dieſe Sentimentalität iſt auf dem harten Boden der Wirklichkeit gewachſen.

---

48. „Betende Bauernfamilie“ von J. Becker. Der Stoff dieſes Bildes iſt zwar weniger anziehend als der des vorigen, aber die Behandlung charakteriſtiſcher. Ein gutmüthiger deutſcher Bauer kniet mit ſeinen Kindern im dunklen Eichenwalde vor dem wunderthätigen Bilde, um das Augenlicht der Mutter, welche hinter der Gruppe mit verbundnen Augen kniet, von der Gottheit zu erflehen. Der Ausdruck in den Zügen der Kranken iſt ſanft ſchmerzhaft, der des Vaters gläubig ehrlich und jener der betenden Kinder: ein derber Knabe und ein zartes Mädchen, nach Verhältniß ihres Geſchlechts naiv frei und ſanft demüthig. Ein Säugling ruht mit indifferentem Lächeln im Schooße der Mutter.

Romantiſcher, doch weniger naturgemäß und nicht ohne theatraliſche Anklänge iſt der „zurückgekehrte Krieger“ deſſelben Meiſters. Der Soldat trägt den verwundeten Arm in der Binde und läßt ſich von dem Todtengräber das Grab ſeiner geſtorbenen Aeltern zeigen. Mit weißer Mäßigung hat der Maler den Schmerzensausdruck im biedern Geſichte des Kriegers nicht herbe hervortreten laſſen.

In der „Heimkehr“ Becker's wird ein Greis von ſeiner lieblichen Tochter über öde Heide geleitet, während der Sturm um das Paar herbrauſt.

---

49. Emil Ebers behandelte ein ähnliches Sujet in ſeiner „Furcht vor dem Gewitter.“ Eine Alte ſitzt vor der Fiſcherhütte und klammert ſich an ein junges Mädchen, das

erſchrocken vor dem aufſteigenden Gewitter ſeinen Körper zurückbiegt, und die großen Augen zu dem drohenden Himmel aufſchlägt. Eine Gruppe von ergreifender Wirkung. Malerei und Farbe lebenskräftig.

50. Die „Verbrecher in der Gefängnißkirche“ von W. Heine verrathen eine ſcharfe Auffaſſungsgabe und enormes Talent für geſchickte Anordnung der Gruppen. Die zahlreichen Figuren und Köpfe (etwa 20—30) ſind faſt ohne Ausnahme mit charakteriſtiſcher Originalität und Vielſeitigkeit behandelt, und die leichte, techniſche Ausführung verdient gerechtes Lob. Inſoweit erkennen wir in dem Maler den reichbegabten Künſtler, in deſſen Macht es ſteht, eine der erſten Zierden der Schule zu werden. Allein das Motiv des erwähnten Gemäldes iſt abſcheulich (à la Spagnoletto) und treibt mit der einzig wahren naturaliſtiſchen Auffaſſung herben Spott. Ein würdiger Vorwurf des Malers iſt zuverläſſig die Geſtalt eines Verbrechers im Kerker, wenn das Gerippe der Reue ſich in ſeinem Blicke zeigt und die Zerknirſchung ſeine markigen Glieder erſchlaffte, oder auch wenn er wie Ezzelino in ſtarrer Wuth dem Unglück Trotz bietet, und das ſtolze Thier bis an's Ende fortſpielt; — aber ein ganzes Rudel der nuancirteſten Spitzbuben auf einmal vorzuführen, das wirkt auf unſer Gefühl wie ein Brechmittel auf den Magen, und treibt Alles: Luſt und Schmerz mit einem Male fort, ſo daß nichts übrig bleibt als Ekel. Wohl kann der Maler vermittelſt ſeiner Kunſt das Widerlichſte dem Zuſchauer angenehm machen (weil er nach Ariſtoteles ſich freut, aus der Abbildung zu lernen τι ἕκαστον: was jedes Ding iſt, oder ὅτι οὗτος ἐκεῖνος: daß es dies oder jenes iſt), aber nur bis zu

einem gewiſſen Grade. Ein gemalter Wurm z. B. mag der Befriedigung des Wiſſenstriebes wegen behagen, aber man ſtelle ſich dreißig Stück über- und durcheinander kriechend vor und finde dieſes Convolut noch äſthetiſch!

Treibt man den Naturalismus bis dahin, ſo iſt man wahrlich nicht weiter gekommen als die italieniſchen Naturaliſten des 16. Jahrhunderts oder gar die alten Maler mit ihren Märtyrerſcenen. Uns wenigſtens will es ſcheinen, die Wirkung auf das Gefühl ſei nicht ſehr verſchieden, ob wir geſchundene und in Oel ſiedende Heilige erblicken oder dieſen Haufen verſtockter, reuiger, weinender und ſchlafender Zuchthäusler, welche eben eine Predigt vernommen haben, die der Zuſchauer nicht vernommen hat. Banditen und Mörder im Coſtume und einſame Gefangene im Kerker ſind maleriſche Gegenſtände, aber wahrlich keine armen Zuchthäusler. Dieſe könnten nur in einem Spottgemälde moderner Staatseinrichtungen angebracht werden, z. B. um das Nützlichkeitsſyſtem unſrer Regierungen zu verhöhnen, nach welchem die Spitzbuben weben und ſpinnen müſſen und vielleicht eben deshalb eingefangen werden, denn daß es Abſicht ſei, ſie zu ſtrafen oder gar zu beſſern durch das ökonomiſche Zuſammenpferchen, wird wohl mit der Zeit Niemand mehr glauben. Für das Beſſern glauben die Gefängnißgeſellſchaften hinlänglich geſorgt zu haben, wenn ſie eine Capelle im Zuchthauſe einrichten und einen Geiſtlichen inſtalliren. Aber dieſe Geiſtlichen ernten keine Früchte und die Saat des Böſen iſt überſtark, weil die alten Spitzbuben gleich mit Dünger bei der Hand ſind, wenn ein junges Pflänzchen erſcheint. Leider iſt es zu bekannt, daß die entlaſſenen Sträflinge Magiſter des Teufels ſind, wenn ſie auch bei ihrem Eintritte erſt Lyceiſten waren.

Herr Heine hat leider keine Satyre auf die Zuchthäuſer

malen wollen, ſondern eine rührende Charakterſcene. Aber die Rührung hatte für unſern Gaumen zu viel Beitze und Galle, und kaum gelang es den beiden jungen wacheſtehenden Soldaten an der Thüre, den Weg zu unſerm Herzen zu finden. Wenn der Prediger ſichtbar wäre, würde das Ganze einen mildernden Gegenſatz mehr gehabt haben; doch wollen wir ſeine Abweſenheit nicht ſo ſtrenge tadeln.

---

51. Gern wenden wir uns nun zu dem lebensmuthigen, thatkräftigen Jordan, der ſeine Stoffe auch aus dem Leben, aber nicht aus der misère des modernen Staatsbürgerthums wählt, und mit ſichrer Hand das Wirkliche und doch Schöne ergreift. Ein kleiner Vortheil mag ihm auch daraus erwachſen, daß er ſeine Modelle nicht hinter der Thüre ſucht, ſondern in dem fernen, romantiſchen Helgoland.

Die „rückkehrenden Lootſen" führen uns gleich in eine leben- und charaktervolle Scene. Am Ufer des Meeres ſitzt ein jammerndes Weib und um ſie herum erzählende Fiſcher in ihrer bezeichnenden Tracht und mit nackten ſehnigen Beinen; Kinder purzeln ſich in der Nähe am Boden. Die See geht hoch und treibt ihr gefahrvolles Spiel mit einem Boote, darüber die ſchwarzen Sturmwolken und weiße fliegende Möven.

„Abend auf Helgoland." Gemüthliches poetiſches Motiv. Die ſchöne Tochter lehnt ſich voll Liebe an den alten Vater, und beide ſchauen von der Bank der großen Treppe auf Helgoland in's Meer hinab. Dergleichen Lebensſkizzen eignen ſich vorzüglich für das Genre, doch bedarf es einer friſchen poetiſchen Auffaſſung, da treue Copie allein nicht genügt.

„Der heimkehrende Matroſe und ſein Liebchen.“ Im Hintergrunde ein gelandetes Schiff mit der thätigen Mannſchaft; näher vorn kommt das Liebespaar in aller Haſt um nach Hauſe zu eilen und ſich dort des Wiederſehens zu freuen. Der Humor tritt mit Recht in dieſem Bilde kaum ſichtbar auf, da die Fülle der Liebe und Freude aus den Augen der naturkräftigen Geſtalten hervorleuchtet.

Reicher und mannigfaltiger in der Compoſition iſt das „Sturmläuten auf Helgoland.“ Vorn die Dünen und ein Damm mit Hütten, an der Seite und im Hintergrunde das Meer mit einem rauchenden Schiffe; der Himmel iſt rabenfinſter und die Sturmglocke wird geläutet; da ſtürzen verſchiedene Menſchengruppen aus den Häuſern: eine Mutter nimmt rührenden Abſchied von ihrem Knaben, der vom Vater mit zur Hülfleiſtung fortgezogen wird; dort begleitet ein rüſtiges Mädchen den Geliebten; hier eilt ein Mann fort, und ſeine junge Gattin mit dem Säugling auf dem Arme ſchaut ihm voll Sorge und Angſt nach; zuletzt noch ein eilfertiger Mann, der mit dem Binden ſeiner Schuhe zu Hauſe nicht fertig geworden iſt und nun im Laufe das Verſäumte nachzuholen ſtrebt. Ein kühner Vorwurf, die Eile in einem Bilde zu verſinnlichen, aber der ſcharfſinnige Künſtler hat ihn zu löſen gewußt. Leider iſt die Farbe des Bildes etwas unklar.

---

52. Der Komiker Ad. Schrödter malte einen „ſterbenden Abt,“ ein Thema, welches wir deteſtiren, weil uns die Sterbenden im Leben und Bilde mißbehagen, und wir ſie in letzterm nur der Umſtehenden wegen erträglich finden. Hinter dem ſterbenden Abte ſteht ein junger Mönch, der mit vielem Mitleid

niederblickt. Schön iſt die Beleuchtung des Kloſterhofes von der Mittagsſonne.

Obwohl in Farbe und Compoſition reich und ſinnig, mißfällt uns deſſelben Künſtlers „Gruppe in der Abendſonne.“ Sie beſteht aus einem an der Fenſterwand gelehnten Jünglinge, einem im Seſſel ſitzenden Alten und einem kleinen Mädchen vor ihm auf dem Schemel. In der Schloßhalle mit buntem gothiſchem Bogenfenſter laſſen dieſe Perſonen ſich von der Abendſonne beſcheinen, und da der Zuſchauer nicht weiß, was ſie denken, und weshalb ſie eigentlich da verſammelt ſind, ſo kann er ſie füglich für Bildſäulen halten. Haben wir ſo eben Jordan's Abend auf Helgoland gelobt, ſo geſchah es, weil hier die Scene friſch aus dem Leben genommen und großartiger war, aber dieſe ſentimentalen Abendſonnenſtrahlenſeufzer ſind poetiſche Träume, welche den Dichtern verbleiben müſſen. Was wird endlich daraus, wenn auch die Maler anfangen wollen, das Abendroth und den Mond mit herzbrechenden Seufzern zu verehren und zu langweilen? Der genialiſche Schöpfer des Don Quixote und Falſtaff namentlich hat beſſere Dinge zu thun, als ſein muntres Herz mit Träumereien einzulullen.

---

53. Lebendiger und nicht ſo anmaßend iſt Kretſchmar's „Alter Krieger mit ſeinem Enkel.“ Der Kleine krabbelt dem Alten zwiſchen den Knieen und verſucht auf einer großen Regimentstrommel zu rumoren. Das macht dem Alten natürlich viel Spaß.

Auch deſſelben Künſtler's „Burghof“ zeugt von gemüthlicher friſcher Conception. Hier ſpielt ein bunter Sänger einem

Mädchen auf der Leier vor, während ein Alter, hinter deſſen Rücken das Mädchen ſteht, auf einer Bank Waffen ausbeſſert und den aufgehobenen Hammer nicht ſinken läßt, um nichts von den Tönen zu verlieren.

54. Allbeliebt und bekannt iſt ein anmuthiges Bild von Körner: Ein Jäger, der ſeinem Liebchen die Heimath zeigt. Süßer romantiſcher Duft haucht aus der einfachen Landſchaft und verklärt die ſchlanke Geſtalt des Jägers und die weiche Nachgiebigkeit des Mädchens zu idealiſcher Schönheit. Mit der Hand über dem Auge ſucht das Mädchen die Stelle zu erſpähen, wo ihr Herzgeliebter wohnt, und dieſer gibt ſich alle Mühe, ihre Blicke richtig hinzulenken.

„Die Mutter mit dem Kinde, welche eine Henne mit ihren Küchlein füttert" iſt warm von Farbe, aber der Stoff gehört ſo halb und halb in's läppiſche Genre.

55. „Gretchen und Lieschen am Brunnen" von Jacob würde Auszeichnung verdienen, wenn nicht einige üble Verzeichnungen den Eindruck ſtörten. Das arme ſchuldbewußte Gretchen hat das blaſſe Antlitz auf die gefalteten Hände gelehnt und dieſe ſtützen ſich ihrerſeits auf den Waſſerkrug. Ihr Antlitz iſt ſehr reizend und das ſchmerzhafte Bewußtſein der Schuld, woran ſie durch das leichtfertige Geſchwätz Lieschens erinnert wird, verleiht ihr eine ſeltſame anziehende Schönheit. Lieschen iſt ganz gewöhnlich.

56. Geſchraubt und unnatürlich, was Erfindung anbelangt, ſind die „Nonnen, welche vor der Kloſterthüre ein ausgeſetztes Kind finden," von Th. von Oer. Die moderne Empfindſamkeit trägt mitunter wunderliche Früchte.

---

57. Mit zweifelhaftem Rechte iſt des „Goldſchmieds Töchterlein" ein ſehr beliebtes Thema. Die Genremaler haben hierbei Gelegenheit, allen Prunk des Mittelalters in Gefäßen, Ketten, Stoffen ꝛc. abzubilden, welche Gelegenheit ſie nicht gern entſchlüpfen laſſen. Nebenbei iſt das naive Geſichtchen des Töchterleins ein dankbares Stück Arbeit und der Ritter in ſeiner galanten Attitude nicht zu verachten. Aber nur, wer das Uhland'ſche Gedicht geleſen hat, verſteht die gemalten Goldſchmiedstöchter, und wer das Gedicht geleſen hat, ſucht vergebens auf den Bildern die leichte Grazie und Laune, welche aus jedem Verſe Uhland's dringen. W. Nerenz malte vor Zeiten vier Bilder in einem Rahmen nach des Goldſchmieds Töchterlein, und alle dieſe Bilder waren ſehr fleißig und ſicher gemalt, die Motive gefällig und die Farbe lebendig, aber der Geſammteindruck nur ein ſteifer und ſehr entfernt von dem leichtſcherzenden Humor Uhland's.

Auf ähnliche Weiſe mangelt dem „Käthchen von Heilbronn" von demſelben Maler der romantiſche Ernſt und das edle Pathos Kleiſt's, obwohl das Techniſche vollkommen und einzelne Gruppen der Vollendung nahe kommen.

---

58. Höher ſtellen wir ein zweites „Goldſchmiedstöchterlein" von Blanc, einem in jeder Beziehung tüchtigen

Künſtler. Der Ritter probirt dem Mädchen eben den Ring an, und die beſcheidene Grazie in der Haltung der Figuren iſt ſehr lobenswerth. Gewiſſe Damen wollten die Hände des Mädchens nicht fein genug finden, auf welche bei dieſer Action die Aufmerkſamkeit beſonders hingelenkt werde.

---

59. Richter's „Hermann und Dorothea" fehlt es an energiſcher Durchbildung und Reinheit der Formen, wenn man das poetiſche Vorbild zum Maßſtab der Beurtheilung nimmt. Will man dies nicht und glaubt, der Künſtler habe aus freier Phantaſie geſchaffen, ſo erſcheint die Compoſition recht anmuthig und idylliſch.

---

60. Wir wollen jetzt einige ſchöne Bilder betrachten, welche die Mitte zwiſchen der Gruppe und dem Porträt halten, da ſie zwar nur eine Figur enthalten, aber dieſe in gewiſſer geiſtiger Thätigkeit begriffen und nicht paſſiv ruhend, wie im Porträt.

Beginnen wir mit A. Müller's: „Knabe vom Berge"

„Der Berg, der iſt mein Eigenthum!
Da ziehn die Stürme ringsherum,
Und heulen ſie von Nord und Süd,
So überſchallt ſie doch mein Lied. —

Das ſingt der braune Knabe auf der wildſchroffen luftigen Bergſpitze, die vom erſten Morgenſtrahle beleuchtet iſt. Tief unter ihm liegt das weite Thal noch in Dämmerung und um ihn herum klettern ſeine Ziegen, und die Alpenroſen, Genzianen und ſeine Locken werden vom Winde bewegt. Er aber ſchwingt in freiem Muthe ſeinen Hut und aus dem friſchen Blicke ſprudelt die keckſte Lebensluſt, denn ſein iſt der Berg und die ganze Welt.

— Wer ein ſolches Bild nach einem Gedichte reproduciren kann, muß gleiches poetiſches Gefühl mit dem Dichter im Buſen tragen, und kann der Poeſie mit ſeinem Pinſel gebieten.

---

61. Wie in dem Hirtenknaben der kecke Lebensmuth des ſtarken Geſchlechts, wird in dem „ruhenden Bauermädchen“ von Becker die natürliche Anmuth und Lieblichkeit des ſchönen Geſchlechts verherrlicht. Das Süßnaive und Svelte dieſes lieben Geſchöpfes muß den kälteſten Kritiker entwaffnen und bezaubern.

---

62. Als würdiges Seitenſtück erwähnen wir die „Kirchgängerin“ von Blanc, wo die ſchalkhafte Natürlichkeit die hübſche Maske der Demuth und Frömmigkeit angenommen hat. Die Schöne trägt das Geſangbuch unter dem Arme, hat die Augen hübſch niedergeſchlagen und iſt im mittelalterlichem Prachtcoſtume dargeſtellt.

---

63. Wittig's blondlockiger „Edelknabe“ im rothen Sammetwamms und mit der perlmuttereingelegten Flinte hat viele Herzen erobert. Colorit durchſichtig und klar, Behandlung frei und ſicher.

---

64. Mit dem gefühlteſten Lobe begrüßen wir auch Kornek's „altdeutſche Spinnerin,“ welche den Faden der feinen Hand entgleiten läßt und träumend zum blumenbekränzten Fenſter hinaus ihre Seufzer dem entfernten Geliebten nachſendet. Das

Bild iſt ein wahres Wunder der Technik, Möbel, Flachs, Gewandung, Carnation überraſchend naturtreu. Auch die Intention iſt lieblich und delicat.

---

65. Steinbrück hat es verſucht, das Phantaſtiſche in körperliche Farben zu bannen, und das geiſtig leicht Vorüberſchwebende zu fixiren in feſte Umriſſe. Sein kühner Verſuch mußte freilich der Natur der Sache nach mißlingen, aber der Künſtler verdient Dank, weil er gezeigt hat, wie weit der plumpe Schritt der Sterblichen ſich im Reich der Geiſter bewegen darf, und wie lange der Athem aushält, ehe der Mund von unſichtbaren Geweben umſponnen iſt.

Der Fluß der Motive und die Gruppirung in den „Elfen" iſt idealiſch rein und zart, aber die Elfen ſelbſt ſind compacte, nackte Kinder ohne alle transparente Geiſtigkeit. Sie gaukeln um ein kleines verwundertes Mädchen in einem Nachen zwiſchen Waſſerpflanzen und Laubwerk.

In einem andern Bilde Steinbrück's wird der Zuſchauer ebenfalls nicht befriedigt. „Rothkäppchen plaudert mit dem Hunde." Das iſt allerliebſt, aber wir ſehen das Rothkäppchen nicht, nur ein gewöhnliches niedliches Kind.

---

66. Beſſer ſchon hat Kretſchmar das „Rothkäppchen" dargeſtellt. Es koſt ganz gemüthlich mit der alten Großmutter, die es ſo lieb hat, während der Wolf zum Fenſter hineinſieht. In der Stube iſt es heimlich mährchenhaft, altmodiſches Porzellan, Kaffeetopf, Katze u. ſ. w.

Aber mit dem „Aſchenbrödel" hat es Kretſchmar ebenſowohl verdorben. Aſchenbrödel ſitzt nachdenkend am Herde

und die Tauben lesen für sie die Erbsen auf; auch ein Stieglitz ist mit zum Fenster hineingeflogen und sitzt behaglich auf einer Pfanne. — Nun verstehe einmal der Zuschauer, daß die Vögel für Aschenbrödel Erbsen lesen und nicht für ihren Schnabel? Und das Zauberfüßchen des Mädchens? Klein muß es sein, sehr klein, der Maler hat es übersehen oder wollte es übersehen; denn wenn er es wirklich sehr klein abgebildet, so würden wir doch nicht zufrieden sein, weil dann unser Geschmack beleidigt worden und wir Aschenbrödel für eine Chinesin gehalten hätten. Das Füßchen Cenerentola's besitzt die Zauberkraft sich nicht abbilden zu lassen.

Der gescheite Ignorant Paris hat über die Elfen und Aschenbrödel schon ähnliche Gedanken drucken lassen, was uns jedoch nicht abgehalten hat, unsre Meinung auszusprechen; wir würden diese auch gefunden haben, wenn uns Herr oder Fräulein Paris nicht zuvorgekommen, aus dem Grunde, weil sie (die Meinung nämlich) so zu sagen auf der bloßen Hand liegt.

Aber aufrichtig gestehen wir, daß unsere Kritik hier eine negative ist — wir reißen nieder und wissen nicht anzugeben, wo der Baum steht, aus welchem neues Bauholz geschnitten werden kann. Wie schade, wenn das Reich des Phantastischen und des Mährchens dem Maler verschlossen bleiben sollte und der Lithograph oder Kupferstecher nur im Nothfalle saure Früchte brechen dürfte! Sollte sich nicht eine Vermittlung zwischen Farbe und Licht, zwischen Form und Schatten auffinden lassen? Der Gegenstand verdiente, daß ein ästhetischer Empiriker Versuche machte.

67. Das humoriſtiſche Genre wird ſparſam ausgebeutet, doch ſind die wenigen Meiſter auch faſt alle wirkliche Meiſter, ſo daß hier die Qualität die Quantität genügend erſetzt. Demungeachtet iſt es zu bedauern, daß unter dem jüngern Nachwuchs nur Wenige dieſe heilſame Richtung des Genre einſchlagen, ſei es aus Mangel an Luſt oder Talent. Wir ſchreiben dies zum Theil der engen Begrenzung des komiſchen Genre zu, und müſſen uns zugleich über dieſe Begrenzung wundern, da in einem andern Zweige der Kunſt, in der Poeſie, grade das Gegentheil ſtattfindet. In den poetiſchen Productionen der Zeit ſpielt z. B. der Humor eine Hauptrolle, und kaum findet man in irgend einem Bilde den ächten kräftigen Humor; es verflacht ſich Alles in timide Laune und Spaß, oder, wenn ein pikantes Element hinzutritt, in Caricatur. Humor iſt ein Gewebe, in dem Seele und Gemüth die Kette und ſprudelnde Luſt und Witz den Einſchlag bilden; in der Laune iſt Gemüth und Witz verſchoſſen und abgeblaßt, oder beſſer: die Laune iſt der Schaum vom Weine des Humors. Caricatur iſt die uneheliche Tochter des Witzes und der Satyre, mehr proſaiſch als poetiſch, und deshalb zur maleriſchen Darſtellung vorzüglich geeignet. Aber nicht minder iſt es der höhere Humor, und Hogarth hat vor Zeiten den Beweis geliefert. Ein neuer Hogarth im modernſten Gewande müßte Wunder wirken, und er wird ſicher kommen, weil Zeit und Kunſt nach ihm verlangen. Aber wo iſt er jetzt? Liegt er noch in den Windeln?

Von allen komiſchen Gebilden der düſſeldorfer Schule kennen wir nur den Don Quixote Schrödter's, welcher den reinen Humor repräſentirt. Haſenklever's Jobs nähert ſich zwar, aber die ihn umgebende Sphäre iſt veraltet und langweilig, alſo faſt tödtlich für den Humor. Die trauernden Lohgerber-

welchen die Felle weggeſchwommen ſind, gehören zur Caricatur; der Falſtaff iſt die Incarnation des gemüthloſen Witzes. Jordan's Heirathsantrag, Ruſtige's und Sonderland's geſchmackvolle Skizzen bewegen ſich in der anmuthigſten Laune.

---

68. Die komiſchen Bilder der Schule ſind ſo allgemein bekannt, daß wir, um Raum zu erſparen, nur von einigen Näheres angeben wollen.

„Don Quixote" von Schrödter. — Wir bitten den Künſtler um Verzeihung, dieſes Bild nicht unter die charakteriſtiſchen Lebensbilder gereiht zu haben; zufällige äußere Einflüſſe verhinderten dies. Wenn Eines, ſo verdiente dies Gemälde ein Lebensbild genannt zu werden. Wir Alle, die Strebenden nach höherer Wahrheit, nach dem Schönen und Guten, nach dem Verlornen und Zukünftigen, wir Alle ſind ja Ritter von der traurigen Geſtalt. Don Quixote hat unſre Sünden auf ſich genommen, und die plumpe Welt ſpottet ſeiner. Der Amadis von Gallien, worin der Ritter ſtudirt, das iſt im Bilde das Buch der Natur, die freie Natur, deren Augen die Juriſten zugepappt, deren Glieder die Theologen mit Mumienbändern eingewickelt haben; Rozinante, das magre liebe Vieh, mit mehr Dreiecken am äußern Leibe als ein Thaler Dreier hat, das iſt der Idealismus der Menſchen, ſtets voll Hunger und nie geſättigt; die Windmühlen, die Eſeltreiber, die Wirthshausſtälle, das Barbierbecken und der fette wortſpieldrehende Sancho Panſa iſt natürlich die Welt wie ſie iſt, die dumme und ſchlechte Welt mit ihren Vorurtheilen und Unfläthereien. Ach, lieber Ritter, dein blaues Schwärmerauge, deine unbeſiegliche

Phantaſie und unzerſtörbare Liebe vernichteten alle gemeinen Angriffe, und dir iſt es wohlergangen auf Erden und im Himmel. **Ora pro nobis!**

Im Schorn'ſchen Kunſtblatte, No. 5, Jahrg. 1835, iſt eine ſo vortreffliche detaillirte Beſchreibung von dem Schrödter'ſchen Gemälde erſchienen, daß wir es für tollkühn hielten, eine beſſere zu verſuchen und uns mit einem Auszuge begnügen: „Der Ritter ſitzt in einer Art Kellergeſchoß, durch ein Fenſter von der Seite herab erleuchtet. Im Hintergrunde ein Schrank, worauf ein gedienter Hut mit zerknitterter ſchwarzer Feder; Actenrollen und Beinſchienen durcheinander; als Vorhang ein vergilbt ſcheinender Stammbaum. Zur Linken des leſenden Ritters ein Tiſch, darauf ein Teppich, deſſen altem Glanze der junge Moder nachhilft. Auf dem Tiſch, wie auch unter ihm, liegen große Ritterbücher, auf einem derſelben philoſophirt ein alter ſtoiſcher Rabe, der länger und ſtiller hungern kann als ein Jogi. Der Helm liegt auf demſelben Tiſche, deſſen Viſirmangel der Ritter mit Pappe und dem Bänderzeuge erſetzt hat, welches jetzt herabhängt und bald zum gordiſchen Knoten wird geſchlungen werden. Auf der Ecke des Tiſches liegt ein Stück Semmel, rührend klein neben den Haufen geiſtigen Vorraths. Denn Bücher, Folianten in allen Lagen decken den Boden, andere dienen als Unterbau ſtatt des zerbrochenen Fußes von dem Lehnſeſſel, worin der Ritter liegt, andere ſind Schemel ſeiner Füße. Vorn liegt ein Turnierbuch aufgeſchlagen an der Erde und zeigt das Bild zweier gioſtrirenden Reiter. Oben aber zur Rechten des Ritters im Fenſter hinter den breiten Pfeiler erſcheint eine grünende Rebe. Ihr unbefangener Einblick in dieſes Gemach magiſcher Befangenheit reizt tief und wehmüthig. In dieſer Umgebung nun ſteht der große alte braunlederne Lehnſtuhl,

an ihm ragt auch ſchon die Turnierſtange beſtaubt und von größter Länge empor — und in dieſem hohen Armſtuhl, den Oberleib eingekrümmt und verkürzt, das rechte Bein hoch aufgeſtützt auf einer Bücherlage, das linke lang ausgeſtreckt nach einer niedrigeren Baſis, vor dem Schooße das Foliobuch aufrecht an ſich geſtemmt und die rechte Hand überm Auge, um Licht und Sinn zu concentriren in ſeinem Amadis: ſo ſitzt der lange, in ſeiner Länge und Hagerkeit noch immer edelgegliederte Ritter und lieſt und ſchwärmt. Sein hartes aber adeliges Geſicht zeigt die höchſte Spannung, ſein ſchönes blaues Auge blitzt mit einem ſtechenden Feuer; das Geſpreizte ſeiner Lage, das Krampfhafte in ſeinen großen Händen — Alles vereinigt ſich, um dem erſten Blicke zu ſagen, welch' eine ungeheure Bewegung in dieſer Ruhe des vertieften Geiſtes flackert und mit den Bildern, die er lieſt und mit allen ſeinen Gedanken hinſtürmt und ſchießt. Er weiß nichts mehr davon, daß er noch in der knappen, grünſammetnen Schlitzjacke ſitzt; in Gedanken hat er ſchon längſt den Panzer drüber, und über die anliegenden ſchwarzen Beinkleider die Schienen. Seine Füße ſtehen in ausgetretenen Pantoffeln, die aber ſchon wie loſe Hülſen abrutſchen, während bereits die Sporen angelegt ſind, deren Riemen die Strumpflöcher decken. Wie wahr! Dieſe Sporen ſind ihm angeboren, aber ſein verſpäteter Stern und die Sitte der Zeit wickelte Pantoffeln darum. Aber das kümmert ihn nicht: die Pantoffeln gleiten ab, im Leſen ſpannt er die Glieder, wie ein zu Roſſe Steigender, ein Jagender, der Stöße verſetzt und aushält, wie einer, der Veſten ſtürmt, Rieſen wirft, Drachen ſchlägt: er ſtudirt das nicht, er thut's, kämpft, fäut, rafft ſich auf, haut wieder ein und verliert ſich immer tiefer ins Gewühl und Gekrach der Waffen."

Eine neuere Skizze des von Sancho Panſa begleiteten

Don Quixote zu Roß erreicht bei weitem das frühere Ideal nicht, und kann nur für matte Copie gelten.

„Falstaff, wie er Heerschau hält" von Schrödter. — Der witzige Liederliche iſt ſo ergötzlich wie im Drama Shakſpeare's, und der Maler hat ein ächtes Facſimile gegeben. Der genoſſene Sect ſpricht aus allen hervorragenden und ebnen Theilen des fetten Schurken und ſcheint ſogar nicht undeutlich auf ſeine Bewegungen zu influiren. Das Gewicht ſeines Fettes erkennt man aus der verſchobenen Geſtalt des Stuhles, auf den er ſich ſtützt. Bardolph mit der berühmten Kupfernaſe und der hektiſche Sheriff Schaal ſind dem Zuſchauer bekannte Perſonen, die er ſich nicht anders gedacht hat. Auch die wackern Recruten Schwächlich, Schimmlich, Warze, Schatte und Bullenkalb entſprechen ihren Namen, mit Ausnahme des ſchwächlichen Damenſchneiders, der unter dem launigen Pinſel des Malers zu einem kräftigen Rieſen ſich ausgedehnt hat.

Eine Skizze Schrödter's: „Münchhauſen, der ſeine Abenteuer erzählt" iſt ſehr hübſch erfunden. Der Freiherr legt den Finger mit Wichtigkeit an die Naſe, hat das Pfeifchen abgeſetzt und die Füße übereinander geſchlagen. Das Auditorium ſitzt in geſpannter Erwartung.

Außer dieſen ſind von frühern Bildern Schrödter's noch beſonders hervorzuheben: der Schweinejunge, die betrübten Lohgerber, der Pfropfenzieher und die ukermarkſchen Bauern im Geſpräche.

---

69. „Maleratelier" von Haſenklever, Heine, Greven, Grashoff, Wilms und Engel. Bunte Gruppe. Die Maler ſind theils beſchäftigt, theils müßig, Utenſilien,

Mannequins ꝛc. liegen durcheinander. Leichte franzöſiſche Zeichnung und Compoſition.

---

70. „Hieronymus Jobs“ von Haſenklever. — Der Künſtler hat auf die Malerei enormen Fleiß verwendet, und ſein Werk kann man hinſichtlich der miniaturartigen Ausführung neben das Gelungenſte von Gerh. Dow, Metzu u. A. ſtellen. Die Zeichnung könnte freier ſein. — Jobs kehrt von der Univerſität zurück und tritt mit Kanonenſtiefeln, Reitpeitſche und Sporen auf burſchikoſe Manier in das Zimmer ſeines Vaters, der aus Verwunderung und Schrecken die Zeitung fallen läßt. Die ganze Familie ſieht neugierig zur Thüre herein.

Unter den ältern Bildern Haſenklever's möchte der „Rieſer“ das trefflichſte ſein. Er ſitzt mit der Doſe in der Hand in einem Lehnſtuhle und ſcheint im Begriff zu ſein, den zurückgelegten Kopf nach vorn überſchnappen und eine Exploſion erfolgen zu laſſen.

---

71. Wilms': „Widamakbudu oder Katzenjammer nach dem Doctorſchmauße“ übt draſtiſche Wirkung auf den Zuſchauer vermittelſt der naturtreuen Abbildung der Utenſilien. Der Held der Geſchichte liegt mit dem Kopfe ſchlafend auf dem Tiſche, ſein Diplom iſt mit Wein begoſſen, Champagnergläſer, Römer, Flaſchen liegen zerbrochen und umgeſtürzt auf Tiſch und Boden, Heringsgräten, ein niedergebranntes Licht, ein Rappier bunt dazwiſchen; eine Uhr mit zerbrochenem Glaſe zeigt die fünfte Stunde. — Solche ſaubre Wirthſchaft gemalt zu ſehen, erfreut die Herzen der Gottloſen und Frommen.

---

72. „Heirathsantrag auf Helgoland," von Jordan. — Wer kennt dieſes launige Bild nicht? Auf Oefen, Taſſen, Stickmuſtern, Litho- und Chalkographien iſt es tauſendmal wiederholt worden. Ein alter Fiſcher ſtellt mit jovialer Derbheit ſeinem künftigen Eidam die Tochter vor. Der lange Junge producirt ſich mit zuverſichtlicher Miene, hält den Oberkörper rückwärts gebogen wie ein preußiſcher Recrut und die Beine mit den langen Stiefeln eng zuſammengeſchloſſen. Er trägt eine Zipfelmütze, hat die Arme hinter den Rücken geſchlagen und läßt die Pfeife in ſeinen Händen herunterbaumeln. Das Bräutchen ſeinerſeits iſt die bäuerliche Verſchämtheit in natura.

„Die vergeſſenen Stiefel" von demſelben Maler, machen weniger Anſprüche, ſind aber gleichfalls höchſt launig. Ein kleiner Knabe ſucht die Rieſen, die von gleicher Höhe mit ihm ſind, zum Strande zu ſchleppen.

---

73. Ruſtige's „Einquartirungsſcene in Tyrol" hat verdiente Anerkennung gefunden. In dem Bilde ſind drei Gruppen zu unterſcheiden; die mittlere ſtellt Soldaten vor, die mit einem Mädchen ſcherzen und boſiren; in der zweiten ſieht man einen Verwundeten von Cameraden hereinführen, Geſtalten voller Ausdruck und Leben; an der Seite rechts ſitzt die Familie am Tiſche, unter ihr ein zartes, idealiſch ſchönes Mädchen. Die Beiwerke ſind mit äußerſter Wahrheit und Genauigkeit ausgeführt und das Ganze übt ſtillen Zauber durch die Natürlichkeit der Conception.

74. Die Bilder Sonderland's ſind mit Recht beliebt, und zeichnen ſich durch heitere Laune und leichte Behandlung vortheilhaft aus. Tieferes Eingehen in's Charakteriſtiſche und Erſchöpfung des Gegenſtandes kann man jedoch eben nicht überall erkennen. Der Künſtler iſt mit dem Geſchmack des Publicums vertraut und weiß durch geiſtreiche Aperçus zu blenden.

---

75. In der „gedämpften Revolution im Dorfe" von Ebers hat der Maler viel komiſche Kraft an ein albernes Philiſterthema verſchwendet.

---

76. Läppiſche Stoffe, die ihre Einfalt nicht durch geſchickte Behandlung vergeſſen machen, ſind auch außerdem unter Andern: „die Kußverweigerung beim Raſiren" von Buſch; „der des Leſens unkundige Bauer, der ſich eine Brille kaufen will, um Leſen zu können" von Heine; „der ertappte Bäckergeſelle, das Fett vom Feſtbraten ſchöpfend" von Markerſteig u. ſ. f.

Noch manches Gelungene und Verfehlte könnten wir bei uneingeſchränktem Raume vorführen, allein wir müſſen dieſen Abſchnitt ſchließen. Vorher nur noch eine Bemerkung.

Die düſſeldorfer Genremaler ſind außerordentliche Kinderfreunde, und faſt Alle unter ihnen ſind in dieſer Beziehung fruchtbar; ja Einige gebären jährlich regelmäßig Zwillinge, Drillinge oder Vierlinge. Die gemalten Kleinen werden den kunſtliebenden Käuferinnen, denn auf dieſe iſt es meiſtens abgeſehen, auf alle mögliche Weiſe zubereitet; bald ſind es ſpielende, ſchlafende, kränzewindende, betende, bald Kinder, die

den Hühnern Eier ſtehlen, oder Entenneſter entdecken, Bäumchenlaufen, Verſteckſpielen, Schaukeln u. ſ. w. Auch gibt es viele, denen ihre Schutzgeiſter zugeſellt ſind.

Dieſe kindliche Kunſt iſt recht lieblich und angenehm, aber es könnte nicht ſchaden, wenn der Mißbrauch vermieden würde, damit ſie nicht in eine kindiſche ausartet.

---

77. Verzeichniß der Genrebilder.

a. Charaktergenre.

M. Artaria von Mannheim:

Das Tyrolerpaar, Schütze und Hirtin, mit der Orakelblume. 37.

J. Becker von Worms:

Ritter Toggenburg. 32. Aquar. — Die Heimkehr. 34. — Der Tyroler und ſein Mädchen. 35. — Die betende Bauerfamilie. 36. — Der Landleute Abendverſammlung am Brunnen im Weſterwalde. 36 u. 37. (Prinzeſſin Albrecht von Preußen.) — Der heimgekehrte Soldat am Grabe ſeiner Eltern. 37. (Joſephi in Berlin Eine veränderte Ausführung 1838.)

F. Bithorn von Reichenbach:

Der Mutter Betrachtung ihres in der Wiege erwachten Säuglings. 38. ½ Lebensgr.

L. Blanc von Berlin:

Ein Mädchen zur Kirche gehend 34. (Thlr. 226⅔. 1837 lebensgroße Wiederholung für die Herzogin von Cam-

bridge.) — Eine betende Frau. 35. — Des Goldſchmied's Töchterlein. 36. (Lebensgroß. Frhr. von Fürſtenberg zu Stammheim.) — Spaziergang. 36. — Der geneſenden Mutter und ihrer Kinder Spaziergang. 38. ½ Lebensgr. Wiederholung.

Fr. Boſer von Halbau in Schleſien:

Zwei Mädchen vor dem Papagey. 38. Lebensgr. halbe Fig.

Fr. Buſch von Düſſeldorf:

Die Spinnerin 31. — Der Jäger und ſein Liebchen. 33. — Kindergruppe am Fenſter 34. — Das Milchmädchen. 35. — Des Pilgers Labung 35. (Kunſtver. in Hannover.) — Das Fiſcherpärchen. 35. — Die eingeſchlafene Großmutter. 35. — Die Betende. 36.

W. Camphauſen von Düſſeldorf:

Die Brüder vom Bernhardskloſter auf dem Gotthard. 37. — Zwei Cuiraſſiere mit ihrem verwundeten Hauptmanne aus der Schlacht zurückreitend. 38.

A. Chauvin von Aachen:

Der junge Falkenjäger. 36. (Gräfin zu Solms-Laubach.) — Des rheiniſchen Milchmädchens Morgengewerbe vor dem Hauſe ſeines Abkäufers. 37. (Mutter des Malers.) — Zweier Kinder Verſteckſpiel und Haſchen am Eichenſtamme. 38. Lebensgr. (Prinz Karl zu Neuwied.) — Scene auf dem Burgaltane: Der Jungfrau Sorge für ihrer Taube Sicherheit in des Falkenjägers Nähe. 38. (Grumelier in Lüttich.) — Zwei Kinder mit ihren Schutzgeiſtern. 38.

K. Claſen von Düſſeldorf:

Die Kirchenſängerin. 36. — Kinder mit Schutzengeln. 38.

J. F. Dielmann von Frankfurt a. M.:

Der Dorfgeiſtliche von Kindern begrüßt. 36. — Der ſin-

gende Tyrolerbube auf der Alm. 36. — Bergiſche Bäuerin am Brunnen in der Mitte ihrer Kinder. 37. — Die Strickerin in der Hausthür und das mit dem Knäuel ſpielende Kätzchen. 38. — Plaudernde Mädchen in der Capelle. 38. — Spielende Kinder vor dem Heiligenhäuschen. 38.

E. Ebers von Breslau:

Die Fiſcherhütte, Mutter und Tochter im Sturm. 31. (Thlr. 150.)

K. Engel von Londorf:

Zwei Knaben entdecken ein Entenneſt. 36.

J. Fay:

Gretchen vor dem Madonnenbilde. 37. — Die alte Spinnerin und ihre Katze. 38. Grelle Beleuchtung. ½ Lebensgr.

Flüggen aus Cöln:

Genrebild. 37.

Th. Franken:

Das Tiſchgebet. 35.

J. Franckfurter von Düſſeldorf:

Ein leſendes Mädchen. 37. — Der Großmutter Belohnung ihres vorleſenden Enkels. 38.

S. Fürſtenberg von Berlin:

Die Wahrſagerin, dem Rittersmann aus der Hand die Zukunft verkündend. 37. — Der Zitherſchlägerin Wegeraſt und Zählung ihrer Kirchweihlöſung. 38. ½ Lebensgr.

E. Geſellſchap:

Der Schweſter und des Brüderchens Hinausblick von hoher Zinne auf's Manöver. 38. Lebensgr. — Vorbereitungen zum Maskenballe. Farbenſk. 38. — Der Bauernfamilie

Verſammlung vor der Hütte beim Vorbeiziehen eines Reitertrupps. 38. — Zwei Kinder 38.

Otto Grashof:

Recha's Rettung (nach Leſſing's Nathan). 34. — Die Erwartung. 36. — Ein Mädchen am Brunnen auf der Höhe. 37.

Ant. Greven:

Der Rittersmann und ſein Liebchen. 36.

H. Grothaus von Barmen:

Der Schnitter Abendgebet auf dem Erntefeld. 37.

Ed. von Hagens von Düſſeldorf:

Goldſchmied's Töchterlein, wie ihm der Ring gegeben wird. 37. — Des Königs Scheiden von der Schäferin (nach Uhland). 38.

J. P. Hasenklever von Remſcheid:

Der Wirth, ein Nachtſtück. 34. (Kunſtver. in Hannover.) — Das Milchmädchen. 34. — Der Ritter und ſein Liebchen. 37. Halblebensgr. — Winterſcene: die aus der Aſche Kohlen ſuchenden Kinder. 37. — Des Mädchens Wache am Vogelneſt gegen der Katze Gelüſt. 37.

W. Heine von Düſſeldorf:

Die Wilddiebe. 34. (Kunſtver. in Hannover.) — Der Schmuggler. 34. — Der Landſtreicher. 35. — Die zerriſſene Jacke. 35. — Das Bauernhaus. 36. — Der Gottesdienſt in der Zuchthauskirche. 37. u. 38. (Conſul Wagner in Berlin.) — Gefangene Krieger. 38.

Th. Hildebrandt:

Kinder im Kahne. 29. (Gemahlin des Künſtlers.) — Die Mährchenerzählerin. 33. (Prinzeſſin Louiſe von Neuwied; Wiederhol. 34. Fräulein Schmitz in Cöln.) — Singende

Chorknaben. 34. (Thlr. 1134. Kunstv. in Braunschweig.) — Zwei römische Pi[illegible]ari. 34. (Frau Dir. Schadow in Ddf.) — Der kranke Rathsherr und seine Tochter. 34. (Consul Wagner.)

A. Hoffmann von Darmstadt:

Das Mädchen am Borne vom Schnitter überrascht. 38.

Ad. Hohneck von Dresden:

Der fröhlichen Kinder Blindekuhspiel. 38.

L. Holthausen von Uerdingen:

Die Betende. 34. (Thlr. 100.) — Die Blumenwinderin. 34. (Kunstver. in Hannover.) — Der Wechsler 35. (Thlr. 100.)

V. von Hopfgarten von Berlin:

Das Mädchen an der Toilette. 35. — Die Horcherin. 35. — Kinder mit einem Hunde spielend. 36. — Der Großvater und seine an der Uhr horchende Enkelin. 36. — Die Schauklerin. 37. — Zwei frühstückende Bauernkinder. 37. — Der Jungfrau Gesangsübung bei ihrem greisen Musiklehrer. 38.

F. Hoyoll:

Die Nonne am Kreuzgangsfensterbogen. 36. — Der Schäfer auf dem Berge (nach Göthe). 37. — Der Sänger und sein Liebchen (nach Uhland). 37. — Die drei Küsse des Lebens (der Mutter, der Gatten, des Todes). 38. ¼ Lebensgr. — Die Müllerin am Bach. 38. Skizze. — Der Tod des Fürsten (nach An. Grün). 38.

J. Hübner:

Kinder und Schutzengel. 35.

A. Huxoll:

Zwei Schwesterchen mit einer Dogge. 38.

J. Jacob von Berlin:

Eine Lautenſpielerin. 35. — Zwei Kinder am Bache. 35. ⅓ Lebensgr. — Gretchen und Lieschen am Brunnen (nach Göthe's Fauſt). 36. ⅓ Lebensgr.

M. Jordan von Berlin:

Abend auf Helgoland. 35. — Die zurückkehrenden Lootſen. 36. — Helgolander Schellfiſch-Sloop. Abfahrt am Morgen. 36. Abfahrt am Abend. 36. — Des Matroſen Rückkehr. 37. Der Lootſen Auslaufen und Thätigkeit bei Schiffbruch und Sturmläuten. 38.

G. Kannengießer:

Zwei ſchlummernde Kinder unter dem Madonnenbilde. 37. — Schlafendes Mädchen unterm Blätterdache am Seeſtrande. 38.

J. Knorre von Königsberg:

Das betende Mädchen im Chorſtuhle. 36. — Die beiden Schifferknaben im Kahne. 36. — Der Vogelſchützenzug auf dem Hauptmarkte zu Düſſeldorf. 37. Skizze. — Das leſende Mädchen auf der Hausthürſchwelle gelagert. 38.

F. A. Körner von Braunſchweig:

Kinder um ein Feuer beſchäftigt. 35. — Die Mutter mit dem Kinde. 36. (Kunſtv. in Braunſchweig.) — Der Jäger ſeinem Liebchen die Heimath zeigend. 36. — Zwei heimkehrende Holzſammlerinnen durch den Waldbach watend. 38. — Der Hirtenknabe nach dem Leichenzuge zur Bergcapelle blickend (nach Uhland's Lied: „die Capelle"). 38. — Des Maulthiertreibers Beruhigung ſeiner durch das Geſchrei ihres Thieres erſchrockenen Reiſegefährtin im Harze 38.

H. Korneck von Breslau:

Die Spinnerin am offenen Fenſter in Gedanken verſunken. 38.

W. Krafft von Berlin:

Ein Ritter, ſeinen Söhnen Heldengeſchichten vorleſend. 36. Landleute, ſcheidend von der Brandſtätte ihres Dorfes. 36. Eine italieniſche Familie. 36. — Des Jägers Aufnahme in einer Fiſcherhütte. 36. — Ein Räuberweib mit ihrem Säuling auf dem Sammelplatz im Walde entſchlummert. 38.

H. Kretſchmar von Anclam:

Der alte Krieger und ſein Enkel. 31. (Frau von der Schulenburg in Ddf. Thlr. 170.) — Das Rothkäppchen. 33. (Thlr. 170. Dr. Pauls in Coblenz.) — Kinder vor dem Hühnerneſte. 34. — Der gute Camerad. 34. — Das Pärchen. 34. Aquar. — Der Burghof. 35. (Kunſtver. in Münſter.) — Aſchenbrödel. 36. — Hännschen und Gretchen im Walde. 36. Skizze. — Die Abendwache auf dem Wartthurm der Burg. 37. (Kunſtv. in Stettin.)

H. Krienen:

Des Barden letztes Lied. 37.

G. Lasinsky:

Ein Koſakenzug 35.

F. Lotichius von Wiesbaden:

Spielende Kinder auf des Großvaters Knieen. 37.

Th. Maaßen von Aachen:

Zwei Mädchen im Walde Kränze windend. 37. — Ein Einſiedler, der einem jungen Pilger den geſuchten Grabhügel zeigt. 38. — Der Schnitter Heimkehr am Erntеabend. 38.

M. Markuſe von Berlin:

Zwei ruhende Banditen in Felſenklüften. 38.

F. Martersteig:

Der ſchlafende Knabe im Walde. 36. — Des Großvaters

Mittagsſchläfchen im Lehnſtuhle, von ſeiner Enkelin belauſcht. 38. — Der Kinder Abendgebet vor der Mutter. 38. — Des Schmiedegeſellen Abſchied von ſeiner Familie. 38.

J. Menning von Düſſeldorf:

Ein Proceſſion aus der Kirche ziehend. 36.

F. Meyer von Berlin:

Die barmherzige Schweſter eine Kranke pflegend. 37.

Meier Michaelsſohn von Danzig:

Der Matroſe. 33. — Der Bettler und ſein Sohn. 33. — Der Geizhals. 34.

Franz Michelis von Münſter:

Kloſterleben: Ein Bücher malender Mönch in ſeiner Zelle. 37. — Ein Seifenblaſen machender Page. 37. — Landsknechte das Hammthor in Neuß bewachend. 38.

Joſ. Minjon von Düſſeldorf:

Heimkehr der jungen Mutter mit ihrem Kinde aus der Kirche am Sonntage. 38.

Andr. Müller von Darmſtadt:

Der Knabe vom Berge (nach Uhland). 36. — Kloſterleben: Leſender Mönch im Kloſtergarten. 37.

K. Müller:

Die Heimſuchung. 37.

W. Nerenz von Berlin:

Des Burſchen Heimkehr. 34. — Der Falkenträger 35. (Frh. von Fürſtenberg zu Stammheim.) — Hirtenſcene. 35. (Banq. Bendemann in Berlin.) — Des Goldſchmied's Töchterlein. — Scenen aus Käthchen von Heilbronn: 1. Der Trauungszug. 2. Scene in der Schmiede. 3. Die Hollunderlaube 4. Der Traum. 5. Käthchens Zurückkunft aus dem

brennenden Schloſſe. 36. (Fräulein Eveline von Waldenburg in Berlin.)

Th. von Oer:

Der leſende Meiſterſänger. 33. — Hans Sachs. 34. (Kunſtv. in Dresden.) — Zwei Nonnen finden ein ausgeſetztes Kind. 38.

Mor. Pläſchke von Breslau:

Das beim Blumenpflücken am Buchenſtamme im Walde eingeſchlafene Mädchen. 38.

Sam. Rahm von Wylich:

Zwei ſingende Chorknaben. 37. — Dechant und Capitel zum Kirchendienſt im Chore verſammelt. 38. — Zwei Chorknaben das Weihrauchfaß bereitend zum Dienſte. Gruppe aus dem vorigen Bilde. 38.

A. Reinick von Danzig:

Der erzählende Pilger in der Waldherberge. 36.

G. von Reutern von Röſthoff in Liefland:

Die betende Schäferin vor dem Steinkreuz im Walde. 38. — Das aus der Kirche heimkehrende alte Mütterchen 38. — Die Bürgerfamilie: Freude an des Säuglings Spiel mit dem Kätzchen. 38. — Das kleine Mädchen und ſeine Ziege im Buſche 38. — Der Knabe beim Veſperbrode den als beſcheidnen Gaſt ſich meldenden Haushund neckend. 38.

Ad. Richter von Thorn:

Hermann und Dorothea. 36. — Der Weihnachtsabend einer Bettlerfamilie. 37. — Der Winzerinnen Rückkehr vom Weinberge am Abend 37.

W. Rieß von Siegburg.

Ländliche Scene im Bauernhofe mit Sonnenbeleuchtung 38.

H. Ritter von Canada in Nordamerika:

Fiſcherkinder am Meeresſtrande nach dem Sturme. 37. — Fiſcherfamilie am Nachmittage an offener Hüttenthüre ſich ſonnend. 38. — Fiſcherfamilie im Innern der Hütte des Gewitters Toben beobachtend. 38.

H. Ruſtige von Werl:

Der franzöſiſche Invalide. 32. (Frau von Carnap in Ddf.) — Der verwundete Soldat. 32. (Prinz Friedrich von Preußen). — Die Räuber. 32. (Hauptm. von Pritzelwiz in Ddf.). — Der Abend in Tyrol. 35 (Thlr. 255). — Der frierende Knabe. 35. — Das trauernde Mädchen. 35. — Zwei Schweizermädchen flüchten beim Gewitter in eine Capelle. 36. — Der Dorfarzt an der Wiege eines kranken Kindes. 36.

A. Schall:

Eine Jungfrau, die Orakelblume entblätternd. 36.

Casp. Scheuren von Aachen:

Die Vätergruft. 31. — Die ruhenden Räuber. 33. — Der Burgvogt ſeiner vorleſenden Tochter lauſchend. 34. — Die Fiſcher am See. 35. — Räuber im Gebirge. 36. — Der Ritter vor ſeiner Burg. 36. — Die Mönche im Kloſterumgang. 36. — Hamlet. Skizze. 36. — Der König auf ſeiner Burg. 36. — Der Aebtiſſin Sterbeſtunde in der Kloſterhalle. 38. (Prinzeſſin Friedrich von Preußen.)

E. H. Schlichting:

Des blinden Greiſes und ſeiner Enkelin Gebet vor dem Madonnenbilde unter der Kirchhofslinde. 37.

K. Schmid von Aachen:

Jäger vor einem Wirthshauſe. 37.

A. Schmidt von Berlin:

Das Milchmädchen. 35. (Thlr. 150.)

H. Schmitz von Düsseldorf:

Der lehrende Mönch. 34. (Thlr. 130.) — Ein alter Goldschmied mit seinem Knaben in der Werkstätte. 36. (Graf von Erbach zu Schönberg bei Heppenheim.) — Zwei Franciscaner mit ihren Studien beschäftigt. 37. — Der barmherzigen Brüder Berufsausübung. 37.

J. Schrader:

Drei musicirende Odalisken im Harem. Skizze. 38.

Ad. Schrödter von Schwedt:

Rügener Fischer. 31. (Thlr. 100.) — Der sterbende Abt. 32. (Thlr 90.) — Jagdparthie des Prinzen Friedrich von Preußen. 35. (Prinz Friedrich von Preußen.) — Gruppe in der Abendsonne. 37. (Prinzessin Radeziwil in Berlin.) — Ein alter Schmied in seiner Werkstätte. 38. (Freiherr von Smirnoff in Petersburg.)

Gerh. Schuld von Cöln:

Der in Betrachtungen versunkene Mönch in seiner Zelle. 37. — Der Kranken Annahme der heiligen Communion. 38.

P. Schwingen von Godesberg:

Die Wahrsagerin des 19ten Jahrhunderts. 36. — Die Vesperzeit am Sonntage, häusliche Scene. 37. — Gebet zweier Kinder am Gedächtnißtage ihres vom Blitz erschlagenen Vaters am Eichenstamme. 37. — Der Kinder Martinsabendfeier in Düsseldorf. 38. (4malige Wiederholung.) — Die Spinnerin mit ihrem Kinde vor der Hausthüre. 38. — Des Geschäftsmannes Mußestunde. 38. (Herr de Werth in Elberfeld.)

A. Sohn:

Die Lautenſpielerin. 32. (Banq. Wagner in Berlin.)

J. B. Sonderland von Düſſeldorf:

Zigeunerzug. 30 (nach Scott's Guy Mannering). — Ein Räuber. 30. — Die wahrſagende Zigeunerin. 31. (Thlr. 160. Herr Leußen in Rheydt.) — Der wilde Jäger. 31. (Thlr. 120. Fräulein von Pleſſen zu Elber.) — Des Kriegers Abſchied. 32. (Thlr. 200. — Kammerherr von Knobelsdorf im Haag.) — Die Heimkehr. 33. (Thlr. 100. — Prinz von Solms-Braunfels in Ddf.) — Der Froſchfänger. 33. (Kunſtv. in Münſter.) — Der Hühnerkrämer. 34. (Thlr. 56⅔.) — Der Fiſchmarkt. 35. (Thlr. 283⅓.) — Rheiniſche Fähre. 36. — Des Kriegers Abſchied von Gattin und Kind. 37. (Hr. Schönfeld in Ddf.) — Des Kriegers Heimkehr. 37. (Herr Schönfeld in Ddf.)

E. Steinbrück:

Kinder, die ſich baden wollen. 34. — Rothkäppchen mit dem Hunde ſprechend. 36. (Kunſtv. in Magdeburg.) — Die Elfen (nach Tieck). 36. — Die junge Fiſcherfrau am Meeresſtrande bei aufſteigendem Gewitter nach dem Gatten ſpähend. 37. (Herr Jakobs in Potsdam.) — Zigeuner im Walde bei nächtlichem Feuer. Skizze. 38. (Hr. Hübner in Düſſeldorf.)

Magnus Graf von Stenbock (von Reval in Eſthland. † 1836):

Die Räuberfamilie. 34. (Prinz Auguſt von Preußen.) — Ein betendes Mädchen. 35. — Bedrohtes Lager der Landſknechte und Vagabunden. 35. (Hr. Kabrun in Danzig.)

H. Stobbe von Königsberg:

Der Jungfrau Pflege der blühenden Myrthe. 37. ½ Lebensgr.

C. W. Streckfuß von Merſeburg:

Die Undine im Kahne. 38. Lebensgroß.

A. Teichs:

Albrecht Dürer, al fresco malend. 34. — Scene auf der Burgzinne. 35. — Die Holzſammlerinnen vor der Waldcapelle. 36.

P. Vogel von Frankfurt a. M. † 1835:

Götz von Berlichingen und Bruder Martin. 34.

J. Voß von Waſſenberg:

Der Mutter Erzählung vom Jeſuskinde dem horchenden Kindchen vor dem Madonnenbilde im Schlafgemach. Skizze und halblebensgr. Ausführung. 37.

Karl Weddige aus Weſtphalen:

Die blinde Großmutter und ihre Enkelin am Weihkeſſel beim Kirchenausgange. 37. — Das alte Mütterchen nach vollbrachter Hausandacht. 37.

G. Wedemeyer von Celle:

Amor, zwei jungen Mädchen Lieder lehrend. 37.

F. Weiß von Magdeburg:

Des Edelfräuleins Bewillkommnung des zur Stadt einziehenden Ritters. 37.

J. Winkelirer von Düſſeldorf:

Das Tyrolerpaar. 31.

Franz Wirz von Erkelenz:

Des Mädchens Sinnen über das Geleſene. 37. Studie.

Der ausgewanderte Pole und ſein Sohn (nach Naczinsky's Lied: Der Pole und ſein Kind). 38.

H. Wittig von Berlin:

Edelknabe zur Jagd gehend. 34. (Prinz Wilhelm von Preu-

ſen.) — Edelfräulein mit dem Falken. 35. — Ein venetianiſches Mädchen eine Schüſſel mit Früchten tragend. 36.

J. B. Zwecker von Frankfurt a. M.:

Der Pilgerzug von einem Templer geleitet. 36. — Der ritterliche Minneſänger. 37. Skizze. — Des Jägers Abenteuererzählung. 37. (Kunſtv. in Darmſtadt.)

---

b. Komiſches Genre.

J. Becker:

Die Schmollenden. 37. — Das von der Kirchweih luſtig heimkehrende Pärchen. 38.

Fr. Buſch:

Die Schuſterwerkſtätte. 32. — Die Kußweigerung beim Naſiren. 35 — 36.

E. Ebers:

Revolutionsbeſchwichtigung in einem Dorfe. 38.

Th. Francken:

Der unzufriedene Trinker. 35.

E. Fürſtenberg:

Rückkehr von der Kirmes. 38.

A. Greven:

Der Zecher. 32. (Ibir. 80.) — Der Gaſtronomen Schmauſet. 35 — 36. — Die Kaffeeſchweſtern. 35.

L. Haag:

Don Quixote's Labung in der Bauernſchenke am erſten Abend ſeiner Ritterfahrt. Skizze. 38.

J. P. Hasenklever:

Die Beiſchweſtern. 33. (Ibir. 40.) — Die Politiker. 34 und

35. (Thlr. 115.) — Der Sackpfeifer. 35. — Der neue Rock. 35. — Die Genremaler im Atelier. 36. — Tanzboden. 36. — Der Nießer. 36. — Der Ritter und sein Liebchen. 37. — Hieronymus Jobs Rückkehr von der Universität. 38. (Consul Boecker in Ddorf.) — Jobs Abschied von seinen Aeltern bei der Abreise zur Universität. Skizze. 38. — Jobs theologisches Examen. Skizze. 38.

H. Heine:

Der Landstreicher. 35. — Der des Lesens unkundige Bauer, eine Lesebrille suchend. 37.

R. Jordan:

Der Heirathsantrag auf Helgoland. 34. — Die vergessenen Stiefel. 35.

Fr. Martersteig:

Der lustige Schuster. 36. — Der lustige Schuster seinem Hänsling vorpfeifend. 38. (Großherzogin von Weimar.) — Der ertappte Bäckergeselle, welcher das Fett von dem zum Ofen gesandten Sonntagsbraten schöpft. 38.

Meier Michaelssohn:

Der Geizhals. 34. — Die Frachtzahlung, resp. Geldmangel. 35.

G. von Reutern:

Der indolente Page. 36. — Des kleinen Edelfräuleins Neugier am Schmuckkästchen. 36.

H. Ritter:

Scene in einer Fuhrmannsschenke. 37. — Die vom Markt heimkehrende Bauernfamilie wird vom Sturme überrascht. 38. — Der politisirende Handwerker in der Schenke. 38.

H. Rustige:

Der Schnupfer. 32. — Die naschende Alte. 32. — Rheinische Kirmes. 32. (Hr. Bredt in Barmen. Thlr. 200.) —

Der Brautmorgen. 33. (Kunſtv. in Frankfurt.) — Oeſterreichiſche Wachſtube. 33. (General von Mandel in Gräz.) — Ungariſche Soldateneinquartirung im tyroler Wirthshauſe. 36.

Ad. Schrödter:

Der Schweinejunge. 30. — Die betrübten Lohgerber. 32. (Prof. d'Alton in Bonn.) — Die Weinprobe des 1830er Gewächſes am Rhein. 32. (Conſul Wagner in Berlin). — Rheiniſches Wirthshausleben. 33. (Conſ. Wagner.) — Scene auf der Thurmtreppe. 34. — St. Martinsabend. 34. — Don Quixote den Amadis von Gallien ſtudirend. 34. — (G. Reimer in Berlin.) — Uckermarkſche Bauern im Geſpräche. 35. (Müller in Berlin; 1836 Wiederhol. für Hr. Decker in Berlin.) — Falſtaff und ſeine Truppen. 37 u. 38. — Des Frhrn. von Münchhauſen Erzählung ſeiner Jagdabentheuer in einer Punſchgeſellſchaft. Skizze. 37. — Auerbach's Keller (nach Fauſt). Skizze. 37. — Don Quixote und Sancho Panſa. Skizze. 38. — Der Kunſtbeförderer per Achſe. 38. (Dr. Lucanus in Halberſtadt.)

P. Schwingen:

Der ertappte Liebesbrief. Skizze. 36. — St. Martinsfeier in Düſſeldorf.

J. B. Sonderland:

Der Tanzbär. 31. (Thlr. 160.) — Das geſtörte Stelldichein. 33. (Herr Decker in Berlin.) — Die Ueberraſchung 35. — Zwei Mädchen an der Toilette. 36. — Der Eilpoſtreiſenden Verſpätung und Nacheile. 37—38. — Hanns und Gretchens nach Uhland. 38.

H. Stobbe:

Der Traubennascher. 36.

A. Teichs:

Auerbach's Keller (nach Faust). 36.

W. Trautschold:

Der Hund und der Esel; humoristisches Thierstück. 37. — Eine Bierzecherei. 37. — Ein Biertrinker im Keller. 37. — Der Maler und seine Zuschauer vor der Schenke. 37.

J. Wilms von Düsseldorf:

Die Spröde. 35. — Des jungen Doctors Morgenschlaf nach einem Gelage. 37. — Beglückwünschung des durch Erbschaft flott gewordenen Studenten durch seine Mitburschen. 38.

---

c. Costumirtes und Portraitgenre.

K. Baumbach von Bernburg:

Brustbild eines Ritters. 39.

F. Bender von Königsberg:

Studirender Mönch. 37. — Sinnende Griechin in leichtem Gewande. 37. Lebensgroße halbe Figur.

L. Bendix:

Ein Kränze windendes Mädchen. 37. Halblebensgr.

K. Bennert:

Knabe mit Barret. 36.

F. Bithorn:

Ein Greis mit einem einschlafenden Knaben. Studie. 38.

K. Engel:

Brustbild eines Greises. 35.

J. Fay:

Mädchenkopf mit Epheukranz. 37. — Mädchenkopf in mittelalterlicher Tracht. 37. — Mädchen mit brennender Lampe. 38.

Fleuß von Düſſeldorf:

Cavalleriestück. 37.

H. Grothaus:

Ein Kreuzfahrer. 36. — Ein Jäger in mittelalterlicher Tracht. 36.

L. Haach:

Ein treppabſteigendes Mädchen. 38. Halbe Figur.

H. Hanſtein:

Mädchenkopf. 38.

K. Hermann:

Ein Edelfräulein. Bruſtbild. 38.

B. v. Hopfgarten:

Ein männlicher Kopf. 33. — Ein Chorknabe. 34.

F. Hoyoll:

Bruſtbild eines Pagen. 37.

G. Kannengießer:

Ein Mädchen mit einer Leier. 38. Lebensgr. halbe Figur.

J. J. Kiefer von Trier:

Spaniſcher Hellebardirer. 38. Lebensgr.

E. Könemann von Barmen:

Ein Chorknabe. 36.

G. Laſinsky:

Ein Kreuzritter. 33.

E. Loß von Düſſeldorf:

Ein ſitzender Jäger. 38.

F. Marterſteig:

Ein leſender Page. 37. (Prinz Wilhelm von Preußen.) — Ein betender Knabe. 37. (Großherzogin von Weimar.)

O. Mengelberg:

Eine ſich ſchmückende junge Griechen. 37. Halblebensgr.

Fr. Michelis:

Bannerträger einer reichsſtädtiſchen Schmiede-Innung. 38. Lebensgröße.

K. Müller:

Eine geſchmückte Braut. 38.

W. Nerenz:

Der Falkenträger. 35.

Th. von Oer:

Kopf eines Kindes mit weißem Roſenkranze. 32.

A. Pelz von Altweißſtriz:

Ein orientaliſcher Biſchof. Bruſtbild. 35.

G. von Reutern:

Bruſtbild eines Greiſes. 36—37. — Umhüllter Mädchenkopf. 37.

W. Rieß:

Ein Hirtenknabe. 37. Lebensgr. halbe Figur.

W. Schadow:

Eine Frau in braunem Gewande im weinlaubumrankten Fenſter ſitzend. 32.

Mädchen aus der Gegend von Genzano, in violettem Mieder. 32.

Tempelritter in weißem, rothbekreuztem Ordensmantel. 32.

E. H. Schlichting:

Ein Edelpage. 37.

A. Schmidt:

Eine Lautenſpielerin. 29. — Ein Engelskopf. 33.

H. Schmitz:

Ein Kinderkopf. 33.

P. Schwingen:

Der Kreuzfahrer. 36. — Ein wacheſtehender Kriegsknecht. 37.

Frau Stilke, geb. Peipers von Düſſeldorf:

Ein Engelskopf in Temperafarben. 36.

H. Stilke:

Ein Engelskopf. 33. — Ein Armenier. 33.

F. Weiß:

Edelpage mit einem Falken. 36.

H. Wittig:

Edelknabe. 34. — Edelfräulein. 35. — Ein früchtetragendes Mädchen. 36.

V.

Landſchaften.

78. Wie der bildende Künſtler bei der Darſtellung vollkommener animaliſcher Weſen die Bewegung nicht nachzuahmen weiß, ſo iſt ihm verſagt, bei Gegenſtänden der ruhenden oder unorganiſchen Natur den großen Maßſtab der Wirklichkeit wiederzugeben. Der Mangel der Bewegung kann durch geſchickte Wahl des Moments, der immer eine relative Abgeſchloſſenheit zeigen muß, und durch Hervorheben des Geiſtigen, wodurch das Körperliche mehr in den Hintergrund tritt, erſetzt werden. Die Größe der Natur im Bilde nachzuahmen, iſt ſchon ſchwieriger und in vielen Fällen unmöglich; z. B. zweifeln wir daran, daß man das Meer, die Wüſte, den Himmel u. ſ. w. ſo naturtreu darſtellen könne, daß der Zuſchauer ein Bewußtſein von der Größe dieſer Gegenſtände erhält, als wenn er ſie wirklich in der Natur ſähe. Man frage einen Alpenhirten, ob er in irgend einer Abbildung der Alpen die Höhe und Steile derſelben wiedererkenne; man frage eine alte Frau, ob ſie vor einem gemalten Gewitter erſchrickt, und einen Seefahrer, ob ihm das gemalte ſturmbewegte Meer wie in der Wirklichkeit trügeriſch und gefahrvoll ſcheint. Wir ſelbſt zwar haben leider nie das Meer geſehen, aber eine Ahnung ſagt uns, daß auf der bewegten See den Sterblichen ein Gefühl der Weite

und Oede, der ſchauerlichen Größe und Ungewißheit ergreifen muß, und dies Gefühl ergriff uns nur in ſehr geringem Grade vor den beſtgemalten Marinen. Es iſt Thatſache, daß die Maſſe der Zuſchauer an den Landſchaften kalt vorüber geht, was freilich zum Theil daher rührt, weil ſie für unorganiſche Naturgegenſtände wenig Empfänglichkeit beſitzt und nach dem geiſtig Belebten, mit dem Menſchen in näherer Berührung Stehenden hingezogen wird. Gewiß aber liegt der Hauptgrund dieſer Kälte in der Unzulänglichkeit und Unwahrheit der dargeſtellten Gegenſtände. Wenn bei den Gebildeten dieſe Erſcheinung weniger ſichtbar iſt, ſo ſcheint uns bei ihnen die Illuſion durch Gewöhnung an gemalte Landſchaften, mindere Kenntniß der wirklichen Natur und verjährtes Vorurtheil faſt erzwungen zu ſein, und ſie vermiſſen nicht in den gemalten Sonnenſtrahlen die Wärme und Gluth, in den weißen Wolken das Lichtdurchſchimmernde und flaumig Weiche, in dem blauen Himmel die Tiefe, weil ſie all das noch nie gemalt ſahen, und ſich an die gelben, grellen Sonnenſtrahlen, die weißfarbigen, dumpfen Wolken und die blauangeſtrichene Himmelsfläche gewöhnt haben.

Nach dieſer bewahrheiteten Annahme ziehen wir die Schlußfolge, daß der Landſchafter die höchſte Vorſicht in der Wahl ſeiner Stoffe anzuwenden hat, wenn er dem vorurtheilsfreien Auge naturwahr erſcheinen will. Doch braucht dieſe Vorſicht ſich nicht bis zur gänzlichen Ausſchließung der erwähnten Gegenſtände, z. B. des Meeres, der Lichtwolken u. ſ. w. zu erſtrecken (wie man mißverſtehen könnte), ſondern der Maler trage Sorge, daß dem Auge des Beſchauenden das halbtreu Nachgebildete nicht plötzlich und ohne Verhüllung vorgeführt werde. Er helfe der Illuſion durch geſchickte Kunſtmittelchen

nach, und wende z. B. in Marinen beſondere Sorgfalt auf die Beiwerke, den Vordergrund, die Repouſſoirs, die Schiffe u. ſ. w. In Bergſchluchten, Gebirgen und Wäldern kommt Alles auf richtige Haltung und Perſpective an, und die Wahrſcheinlichkeit zu vermitteln, gelingt dem geiſtreichen Künſtler oft durch geſchickte und frappante Anwendung des Helldunkels. Vor Allem iſt aber die Staffage zu berückſichtigen, welche entweder in harmoniſchem Einklang mit dem landſchaftlichen Motiv ſtehen, oder einen pikanten Gegenſatz bilden muß. In beiden Fällen wird der proſaiſch mäkelnde Blick des Zuſchauers von dem etwa Ungenügenden der landſchaftlichen Darſtellung abgezogen und paralyſirt. Es iſt dem Maler anzurathen, an die Quelle zurückzugehen, um zu erfahren, daß in allen früheren Bildern, bis Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts, ein landſchaftliches Motiv ohne Staffage animaliſcher Weſen für unnatürlich gehalten wurde, wie es denn auch, genau genommen, iſt. Wir gehen nicht ſo weit, nachdem die Kunſt einmal ſo enorme Fortſchritte in der Copirung von Naturgegenſtänden gemacht hat, zu verlangen, daß die Landſchaft nur als Decoration zur Staffage dienen ſoll, wozu ſie Anfangs von Tizian, da Vinci, van Eyk, den Caracci u. And. benutzt wurde, aber eben ſo wenig heißen wir es gut, die Staffage zur Decorirung der Landſchaft zu entwürdigen, oder ſie als entbehrlich ganz zu verwerfen. — Wie wenige Künſtler ſind vom innern Geiſte der Natur ſo durchdrungen, daß ſie dem äußerlich todten Motive blos durch die Compoſition Leben einzuhauchen verſtänden; wir ſtehen vor den gemalten Bäumen und Bergen und Waſſern, und wiſſen nicht, was ſie bedeuten ſollen, die Natur ſcheint uns erſtarrt, verſteint, das ſprießt und bewegt, wächſt oder ſtirbt nicht. Wozu dient es? Sollen wir ein Pina

Kunſtwerk nennen, was Jeder mit bloßer Fertigkeit, ohne Geiſt und Gedanken, ausführen kann? Der Gott der Schönheit ſelbſt ſcheint ſeine Langmuth erſchöpft zu haben, und bringt Vernichtung in der Geſtalt des Daguerrotype allen Copiſten der Natur, die ſich Künſtler nennen und breit an der Tafel der Kunſt ſitzen, und zuweilen ſogar ihren plumpen Fuß, den Zertreter des heimlichſten Naturlebens, auf den Nacken der Hiſtorienmaler zu ſetzen wagen.

Soll es einem landſchaftlichen Motive gelingen, die äußere Unwahrſcheinlichkeit vergeſſen zu machen, und die Bedeutung der unbegeiſteten Gegenſtände dem menſchlichen Gefühle anzunähern, ſo muß der Maler die Kunſt beſitzen, den größtmöglichen Realism in Bezug auf die Gegenſtände anzuwenden, und das nothwendige Ideelle durch geiſtvolle Behandlung der Staffage, der Haltung und des Helldunkels zu erreichen. Ohne innige Verſchmelzung der menſchlichen Idee mit dem phyſiſchen Motive bildet eine gemalte Landſchaft nur eine ſtarre, todte und unverſtändliche Maſſe, wogegen durch dieſe Einigung ein organiſches Ganze entſteht.

Die beſſeren holländiſchen Maler erreichten dieſes Ziel unbewußt und ohne darnach zu ringen durch bloßes inniges Anſchmiegen an die ſie zunächſt umgebende Natur, durch heilſame Entſagung vom Fremden, Fernen und Unbekannten, und durch die höchſte techniſche Fertigkeit. In der Landſchaft iſt das emaillirteſte Ausmalen der einzelnen und anſcheinend geringfügigſten Gegenſtände unerläßlich, da die Wahrheit und die Unterſcheidbarkeit nicht durch geiſtige Charakteriſtik angedeutet werden kann. Felſen, Steinarten, Zweige, Aeſte, Stämme, Laub, Pflanzen, Moos, Stauden, Geſtrüpp, Holzarten, Abtönungen der Luft und Waſſerfarben u. ſ. w. müſſen auf's Genaueſte

durch Zeichnung und Colorit kennbar gemacht werden, und dann erſt, wenn zudem die Compoſition von der ideellen Anſchauung des Menſchengeiſtes durchdrungen iſt, kann das Bild für einen unmittelbaren Wiederabdruck der göttlichen Natur gelten. Alle großen Landſchafter haben, bewußt oder unbewußt, dieſen Weg der Behandlung verfolgt: Berghem, Paul Brill, Ruysdael, Cuyp, Hobbema, Gasp. Pouſſin, Claude Lorrain u. And. — Bei den Niederländern war der Realism zur höchſten Vollendung gebracht; Dominichino, Albano, Pouſſin, Salvator Roſa u. And. wichen in der Auffaſſung in ſo fern ab, daß ſie mehr zur ideellen, heroiſchen Compoſition ſich neigten; Claude Lorrain's Hauptverdienſt beſteht in dem feinen, edlen Geſchmack ſeiner Compoſitionen und der tiefern Kenntniß der Luftperſpective.

Unter den Neuern ſuchen die münchner Landſchafter, namentlich Erola, den Styl des Claude ſich anzueignen, und werden dazu durch die weite, ſonnige Atmoſphäre Münchens mit den Alpen im Hintergrunde angeregt. Unſere düſſeldorfer Künſtler hingegen haben die Niederländer und ernſteren Italiener, beſonders den Salvator Roſa, zum Vorbild genommen.

Der Geſchmack und die heilſame naturaliſtiſche Richtung, welche von den Hiſtorikern eingeſchlagen iſt, üben auch mehr oder weniger ihren Einfluß auf die Landſchafter aus. Reines Gefühl und tiefes Naturſtudium ſagen ihnen, daß mächtige Ausdehnungen und Fernen, heiterer Himmel und ungetrübtes Sonnenlicht, Berge und Ströme, als Maſſen betrachtet, ſich wenig zur maleriſchen Nachahmung eignen, und ſie wählen deshalb meiſtens zu ihren Vorwürfen kleine Wald- oder Gebirgspartien, Bergthäler, Schluchten und Heideland, und überhaupt Motive, in denen Compoſition und Charakter mehr ver-

vortreten, als die Farbe. Die Atmosphäre ist gewöhnlich trübe und melancholisch, in Dämmerungs-, Morgen- oder Abendbeleuchtung erscheinen die Gegenstände theilweis verschleiert, und der Zauber sanfter Wehmuth und Poesie darüber ausgegossen. Vorder- und Mittelgrund sind mit Recht die Hauptsache, und an ihnen ist die Kunst der feinsten Zeichnung und Kenntniß der Natur sichtbar; Fernsichten sind zwar nicht selten, aber hier kommt es nicht auf schöne Formen und Linien an, sie scheinen nur des Contrastes und der Lichteffecte wegen vorhanden zu sein.

Was wir aber besonders zu rühmen haben, und von der hohen Geschmacksreinheit der Schule zeugt, das ist die Uebereinstimmung des landschaftlichen Motivs mit der Staffage. Zu den Hügeln und Waldschluchten mit verfallenen Burgen und Capellen, den hohlen, verwitterten Bäumen, Heiligenkreuzen, Mühlen, Köhlerhütten u. s. w. gesellen sich einsame Wanderer, betende Pilger, Schläfer, Todte, spielende Kinder u. s. w., oder auch, wo die Spuren des Menschen die Einsamkeit der Natur stören würden, erblickt man vereinzelt Kühe, Rehe, Hirsche, Wölfe, Füchse, oder Vögel: Reiher, Krähen und Kraniche. So weit es möglich, streben die Künstler darnach, den geistigen Ausdruck in die Conception der Landschaften zu legen, und psychische Gefühle und Zustände aus dem rein physischen Motiv sprechen zu lassen. Dies konnte ihnen jedoch nur vollkommen gelingen, wenn sie in dem letztern Einfachheit vorwalten ließen, oder mit andern Worten: nicht nach dem Schönen und Prangenden ausgingen, weil dieses, wenn es erreichbar, das psychische Motiv nicht zum völligen Durchbruch kommen ließe. So mag es geschehen, daß die düsseldorfer Landschafter häufig die natürliche Scene aus den einfach düstern und wilden Ge-

genden der Eifel, des Hundsrücks, der Moſel, Hollands u. ſ. w. wählen. Die Ausführung erleichtern ſie ſich durch dieſe Wahl wahrlich nicht, denn je einfacher die Scene iſt, je vortrefflicher muß die Ausführung ſein; ſie können nicht durch ferne Maſſen, ſchöne Umriſſe und Farben blenden, und ſind gezwungen, allen Fleiß auf das Specielle zu wenden. Steintrümmer, Moose und Flechten, Riedgras, Laub, Baumrinde u. ſ. w. ſind nun aber auch mit erſtaunenswerther Naturtreue wiedergegeben. Nicht immer gleiche Vollkommenheit trifft man bei der Nachbildung atmoſphäriſcher Erſcheinungen: Wolken, Wind, Nebel, Thau und Dämmerung, obgleich die Künſtler ſehr gut wiſſen, welche mächtige Wirkung dieſelben auf das Gemüth des Beſchauers ausüben.

In den beſſern Landſchaften der Schule findet man Alles vereinigt, was zu einem Kunſtwerke erforderlich iſt, und ſie erheben ſich weit über die ſinnloſen Bilder und affenmäßigen Copien, welche man ſchockweiſe für gemeine Zwecke und zur Schande der Kunſt anfertigt und Portraitlandſchaften nennt.

Will man die ſogenannte elegiſche Stimmung tadeln und verdammen, ſo müſſen wir als Antwort auf das Frühergeſagte verweiſen, und nochmals bemerken, daß die heitere, prangende und großartige Natur für den Maler ein fremdes Gebiet iſt, worin er erſtickt oder zum Affen wird.

79. Unſere Zeit iſt im Allgemeinen ſo indifferent und verzweifelt unſicher, daß man dem Lobe, welches aus der Tiefe des Herzens dringt (denn aufrichtiges Lob dringt immer aus dem Herzen, nicht aus dem Kopfe), ſo wenig Glauben ſchenkt, wie dem gerechteſten oder böswilligen Tadel. Lüge und Heu-

delei haben die Grundveſten der Societät erſchüttert, und Niemand glaubt vorſichtig genug ſein zu können. Wir möchten z. B. in dieſer Schrift, wenn auch nicht eine Apotheoſe (das iſt ein dummes heidniſches Wort), doch das glühendſte Lob Leſſing's ausſprechen, allein wir fürchten dadurch dem Künſtler wenig zu nutzen (ſchaden kann ihm Niemand). Das Intereſſe frißt wie Fäulniß immer weiter, und aufrichtigen Enthuſiasmus hält man für unmöglich und iſt bemüht, ihn aus gemeinen Beweggründen herzuleiten. Wollten wir nun z. B. von Leſſing ſagen, daß bei ihm, wie bei Shakſpeare oder Homer, die reinſte Natürlichkeit und Liebe zur Natur mit dem höchſt potenciirten Scharfſinn ſich vereinigt, und in ſeinen Werken, wie in denen jener Dichter, Natur und Kunſt den innigſten Bund geſchloſſen, — wollten wir — nicht noch weiter gehen, nein — aber ſo kühn ſein, unſere ſubjective Meinung auszuſprechen, daß Leſſing der größte Maler der Gegenwart iſt, weil kein anderer das innere Leben und Streben der Gegenwart treuer aufgefaßt, — ſo würde dies für Kenner und Verehrer des Künſtlers nichts Neues enthalten, den etwaigen Gegnern aber, die andere Götter anbeten, Veranlaſſung zu hämiſchen Bemerkungen geben, ſei es auch nur, weil es dieſe blaſirten Steinherzen für albern und beſchränkt halten, ſeine Liebe öffentlich zu bekennen. Kaum werden ſie uns die rhetoriſchen Winkelzüge verzeihen, obwohl wir bedauern, von ihnen Gebrauch machen zu müſſen.

Demungeachtet werden ſie es als ſeltene Erſcheinung anerkennen, daß dem Genius Leſſing's auch in der Landſchaft, wie in der Hiſtorie, der erſte Preis zuertheilt wird. Man würde es vor einigen Jahrzehnten unglaublich gefunden haben, ein und daſſelbe Individuum in ſo verſchiedenen Kunſtzweigen

excelliren zu ſehen, allein heute iſt es für den Kundigen nicht ganz mehr ſo auffallend. Der Charakter der Hiſtorie dringt als Sieger in das Gebiet der Landſchaft, und dieſe bietet jener als Tribut ihr innerſtes Weſen: Natürlichkeit und Wahrheit. Auf dem blühenden Grunde des edelſten Naturalismus werden die Farben zur Landſchaft und Hiſtorie aufgetragen, und dieſe Untermalung verleiht beiden Dauer und urewige Schönheit.

Die erwähnten Vorzüge der düſſeldorfer Landſchafter haben in den Naturgemälden Leſſing's ihren Vereinigungspunkt gefunden. Das Geheimſte und Heiligſte der Natur, die tiefſte Poeſie und Wahrheit iſt in ſeinen Landſchaften nicht weniger als in den hiſtoriſch-romantiſchen Bildern enthüllt; man ſieht es dieſen Bäumen und Bergen, Flüſſen und Wolken an, daß der Künſtler ein treuer Sohn der Natur iſt, der an ihrem keuſchen Buſen von Jugend auf geruht und den die naturwidrige Civiliſations- und Verkrüppelungsmethode der Geſellſchaft nicht im Stande war abzuwenden von ſeiner heiligen Liebe und dieſe lieber durch geheuchelte ſchöne Floskeln zu verunehren, als im feierlich wehmüthigen Aeolsharfentone zu preiſen.

Leſſing malt mit dem Herzen, das von zwei edelſchönen Genien bewohnt wird: Schwermuth und Hoffnung; dieſe beiden theilen das Gebiet auch in den Landſchaften. Die Hoffnung quillt aus dem ſaftgrünen Laube der Bäume, blitzt plötzlich aus ſchwarzen Wolken als Sonnenſtrahl hervor, oder lächelt aus den lieblichſten Fernſichten; die Schwermuth weilt auf wild gehäuften Steinhaufen, verfallenen Capellen und Burgruinen, in alten morſchen Bäumen und ausgefahrenen Wegen und bekleidet den Himmel mit grauſchwarzem Leichen- und Thränenmantel. Und in dieſer traurig ſchönen Welt wohnt ein Menſchengeſchlecht, das nur für ſie geſchaffen iſt, und mit dem Boden in ſo naher Be-

rührung ſteht, wie ſeine Bäume und Pflanzen. Geiſtliche, aus dem Kloſter eilend, um Sterbenden den letzten Troſt zu bringen, verirrte Reiter, betende Pilger, todte Soldaten u. ſ. f., Frühling und Winter, Blühen und Verweſen, Leben und Tod ſind die ewigen Gegenſätze auf jedem Bilde. Und iſt es nicht ſo im Leben, und muß es nicht ſo ſein? Wer es tadeln will und dieſes treue Abbild der Natur eine verweichlichende, eintönige Richtung nennen, der kennt ſich ſelbſt und ſeine Umgebung nicht. Aber wir ſagen nicht, daß alle Künſtler in die Fußtapfen des Meiſters Leſſing treten ſollen; nur wenige werden ſie für ihre Sohlen paſſend finden. Wem nicht, wie ihm, der Hauch der Natur die Bruſt geweitet und die Gedanken beflügelt, der wird ſtatt Elegien Leichencarmen malen; man muß ein Prieſter der Natur ſein, wie Leſſing, um ihre inneren Freuden und Schmerzen auffinden zu können.

---

80. Unter den übrigen Landſchaftsmalern in Düſſeldorf giebt es nicht wenige, welche in völliger Bewußtloſigkeit Jahr aus Jahr ein Portraits zeichnen und gar nicht begreifen, daß die Landſchaftsmalerei andere Ziele verfolgen könne. Andern aber, und ihre Zahl iſt zum Glück nicht gering, iſt das neue Licht offenbart worden, und ſie ſtreben raſtlos, es in ihren Werken mitzutheilen. Es würde unmöglich ſein, eine genaue Charakteriſtik der Landſchafter zu geben, da ſie alle in den einleitend bemerkten Grundkennzeichen mehr oder weniger übereinſtimmen; wir begnügen uns demnach mit kurzen Andeutungen, da zudem der Raum uns zwingt, eine ausführlichere Erörterung auf andere Gelegenheit zu verſchieben.

81. J. W. Schirmer von Jülich iſt Akademielehrer und nächſt Achenbach der fleißigſte der Landſchafter. Mehr als Leſſing beachtet er Raum und Farbe, und erweitert in neueſter Zeit gern die Domäne der wohlthätig beſchränkten Landſchaft. Seine impoſanteſten Werke: „der Weg über die Alpen," der „Bergſturz von Goldau," das „Wetterhorn" ꝛc. behandeln grandioſe Scenen mit vieler Kraft und Kühnheit, und nähern ſich dem Ziel der Kunſt, inſoweit dies markige Farbe und freie Compoſition vermögen. In andern Darſtellungen, namentlich den Scenen aus der Normandie, erlaubt er ſich ein ſeltſames Spiel mit den atmoſphäriſchen Erſcheinungen. Die fremdartigen Wolkengebilde, violette und braune Lufttöne mögen zwar nicht unnatürlich ſein, und ſich in momentaner Geſtaltung antreffen laſſen, ſind aber immerhin den Zuſchauern nicht hinlänglich bekannt und, was ſchlimmer iſt, an ſich unſchön. Schirmer's Manier iſt eklektiſch, er ſtrebt nach dem Großen und Impoſanten, und ſucht die Schönheit zu häufig auswärts, ſtatt von innen heraus zu ſchaffen.

---

82. Mit dem Seemaler Achenbach iſt trotz ſeiner Genialität faſt Götzendienſt getrieben worden, was auf ſeine neueſten Werke keinen wohlthätigen Einfluß gehabt hat. Wir glauben darin eine Abſtumpfung der lebendigen Auffaſſung zu gewahren, an deren Stelle eine matte oder karrikirte Manier in der Compoſition und mitunter ſelbſt Vernachläſſigung des Techniſchen getreten iſt. — Achenbach liebt das Meer, und er mag ſo vertraut ſein mit den Wellen wie Leſſing mit den Steinen und Pflanzen, aber das Waſſer iſt trügeriſch und zerfließt unter Hand und Pinſel. Ob der gemalte Waſſerſtaub ſo unbeſchreib-

lich flüchtig und loſe, der vom Ufer zurückprallende Giſcht ſo blendend und locker, die Wogenſpitzen ſo durchſichtig und das ruhige Meer ſo tiefklar und doch finſter wie in der Natur ſein können? Man täuſche ſich nicht und ſuche Naturwahrheit, wo ihr Vorhandenſein unmöglich iſt. Aber groß muß die Kunſt des Malers ſein, der geübte Augen ſo zu blenden vermag, daß ſie die verkehrte Seite der Tapete für die rechte anſehen. Was wir in Achenbach's früheren Marinen weit über die ſaubere und möglichſt treue Ausführung der Einzelnheiten ſagen, iſt die bedeutungsvolle harmoniſch-abgeſchloſſene Compoſition und der ideelle Zuſammenhang des landſchaftlichen Motivs mit der menſchlichen Gefühlsweiſe. Aus den ſprühenden ziſchenden Wogen blitzt die Leidenſchaft, — auf den kahlen ſchaurigen Uferfelſen pockt der harte unverwüſtliche Tod, — in dem finſtern Nebel, der auf den glatten Wogen lagert, brütet das menſchliche Vorurtheil, und die milden Mondſtrahlen verkünden den einſtigen Frieden des Gemüths. — Großartig und genialiſch iſt die Intuition des Künſtlers, der den weiten Raum zur Manifeſtation ſeiner Ideen zwingt; und Keiner, der vor Achenbach's Werken bewundernd verweilte, wird dies hyperboliſch finden.

---

83. Poſe, Funk, Laſinsky und Ehemant erreichen in ihren Landſchaften einen hohen Grad von Vollkommenheit und verſchmelzen das Natürliche und Motivirte auf ungezwungene Weiſe. Poſe hat in ſeinen neueſten Bildern die beſchränkte Idylle verlaſſen und gleich Schirmer zu großartigern Stoffen gegriffen. Nicht ohne Glück vereint er hierin mit ſeiner frühern Milde und Zartheit eine friſche Heiterkeit und Freiheit. — Funk's inniges Gemüth verleitete ihn in manchen Bildern zum Weich-

lichen und Peinlich-Rührenden; die ganze Natur war für ihn zur Ruine geworden, und ohne Burg- oder Kloſtertrümmer ging es nun einmal in keiner Landſchaft her. Es kränkelte in in ſeinen imitirten Bildern, und die Empfindung erſchien ganz thränennaß. Funk veränderte ſeinen Wohnort und hoffentlich auch ſeine Manier. — Laſinsky weiß durch zarte Behandlung der Lufttöne zu entzücken, und ſeine Bilder, deren Stoffe zwar nicht ſehr abwechſelnd ſind, ſind mit vieler Empfindung gemalt. In neuern Gemälden will man keine Fortſchritte bemerken. — Ehemant verbindet mit freier Auffaſſung die treffſichſte Ausführung des Einzelnen.

---

84. Ein bedeutendes Talent für richtige Anwendung der Staffage findet ſich in den Bildern Dielmann's. Sie vermitteln auf höchſt angenehme Weiſe den Uebergang von der Landſchaft zum Genre und wir wiſſen nicht recht, ob wir ſie nicht beſſer ganz zum Genre rechnen ſollen. Die Intention iſt in der Regel heiter und ſinnig und die Ausführung ſehr ſorgfältig.

K. Scheuren arbeitet, wie vordem Tintoretto, bald mit goldnem, bald mit ſilbernem und bald mit eiſernem Pinſel. Einige ſeiner ältern Werke ſind geſchmackvoll und lieblich, wogegen andere ſehr nachläſſig ausgeführt ſind. Die Motive mannigfaltig und der Styl gefällig.

---

85. Unter den jüngern Künſtlern erheben ſich durch ernſtes Streben: Happel von Arnsberg und Hilgers von Duſſeldorf. Der Erſtere ſcheint mit ſeelenvoller Hingebung die deutſche Landſchaft: Eichen- und Buchenwälder ꝛc. bearbeiten zu

wollen, des Letztern leichter Pinsel sucht mehr in der Ferne die Stoffe. Jacobi, von Normann, Schulten, Breslauer, Heunert, Haecke, Dahl, Böcking ꝛc. sind ferner renommirte Namen, denen wir noch viele Andere anschließen könnten, wenn es von Nutzen wäre.

Raum und Lust verbieten uns, hier weiter in Details einzugehen, und wir müssen uns darauf beschränken, in folgendem Verzeichnisse von einigen wenigen Bilder (so weit unser Gedächtniß und unsre Notizen reichen) den Inhalt kurz anzugeben.

Verzeichniß der Landschaften.

W. von Abbema von Crefeld:

Landschaft an der Straße von Gerresheim 31. — Kleine Landsch. 32. — Ansicht von Grafenberg bei Düsseldorf. 33. — Das Stadtthor von Gerresheim. 34. — Der trockne Stadtkanal. 36.

Andr. Achenbach von Düsseldorf:

Ansicht des Akademiegebäudes. 30. — Landsch. mit Capelle 31. — Das Haus im Walde und zwei andere Landsch. 32. — Die Fähre bei Hamm am Rhein. 32. — Nordische Gebirgslandschaft. 34. — Das Siebengebirge. 34. — Flache Gegend. 34. (Thlr. 110). — Kleine Landsch. mit Fichten. 34. — Ein Leuchtthurm am Meere. 34. — Abendlandsch. 34. — Burg Rolandseck am Rhein 34. — Das Kloster am See. 35. (Thlr. 300.) — St. Goar am Rhein. 35. — Gegend auf dem Hundsrück. 35. — Kleine Landschaft. 35. — Winterlandsch. im nordischen Charakter. Einsame Hütte mit Felsblöcken und nordischen Fichten. Von herrlicher Wirkung die Lichttöne auf Schnee und Eis.

1835. (Kunſtver. in Berlin). — Eine Moorgegend in niederl. Charakter. 35. (Kunſtver. in Darmſtadt). — Vier kleine Seeſtücke. 35. — Herbſtlandſchaft im nordiſchen Charakter. Spärliche Vegetation. Kräftige Compoſition. 36. — Das Schiffswerft. 36. — Bewegte See 36. Waſſerfall bei Trollhattan in Schweden. 36. — Der Leuchtthurm an ſtürmiſcher See. 36. (Prinz Friedrich von Preußen). — Nordiſche Gebirgslandſch. 36. (Kunſtv. in Berlin). — Schwediſche Landſch. 36. — Das Auslaufen der Fiſcherboote. 36. — Das Zollhaus am Meere. 36. — Die Einkehr in den Hafen. 36. (Dr. St. George in Frankfurt a. M.). — Seegegend bei Scheveningen. 36. — Bewegte See am Abend nach dem Sturme. 36. — Stürmiſche See am Strande. Schwarze Wolken fliehen am Horizonte und in der hohlen See wird ein ſturmzerſchelltes Schiff von den Wogen ſenkrecht in die Höhe geworfen. Auf der rechten Seite bricht das Tageslicht durch Wolkenſtreifen. An wilden Uferfelſen ſchäumt und prallt die Brandung. 36. — Nordiſche Felſenküſte. 36. (König Ludwig von Baiern.) — Winterlandſchaft in niederländiſchem Style. 36. — Seeſturm an der holländiſchen Küſte. 36. (Hr. Bolzano in München.) — Nordiſche Gebirgslandſch. 36. (Hr. Wagner in Frankfurt.) — Hafengegend mit einem Blockhauſe. 36. (Hr. Fiſcher in Danzig.) — Ruhige See am Abend. 37. — Flußmündung, Staffage: Matroſen auf dem Damme. 37. — Eine Marine: Nebel auf der See. 37. (Rath von Lettner in München.) — Marine. 37. (Kunſtver. in Breslau.) — Leuchtthurm, Mondſchein und ſtürmiſche See. 37. (Hr. Stapel in Halle.) — Sturmſcene mit geſcheiterter Briga an nordiſcher Felſenküſte. 37. (Kunſtv.

in Frankfurt.) — Schlafende Matroſen auf den Dünen. 37. — Das Strandrecht. 37. — Große Landſchaft im ſchwediſchen Charakter. 37. (Hr. Saglio in Paris.) — Norwegiſche Winterlandſchaft: Fels und Küſte ſind tief mit Schnee bedeckt und der Himmel nebel- und ſchneegrau; in einem Theile des Fjords fahren Schiffe. Mit dem rötblichen Lichte contraſtirt effectreich eine kryſtallhelle grüne Eisſcholle. 38. (Banq. Heilborn in Berlin.) — Eine holländiſche Winterlandſch. mit Windmühle. 38. (Banq. John in Frankfurt a. M.) — Drei Landſchaften, meiſtens in ſchwediſchem Charakter. 38. — Bewegte See. 38. (Hofgaer. Rath Kraus in Düſſeldorf.) — Blockhaus und Hafen von Malmoe in Schweden. 38. — Das Blockhaus ſteht auf Pfählen in der See, und die Wogen umtoſen es in wilder Wuth. — Große Marine, hohe See, Gewitter. 38. — Offne See, Gewitter. 38. — Seeſtrand mit Fiſcherhütte bei Windſtille. 38. — Abgetakelte Schiffe, duftiges, warmes Wetter. 38. — Strandgegend vor Scheveningen, nahendes Gewitter. 38. — Matroſen in der Hütte beim Feuer. 38. — Holländiſche Flußmündung mit Windmühle. 38. —

K. Adloff von Düſſeldorf:

Rheinlandſchaft. 38.

Aug. Becker von Ballenſtädt:

Haus Eller bei Düſſeldorf. 33. — Waldpartie 33. — Waldlandſch. 34. — Mondſcheinlandſch.: die Clemenscapelle bei Rheinſtein. 36. — Das Innere der Burg Rheinſtein. 36. — Das Bauernhaus im Waldgebirge, im Charakter des Hundsrücks. 36. —

Franz Becker von Deutz:

Das Innere einer Dorfkirche. 35. — Kloſter an der Lahn. 36. — Abendlandſchaft: Burg Hollenfels. 37. —

J. Becker:

Waldgegend am See mit Fiſchern im Kahne. 38. — Aargegend bei Bodendorf. 38. —

W. Bennecke von Berlin:

Felſenlandſchaft: Mühle im Thale. 38. (Kunſtv. in Magdeburg.) — Oſtſeeſtrand am Abend mit bewegter See. 38. — Abendlandſchaft im Charakter des Sauerlandes. 38. — Kleine Landſchaft der Angler. 38. — Seeſtrand am Morgen bei aufſteigender Fluth (ein herrliches Bild). 38. — Capelle auf dem Berge. 38. —

A. Boecking von Trarbach:

Zwei Landſchaften. 31. — Anſicht von Düſſeldorf. 33. — Anſicht von Frankenberg bei Aachen. 34. — Waldgegend mit einer Mühle. 34. — Waldgegend am Morgen. 35—36. — Zwei Linden in flacher Landſch. mit Gewitterluft. 36. — Landſee mit Bauernhof. 36. (Kunſtver. in Hannover.) — Mühle in einer Gebirgsgegend. 36. — Ruine der Abtei Heiſterbach im Siebengebirge. 36. — Abendlandſch. 36. — Kleine Landſch.: Gewitter. Motiv vom Niederrhein. 37. — Große Waldlandſchaft mit ſtehendem Waſſer und großer Eiche. 37. — Die Mühle im Gebirge. 37. — Flache Gegend mit Hütten, im Gewitter. 38. — Das Dörfchen am Gebirge: eine Eiche am Wege 38. — Herbſtlandſchaft: Waldeseingang 38. — Hochland mit Forſt und Eichen. 38. — Im Innern des Forſtes. 38. — Anſicht von Trarbach an der Moſel. 38.

K. Breslaur von Warſchau:

Schloß Bürresheim bei Mayen. 31. — Kapelle in der Tieffen-

bach bei Bernkaſtel an der Moſel. 31. Kloſter Arnſtein an der Lahn. 32. — Limburg an der Lahn. 33. — Capelle am See. 34. — Der Schloßhof zu Heidelberg. 34. — Felſenlandſch. 34. — Die Ruine von Schloß Rheinſtein. 35. — Burg Rheinſtein. 35. — Gebirgslandſch. 35. — Landſchaft im Charakter des Schwarzwaldes 36. — Burg Fatzberg. 36. (Prinz Friedrich von Preußen.) — Landſch. im Charakter der Eifel. 36. — Kleine Abendlandſchaft. 36. — Die Fiſcherhütte am See. 36. — Die Wallfahrtscapelle. 36. — Die Burgruine im Gebirge mit Adlern. 37. — Gebirgiges Flußufer im oberrheiniſchen Charakter. 37. — Der Bauernhof am Teiche in der Abenddämmerung. 37. — Hütten im Waldgebirge im Charakter des Breisgaus. 37. — Das Jägerhaus im Schwarzwalde. 37. — Der Wartthurm am See im Morgennebel. 37. — Gebirgshöhe mit Fernſicht im Gewitterregen. 37. — Berggegend im rheiniſchen Charakter. 37. — Das Kirchdorf am Bache mit einer Schloßruine, nach dem Motive: Dorf Beilſtein in der Wetterau. 38. — Abendlandſch.: Köhler im Walde. 38. — Burgruine Greiffenſtein in der Wetterau. 38. — Winterlandſch.: Flußufer in der Abendſonne. 38.

Karl Em. Conrad von Berlin:

Die Kirche in Bilk bei Düſſeldorf. 35. — Die St. Quirinskirche in Neuß. 36. — Landſchaft. 36. — Die Dreikönigskirche an St. Maria im Capit. zu Cöln. 37. — Partei am Hammthore in Neuß. 37. — Kreuzgang im vormaligen Stifte St. Severin in Cöln. 37. — Kreuzgang eines Kloſters. 37. — Der Bayenthurm in Cöln. 38. — Anſicht von Zons. 38. — Des Königs Bergkaſtell in der Abendſonne, mit Rittern im Kahne ein Ständchen bringend. 38

Karl Dahl von Berlin:

Waldbach. 34. (Kunstver. in Berlin.) — Landsch. im Charakter des Hundsrücks. 34. — Landsch. nach dem Regen. 34. — Das Jagdschloß. 35. — Dörfchen auf dem Hundsrück. 35. — Rückkehr von der Jagd. 35. — Zwei Landsch. im Charakter der Mark Brandenburg. 35. — Der Herbststurm. 36. — Landsch. im Char. des Hundsrücks. 36. (Freihr. von Färber in Düsseldorf.) — Landsch. im Char. des Rheins bei Mannheim. 36. — Das aufsteigende Gewitter. 36. — Runensteine unter Eichen. 37. — Ansicht von Heidelberg, vom Wege zum Wolfsbrunnen. 37. (Barocke Beleuchtung.) — Alte Kirche am Oberrhein. 37. (Hr. von Sybel in Düsseldorf.) — Mondesaufgang. 37. — Fünf kleine Landsch. 37. — Die Mühle im Thale. 38. (Hr. Schönfeld in Düsseldorf.) — Alte Kirche am Oberrhein. (Große Wiederholung.) 38. — Gegend am Bodensee. 38. — Abtei Limburg an der Hardt. 38. — Kleine Landsch. im Char. des Hundsrücks. 38.

J. F. Dielmann von Frankfurt a. M.:

Ein Bauernhof. 35. — Der ruhende Schäfer. 35. — Abendlandsch.: das Heiligenhäuschen. 35. — Abendlandsch. 35. (Kunstver. in Frankfurt a. M.) — Der Eingang in ein altes Landstädtchen. Thor von Kronenberg. Ein Reisender nimmt von einer jungen Wirthin einen gefüllten Becher; ihm gegenüber sitzt ein altes Weib mit spielenden Kindern. Motiv à la Wouwermann. 36. — Der Dorfgeistliche von Kindern begrüßt. Der Priester kommt aus der Kirche und mehrere Kinder springen ihm entgegen, um seine Hand zu küssen. 36. — Der singende Tyrolerbube auf der Alm.

36. — Rheiniſche Burgruine 37. — Das Innere des Dorfes Reichelheim in Oberheſſen. 38. —

Fr. Ehemant von Frankfurt a. M.:

Der Burghof von Elz. 34. (Thlr. 100.) — Die Mühle. 35. (Thlr. 180.) — Waldlandſch. im Char. des Hundsrücks. 35. — Die Capelle im Walde. 36. (Prinzeſſin Friedr. von Preußen.) — Die Burg im Thale. 36.

Friderich von Hannover:

Gebirgslandſch. mit Felſenblöcken und Fernſicht auf Flußgebiet. Staffage: ruhende Landsknechte. 37. — Das Caſtell am gefrornen See. Staff.: Einzug verlangende Landsknechte. 38. — Herbſtlandſchaft.: der Haſenjäger. 38. — Carden an der Moſel. 38 Skizze.

H. Funk von Herfort:

Anſicht eines Schloſſes. 31. — Kleine Landſch.: die Capelle. 31. — Landſch. 31. — Der Kloſterhof. 32. (Hr. von Sybel in Düſſeldorf.) — Der Kloſterhof, andere Darſtellung. 32. (Prinz Friedrich von Preußen.) — Kloſter Laach. 33. (Thlr. 140.) — Harzgegend. 33. (Thlr. 70.) — Die Burg. 33. (Thlr. 50.) — Abendlandſch. 33. — Die Burgruine. 34. — Abendlandſch. 34. — Nordiſche Landſch. 34. — Burg Frankenberg bei Aachen. 35. — Aufſteigendes Gewitter in der Eifel. 35. — Schloß Niedeggen in der Eifel. 35. — Abendlandſch. 35. — Burgruine im Char. der Eifel. 35. — Die Mühle im Thale. 36. (Kunſtver. in Frankfurt a. M.) — Compoſition: Ruine einer Kirche. 36. — Der Kirchhof. 36. — Der Eingang zum Kloſter. 36. —

Chr. Grabau von Bremen:

Aargegend. 36. — Herbſtlandſch. aus dem ballenſtädter Forſte mit Rehen. 36. (Prinzeſſin Friedrich von Preußen.) —

E. Grieben von Berlin:

Ufer eines See's. 35. — Fiſcherhütte am Fluſſe. 35. Landſch. im holl. Char. 36. — Sumpfgegend. 36. —

Joſ. Haecke von Mühlheim a. Rh.

Landſch. im rhein. Char. 35. — Anſicht von Cöln. 35. u. 36. — Die Mühle zu Rodenkirchen bei Cöln. 36. — Landſch. im Char. der Lahn. 36. — Die Kloſterruine. 37. — Die Schloßruine. 37. — Fiſchergewerbe auf niederländ. Flußufer. 37. — Schloß Balduinſtein an der Lahn. 38. — Das Innere einer alterthümlichen Capelle am Abend. 38. — Rheinlandſch. mit Stadteingang. 38. — Der Kloſterkirchhof. 38. — Ditkirchen bei Limburg an der Lahn. 38. — Schloß Greifenſtein im Weſterwald. 38.

Pet. Happel von Arnsberg:

Kalkofen im Walde. 35. — Anſicht von Arnsberg. 35. — Anſicht von Hachen an der Ruhr. 35. — Landſch. im Char. des Sauerlandes. 36. — Kleine Landſch. im Char. des Lennethals. 35. — Morgenlandſch.: Bauernhof bei Arnsberg. 36. — Abendlandſch.: das Nahen des Gewitters. 36. — Kloſter Weddinghauſen in Arnsberg. 36. (Kunſtver. in Hannover.) — Anſicht des Rheingaus oberhalb Mosbach. 37. — Fernſicht von Mainz mit Staffage: Schnitter im Kornfelde. 37. (Hr. Schönfeld in Düſſeldorf.) — Waldige Gebirgslandſch.: das Kloſter, mit Gewitterbeleuchtung. 37. — Morgenlandſch. im Charakter des Sauerlandes. 37. — Abendlandſch. im Char. des Ruhrthales bei Arnsberg;

heimziehende Kuhheerde. 37. (Hr. Kraus in Düſſeldorf.) — — Acht ſkizzirte Landſch. 37. — Der Wald nach dem Gewitterregen. 38. (Ein höchſt vortreffliches Bild.) — Sauerlandsgebirge am Morgen. Staffage: Jäger mit Hunden. 38. — Sauerlandsgebirge bei Sonnenuntergang. 38. — Der Bauernhof im Gebirge. 38. — Schloß Holenfeld im Naſſau'ſchen bei Abendſonnenſchein. 38. — Der Wald, Staffage: Wandrers Ruhe. 38. — Gebirgslandſch.: der Abend in der ſogenannten Witten-Schla bei Arnsberg. 38. — Der Eiſenhammer am Morgen. 38. — Waldgegend im Schnee am Morgen. 38. — Mehrere kleine Landſchaften. 38.

J. A. Heerdt von Frankfurt a. M.:

Das Innere eines Dorfes mit der Kirche. 36.

Franz Hengsbach von Werl:

Landſch. 35. — Landſch. im Char. des Hundsrücks. 35. — Heerdt am Rhein bei Düſſeldorf. 36. — Der Kirchhof, Landſch. im Char. des Oberrheins. 36. — Die Mühle, Landſch. im Char. der Lenne. 36. — Altena an der Lenne mit mittelalterlicher Staffage. 36. (Kunſtver. in Frankfurt a. M.) — Die Mühle am Walde. 37. — Bergſchloß mit Fernſicht auf den Rhein. 37. — Drei kleine Landſch. 37. — Morgenlandſch. Motiv: Ruhrgegend bei Saarn. 38. — Schloß Landsberg an der Ruhr, in Abendbeleuchtung. 38. — Abendlandſch. im Schnee. 38. — Der Wintermorgen. 38. — St. Wernerskirche zu Oberweſel. 38. — Waldlandſch. mit weidendem Vieh. 38. — Waldlandſch. bei Regen und bewegtem Gewäſſer. 38. (Prinzeſſin zu Solms-Braunfels.) — Anſicht des Grafenberges bei Düſſeldorf, mit Schafheerde. 38. — Kleine Landſch. im Ruhrcharakter. 38.

Fr. Heunert von Soest:

Gebirgsgegend. 31. (Museum in Königsberg.) — Kleine Landschaft. 31. — Moselgegend. 32. — Mühle am Weiher. 32. — Ansicht von Arnsberg. 32. — Gebirgsgegend mit Thurm. 32. — Landschaft. 33. — Waldlandsch. 33. (Kunstver. in Halberstadt.) — Der Apollinarisberg bei Remagen. (Thlr. 100.) — Aargegend. 34. (Thlr. 50.) — Umgegend von Neuß. 34. (Kunstver. in Berlin.) — Waldlandsch. 34. (Thlr. 113½.) — Capelle in der Gebirgsgegend. 35. — Die Wevelsburg in Westphalen. 36. — Das Bauernwirthshaus. 36. — Das Siebengebirge. 36. — Kleine Waldlandsch. 36. — Der Wartthurm am See. 37. Das Kloster auf dem Waldgebirge. 37. — Gebirgslandsch. mit Capelle am Flüßchen. 38. — Mühle am Waldbach in Morgenduft. 38. — Gegend am Oberrhein mit Schloß Rheinstein und Aemannshausen. 38. — Kleine Gebirgslandschaft. 38.

Karl Hilgers von Düsseldorf:

Landsch. im Char. des Rheingaus. 36. — Dorfeingang. Motiv: Kessenich am Rhein. 37. — Eifellandsch. mit wilden Enten. 37. — Der Meierhof im vormaligen Burghause. 37. — Die Kirchhofscapelle im Char. der Sieg. 37. — Große Winterlandschaft im Schnee. 38. — Rheineisgang bei Düsseldorf. 38. — Sumpfgegend bei aufsteigendem Gewitter. 38. — Kleine Schneelandsch. 38. — Große Landsch. nach dem Regen, im holl. Char. 38. — Kleine Marine. 38. — Große Marine mit Staffage. 38. — Morgenlandsch.: das Schlößchen im Teiche. 38. — Winterlandsch. im Schnee, Gegend bei Arnheim. 38. — Sumpfgegend mit Fernsicht. Motiv: Nahegegend. 38.

A. Höninghaus von Crefeld:

Limburg an der Lahn. 35. — Die Kirche zu Bacharach. 35. — Gebirgslandſchaft aus dem Ilſethale im Harze. 37. — Das Bergſchloß. Abendlandſchaft. 37. — Anſicht aus dem Bodethale im Harze. 37. — Fünf ſkizzirte Landſchaften. 37.

P. A. Jacobi von Königsberg:

Die Winterburg vom Hundsrück. 35. (Thlr. 100.) — Die Capelle am Kirchhofe. 35. — Landſchaft mit Kiefern. 36. — Ruhrgegend. 36. — Eifelgegend. 36. — Landſch. im Char. der Eifel. 36. — Wachtthurm. Winterlandſch. 36. — Waldlandſch. im Regen. 37. — Oſtſeeſtrand bei ruhiger See. 37. — Waldlandſch. im Char. von Oſtpreußen. 37. — Flußgegend. 37. — Eifelgegend. 37. — Der Vierwaldſtädterſee. 38. — Das Walliſerthal. 38. — Morgenlandſch.: Flußufer mit Staffage. 38. — Schneelandſch. mit Staffage: zwei Kinder vor dem Heiligenhäuschen betend. 38. — Der Vierwaldſtädterſee, Ausſicht von Brunnen nach Altorf. Große Landſch. 38. (Kunſtver. in Königsberg.) — Fiſchermädchen zum Landſee wandernd, baumreiche Landſch. 38. (Kunſtver. in Halberſtadt.) — Kleine Schneelandſch. Eingang ins Dorf. 38. — Schweizermädchen am Brunnen. 38. — Morgenlandſch.: Rheindurchſtich bei Kehl mit Spaziergängerinnen. 38. — Ausſicht vom Jura auf den Neufchatelerſee. 38. — Oſtſeeſtrand. Staffage: Fiſcherin mit dem Kinde das Gewitter gewahrend. 38. — Der Genferſee beim Vevay. Staffage: Schweizer mit Saumthieren. 38. — Der Genferſee mit Gießbach. 38. — Das Schweizerhäuschen an der Aar im Haslithale. 38.

W. John von Templin:

Landsch. im niederländischen Char. 34. — Der Trabuen zu Düsseldorf. 34. — Rheinlandsch. Motiv: Cöln. 35. — Nerdingen von der Rheinseite. 35. — Mehrere Landsch. 35. — Ansicht des Bayenthurms in Cöln. 34. (Kunstver. in Berlin.) — Rheinlandsch. Sturm. 35. (Kunstver. in Breslau.) — Rheinlandsch. 36. — Abendlandsch. mit Reihern. 36. — Rheinlandsch. Schiff auf dem Strande. 36. (Kunstver. in Hannover.) — Ansicht des Zuyderſees bei Amsterdam. 36. — Mehrere kleine Landschaften. 36. — Abendlandschaft: Stromufer mit alterthümlichen Schloßgebäuden und Schiffen. 37. — Meeresstrand mit Seeschiffen. 38. — Abendlandsch.: Flache holl. Gegend. 38. — Gebäude: Motiv von Rotterdam. 38. — Rheinlandsch. Motiv: Fornich bei Andernach. 38. — Zwölf kleine Landsch. im niederl. Char. 38.

F. A. Kiesling von Potsdam:

Die Capelle im Walde. 33. — Rheinansicht bei Oberwesel. 34. — Waldlandsch. im Char. der Mark Brandenburg. 35. — Vedute aus dem Schweizerthale bei Goarshausen. 35. — Landsch. 35. — Ruine Niedernburg bei Oberwesel. 34. — Kirche und Friedhof auf felsigter Höhe. 35. — Die Mühle im Schweizerthale bei Goarshausen. 35. — Die Burg im Thale. Nacharakter. 36. — Der Mittag am Teufelssee bei Potsdam. 36. (König von Preußen.) — Vedute: Partie an der Havel. 37. — Felsenlandsch. im Char. des Morgenbachthales bei Bingen. 37. — Das Burghaus. Kleine Landsch. im Char. des Hundsrück. 37. — Dasselbe in großer Ausführung. 38. — Felsenlandsch. mit Staffage: gelagerte Landsknechte. 38. — Flußgebiet

am Abend. Staffage: Jäger im Kahne. 38. — Wald im Schnee mit Hirſchen. 38.

W. Klein von Düſſeldorf:

Burg Conradsheim bei Lechenich. 37. — Spätherbſtlandſch. bei gefallenem Schnee. 38. — Waldlandſch. mit Gewitterbeleuchtung. 38. — Der Dorfeingang. 38. — Der Bauernhof: Motiv bei Homburg. 38.

H. Koch von Crefeld:

Morgenlandſch. 31. — Vedute. 33. — Das Burgthor zu Linn. 33. — Maasgegend. 34. — Waldige Berggegend mit einem Fluſſe. 34. — Gebirgsgegend. 34. — Waldlandſch. 35. — Blankenſtein in der Eifel. 36. — Landſch. im Ardennencharakter. 36. — Morgenlandſch. im Char. des Mittelrheins. 36. — Das Siebengebirge. 36. — Das Dorf am Fluſſe, mit Abendbeleuchtung. 37. — Der Weg durch den Wald. 37. — Die Kirche am Stromufer, Rheinlandſch. mit Abendbeleuchtung. 38. — Das Siebengebirge von Oberwinter geſehen. 38. — Die Dorfcapelle am Rhein. 38. — Das Gebirgsdörfchen. 38. — Das Schloß in der Eifel. Große Abendlandſch. 38.

W. Krauſe von Berlin:

Strand von Handvort, mit bewegter See. 35. — Seeſtück. 35.

Guſt. Lange von Mühlheim am Rhein:

Kleine Landſch. 31. — Herbſtlicher Eichenwald im Gebirge am Abend. Staffage: ruhende Wanderer und Kohltreiber. 38. — Bachmündung in ferner Ebene. Staffage: Krebsfänger. 38. — Kiefernwald auf hochliegender Heide mit Fernſicht. Staffage: Tirailleure. 38. — Anſicht von Vollmarſtein an der Ruhr. 38. (Graf von der Reck zu Over-

dyck.) — Gebirgslandſch. im Ruhrcharakter. 38. — Die Kirche an der Seeküſte. 38. — Der Weg zur Ruhrfähre Gebirgslandſch. 38. — Die Förſterwohnung im Walde. 38. — Sechs ſkizzirte Landſchaften. 38.

Jul. Lange von Darmſtadt:

Abendlandſchaft: das Brienzergebirge im berner Oberlande. 38. — Große Morgenlandſch. im Char. des Oberhasli-thales. 38. — Die Schweizerhütte im Walde mit Staffage: Frau mit Kindern. 38.

Ad. Laſinsky von Coblenz:

Anſicht von Ehrenbreitſtein. 29. — Herbſtlandſch.: Waſſerfall der Elz. 30. — (Thlr. 140.) — Burg Elz in Abendbeleuchtung. 31. — Erker am alten Rathhauſe zu Coblenz. 31. — Felſenlandſchaft. 32. (Thlr. 400. Aug. v. Schlegel in Bonn.) — Oberſtein an der Nahe, Gebirgslandſch. 34. (Kunſtver. in Berlin.) — Gebirgslandſch. 35. (Kunſtver. in Berlin.) — Sonnenuntergang in der Eifel. 35. — Wachtthurm im zugefrornen See. Winterlandſch. mit Mondſchein. 35. — Die Kirche zu Oberſtein an der Nahe. 36. — Niederländ. Landſch. 36. — Herbſtlandſch. 36. (Hr. Kraus in Düſſeldorf.) — Landſch. im niederrhein. Char. 36. — Der Gebirgsſee. 36. — Landſch. im Saarcharakter. 36. (Banq. Bendemann in Berlin.) — Mondlandſch. 36. — Abendlandſch. 36. — Der Morgen: ein Schlößchen am Waſſer. 36. — Die Burg am Bergſtrome. 36. — Gebirgsdorf am Herbſtmorgen im Aarcharakter. 37. (Hr. Saglio in Havre.) — Herbſtſturm, das Gehöfte am Moorgrund in der Eifel. 37. — Niederländ. Flußſchifferſtation am Morgen. 37. (Hr. Roſenberg in Berlin.) — Burgruine auf Bergeshöhe bei Sonnenuntergang. 37. — Länd-

liche Hütte am Bergflüßchen. 37. — Waldgebirge im Lahncharakter. 37. — Felſenufer am Strome im Morgennebel. 37. — Felſenſturz im Eifelcharakter. 37. — Stromſchifffahrt, kleine niederl. Landſch. 37. — Hütten und Wieſen im Schnee. 37.

A. Guſt. Laſinsky:

Landſch. im Moſelcharakter. Staffage: Soldaten. 36. (Kunſtverein in Halberſtadt.) — Landſch. Staffage: die Dorfkirchweihe. 36.

K. F. Leſſing:

Ein Kloſterhof im Schnee. 29. (Thlr. 150.) Erzbiſchof von Cöln, Graf von Spiegel.)

Seelandſchaft im Mondſchein: das Schloß am Meere. 29. (Thlr. 180. Hr. Brinck in Gladbach.)

Burg Rheinſtein. 29. (Prinz Friedrich von Preußen.)

Felſenlandſchaft: Schlucht mit Ruinen. 30. (Hr. Keßler in Frankfurt.) — Abendlandſchaft. 33. (Hr. Decker in Berlin.)

Abendlandſch. im Eifelcharakter. 34. (Banq. Wagner in Berlin.) — Der Kloſterkirchhof im Schnee. Auf dem mit tiefem Schnee bedeckten Kirchhofe ſieht man Leichenſteine, morſche Tannen und Fichten; vorn ſchaut wehmüthig in eine friſchgegrabene Gruft ein Capuziner mit dem Spaten in der Hand. Der Himmel iſt voller Nebelwolken, und die Morgenſonne röthet zauberhaft den klaren Schnee. 34. (Buchhändler Reimer in Berlin.)

Abendlandſchaft: das Kloſter. Das Kloſter liegt inmitten eines Gebirges, von dem ſich ein Weg zum Vordergrunde hinabzieht. Ein Geiſtlicher mit einem Diener, welcher die heiligen Sacramente trägt, wandelt auf dem Wege. Im

Vordergrunde Bäume, Pflanzen und Moose. 34. (Dir. Schadow in Düsseldorf.)

Der Wartthurm. 35. Herbstlich schattirtes Laub und freundliche Fernsicht auf einen Fluß. (Museum in Frkft.)

Das brennende Raubnest. 35. Auf einer Anhöhe brennt ein Gebäude; ein todter Mann mit der Flinte zur Seite liegt unten. Ein Strom brauſt zwiſchen Felſen, und der Himmel iſt ſchwarz und finſter.

Felſenlandſch. im Regenwetter. 35. (Hr. Wagner in Frkft. a. M.

Herbſtlandſch. mit zwei Reitern. 35. Das Laub des Eichenwaldes im Hintergrunde iſt gelbröthlich gefärbt, und harmonirt bewundernswürdig mit dem ſchwarzen Gewitterhimmel. Im Vordergrunde ein Hügel mit Tannen und Heide bewachſen, und weiter nach dem Walde zu naſſe Wieſen mit Pfützen. Zwei Reiter traben auf einem breiten Hohlwege. (Frhr. von Spiegel in Halberſtadt.)

Ein vulkaniſcher See. Abendbeleuchtung. 36. (Hr. Brockhaus in Leipzig.)

Gegend im Charakter der Nähe. 36. Die Landſchaft grün und regennaß mit Fluß und Bergen. Im Hintergrunde gewahrt man noch Regenſchauer, während nach vorn der Himmel ſich aufheitert. Aus einer ſonnenbeleuchteten Wolke verbreitet ſich zaubervoller Lichtglanz. — (Herr von St. George in Frankfurt a. M.)

Große Wald- und Felſenlandſchaft. 37. Eine uralte Eiche mit weit ausgebreiteten Aeſten ſteht im Mittelpunkte und unter ihren niedern Aeſten hängt ein Muttergottesbild, vor welchem Wallfahrer ihre Morgenandacht feiern. Im Vordergrunde fließt ein klarer Bergſtrom, an dem ſich die Pferde der Reiſenden laben, und im Mittel- und Hintergrunde

ſtrebt eine Felswand hoch empor. — (In verſchiedenem Formate. Hr. Steinbrück in Düſſeldorf und Hr. Jehn in Frankfurt a. M.)

Felſiges Flußufer mit Fernſicht. 37. Leichtbewölkter Himmel mit dem dunkel aufgehenden Monde im Oſten. Im Vordergrunde zwei Hügel, wohinter ein Thal mit einem Wäldchen und Kloſterkirche. Auf dem einen Hügel wächſt Heidekraut, eine alte Eiche und eine junge Buche, große Felsſtücke liegen umher; vor dieſem Hügel zieht ſich ein Weg, auf dem zwei Kloſtergeiſtliche wandeln. Von dem andern Hügel prallt die Abendſonne ab. Am fernen Horizonte erhebt ſich ein duftiges Gebirge und in der Ebene fließt in mäandriſchen Windungen ein Fluß.

Felſiges Flußufer bei abziehendem Gewitter. 37. Ein breiter Fluß zieht durch ſchroffe Felſen ſtill hindurch, an einer Seite zeigt ſich eine Halbinſel mit einer unter Bäumen liegende Hütte. In einem Nachen auf dem Fluſſe fahren Landleute hinüber. Durch die Wolken bricht ein plötzliches ſtarkes Licht.

Köhlerhütte und Gewerbe im Hochwalde. Staffage: verirrte Reiter. 38.

Das Heiligenhäuschen am dürren Eichenſtamme: ein betender Pilger. 38. (Hauptm. v. Hatten in Düſſeldorf.)

H. Mevius von Düſſeldorf:

Elbmündung mit Schiffen. 38. — Seeſtück mit der Nebelküſte von England. 38.

A. Müller:

Die Abendruhe am Kreuze auf Bergeshöhe. 37. — Die heimkehrende Heerde. Idylliſche kleine Landſchaft. 37.

K. Müller:

Kleine Abendlandschaft mit Sonnenuntergang. 38.

Joſ. Müller von Mainz:

Felſenlandſchaft. Motiv aus dem Morgenbachthale bei Bingen. 37. — Ausgebrannter Krater: vulkaniſcher See bei trübem Himmel, im Eifelcharakter. 38. — Ausſicht in den Rheingau vom Niederwald, bei Sonnenuntergang. 38.

Rud. v. Normann von Stettin:

Die Wallfahrtskirche. 31. — Burg Elz. 32. — Proſpect aus Cöln. 33. — Trarbach an der Moſel. 34. — Landſch. im Ehar. der Moſel bei Zell. 34. — Gegend am Lurleifelſen bei St. Goar. 35. — Die Clemenskirche am Rhein. 35. (Großherzog von Heſſen-Darmſtadt.) — Kleine bergiſche Landſch. 35. (Kunſt-Ver. in Breslau.) — Schweizergegend, Motiv aus Brunnen in Schwyz. 36. — Landſch. im Ehar. des berner Oberlandes. 36. — Landſch.: Maler auf Schweizerbergen. 36. — Proſpect von Kochem an der Moſel. 37. (Frhr. v. Medem in Stettin.) — Der Vierwaldſtädter-See, Anſicht gegen den Pilatus. 35. (Fhr. Fr. von der Leyen in Crefeld.) — Das Wetterhorn bei Sonnenaufgang. 37. — Schweizergegend aus dem Lauterbrunnerthale. 37. — Eine Capelle zu Schwyz. 37. (Hr. Vogt in Ddorf.) — Rheinlandſch. bei St. Goarshauſen. (Hr. L. v. Schöler in Berlin.) — Das brienzer Gebirge und Anſicht des Pilatus. 38.

M. Pätz von Braunſchweig:

Der Freihafen von Cöln. 37. — Abendlandſch. im Harzchar. 37. — Hammerhütte im Harze. 38. — Harzgegend. 38. — Das Ilſethal im berner Oberland. 38. — Aargegend, Morgenlandſch. 38. — Der Durchbruch zu Altenahr. 38. —

Zwanzig Anſichten holländiſcher Städte. 37 u. 38. Aquarellzeichnungen.

Am. Pelz:

Winterlandſch.: der im Forſt erſtarrte Holzſammler. 36. — Landſch. Staffage: leſender Mönch. 37. — Drei ſkizzirte Landſch. 37. — Kloſter und Schloß Bösig in Böhmen. 38. — Landſch. mit Staffage: meditirender Mönch. 38. — Winterlandſch. im Schnee. 38. — Felſenlandſch. im Eifelchar. 38. — Kleine Abendlandſch. mit Fichten. 38.

W. Poſe von Düſſeldorf:

Kleine Landſch. 31. — Der Waſſerfall. 31. — Mondſcheinlandſch. 31. — Eifelgegend. 31. — Eifelgegend. 33. — Die Mühle. 33. — Die Linde bei Gerolſtein in der Eifel. Im Hintergrunde erblickt man das romantiſche Städtchen mit den Burgtrümmern an ſchroffer Höhe; in der Mitte des weiten Thales eine große Linde mit herrlichem Baumſchlage. 34. — Die Fiſcherhütte am See. 34. — Eine Compoſition. 35. — Abendlandſch. 35. — Bodendorf an der Aar. 35. — Erpel am Rhein. 35. — Die Mühle. 35. (Kunſt-Ver. in Berlin.) — Taunusgegend. 36. — Das Schloß im See. In der Mitte des Bildes liegt auf einem grünen Felſen ein altes Schloß, von welchem rechts ein Brückengang zu einer Anhöhe führt. Links verliert ſich eine waldige Felſenreihe in die Ferne. Mattgrüne Bäume und dunkle Felſen im Vorgrunde, welkes Schilf und Gras hängt im See, in deſſen Mitte Fiſcher ein Netz emporziehen. 36. (Muſeum in Frankfurt a. M.) — Die Mühle, Landſch. im Aarchar. 36 — Das Gebirge Watzman bei Salzburg. Wunderſchöne Landſchaft. Im Hintergrunde liegt mit ſeiner originalen Form der Watzmann dunkel und drohend, nach vorn eine

koſtbare Landſchaft mit ſilbernen Flußſtreifen. 38. — Das Schlößchen im Gebirgskeſſel. Salzburger Landſch. 38. — Der Tyroler-See, das Burghaus am Strande. 38. — Anſicht vom Chiemſee in Baiern. 38.

G. Preyer:

Landſch. 35. — Die Wartthurmruine. 37.

J. G. Pulian von Meißen:

Bacharach am Rhein. 37. — Eingang in den Dom mit Landſch. und Staffage: der Taufzug eines Patriziers. 37. — Landſch. Motiv: Vorſtadt von Meißen. 37. — Gothiſcher Kreuzgang eines Kloſters mit Staffage: Leichenzug. 37. — Der Marktplatz in Bacharach mit arbeitenden Küfern. 38. — Das Hammthor in Neuß. 38. — Der Bayenthurm in Cöln. 38. — Der Dom in Limburg an der Lahn. 38. — Anſicht von Dauſenau an der Lahn. 38.

G. von Reutern:

Felſenküſte im Abendroth. Staffage: träumender Ziegenhirt auf dem Felſenriff. 38. — Die Fiſcherhütte am Oſtſeeſtrande. 38. — Die Felſenquelle in der Waldſchlucht. 38. — Winterlandſch. mit dem Motive: des Malers Haus. 38.

M. Röſen von Bonn († 1835):

Waldlandſch. 34. — Schloß Bentheim in Weſtphalen. 35. — Die Capelle an den Linden. 35. — Ein weſtphäliſcher Bauernhof. 35. — Kleine Landſch. 35.

H. Ruſtige:

Tyroler Landſch.: das Haus am See. 35. — Gegend bei Wörgel in Tyrol. 36.

Ludw. Scheins von Aachen:

Landſch. 34. — Gebirgslandſch. 35. — Sumpfgegend. 35. Capelle auf der Höhe. 35. — Eifelgegend. 35. — Die

Waſſermühle. 35. — Niederrheiniſche Landſch. 35. — Abendlandſch. 35. — Plettenberg in Weſtphalen. 35. — Abendlandſch. im Eifelchar. 35. — Die Hütte im Walde. 36. — Morgenlandſch.: die Capelle. 36. — Das Kloſter am Waldesrande. 36. — Der Grafenberg bei Düſſeldorf. 37. — Die Kirchenruine auf dem Friedhofe. 37. — Vorüberziehendes Gewitter am Abend. Waldlandſch. 37. — Sumpfgegend. Abendlandſch. 37. — Landſch. im Charakter des Nahethales. 37. — Der Kirchhof im Abendſonnenſcheine. 37. — Fünf ſkizzirte Landſch. 37. — Die Hütten am See. Abendlandſch. 38. — Der Kirchhof zu Hohen-Siegburg an der Ruhr. 38. — Der Hochwald im Herbſte. 38. — Waldige Hochebne mit Fernſicht. 38. — Der Moorgrund bei Regenluft. Staffage: Torfgräber. 38. — Wald und Heide auf der Hochebene am Morgen. Staffage: Jäger mit Hunden. 38. — Waldige Heide im Gebirge am Morgen. Staffage: Schafheerde. 38. — Mehrere ſkizzirte Landſch. 38.

Casp. Scheuren:

Die Abtei. 30. (Oberpräſid. von Vinke in Münſter.) — Die Burg am See. 31. (Thlr. 100. Hr. Schlör in Meurs.) — Die Ruine. 31. (Frhr. von Plettenberg zu Hilbeck.) — Die Burgruine. 31. (Graf von Reneſſe zu Baldern.) — Die Jäger. 31. — Der Zug zur Falkenjagd. 31. — Das Schloß. Schneelandſch. 31. (Frhr. von Spiegel in Halberſtadt.) — Die Vätergruft. 31. (Kunſtv. in Hannover.) — Der Burghof zu Elz. 31. — Rheinanſicht. 31. — Der ruhende Räuber. 33. — Rheinanſicht. 33. (Banq. Bendemann in Berlin.) — Dorf Hamm bei Düſſeldorf. 33. — Die Mühle. Schneelandſch. 33. (Hr. Debruin in Lüttich.) — Sonnenuntergang. 34. — Große holländiſche

Landſch. 34. (Banq. Bendemann in Berlin.) — Bauernhütte am Waſſer. Kleine Landſch. 34. — Kleine Landſch. 34. (Aug. von Schlegel in Bonn.) — Gebirgslandſch. 34. (Banq. Wagner in Berlin.) — Die Brigands. Skizze. 34. (Hr. Hübner in Düſſeldorf. — Ein Viehſtall. Skizze. 34. (Prof. Oppenheimer in Frankfurt.) — Das Innere eines Kloſterhofes. 34. (Hr. Krauſe in Berlin.) — Kleine Landſch. 34. — Flußanſicht. 34. — (Hr. Schwenger in Aachen.) — Zwei Landſch. 35. (Hr. Tannenberg in Berlin.) — Der Fiſcher am See. 35. (Hr. Kraus in Ddorf.) — Landſch. 35. (Dr. Lucanus in Halberſtadt.) — Niederländ. Landſch. 36. (Frhr. von Spiegel in Halberſtadt.) — Gebirgslandſch 36. (Prinzeſſin Friedrich von Preußen.) — Landſch. 36. (Hr. Saglio in Havre.) — Landſch. 36. (Hr. Tannenberg in Berlin.) — Kloſterruine. 36. — Winterlandſch. 36. (Hr. Kraus in Ddorf.) — Abendlandſch. 36. (Derſelbe.) — Die Mühle im Schnee. 36. (Frhr. von Färber in Ddf.) — Die Ruhe. Landſch. 36. (Banq. Hellborn in Berlin.) — Die Kirche im Schnee. 36. — Die Räuber im Gebirge. 37. (Fürſt von Witgenſtein in Petersburg.) — Haus Breich zu Mülheim an der Ruhr. 37. (Graf von Keller in Ddf.) Landſch. 37. (Graf von Redern in Berlin.) — Die Kirche im Schnee. 37. — Die Einſiedelei. 37. — Maſaniello am Fuße des Veſuv. 37. — Große Morgenlandſch. die Burg am See, mit Staffage: Krieger im Kahne. 38. (Kunſtv. in Leipzig.) — Große Abendlandſch. Kloſterruine und Mühle im Thale. 38. (Kunſtv. in Magdeburg.) — Herbſtlandſch. Jagdſchlößchen im Nebel. 38. (Dr. Lucanus in Halberſtadt.) — Flache Gegend am Strand bei ſtürmiſcher See. 38. (Gräfin von der Schulenburg in Ddf.) — Waldlandſch.

im Herbſte. Staffage: Jäger. 37. (Hr. Kraus in Ddf.) — Fiſcher am Seeſtrande. 38. (Hr. Weis in Dresden.) Große Gebirgslandſch.: ſchottiſche Hochlande. 38. — Das Dorfleben am Morgen. Motiv: Niederkaſſel. 38. — Das Caſtell am Landſee. Große Landſch. mit Staffage: Zigeuner. 38. — Der Wald im Gewitter. Große Landſch. mit Staffage: ſchutzſuchende Hirten. 38.

J. W. Schirmer von Jülich:

Die Capelle im Walde. 29. (Thlr. 180. — Prof. Opfermann in Saarbrücken.) — Gebirgsgegend. 29. — Die Burg. 29. — Waldgegend mit einem Flüßchen. 29. — Das Schloß am See. 29. — Das Grab unter den Eichen. 30. — Morgenlandſch. mit Fiſcherſtaffage. 30. (Hr. Schmitz in Ddf.) — Das Jagdſchloß mit Jägerſtaffage. 30. (Kunſtv. in Berlin.) — Die Eiche in der Abendſonne. 31. (Dr. Walters in Ddf.) — Haus Unterbach. Vedute. 31. — Die Burgruine. 31. (Frhr. von Romberg zu Baldern. Thlr. 200.) — Im Gebirge. 31. (Thlr. 150. Frhr. von Wedell.) — Die betende Nonne. 31. (Thlr 250. Hr. Trooſt in Elberfeld.). — Abendlandſch. 31. — Stürmiſche See. 31 — Waldlandſch. 31. — Das einſame Gebirgsthal. Staffage: Mönche. 32. — Der Waldſee mit Fiſchern. 32. (Conſul Wagner in Berlin.) — Die Mühle. 32. — Die Burg nach Sonnenuntergang. 32. — Abendlandſch. mit Vieh. 33. (Banq. Bendemann in Berlin.) — Waldlandſch. 33. (Hr. Hübner in Ddf.) — Abendlandſch. 33. — Zwei Waldlandſch. 33. — Die Capelle. 33. — Herbſtlandſch. 34. (Thlr. 450.) — Der Sonntagsmorgen. 34. — Proſpect von Altenahr. 34. — Der Herbſtſturm. 34. (Hr Heck in Rheidt.) — Der Stollen bei Altenahr 34. (Kunſtver. in

Berlin.) — Architektonische Abendlandsch. 34. — Der Abend auf dem Hundsrück. 35. — Aussicht auf schlechtes Wetter. 35. — Schlechtes Wetter. 35. (Kunstv. in Frankfurt.) — Gebirgige Waldgegend. 35. — Der Abend auf dem Burgaltane. 36. — Der Vierwaldstädter-See bei Brunnen, am hellen Morgen. 36. (Hr. Kabrun in Berlin.) — Der Vierwaldstädter-See im Sturme. 36. (Hr. Decker in Berlin.) — Der Weg über die Alpen 36. (Hr. von Overbeck.) — Der Bergsturz bei Goldau. 36. (Hr. Franken in Emmerich.) — Herbstlandsch.: Waldgebirge im Regengewölke, im Char. des Hundsrücks. 37. (Hr. Saglio in Havre.) — Seeküste der Normandie im Mondschein mit Feuerbeleuchtung. 37. — Sonnenaufgang über dem Meere bei Ireport in der Normandie. 37. — Schiffswrack auf bewegter See, nach dem Sturm. 37. — Küste der Normandie. Motiv bei Etretat. 37. — Das Wetterhorn im berner Oberlande. Große Landsch. 38. — Waldheide im Sturme. 38. — Waldeinsamkeit. Staffage: Hirsche im Bach. 38. — Morgendämmerung im Waldgebirge. 38.

Leop. Schlosser von Berlin († 1836):

Die Fischerei am See. Abendlandsch. 33. (Prinz Friedrich von Preußen.) — Gebirgslandsch. mit Wölfen. 34. — See von Fichten umgeben. 35. — Landsch. 36.

A. Schrödter:

Kleines Seestück mit Mondschein. Erinnerung an Helgoland. 37. — Heide bei Sonnenuntergang. 37.

Arn. Schulten von Düsseldorf:

Das Jagdschloß. 31. — Ruine der Abtei Altenberg. 31. (Thlr. 150.) — Langenau an der Lahn. 33. — Kloster Arnstein an der Lahn. 33. — Kloster Marienburg an der

Mosel. 33. — Waldpartie mit Viehweide 34. — Flache Gegend. 34. — Ausgang aus waldigem Gebirg in die Ebene. 34. — Der Sturm im Gebirge. 35. — Das Schlößchen am Bache. 35. — Waldpartie. 35. — Die Capelle am Waldesrande. 36. — Das Morgenbachthal bei Bingen. 36. — Die Klosterruine im Waldgebirge. 36. — Der Hohlweg im Walde. 36. (Thlr. 180.) — Die Mühle im Walde 37. — Eifellandsch. 37. (Hr. von St. George in Frankfurt.) — Waldlandsch. mit Viehheerde. 37. — Der Dorfkirchhof mit großer Linde. 37. — Der Sturm. Gebirgslandsch. mit Felsenschloß. 38. — Waldpartie mit Hirschen. 38. — Herbstlandsch. Staffage: Hirsche. 38.

H. Seeger von Mainz:

Zwei Landschaften. 35.

W. Steuerwald von Quedlinburg:

Felsenlandsch. im Char. des Bodethales. 37.

W. Trautschhold:

Waldscene. 35.

L. Chr. Wagner von Frankfurt:

Landsch. mit Hütte und Sandhügel. 35. — Waldpartie. 36.

Ad. Wegelin von Cleve:

Ansicht vom Rheinwerft in Düsseldorf. 31. — Das Innere der Lambertuskirche in Düsseldorf. 31. — Seitenhalle der Lorenzkirche in Nürnberg. 37. — Byzantinische Klosterkirche. 38.

P. Wichert von Düsseldorf:

Landschaft im Char. des Ruhrthals. 38.

E. Wichura von Breslau:

Waldlandsch. Motiv: Schloß Homburg im Bergischen. 38. — Schneelandsch. in der Dämmerung bei Mondschein. 38. —

Abendlandsch. Bauernhaus am Waldesrand. 38. — Eichen am Ufer des Waldbaches. 38. — Rheineisgang bei Rebel. 38. — Eingang ins Dorf Neusrath. 38.

J. Winkelirer von Düsseldorf:

Zwei Landsch. 31. — Tyroler-Landsch. 33. — Rebellandsch. 33. — Landsch. 33. — Waldlandsch. 36.

VI.

Portraitmalerei.

86. Den niederländiſchen Maler Jordaens beſuchte einſt Nicolaus Maas, ein düſſeldorfer Maler des 17ten Jahrhunderts. Der Niederländer merkte an den Geſprächen des Fremden, daß dieſer, wenn nicht ſelbſt Künſtler, doch Kenner ſein müßte, und äußerte ſeine Vermuthung. Maas geſtand nun, er ſei ein Bildnißmaler. Da erwiederte Jordaens: „O wie bedaure ich Euch, daß Ihr zu den Märtyrern und Sclaven der Malerei gehört, mit denen man Mitleiden haben muß!“ Wahrhaftig, Jordaens hatte Recht, Mitleiden muß man mit dem Maler haben, der all ſeinen Phantaſien und freien Bewegungen entſagen muß, um für Geld das erſte beſte Geſicht zu conterfeien. Und welche Perſonen ſind es meiſtens, die das Verlangen tragen, ſich in verſchönerter Darſtellung abgebildet zu ſehen? Charmante fette Krämer und Banquiers mit wein- und ſpeculationsſeligen Geſichtern, die ihr ſtruppiges Haar vorher friſiren laſſen, und dem Maler einſchärfen, bei Leibe nicht ihre Warzen mit abzupinſeln, — ſuffiſante **Hommes de lettres** mit ſchwindſüchtigen Naſen und dem ſtieren Blick der Allwiſſenheit, — **des Seigneurs blasés**, — naive Kinderchen, deren Mama vorſchreibt, die hübſchen Augen ja hübſch wiederzugeben und wo möglich ſie **etwas** größer als den Kopf zu machen, — zarte

Schönen mit ewig unveränderlichen blühenden Rosenwangen, — feiste alte Damen endlich, mit gräulichen Katzenaugen und im besten Sonntagsstaate. — Nun, je häßlicher Einer ist, je mehr zahlt er, besonders wenn die Abbildung so getreu ist, daß ihn seine nächsten Bekannten nicht wiedererkennen. Das Portrait malen ist im Ganzen eine geringe Kunst, die gut bezahlt wird, und deshalb begibt sich aller Künstlerabfall an dieses Geschäft.

Aber Jammer, daß auch die Besten, z. B. ein Hildebrandt, Schadow, Sohn, Ittenbach u. And. zuweilen gezwungen sind, größere Werke für die Unsterblichkeit gleich nach der geistigen Empfängniß zu ersticken, weil sie einen großen Theil ihrer Zeit mit Copiren von Alltagsgesichtern verlieren. — Allein das muß und wird sich ändern, und schon ist die Zeit nahe, da, wie wir hören, der Kunstverein Sohn für seinen „Tasso und die beiden Leonoren" 2000 Thlr. zahlen will. Wenn solche Preise aufkommen, so sind glücklicherweise die großen und reichen Herren, die ihr Gesicht von großen Malern copirt haben wollen, genöthigt, auch sehr große Summen zu bieten, oder, wenn sie dies nicht wollen, zu unbedeutenden Künstlern ihre Zuflucht zu nehmen. Ein ächter Maler sollte eigentlich keine anderen Stoffe zur Darstellung nehmen als selbstgewählte.

Es kann nicht unsere Absicht sein, hier weitläufige Erörterungen über die Portraits der düsseldorfer Schule zu versuchen, und durch Tadel oder Lob von Bildern, deren Originale zuverlässig uns selbst und der Mehrzahl der Leser unbekannt sein müssen, Zeit und Mühe zu verschwenden. Wir führen pflichtgemäß eine traurig lange Liste der Taglöhnerproductionen auf, und finden es unnöthig, dabei zu versichern, daß viele der

hieſigen Portraitmaler ihren Brüdern in Oſt und Weſt triumphirend zur Seite ſtehen dürfen. Wo, wie in der düſſeldorfer Schule, die Technik gleichſam im Zenith der Vollkommenheit ſteht, iſt es leicht erklärlich, daß in einem Kunſtzweige, deſſen Stütze in den meiſten Fällen einzig auf techniſcher Geſchicklichkeit beruht, das Außerordentliche geleiſtet wird.

Verzeichniß der Portraits.

J. Bachta: Eignes Bildniß. 31.

J. Becker: Weibl. Bildniß. Kniestück. 37.

F. Bender: Vier Bruſtbildniſſe. 37.

L. Bendix: Sechs männl. und vier weibl. Bruſtbildniſſe. 38.

K. Bennert: Weibl. Bruſtbild in einer Landſchaft. 37. — Männl. halblebensgroßes Bruſtbild. 37. — Vier weibliche und zwei männl. Bruſtb. 38.

L. Blanc: Sieben Bildniſſe. 34. 35 u. 36. — Bildniß der Frau Sch. 37. — Bild des Prinzen Alexander von Preußen. 37.

H. Borrenkott: Zwei Bildniſſe. 34.

Fr Buſch: Zwei Bildniſſe. 29. — Vier Bildn. 30—35. — Zwölf Bildniſſe. 36.

A. Chauvin: Fünf Bildniſſe. 34—36. — Zwei weibl., ein männl. Bruſtb. 38.

E. Deger: Ein Portrait. 33. — Mehrere Köpfe nach der Natur. 34—35. — Weibl. Bildniß. Halbe Figur. 37.

A. Ehrhardt: Lebensgr. halbe Figur. 37. — Bruſtb. 37. — Weibl. Bildn. 38.

A. Engel: Mehrere Bildniſſe. 36.

J. Fay: Ein weibl. und zwei männl. Brustb. 38.

Th. Franken: Eigenes Bildn. 31. — 50 verschiedene Portraits. 32 — 35.

S. Fürstenberg: Mehrere Bildn. 35. — Lebensgr. Kniestück, weibl. Bildn. 36. — Zwei weibl. u. ein männl. Brustb. 38.

E. Gesellschap: Eigenes Bildniß. 38.

P. Götting: Bildniß des Comm.-Rths. Troost in Mühlheim an der Ruhr. 38.

Otto Grashof: Familienbildniß. 33. — Bildniß des Vaters des Künstlers. 35. — Zwei Bilder. 36. — Zwei lebensgr. Brustbilder. 37. — Zwei lebensgr. Brustb. Aquarell. 37.

Anton Greven: Acht Bildnisse. 33 — 38.

H. Grotbaus: Mehrere Bildnisse. 37. — Drei weibl. u. drei männl. Portraits. 38.

L. Haach: Brustbild. 37.

E. von Hagens: Drei weibliche Bilder. 37 — 38.

J. P. Hasenklever: Eigenes Bildniß. 37. — Bildniß des Malers Wilms. 37.

Fräulein Rosa Hasse: Drei Bildnisse. 36.

W. Heine: Zwei Portr. 33.

Fr. W. Heidbecker: Zwanzig Bildnisse. 31 — 35. Zwei Kniestücke. 37. — Zehn Brustbilder. 37.

Al. Heubel: Eigenes und viele andere Bilder. 34 — 36.

Adeline Heuser: Brustbild. 37.

Th. Hildebrandt: Familienbildniß. 29. In Verbindung mit E. Pistorius gemalt. — 12 — 15 Bildnisse. 33 — 35. — Brustb. des Prinzen Friedrich von Pr. 36. — Brustb. des Prinzen Georg von Pr. — Kniestück: Prinzessin von Croy 36. — Brustbild des Vaters des Künstlers. 37. — Kniestück: Frau Dir. Schadow. 37. — Ganze Figur: Frau

Prinzeſſin Albrecht von Pr. 37. — Knieſtück; Frau Prinzeſſin Wilhelm von Pr. 37. — Bildniß des Herrn P. Schöller in Ddorf. Halbe Fig. 37. — Bildn. des Hrn Obriſtl. von Reutern in Ddorf. Halbe Fig. 38. — Bildn. des Prinzen von Croy-Dülmen. Knieſt. 38.

L. Holtbauſen: Zehn Bildniſſe. 32—36.

B. von Hopfgarten: 22 Bildniſſe. 33 — 35. — Männl. Bruſtb. 37. — Bildn. des Prof. Th. Hildebrandt. 38.

F. Hovoll: Acht halblebensgr. Bruſtb. 37. — Zehn kleinere Bruſtb. 37. — Weibl. halbe Figur. 38.

J. Hübner: Familienbild: in Verbindung mit W. Schadow, Th. Hildebrandt, K. Sohn u. E. Bendemann in Rom gemalt. 30. — Bildniß. 33. — Männl. Bildn. Ganze Fig. 34. — Weibl. Bildn. Ganze Fig. 36. (Graf zu Stolberg-Wernigerode.)

J. Jacob: Mehrere Bildniſſe. 36.

F. Ittenbach: Bildn. 34. — Protrait des Grafen Wolf von Metternich. 37

J. Keck. Eigenes Bildn. 34. — Zwölf Portr. 32—35.

H. Kempf: Eigenes Bildn. Lebensgr. halbe Fig. 37.

P. J. Kiederich: Mehrere Bildn. 34 — 38. — Eigenes Portrait. 35.

A. Köttgen: Zwei Bildniſſe. 37.

H. Korneck: Drei weibl. und drei männl. Bruſtbilder. 37—38.

W. Krafft: Männl. Bildn. 33. — Familienbild. 33. — Mehrere Bildn. 36. — Zwei männl. Bildn. Halbe lebensgr. Fig. Vier männl. u. ein weibl. Bruſtb. 37. — Bruſtb. des Prinzen Alexander zu Solms-Lich. 38.

H. Kretſchmar: Mehrere Bildn. 34. — Männl. und weibl. Bruſtbild. 37.

H. Krienen: Eilf männl. und weibl. lebensgr. Bruſtb. 37. — Drei männl. und acht weibl. Bruſtb. 38.

Th. Kummer: Mehrere Bildn. 34.

J. Lehnen: Sechs Bildniſſe. 31 — 35.

Ed. Loß: Mehrere lebensgr. Bruſtb. 37. — Bildniß eines Jägers. 38. — Sieben lebensgr. u. vier kleinere Bruſtb. 38.

J. Maaßen: Viele Bildniſſe. 29 — 35.

Mar. Markuſe: Eigenes lebensgr. Bild. 37. — Zwei weibl. lebensgr. Bruſtb. 38. — Zehn männl. u. weibl. Bruſtb. 38. — Halbe Fig. 38.

F. Marterſteig: Bildn. des Großherzogs von Weimar. 37.

O. Mengelberg: Drei lebensgr. u. ein kleines Bildn. 37 — 38.

F. Meyer: Weibl. Bildniß. 36.

Fr. Michelis: Mehrere männl. u. weibl. Bildniſſe in Oel u. Aquarell. 37 — 38.

H. Mücke: Viele Bildn. in Oel u. Waſſerfarben gemalt u. crayonnirt. 31 — 35.

A. Müller: Männl. Bruſtbild. 37.

K. Müller: Männl. Bruſtb. 38. — Drei crayonn. Bildn. 38.

Th. von Oer: Sieben männl. u. weibl. Bildniſſe. 32 — 35.

A. Pelz: Zwei männl. lebensgr. Bruſtb. 37. — Fünf männl. u. weibl. kleine Bruſtbilder. 37.

M. Rademacher: Viele Bildniſſe. 29 — 38.

S. Rahm: Eigenes lebensgr. Bruſtb. 37.

G. von Reutern: Vier Bildniſſe: Kinder des Malers. 37.

A. Richter: Sechs Bildn. 37.

H. Ruſtige: Mehrere Bildn. 34 — 36.

W. Schadow: Viele Bildn. 29 — 36; u. A.: Frau Prinzeſſin Friedrich von Pr.; Prinz Friedrich von Pr; Prinz von Solms-Braunfels. u. And.

E. Schartmann: Eignes Bildniß. 34.

Fr. Ph. Schirmer: Mehrere Bildniſſe. 31—35. — Zwei weibl. lebensgr. halbe Fig. 37. — Ein männl. lebensgr. Bildn. 37. — 40 männl. und weibl. lebensgr. Bruſtb. 37—38. — 12 kleine Bruſtb. 37.

E. H. Schlichting: Zwei weibl. lebensgr. Bildn. 37. — Ein weibl. und fünf männl. Bruſtbilder. 38.

A. Schmidt: Zwei Bildniſſe. 33 u. 35.

H. Schmitz: Eignes Bildniß. 33. — Sechs Portr. 31—37.

J. Schrader: Zwei männl. Bildn. Knieſtücke mit Händen. 38.

W. Schuld: Zwei weibl. Bruſtbildn. 38.

P. Schwingen: Fünf Bruſtbilder. 37. — Sechs männl. und vier weibl. Portr. 38.

A. Sohn: Bildn. der Frau Prinzeſſin von Solms-Braunfels. 31. — Weibl. Kniebild. 32. — Viele (30) Bildn. 29—36. — Zwei weibl. Knieſtücke. 37. — Portr. der Prinzeſſin Rohan. Bruſtb. 37. — Ein männl. und zwei weibl. Bruſtb. 38.

A. Steinbrück: Zwei männl. Bruſtb. 37. — Ein weibl. Bruſtb. 37. — Bildn. des Malers Hildebrandt. Kl. Knieſtück. 37. — Lebensgr. Knieſtück: Frau v. U. 38. — Halblebensgr. weibl. Bruſtb. 38.

H. Stilke: Mehrere Bildniſſe. 29—36.

H. Stobbe: Vier Bruſtbilder. 37.

C. W. Streckfuß: Mehrere Bildniſſe. 38.

W. Trautſcholdt: Zwanzig männl. und weibl. lebensgr. Bruſtbilder. 37. — Familienbild. 37. — Sechs lebensgr., fünf kleine Bildn. 38.

H. Velten: Eignes Bildniß. 31.

A. Venth: Eignes Bildniß. 31.

J. Wilms: Weibl. Bildn. 33. — Bildniß. 35.

K. Wingender: Eignes Bildniß. 34. — Elf männl., weibl. und Kinder-Portr. 33–35.

J. Winkelirer: Bildn. 31.

Fr. Wirth: Eignes Bildn. 37. — Weibl. lebensgr. Bildn. 38.

H. Wittig: Bildniß. Studie. 35.

A. Zimmermann: Mehrere Bildniſſe. 35—36.

J. B. Zwecker: Zwei Bruſtbilder. 37.

VII.

Blumen-, Fruchtſtücke und Stilleben.

L. Holtbauſen von Uerdingen:

Blumenſtück. 29. — Fruchtſtück. 31. — Drei Blumenſtücke. 31—33. — Blumenſtück mit Früchten. 31. — Die Blumenwinderin. 34. — Blumenſtück. 35. — Blumenbouquet. 35. — Blumen vor einem Marienbilde. 36. — Fruchtſtück: Trauben, Pfirſich u. ſ. w. auf golddurchwirktem Teppiche. 38. — Fruchtſtück: Trauben und Pfirſich auf ſchwarzer Marmorvaſe von Blumen umrankt. 38. — Blumenſtück: Hyacinthen u. ſ. w. 38.

J. Jacob:

Früchte auf ſilbernem Credenzteller, mit naſchendem Diſtelfink. 37. — Trauben, Wallnüſſe und Haſelnüſſe. 37.

J. Lehnen von Hinterweiler:

Stilleben. 31. (Hr. Capellen in Ddorf.) — Zwei Stilleben. 31. (Banq. Wagner in Berlin.) — Frühſtück. 32. (Hr. Leſſing in Ddorf.) — Küchenſtück. 32. — Frühſtück. 33. (Hr. Ad. Schrödter in Ddorf.) — Fruchtſtück. 33. (Hr. Schwenger in Aachen.) — Stilleben. 33. (Hr. J. Lacomblet in Ddorf.) — Zwei Fruchtſtücke. 33—34. — Küchenſtück. 34. (Banq. Wagner in Berlin.) — Frühſtück. 34. (Frh. von Färber in Ddorf.) — Küchenſtück. 35.

(Thlr. 280. Hr. Hermes in Cleve.) — Erdbeeren und Johannisbeeren. 35. (Präſ. Höningbaus in Crefeld.) — Haſe, Feldhuhn, Schnepfe und Jagdgeräth. 36. (Finanzrath Minutt in Berlin.) — Vogelneſt. 36. (Prinz Friedrich von Preußen; Wiederhol. Major Engels in Soeſt.) — Erdbeeren, Kirſchen und Johannisbeeren. 36. — Trauben mit Weinglas. 37. — Weintrauben. 37. (Kunſtver. in Königsberg.) — Stilleben: Hummern und Auſtern nebſt Humpen und rothen Trauben. 37. — Stilleben: das Stieglitzneſt im Blüthenzweige. 37. (Obriſtl. von Reutern in Ddorf.) — Erdbeeren und Johannisbeeren. 37. (Hr. Leſſing in Ddorf. — Wiederhol. Hr. Plüddemann.) — Todtes Wild: Haſe, Rebhuhn u. ſ. w. (Muſeum in Lüttich.) — Trauben und todtes Geflügel. 38. — Weinglas mit Hering und Milchbrod auf zinnernem Teller. 38. (Hr. Schlegel in Amſterdam.) — Erdbeeren, Johannisbeeren und Kirſchen. 38.

J. W. Preyer von Eſchweiler:

Blumenſtück mit Vogelneſt. 29. (Hr. Decker in Berlin.) — Fruchtſtück mit halbgefülltem Weinrömer. 29. (Frau Hücking in Elberfeld.) — Fruchtſtück mit Muſcheln. 29. (Herzog von Aremberg.) — Blumenſtück in einer Niſche. 29. — Früchte auf ſilberner Schüſſel mit Nußknacker. 30. (Hr. G. Siebel in Elberfeld.) — Roſenbouquet in einem Glaſe. 30. (Banq. Jenisch n Hamburg.) — Fruchtſtück mit Weinrömer. 31. (Frh. von der Leyen in Crefeld.) — Frühlingsblumen in irdenem Töpfchen mit Siegelring. 31. (Conſul Wagner in Berlin.) — Früchte auf porcellanen Gefäßen. 32. (Conſ. Wagner in Berlin.) — Blumen in irdenem Töpfchen. 32. (Hr. von Färber in Berlin.) —

Weinrömer mit Spiegelbild, Trauben, Aepfeln und Nüſſen. 33. (Conſul Wagner in Berlin.) — Blumen im Trinkglaſe mit nebenliegender Reſeda. 33. — Trauben und Reineclauden auf weißer Marmorplatte. 34. (Herr Kraus in Iderſ.) — Trinkglas mit goldnem Fußgeſtelle, Pfirſichen und Trauben. 34. (Fin.-Rth. Minutt in Berlin.) — Blumenſtück mit irdener Vaſe. 34. (Banq. Jenisch in Hamburg.) — Früchte auf rothem Teppich. 35. (Derſelbe.) — Fruchtſtück mit halbgefülltem Deckelglaſe. 36. (Kunſtver. in Berlin.) — Früchte auf einem Marmortiſchchen; im Hintergrunde Weinreben und Landſchaft. 36. (Hr. K. Müller in Berlin.) — Roſen- und Nelkenbouquet in einem irdenen Topf. 36. — Kleines Fruchtſtück: Trauben. 37. — Blumenſtück: Roſen und blaue Iris. 37. — Fruchtſtück. 37.

Emil Schartmann von Berlin:

Drei Blumenſtücke. 35. — Fruchtſtück. 36.

J. Wilms:

Küchenſtück mit Schinken. 35—36.

Der Doctorſchmaus. 37. — Frühſtück: Weinrömer, Nüſſe, Mandeln, Cigarrenreſt u. ſ. w.

G. Wilnow von Berlin:

Frühſtück. 36.

M. Zick von Coblenz:

Stillleben: todte Vögel. 31.

VIII.

Thierſtücke.

Chr. Grabau:

Heimtrieb der Heerde am Abende. 34. — Ein entlaufener Stier. 34. (Kunſtver. in Hannover.) — Viehſtück. 34. — Stier mit Kühen. 34. — Kinder mit Schafen ſpielend. 35. — Kuh mit Schafen. 35. — Heimkehr am Abend. 35. — Ein Viehſtall. 35. — Ein Knabe mit Jagdhunden. 35. (Hr. Neutenbach im Haag.) — Hund und Katze in einem Hofe. 35. (Kunſtver. in Hannover.) — Ein Stier, dem bellenden Hunde die Hörner zeigend. 36.

Otto Grashof:

Ein Pferd beim Gewitter. Studie. 37.

Fr. Simmler von Geiſenheim:

Hirtenjunge mit Horn- und Wollvieh. 34. (Hr. Graben in Ddorf.) — Niederländiſche Meierei. 34. (Generalliet von Weyrach in Mainz.) — Heimkehr der Heerde. 34. (Banq. Wagner in Berlin.) — Bauernhof am Morgen. 34. (Banq. Hellborn in Berlin.) — Viehweide. 34. (Hr. Kraus in Ddorf.) — Niederl. Meierei mit Stier und Kühen. 34. (Kunſtver. in Hannover. Thlr. 100.) — Stier mit zwei Schafen. 34. (Graf von Raczinsky in Berlin.) — Kühe vor dem Bauernhauſe. 34. (Dr. Araidi in

Königsberg. Thlr. 100.) — Das Melken auf der Weide. 35 (Thlr. 200.) — Hirtenjunge mit Schafen. 35. (Hr. Kraus in Ddorf.) — Der Pferdefang. 35. — Heimkehrende Heerde. 35. — Stier mit zwei Kühen am Abend. 35. (Kunstver. in Potsdam.) — Stier mit vielen Kühen an der Tränke. 35. (Kunstver. in Stettin.) — Kühe auf der Weide bei aufsteigendem Gewitter. 36. — Schafe auf der Weide am Abend. 36.

W. Trautscholt:

Der Hund und der Esel. 37. — Ein Fanghund. 38. — Der Esel und der Hofhund. 38.

J. Winkelirer:

Viehstück. 33. — Viehstück. 34.

Gust. Zick:

Die zankenden Hunde. 31. — Kampf zwischen Löwe und Tiger. 31. (Thlr. 250.) — Die Saujagd. Farbenskizze und Carton. 31. — Hirsche in einer Landschaft. 32. (Thlr. 150.) — Zwei Füchse in einer Winterlandschaft. 33. — Ein Hirsch. 34.

Chatterton I.

Chatterton.

Von

Hermann Püttmann.

Erſter Theil.

Leben des Dichters.

Barmen. 1840.
Verlag von W. Langewiesche

KOEN. BIBL.
DER
UNIVERS.
HALLE.

Der Wunderknabe, die ſchlafloſe Seele,
Die unterging in ihrem Stolz!

Wordsworth

„Ihr, die ihr im Schooß des Ueberfluſſes ſaß't,
O, daß ſeine Noth zu lindern ihr vergaß't!
O, daß ihr nicht liebreich faßtet ſeine Hand
Und zurück ihn zog't vom dunkeln Schickſalsrand!
Euch wäre jetzt des Vaterlandes Dank
Für eines neuen Shakſpeare's oder Milton's Sang."

Walter Scott.

„O armer Chatterton! fahr' wohl! Ich werfe hin
Den dunkelfarb'gen Kranz auf deines Grabes Moos.
Doch ab vom trüben Thema wend' ich nun den Sinn:
Sonſt weiſſag't mir verwandter Schmerz verwandtes
Loos."

Monody on the Death of Chatterton Coleridge

Inhalt des erſten Theiles.

Seite.

Einleitung 1

Biographie 15

Viſion 206

Aus dem Baume der Erkenntniß wird das Kreuz gehauen, woran die Genien der Menſchheit ſterben. Die Frucht dieſes Baumes iſt ſüßes Gift und ſeine Schatten ſind eiſig kalt. Wer weiß es nicht?

Seht die Qual des Prometheus: der das Licht des Himmels zur Erde brachte, — ſeht ihn winſeln und zerren an ſeiner Kette und den Geier ſein edles Herz zerfleiſchen! Prometheus iſt der Weiſe — der Dichter dieſer Welt.

Habt ihr Nachtigallen geſehen mit geblendeten Augen, und in enge Käfige gekerkert? Ihr Lied erklingt wie himmliſche Sehnſucht, ängſtlich flattern ſie im beſchränkten Raume, fliegen in ewigem Kreiſe umher und verwunden

das zarte Haupt an den harten Gitterstäben, weil es so dunkel um sie her ist. Das ist das Leben der Sänger, der Dichter in ihrer irdischen Wohnung.

Saht ihr die Palme im dürren Wüstensande? Ihr schlanker Stamm dringt sehnend zum Himmel empor, aber versengt vom Sonnenbrande neigen sich ihre Blätter, und die Wurzeln ruhen schmachtend im heißen Boden. Ein Bild des Dichters!

Doch ihr traut vielleicht fremdem Zeugnisse mehr? Wohlan: „Die Künstler dieser Welt leben hier wie Fremdlinge im eignen Hause, sie sind so recht wie der Dulder Ulyß da er in Bettlergestalt an seiner Thüre saß, indeß die unverschämten Freier im Saale lärmten und fragten: Wer hat uns den Landläufer gebracht?"

So spricht der unglückliche Hölderlin *), aber herber noch äußert sich ein neuester Dichter, dem das Haupt mit dem schönsten Lorbeer gekrönt wurde: **)

---

*) Hyperion Bd. 2, S. 116.

**) Ferd. Freiligraths Gedichte 2. Aufl. S. 108.

„Durch die Mitwelt geht
Einsam mit flammender Stirne der Poet;
Das Mal der Dichtung ist ein Kainsstempel!
Es flieht und richtet nüchtern ihn die Welt."

Wozu noch mehr der Bilder und Citate? Fassen wir die Gründe der Erscheinung in's Auge.

Das Leben des Menschen theilt sich in materielle Gewißheit und ideale Hoffnung. Die erste ruht breit und unbeholfen, licht- und farblos am Boden, während die zweite in gestaltlosen Umrissen glänzend und schimmernd im Aether schwebt. Das matte Auge des gewöhnlichen Menschen sinkt geblendet von der himmlischen Erscheinung nieder, und weiß darum die nächsten Gegenstände zu erkennen: mit Behaglichkeit schnarcht der Philister im Sessel der Gewißheit und die Träume göttlicher Sehnsucht beunruhigen seinen Schlaf nicht. — Die höhere Menschennatur aber strebt aufwärts, dem Scheine der Gottheit zu, — und mit festem Blicke folgt sie dem ewig wechselnden, unerfaßbaren Glanze Gebete entströmen den Lippen, Seufzer dem Herzen, und in hohen Entzückungsmomenten, im platonischen Erinnerungstraume wähnt sie

frei von irdiſchen Banden, mit Flügeln des Ideals verſehen zu ſein, und — ſieht den Boden unter ihren Füßen ſchwinden. Der Himmel trägt einen undurchdringlichen Panzer für Waffen des Menſchengeiſtes; — ſchmerzvoll mit gebrochenem Herzen ſtürzt der Strebende auf ſein Kerkerbette zurück, und ſo iſt es natürlich, daß der gefallene Geiſt im Zorne über ſeine Beſchränktheit oft auf dem Sklavenmarkte des Augenblicks ſeine äußere Hülle verkauft — beſudelt — oder gar — vernichtet.

Körper und Geiſt ſind in ewigem Kampfe: zwei feindliche Brüder, von denen der eine lahm, der andere geflügelt, — der eine gebunden, der andere frei iſt; — und dennoch müſſen Beide eine Weile zuſammenwandern. Der Flug des Geiſtes will nach reiner Schönheit emporbringen, das Gewicht der Materie zieht den Leib zur gemeinen Buhlerin hinab. — Der gottentſproſſene Bruder ſchämt ſich ſeines Baſtardgefährten, und dies iſt die Veranlaſſung des Schmerzes in der Dichterbruſt, der langſam mordenden Wehmuth der Poeſie. Unſelige Menſchennatur! Zu fein zum Thiere, zu grob zum — Gotte!

Zur Vollendung der Qual steht nun häufig noch die freie mit der gebundenen Persönlichkeit auf gleich ausgebildeter Stufe, d. h. der Drang des göttlichen Sehnens wirkt manchmal eher befruchtend als deprimirend auf die irdischen Leidenschaften. Vor allen muß hier als Beispiel Lord Byron genannt werden; indessen kann man auch wohl im Allgemeinen den strebenden Menschengeist wie dieser Dichter seinen Manfred schildern:

„Er konnte wohl ein edles Wesen werden:
Er hat die Kraft, zu herrlichem Gebilde
Preiswürd'ge Elemente zu verbinden
Bei weiser Mischung; aber so ward nur
Ein schauerliches Chaos — Licht und Nacht —
Und Geist und Staub — Reinheit und Leidenschaft,
Gemischt in wüstem und endlosem Kampf,
Im Schlaf begraben oder wach zerstörend.

Der Geist ist so unendlich stolz, und die Leidenschaften an und für sich rennen nach so kleinem Ziele. Dem Geiste ist dies Bewußtsein schmerzlich, und zu ohnmächtig das Joch abzuschütteln, will er es mindestens schmücken mit dem edelsten Glanze seiner Seele. Daraus entsteht die unglückliche Mischung von Staub und

Geiſt — Licht und Nacht, — der jeder Dichter erliegt.

Die Unzulänglichkeit des Wiſſens, der niegeſtillte Drang der Seele nagen mit ſcharfem Zahne an den zarteſten Herzensnerven des Denkers und Dichters, und zwingen ihn von Zeit zu Zeit der gemeinen Natur den Zoll des Irdiſchen zu entrichten. Mephiſto führt den Fauſt aus dem Wiſſensqualm zum thieriſchen Genuſſe; und nicht die Glücklichſten ſind es, die mit geduldiger Kraft dieſem ſchmachvollen Naturgeſetze widerſtreben. Sie ſterben ſchmachtend in der Wüſte wie der Beduine, wenn die Fata Morgana täuſchend vor ſeinem Blicke ruht. Sie vergehen, wie die Blüthenflocke im Sturmwinde des Lebens, unreif und unentwickelt mit verdumpftem Keime der Weiterſchöpfung. Beſonders weibliche Naturen treffen wir in dieſem Bezirke, weil das Sittlichreine und Keuſche der Berührung des Gemeinen den wirkſamſten Widerſtand leiſtet, dagegen aber leider ein vollkommenes Selbſtgenügen immerhin ausſchließt.

Anderen Charakteren hat der Himmel ein Palliativmittel der poetiſchen Entzündung im phlegmatiſchen Temperamente gegeben. Die Zeit

ſtuzt ihre Flügel, — alljährlich wird der Flug matter und gleichförmiger, der Kampf mit den Verhältniſſen endet in indifferenter Erſchlaffung, und das ſcharfe Skalpirmeſſer des Naturſohns verwandelt ſich allmählich in das ſtumpfe Brodmeſſer des Philiſters. Auch hier iſt der Fall des Ikaros — und ein tiefer — nur groben Augen unſichtbar.

Die zartnervigſten, feingegliedertſten Naturen aber ſterben gewaltſam in der Blüthenzeit ihres Lebens. Ihre Geiſter gleichen Raketen, die am ſchwarzen Nachthimmel leuchtend emporſteigen und mit unerwartetem Knalle plötzlich erlöſchen.

Wie aber die Hydra des Elends vielköpfig, ſo iſt auch das Schickſal der unglücklichen Dichter verſchieden. Einigen zuckt der Lebenskrampf in den feinſten Fibern des Herzens, daß ſie moraliſch gelähmt ihre Tage ſiech hinſchleppen, bis der innere Brand zuletzt auch die äußere Hülle angreift. Auf ihren excentriſchen Bahnen finden ſie überall Dornen und Verhaue, wodurch ſie verwundet und gehemmt werden, bis das Schickſal ihren Lebensüberdruß meiſt in Erſchöpfung auflöſt.

Andern stellt sich von Jugend auf die gemeine Lebensnothdurft gleich einem unüberſteiglichen Gebirge entgegen. Der Contraſt zerſtört ſie: ihr Körper iſt entblößt, während der Geiſt in goldnen Gewändern prangt, — der Mund ſchmachtet und die Seele ſchwelgt in Genüſſen. Der heiße Samum des Lebens wirft ſie zu Boden und die Thiere des Mammons treten mit Füßen auf ihre Leiber. Die Sylphide der Poeſie ſtöhnt unter dem Bleimantel der Lebensbedürfniſſe, oder: da es nicht möglich iſt Raupe und Schmetterling zugleich zu ſein, d. h. am Boden zu kriechen und in den Lüften zu ſchweben, ſo muß die Raupe (der Körper) wenigſtens zu Grunde gehen. —

Weiter ſtoßen wir auf eine Geiſterreihe, die im ſchaudervollen Zwiſchenreiche des Wahnſinns hauſet. Bei ihnen war die Phantaſie vorherrſchende Potenz und dem Verſtande gebrach es an Schärfe oder Energie. Zufällige Veranlaſſung ſind in den meiſten Fällen ſelbſtverſchuldetes Elend, Verbrechen und Mangel an Anerkennung bei ausgebildetem Egoismus. Pſychiſches Motiv iſt Schwärmerei und leicht ver-

lehliche Gefühle im Gegensatze zu prosaisch starrer Umgebung.

Zuletzt erscheinen uns noch die Schatten jener Unglücklichen, die im Uebermaße des Schmerzes, im Trotze des Individuums die Lebenskette selbst durchbrachen. — Im Süden Europas haben die Kinder ein grausames Spiel. Sie ziehen einen Kreis von glühenden Kohlen, suchen einen Skorpion auf, und werfen das Thier vermittelst einer Zange in den Kreis. Anfangs bleibt dasselbe ruhig liegen, bis ihm die Hitze fühlbar wird. Nun bewegt es sich, scheint unschlüssig und furchtsam, bis es schnell auf die Flammen zukriecht und hindurch zu bringen sucht. Aber die Schmerzen sind unausstehlich und es zieht sich schüchtern zurück. Die Kinder lachen. Der zweite Versuch des armen Gefangenen besteht darin, die Grenzen seines Flammenkerkers überall zu untersuchen, ob sich nirgends ein Ausweg findet; allein da auch dies vergebens, so kehrt er endlich wieder in die Mitte des Kreises zurück, liegt eine Weile regungslos und bohrt zuletzt in stummer Verzweiflung den Giftstachel in die eigene Brust.*)

*) de Vigny.

Das Bild ist leicht verständlich. Unter den Dichtergenien, denen ein solches Skorpionenschicksal wurde, nennen wir: Thomas Chatterton, Heinrich von Kleist, Charlotte Stieglitz, Dan. Leßmann, Raimund, von Sonnenberg, Louise Brachmann ꝛc. Wie mancher namenlose Unglückliche, in welchem der Poet verschleiert war, mag außerdem am Leben κατ' ἐξοχην gestorben sein?

Wie die Mücke das Licht umkreißt und zuletzt in den Gluten ihr ephemeres Leben opfert, — (zu welchem Zweck? aus welchem Triebe? weiß die Natur allein,) — so sterben die reinsten, edelsten und größten Menschen in den Flammen des Unsterblichkeitdranges. Die gemeinen Funktionen, der materielle Bodensatz des Lebens sind ihnen widerwärtig und drückend, und allein das Unbegreifliche, das Zukünftige, das Ueberirdische zieht sie magnetisch an und empor. — Jedoch — mag auch in der kurzen Spanne der Lebenszeit der Pfad mit Dornen besäet sein, mag selbst das irdische Ende anscheinend den festen Naturgesetzen widersprechen, — fließt nicht der lichte Trost: „daß der Mensch unsterblich ist," aus dieser dunklen Erscheinung?

— Sollten dies nicht die ſtarren Leichname der ermordeten Dichter, die Wunden und Seufzer der Künſtlerſeelen, das unbefriedigte Ringen der Philoſophen beweiſen? Warum ſoll unſre Vernunft eine unbarmherzige Gottheit anerkennen, die unſrer Phantaſie ein Ziel *vorgaukelte*, deſſen endliche Erreichung abſolut unmöglich wäre? Warum ſollte der Menſch unglücklich ſein, wenn vor und nach dem Leben *kein* Zuſtand wäre? — Wir glauben ſo gerne, daß unſer Leib zum Opfer gebracht wird, damit die Seele reiner eingeht zur ewigen Klarheit. —

Der Verfaſſer dieſes Buches hält es für eine würdige Aufgabe, einen jener unglücklichen Erhabenen, deren Seele ſich im Lebenskleide unbehaglich fühlte, in ſeinem ſchmerzlichen Zwieſpalte darzuſtellen. Er will das Leben eines unglücklichen Dichters ſchildern, und wählt zu dieſem Gemälde nur *eine* Farbe, nämlich die warme rothe Blutfarbe des *Gefühls*; — ſelbſt auf die Gefahr hin ſich dem Vorwurfe der Einförmigkeit oder Einſeitigkeit und des Mangels an hiſtoriſch-philoſophiſcher Durchbildung auszuſetzen.

Das Leben des Engländers Chatterton ist ein steter Kampf zwischen modernem Schein und naturpoetischem Sein, — zwischen Prosa und Poesie, — zwischen Materie und Genius; wie immer trägt der letztere den geistigen Sieg davon, aber die erstere rächt sich durch die Vernichtung der physischen Existenz.

Wie so viele der Strebenden, deren Geisteswaffen Blitze der Gottheit sind, deren körperlicher Harnisch aber zerbrechlich wie Kinderspielzeug, liegt auch Thomas auf der Wiese des Todes und sein jugendliches Blut schändet gleich einem rothen Brandmale den Rücken des stolzen Englands.

Chatterton mußte sterben, weil er an Jahren ein Knabe, in seinem Geiste die männliche Reife erlangt, — weil er das Gewand mönchischer Contemplation und Entsagung um seine zarten jugendlichen Glieder gewunden, und der bittere Groll der Satyre mit dem milden Herzen des Dichters im Kampfe lag.

Der Dichter, dessen angelsächsische treue Biederkeit (ihm selbst vielleicht unbewußt) in Opposition gegen die normännische glatte Falschheit und Heuchelei trat, — der die Zeit zu

betrügen und ein todtes Jahrhundert in das moderne Daſein einzuſchmuggeln ſuchte, — er mußte ſelbſt frühzeitig zur Leiche werden. Nur wenn der Boden mit der Natur der Pflanze übereinſtimmt, kann ſie gedeihen; nur wer den Formen der Gegenwart ſich anſchmiegt, vermag darin zu leben. Muß nicht die Flamme des urſprünglichen Geiſtes erlöſchen in der Stickluft heutiger Cultur?

Chatterton's Geburtsort ist Bristol. — Das Geschlechtsregister seiner Familie wurde in dem Archive der Kirche **St. Mary Redcliffe** bewahrt, an welcher die Vorväter unsres Dichters hundert und fünfzig Jahre lang Sacristandienste versahen *). Dieses Amt war in der Familie erblich geworden. — Es müssen fromme und ehrliche Leute gewesen sein, diese alten Küster, da sie so viele Jahre ununterbrochen in gleichförmiger beschränkter Lage verharrten; vielleicht wurden sie ebensowenig von Leidenschaften gequält als die steinernen Grabmäler und Altäre in ihrer Kirche, die sie reinigen und schmücken

*) Der arme Dichter schuf sich selbst einen Stammbaum, da es die Geschichte unterlassen hatte. Nach seinen Angaben nahm die Familie Chatterton ihren Ursprung von Sire de Chasteautonne aus dem Hause Rolla's, des ersten Herzogs der Normandie, welchen der große Alfred im neunten Jahrhundert von den englischen Küsten vertrieb.

mußten, und es ſcheint faſt: ſie ließen alle Qual nur einzig ihrem letzten männlichen Sprößling, den die myſtiſchen Fittige einer unbändigen Ruhmſucht einem frühen Grabe zuführten. So ſchlängelt ſich meilenweit ein ſtilles Bächlein durch heitere Fluren, bis es zuletzt im brauſenden Ocean verſinkt. —

Die Ahnen des Poeten würden für uns ohne weiteres Intereſſe ſein, wenn das Schickſal nicht auch hier ſeine verknüpfenden Fäden geſponnen hätte. Auf einem dunklen Gange oberhalb des nördlichen Portales der Redcliffkirche ſtand ſeit undenklichen Zeiten eine mit ſechs großen Eiſenſchlöſſern verſehene Kiſte, die nebſt andern Coffern der Obhut der zeitigen Küſter anvertraut war. Den Deckel dieſes verſchloſſenen Kaſtens (die übrigen Kiſten ſtanden offen) zu heben, und vielleicht einen verborgenen Schatz an's Licht zu ziehen, war aus unbekannten Gründen immer verſchoben worden, bis endlich im Jahre 1727 John Chatterton vom Conſiſtorium den Befehl zur Unterſuchung erhielt, weil man einige Kirchendokumente darin zu finden glaubte. Die Eröffnung erfolgte nach üblichen Formen und möglichſt feierlich. Man berief einen Notar und

erbrach die Schlösser in seiner Gegenwart. Voll Erwartung standen der Pfarrer, der Bürgermeister, die Kirchenältesten und nicht minder John Chatterton der Küster. Der Inhalt der Kiste ließ aber dem Anschein nach die gehabte Mühe bedauern: es fanden sich viele Urkunden über Schenkungen und Vermächtnisse an die Kirche Mary Redcliff von William Canynge ꝛc., außerdem aber noch eine Partie alter Pergamente, deren Schrift theils ausgelöscht, theils für die Schatzgräber unverständlich war. Man ließ sie unachtsam auf dem Boden liegen, wo sie vermodert wären, wenn es der Himmel nicht anders beschlossen.

Diese unbeachteten Pergamentrollen wandelten sich in eine Pandorabüchse für den Dichter Chatterton, wie der Leser später vernehmen wird. Wie Epimetheus den Reizen des schönen Vulcangebildes erlag, so Chatterton denen der Poesie, deren Gaben wie die Pandorens nur aus Weh und Jammer und Hoffnung bestehen.

Der alte Küster ahnte vielleicht die Möglichkeit, daß die unbekannten Schriftzüge der Pergamente die Lösung eines Geheimnisses verschließen könnten, und sammelte die zerstreuten

Blätter sorgfältig zusammen, um sie in seine Wohnung zu tragen.

Dieser John Chatterton war der Onkel von dem Vater unsres Dichters, der wie dieser Thomas hieß und damals Schulmeister in Pyle-street war. John soll seinem Neffen den Befund der Kiste mitgetheilt und ihm erlaubt haben, den größten Theil der Pergamente zu beliebigem Gebrauch zu verwenden. Der Schulmeister legte die Mss. in einen Schulschrank und benutzte sie gelegentlich zu Bücherumschlägen ꝛc. So schenkte einst Mstr. Gibbs, der Vikar des Kirchspiels, den Schulkindern zwanzig Bibeln und Mstr. Chatterton ließ die Deckel derselben mit seinen alten Pergamenten bekleiden.

Das Einkommen des Schulmeisters war sehr geringe, demungeachtet hatte er ein Weib genommen und eine Tochter gezeugt; auch lebte seine alte Mutter bei ihm im Hause. Die Hoffnung des Mannes auf eine bequemere Lebenslage beruhete auf dem Tode seines Onkels John, von welchem er das Küsteramt zu ererben hoffte. Allein diese Hoffnung schlug fehl; der brave Onkel starb zwar 1748, aber sein Amt wurde einem Vorsänger zu Theil, der das

Consistorium vielleicht durch süße Schmeicheleien zu gewinnen wußte. Die alte Küsterdynastie der Chattertons erlosch mit dem Hagestolz John, und der Neffe Thomas blieb in gewohnter Dürftigkeit. Später wurde er Untersangmeister der Cathedrale von Bristol, welches Amt er mit dem eines Lehrers der Freischule zu Pylestreet verband. Er wußte dieser Schule nach und nach einigen Ruf zu verschaffen, und der Besuch zahlreicher Schüler verbesserte seine häuslichen Angelegenheiten auf erfreuliche Weise. Da suchte aber das unermüdliche Elend auf anderm Wege Einlaß und warf den armen Mann auf's Krankenlager. Vor seinem Tode, der am 7. August 1752 erfolgte, vernahm er, daß seine Frau zum zweitenmale Mutter werde.

Der Schulmeister Thomas wird von Mstr. Gardner „ein vollkommener Meister der Theorie sowohl als Ausübung in der Musik," genannt, aber es scheint, daß seine Lust am Singen sich zuweilen bis zur Manie gesteigert hat. Er soll z. B. oft ganze Nächte durch in Gesellschaft des gemeinsten Pöbels seines Kirchspiels Rundgesänge gebrüllt, und auf diese Weise den Schlaf seiner Frau Sarah gestört haben. Ueberhaupt scheint

er, wenn man den Worten einer Frau Edkins (der beſten Freundin ſeiner Wittwe) Glauben ſchenken darf, von gefühlloſer Natur (brutal disposition) geweſen zu ſein, und ſein Weib mit der größten Gleichgültigkeit behandelt zu haben. Es wird behauptet, man habe ihn einſt gefragt: weshalb er Sarah geheirathet habe, und er antwortete: „blos um eine Haushälterin zu erhalten.“ — Dieſes unglückliche Verhältniß wirft ſchon trübe Schatten in die Zukunft unſers Dichters, da der Ton ſeines Lebensurſprungs aus zwei disharmonirenden Saiten erklang.

Eine vaterloſe Waiſe erblickte Thomas das Licht dieſer Welt, und die Natur raubte ihm zur Hälfte bei ſeiner Geburt das ſchöne Glück der Elternliebe. Statt der väterlichen Milde und Duldſamkeit erzog nun der Ruhm das Waiſenkind, und ſeine Zuchtruthe war hart und unerbittlich. Wahrlich, der Ruhm iſt Chatterton's Vater, der ihn nährte und kleidete, liebkoſete und ſtrafte, und ihn nicht verließ, bis er das Grab ſich freiwillig geöffnet.

Die Wittwe Chatterton, eine einfache, würdige Frau, verkaufte nach dem Tode ihres Mannes die von ihm gegründete Schule und miethete auf

dem Redcliff-Hügel eine bescheidene Wohnung, die sie mit ihrer alten Mutter, ihrem Töchterchen und dem noch ungebornen Sohne bezog. Auch vergaß sie nicht, vielleicht von dunklem Drange bewogen und aus Anhänglichkeit für Alles, was ihrem Manne gehörte, die im Coffer des Mstr. Canynge gefundenen Manuscripte mitzunehmen. Um die Mittel zum Unterhalt zu erwerben, war die verlassene Frau genöthigt, sich unter die Armen der Stadt rangiren zu lassen, und außerdem mit ihrer Hände Fleiß das Nothdürftige zu bestreiten. Am Tage fertigte sie für Bristoler Damen Muster auf Muslin, hielt eine Kleinkinderschule ꝛc. und nähte Nachts vielleicht an Windeln für das Kind unter ihrem Herzen.

So mochte es geschehen, daß der kleine Tom, als er sich seiner Mutter Schooß entwand, (am 20. Nov. 1752) von Küssen und Thränen zugleich empfangen wurde, und Schmerz und Freude verbunden in den Herzen der Gegenwärtigen zuckten. Was ist auch beklagenswerther, als eine arme Mutter, deren Trauerblick über die Züge ihres Neugeborenen gleitet, dem sie im Leben nur Elend und Sorge und Knechtschaft weissagen kann? Das erste Linnen, womit sie

ſeine zarten Beinchen einhüllt, iſt vielleicht grob und zerriſſen, ſelbſt die Milch ihrer Mutterbruſt durch Leiden und Anſtrengung bitter und ungeſund; ſie hat nichts Süßeres für ſeine Roſenlippen als zärtliche Küſſe, nichts Schützenderes für ſeine Bruſt als ihre umſchlingenden Arme. — Man ſagt, die Menſchen ſind bei ihrer Geburt alle gleich — gebrechlich, ja wohl, ſie ſind alle anfänglich „das Ding an ſich, ein armes, bloßes zweizinkiges Ding", (wie König Lear meint), — allein nach dem erſten Gewinſel werden ſie ſchon in Claſſen eingetheilt, indem man den Einen in Lumpen, den Andern in Seide hüllt, — der Eine zeigt von nun an nie mehr eine Blöße, weil er aus reinem Blut entſproſſen iſt, der Andere geht ſein Lebenlang nackt und bloß, weil er ein Bettlerſohn iſt. Am Ende gleicht ſich freilich Alles wieder aus, und das iſt löblich von der lieben Natur.

Nachdem der kleine Tommy einmal ſein Recht zum Leben auf vernehmbare und lebhafte Weiſe ausgeſprochen, dachte bald Niemand mehr daran, ihm dies Recht ſtreitig zu machen. Die Sorge wurde zur lieben Gewohnheit und Tom hatte ſich in kurzer Zeit zum Alleinherrſcher in

dem kleinen Familienkreiſe aufgeworfen. Seht nur, wie er nach Verlauf einiger Jahre den Liebkoſungen ſeiner Mutter ſich entwindet, dem Schweſterchen auf den Schooß ſpringt, und dann zu den Füßen der alten Großmutter gekauert, aufmerkſam einer alten Ballade lauſcht. Der muntere Knabe trabt auf einem umgeſtürzten Stuhle durch die Stube, wirft mit einem gelehrten Buche aus dem Nachlaſſe ſeines Vaters nach den Fliegen an der Wand, oder ſitzt in einer Ecke zuſammengeſchmiegt, um artige Männchen und Pferde aus Papier zu ſchnitzen. Und Abends liegt er ſchlafend in ſeinem Bettchen, die Hände fromm gefalten, Schweißperlen auf dem blühenden Geſichte, und die Mutter kommt lauſchend, um dem Lieblinge noch einen Segenskuß auf die ſchwellenden Lippchen zu drücken. Vielleicht zieht auch ein Traum durch ſeine Seele, ſchimmernd und lieblich wie die Unſchuld, und noch nicht, wie in ſpäteren Jahren, ſtolz und prunkend, gleich der Ruhmſucht. Die Geſtalten der Phantaſie ſind freundlich und anſpruchlos: weiße Lämmchen und rothe Roſen oder goldene Sterne, — noch haben ſie nicht das Gewand der Selbſtſucht und des Trotzes umgeſchlagen, — noch ſind die

ſchwarzen Schatten und blutigen Schreckbilder unſichtbar, und der Schläfer greift nach Blumenkränzen ſtatt — Giftbechern. Warum ſtarb der arme Tom nicht damals? Warum ſterben überhaupt die Unglücklichen nicht alle in ihrer Kindheit?

Bis zum vierten Jahre ſpielte Thomas mit andern Kindern auf der Straße, und hier zeigte es ſich, wie gewöhnlich bei hochſtrebenden und ſtolzen Geiſtern, daß der Knabe gern den Anführer der Uebrigen machte, und ſtets bemüht war, das Spiel zu leiten oder anzugeben. Wollte man ſich ſeiner Diktatur nicht unterwerfen, oder gar ihm ſelbſt befehlen, ſo entfernte er ſich ſtillſchweigend, ohne ſeinen Verdruß äußerlich zu verrathen.

Als Beweis ſeines frühzeitigen Ehrgeizes mag folgende faſt unglaubliche Anekdote dienen, welche von ſeiner Schweſter (Mſtrß. Newton) erzählt wird. Unter den Freunden des ſeligen Chatterton, die ſich ſeiner Wittwe erinnerten, war auch ein Porzellanhändler, der zuweilen den Kindern Geſchenke von ſeinem Fabrikate machte. So wollte er einmal Gefäße für ſie bemalen, und frug die Kinder halb ſcherzend, welche Bilder ſie wünſchten. Da antwortete Tommy: „Mals

mir einen Engel mit einer Trompete und ausgebreiteten Flügeln, damit er meinen Namen der ganzen Welt verkünde!"

Das war die Beschwörung des Todesengels, — eine Divination des fünfjährigen Kindes, das im achtzehnten Jahre ruhmwürdig in ein blutiges Grab sank. Man muß anfänglich staunen über diese frühzeitige Einbildung und Zuversicht; steigt man jedoch tiefer hinab in das Bergwerk der Seele, so sieht man die Metalle deutlich flimmern und sprühen, sollte auch noch kein Hammer das Erz berührt haben. Der Dichter vollends besitzt die heilige Gabe der Weissagung und das Bewußtsein seines Ruhmes leuchtet in seinem Auge, selbst wenn die Lippe noch keine Strophe rhythmisch gefügt. — Uebrigens wundre sich der Leser nicht, daß wir derartige kleine Züge mit einer gewissen Umständlichkeit und Wichtigkeit anführen, wir haben ein so kurzes Dichterleben zu erzählen, in welchem Zweifel und Schein zudem den größten Theil der Thatsachen unsicher machen, daß wir gerne bei den Tagen der Kindheit verweilen, wo das Spiegelbild noch ungetrübt ist vom Hauch der Absichtlichkeit und äußerer Nothwendigkeit. A. Callet, Chatterton's fran-

zösischer Biograph, sagt in dieser Beziehung mit vieler Einsicht:

„Die Kürze von Chatterton's Leben verleiht diesen Erinnerungen aus seiner Kindheit eine große Wichtigkeit. Wenn man bedenkt, daß der Jüngling mit siebenzehn Jahren gestorben ist und Werke hinterlassen hat, welche die tiefste Lebenserfahrung verrathen, so fragt man sich, wo er das menschliche Herz studirt hat, und ist geneigt zu glauben, daß er in diesen siebenzehn Jahren ein langes Leben gelebt u. s. w."

Im fünften Jahre wurde Thomas zu dem Nachfolger seines Vaters, Mstr. Love, in die Schule geschickt. Aber der kleine stolze Tommy wollte sich nicht den Schulgesetzen fügen, und setzte allen Drohungen und Strafen den hartnäckigsten Trotz entgegen. Den Schulmeister verdroß am Ende sein vergebenes Bemühen, und er brachte unsern Dichter zu seiner Mutter zurück*), indem er die geistreiche Recension beifügte: „Ihr Sohn ist nicht für die Wissenschaft

*) „He was sent back to his mother with the character of a stupid boy." Life of Ch. by J. Dix. 1837 S. 4.

geboren, er wird nie etwas lernen; ich rathe, ihn nicht mehr in die Schule zu schicken, und für ein leichtes Handwerk zu erziehen." Nachdem der Paedagog diesen Orakelspruch ausgetheilt, kehrte er zufrieden in seine Schule zurück, und der stupide Tommy blieb eben so zufrieden bei seiner Mutter, welche sich natürlich über das Horoskop des Magisters sehr betrübte, und die Schuld allein ihrem seligen Manne zuschrieb Der nachträglich versuchten Güte und Bitte widerstand Tom gleichfalls, und es blieb nichts übrig als ihn noch einige Jahre im Hause zu behalten, um ihn später ein Handwerk erlernen zu lassen.

Der Knabe fing nun an verschlossen und schweigsam zu werden, nahm selten Theil an körperlichen Spielen seiner Altersgenossen, und schien sich auffallend zu langweilen. Zuweilen öffnete er das Fenster und sah stundenlang nach dem alterthümlichen Gebäude der Redcliff-Kirche hinüber. Wer weiß, in welchen Träumen dann das Kind schwärmte? welche Bilder seine Phantasie erschuf, und ob nicht schon damals der Mönch Rowley ihm erschienen, und die Töne der alten Glocken seinem Ohre wehmüthige Eclogen

zutrugen! Die Redcliffkirche war gleichsam das Stammhaus seiner Vorfahren, und wir möchten glauben, daß sie in sympathetischem Bezuge zu des Dichters Leben stand. Kurz vor seinem Tode in London erinnerte er sich noch derselben und wünschte ihre häßlichen Umgebungen fortgeschafft, um dem Blicke freiern Spielraum zu gewähren.

Die Wunderlichkeiten des Knaben beunruhigten seine Mutter sehr; sie hielt ihn bis zum sechsten Jahre für vollkommen närrisch und blödsinnig und brauchte diese Ausdrücke häufig, wenn sie zornig wurde.*) Oft saß das Kind stundenlang allein und weinte, obwohl Niemand wußte weshalb. Einst, als ihn wieder seine stumme Gemüthsstimmung erfaßt hatte, rief seine Mutter: „Ach, wann nimmt diese Albernheit ein Ende?“ und Mstrs. Ebkins fügte hinzu: „Ich wollte, dein Vater lebte noch, der würde dich schon erziehen,“ worauf dann Thomas plötzlich auffahrend und aus der Tiefe seines Herzens seufzend, erwiederte: „Ja, ich wollt', er lebte!“

*) Mstrs. Ebkins Bericht.

Eines Tages war Tom allein in der Stube und unterſuchte mit knabenhafter Neugier alle Winkel und Schränke, bis ihm ein altfranzöſiſches Notenmanuſkript mit großen illuminirten Anfangsbuchſtaben in's Auge fiel. Schnell ſetzte er ſich hin, betrachtete aufmerkſam und vergnügt die bunten Charaktere, und war ganz in den Anblick verſunken, als ſeine Mutter ihn überraſchte. Das Manuſkript wurde von dieſem Tage das Lieblingsſpielzeug des Knaben. Am Morgen, wenn er aufſtand, lief er gleich zu dem Orte, wo er es aufbewahrte, blätterte ſtundenlang darin und brach in laute Bewunderung aus über die bunten Buchſtaben. Nach dem Ausdrucke ſeiner Mutter verliebte er ſich förmlich (he fell in love) in dieſes Mſkpt., und es ſchien in den Buchſtaben ein geheimer Zauber für ihn zu ruhen. Nebenbei übte es auf ſein Gemüth einen Einfluß aus, den ſich der Schulmeiſter Love und ſelbſt ſeine Mutter vergebens zu verſchaffen ſuchten. Der Knabe fühlte nämlich auf einmal das Bedürfniß leſen zu lernen, und lernte auch wirklich aus dieſem Notenhefte zuerſt das Alphabet, bis ihm ſpäter eine alte Bibel in die Hände fiel. Mutter und Schweſter unterrichteten ihn

nun und waren über die Leichtigkeit, mit welcher Tom ihre Lehren auffaßte, sehr erstaunt. Der Wissensgeist war im Triumph eingezogen in das Haupt des stillen Kindes, und wuchs darin von Tage zu Tage, gleich dem jüdischen Gespenste der Armuth (Dales), das anfangs mager und gebrechlich, mit der Zeit so fett und stark wird, daß keine Macht es zu vertreiben weiß. Die alte Bibel, ein Erbstück seiner küsterlichen Ahnen, las Thomas mehreremale von Anfang bis zu Ende. Sein Auge wurde hierdurch an die gothischen Buchstaben gewöhnt und die Entzifferung alter Manuskripte gelang ihm später um so leichter.

— —

Unter der alleinigen Aufsicht seiner Mutter und Schwester blieb der Knabe nahe an drei Jahre, und versicherte seinen Lehrerinnen oft, wenn er erwachsen sei, wolle er ihnen ihre Mühe durch reiche Geschenke an Putz u. dgl. ersetzen. Um diese Zeit trank und aß er selten etwas anderes als Wasser und Brod; wenn seine Mutter ihm Leckerbissen geben wollte, was übrigens selten geschehen mochte, so nahm er sie nicht an,

und entgegnete: „Ich habe hier ein Werk zur Hand, und will mich nicht noch dummer machen, als Gott mich erſchaffen.“ Auch beſchäftigte er ſich häufig mit mechaniſchen Arbeiten und beſſerte Alles wieder aus, was im Hauſe zerbrach.*)

In der Wohnung ſeiner Mutter war ein kleines Zimmer, das gewöhnlich zur Rumpelkammer diente; dieſes Gemach nannte er ſein eigen, und bat ſeine Mutter, ihm den Schlüſſel in Verwahr zu geben. Hier ſaß er oft ſtundenlang mit ſeinen Studien beſchäftigt; doch ſcheint es nicht, daß er ſchon damals die geringſten Verſuche machte, ſelbſt zu produziren. —

Da er ein Alter von 7¾ Jahren erreicht hatte, glaubte Mſtrs. Chatterton die glücklichen Anlagen des Sohnes weiter ausbilden zu müſſen, und erhielt für ihn (durch weſſen Vermittlung weiß man nicht) ein Stipendium in Colſton's Armenſchule. In dieſem Inſtitute empfingen die Kinder Wohnung, Nahrung und Kleidung, und wurden in den Elementarwiſſenſchaften unterrichtet. Die Ordnung der Schule war ſtrenge und pedantiſch; die Zeit mit erſchrecklicher Oeko-

*) Mſtrs. Edkins.

nomie eingetheilt, Arbeits- und Freistunden nach Sekunden berechnet und der Studienplan in diesem Jahre unverändert wie im folgenden und vergangenen. Die Schulstunden waren im Sommer von sieben bis zwölf Uhr Morgens und von eins bis fünf Uhr Nachmittags; im Winter von acht bis zwölf und eins bis vier. Die Knaben mußten um acht Uhr Abends regelmäßig zu Bette gehen, und durften die Schule nur Sonnabends und an Festtagen verlassen. Anfangs rief Thomas frohlockend aus: „Hier werde ich Alles lernen können, was mir nöthig ist", bald aber bemerkte er: „es wären zu wenig Bücher in der Schule." Sein freier Sinn, sein alles verschlingender Wissensdrang fand nicht Raum in dieser starren Abgrenzung der Gedanken und Worte; die Flamme seiner Phantasie loderte nicht mehr nach außen und die Wehmuth des Knechtschaftsgefühls zog Furchen in seine jugendliche Stirne. Sein Gemüth schien verwandelt; schweigsam und dumpf hörte er dem Unterrichte zu, und verrieth durch keine Miene ein ungewöhnliches Interesse an irgend einem Gegenstande des Unterrichts. Seine Lehrer bemerkten nur eine ungemeine Gelehrigkeit (besonders zur Arith-

metik) an ihm, und mußten ſeinen pünktlichen Gehorſam loben. Daß ſie ihm indeß bloß mäßige intelligente Kräfte zuſchrieben, darf nicht wundern, wenn man zugibt, daß ein Genie nur von ſeinesgleichen vollſtändig gewürdigt wird. Wie tief ſtanden aber Chatterton's Lehrer und Mitſchüler unter der Höhe ſeines Geiſtes! Im Allgemeinen iſt die Bemerkung nicht ſelten, daß die genialiſche Flamme ungewöhnlicher Menſchen in den Schulräumen nicht zum hellen Lichte bringen kann; — man erzählt von vielen großen Männern, daß ſie in der Schule kaum das gewöhnliche Maaß natürlicher Verſtandeskräfte durchblicken ließen, — allein wir glauben, daß die Beobachter nicht im Stande waren, das Aufglimmen der Flamme zu gewahren. Der beſchäftigte Lehrer hat zu wenig Muße in ſeiner Knabenheerde genaue pſychologiſche Erperimente anzuſtellen; er urtheilt faſt beſtändig nach dem Scheine. Gutes Wortgedächtniß iſt ihm die erſte Tugend eines Schülers und bei weitem lieber als originale Denkkraft, die ihn im gleichförmigen Schulgange ſtören würde. Demnächſt erfreut ihn an den Knaben eine gewiſſe Dreiſtigkeit und Ungenirtheit im Antworten, und zuletzt

ein gemüthliches Anſchmiegen und Hingeben an ſeine Perſönlichkeit und Denkweiſe. Es kann aber ein geiſtvolles Kind wenig Wortgedächtniß beſitzen, wenigſtens im Sinne des Lehrers, der darunter ein völliges Eingehen in fremde und Verleugnen eigener Anſchauungen begreift; zweitens iſt Dreiſtigkeit im Knabenalter gewiß eine Gabe der Mittelmäßigkeit, weil das Selbſtbewußtſein einer ungewöhnlichen Geiſtesreiſe doch immer nur in einzelnen Augenblicken hervorbricht; — und das völlige Anſchmiegen an den Lehrer ſtreitet auch wieder mit der urſprünglichen Gedankenfreiheit eines hochbegabten Geiſtes.

In der Colſtonſchule trieb man auch Poeſie, d. h. unter Leitung des Lehrers Philips mußten 10 — 12jährige Jungen Verſe machen wie die Schmiede Hufnägel. Mſtr. Philips hatte die Schwachheit, ſeine Schulkinder zu dem ſelbſterklommenen Parnaß nachziehen zu wollen. Die kleinen Flegel mußten ſich mit den Göttern der griechiſchen Mythologie tagtäglich herumbalgen, und wer die correkteſten Verſe drechſeln konnte, erhielt die wenigſten Prügel. O barbariſche Menſchheit, Prügel zu bekommen, weil ein hinkender Fuß in einem Verſe iſt!

Daß unſer Chatterton ſchon als Knabe ein Genie war, bezeugt ſeine hartnäckige Weigerung, unter der Leitung des Lehrers Philips Verſe zu machen. Man bat ihn, es zu verſuchen, man munterte ihn auf, man beſtrafte vielleicht ſeinen Stolz und höhnte ſeinen Stumpfſinn, — allein vergebens: Chatterton war unbeweglich, und Mſtr. Philips vermochte dieſer glühenden Phantaſie keinen Funken zu entlocken, wenn man nicht annehmen will, daß dies geſchehen ſei, als der gutmüthige Schulpoet geſtorben war, und Chatterton eine ausgezeichnet ſchöne Elegie auf ſeinen Tod ſchrieb. Von den Poeſieen dieſes Philips enthalten die Magazine und periodiſchen Schriften der Epoche nicht ganz verachtungswerthe Proben.

In Freiſtunden beſuchte Thomas oft ſeine Mutter, und da er bei dieſen Beſuchen ſtets verſchloſſen und traurig war, erregte er die Sorge der guten Frau. Ihre Tochter war damals ſchon groß und konnte ſie mit ihrer Hände Arbeit unterſtützen, wodurch die äußern Verhältniſſe der Familie ſich günſtiger geſtalteten, und Frau Chatterton im Stande war, ihrem Sohne von Zeit zu Zeit einiges Geld zu geben. Sie hoffte ihn dadurch aufzumuntern und ihm eine kindliche

Freude zu bereiten, indem ſie glaubte, er werde das Geld zu Leckereien verwenden. Aber der zehnjährige Tommy füllte ſeine Freiſtunden mit Nachdenken und Leſen aus, und die Liebespfennige ſeiner Mutter wanderten alle in die Kaſſe eines Bücherverleihers. Namens Goodal in Broadſtreet. Eine ungeheure Leſegier bemächtigte ſich ſeiner, und in wenigen Monaten hatte er alle Romane, Poeſien und Hiſtorien verſchlungen, die er erlangen konnte. Die Geiſtesblitze Homer's und Shakſpeare's, Chaucer's und Spenſer's, Milton's und Taſſo's, ſogar des deutſchen Klopſtock's*) ziſchten nach einander durch ſein junges Herz; dann durchflog er die Satyren und Romane Swift's und Smollet's, Butler's und Pope's, griff nach theologiſchen und philoſophiſchen Diſſertationen und verſenkte ſich in den Moder der vaterländiſchen Alterthümer und Heraldik. Zuletzt las er alle Magazine und periodiſchen Blätter durch, die in ſeine Hände geriethen. —

Die erſten Geiſtesblüthen des ſonderbaren Knaben waren Satyren, in welchen Lehrer und

*) In dem Gedichte Kew-garden heißt es: „Florid as Klopstock.“ Klopſtock war in's Engliſche überſetzt.

Schüler die Geißel ſeines Spottes empfanden. Die erſtern mochten ſeinen Zorn durch Indifferenz und Ignoranz, die letztern durch Naſenrümpfen oder plumpe Schimpfreden erweckt haben. Der Direktor der Schule, Mr. Warner, nahm dieſe ſatyriſchen Expektorationen ziemlich übel, und die Verweiſe, welche Tom vermuthlich erhielt, haben ohne Zweifel ſeinen Groll geſteigert und ihn zu fernern poetiſchen Verſuchen angereizt.

Zwiſchen dem eilften und zwölften Jahre verfaßte Chatterton ein Verzeichniß aller Bücher, die er geleſen hatte. Welch eine Liſt! Der ſtille arme Knabe, in deſſen Leben kein ungewöhnliches Ereigniß ſtörend eingetreten, durfte ſtolz zurückblicken, wenn er ſich mit ſeinen Altersgenoſſen verglich. Er hatte geleſen und gedacht, während ſie ſpielten; er ſtand an Kenntniſſen hoch über ihnen, und jeder Titel in ſeinem Cataloge ſchien ihm eine Stufe zu ſeinem kommenden Ruhme.

Seine Schweſter hatte ihm ein Porteſeuille geſchenkt, das er ihr nach einiger Zeit wieder zurückgab, nachdem er ſeine flüchtigen Gedanken darin verzeichnet, und vielleicht die erſten Seiten zur Geſchichte ſeines ſtrebenden Herzens dort

niedergeschrieben. Schade, daß diese genialischen Embryone, diese Aphorismen einer wachsenden Größe Raub der Zeit geworden sind. Welche Bekenntnisse eines reinen Gemüthes, welche duftende Blüthen vom Baume jugendlicher Sentimentalität, welche Strahlen aus dem Glanzmeer ursprünglicher Urtheilsfähigkeit mögen in diesen Lukubrationen verloren sein!

Als die Zeit der Confirmation für Chatterton herannahte, soll sein Herz von religiöser Glut und Wehmuth ergriffen worden sein. Die schwermuthsvolle Leidensgeschichte des christlichen Religionsstifters erregte seine Gefühle zu schwärmerischer Aufwallung und die Communion, der erste ernsthafte Akt im menschlichen Leben, womit der enge Familienkreis des Individuums zu dem großen des gesellschaftlichen Verbandes sich erweitert, hatte mächtigen Einfluß auf das Nachdenken und den Studiengang des geistreichen Knaben. Er soll damals das neunte Capitel aus Hiob und einige andere aus Jesaias poetisch versirt, einige Strophen über das jüngste Gericht verfaßt und die Lehre vom Abendmahl mit der Fülle seiner Phantasie ausgeschmückt haben. Bald aber erlosch der Nachglanz dieser religiösen Feier

und Chatterton erfaßte mit Eifer die Dornengeißel der rationellen Skepsis. Ein Cirkel junger Freunde hatte sich um ihn geschlossen, der mit Staunen und Ergebenheit seine scharfen Urtheile und Spötteleien und die glänzenden Combinationen seiner Phantasie vernahm. Die Superiorität Chatterton's zeigte sich auch äußerlich in dem männlichen Ernste seines Gesichtes, das in aufgeregten Augenblicken den schwermüthigen Ausdruck verlor, und von heiterm Glanze, dem Widerscheine eines hochgesinnten Gemüthes, leuchtete. Unter seinen Schulfreunden war es vorzüglich William Smith*), der sich mit inniger Zuneigung dem jungen Dichter anschloß.

Im Alter von eilf Jahren und fünf Monaten schrieb Chatterton ein Spottgedicht auf einen religiösen Heuchler, der aus Habsucht Methodist wurde, und aus gleichem Grunde wieder zur herrschenden Kirche überging. Chatterton haßte die Frömmler und ließ nie eine Gelegenheit vorbeigehen, wo er über diese Schmarozerpflanzen

*) Nach mancherlei Lebensschicksalen wurde Smith Schauspieler, schrieb unzählige schlechte Verse und starb erst vor vier oder fünf Jahren. Eine ziemliche Anzahl Autographen Chatterton's verschenkte oder verlor er.

des Christenthums sein satyrisches Gift aussprützen konnte. Die Sekte der Methodisten namentlich war damals sehr verbreitet in Bristol, besonders in temple street, horse fair, St. James back und Church-yard; Chatterton copirte deshalb seinen Abtrünnigen ganz nach dem Leben.*)

*) Hier die prosaische Uebersetzung des Gedichts:

„Will, der Apostat.

„Vor Zeiten, als Wesley's Ruf von Tage zu Tage sich vermehrte, entschloß sich der Banqueroutör Will einen andern Handel zu beginnen. Er ging alsbald zu Wesley, nahm eine ernste feierliche Miene an, und sprach also zu dem frommen Methodisten: „Mein guter Herr, ich denke, daß eure Lehre die beste ist, und euer Diener möchte auch ein Wesleyaner werden. Weiht mich in eure Grundsätze ein!" — Der Prediger willfahrte ihm und lehrte den Proselyten, wie er sich in der Welt betragen müsse. Will hörte zu, bezeugte seinen Beifall durch Kopfnicken und schrie, daß jedes Wort Wesley's das Wort Gottes selbst sei. Endlich rief er mit zum Himmel gekehrten Heuchlerblicken: „Welche heilige Gesellschaft! Weder Bingham, noch Young, noch Stilling Fleet könnten mich abhalten, daß ich nicht Theil an ihr nehme." Darauf erzählte er seine Verhältnisse, den schlechten Stand seiner Geschäfte und bat, daß im nächsten Meeting eine kleine Collekte zu seinem Besten arangirt werde. Der Prediger sagte ihm, er solle nur getrost sein, und versprach die Collekte zu veranstalten. — Nach Hause gekommen, nahm Will wichtige und affektirte Manieren an: er war ein vollkommener Methodist. — Jedoch, — wie er sich auch äußerlich geberdete, sein Herz blieb das-

Der Inhalt dieſes Gedichts iſt einfach, aber die Bearbeitung zeugt von einer Beobachtungsgabe und einer ironiſchen Auffaſſung, die weit über dem Anſchauungsvermögen eines gewöhnlichen eilfjährigen Kindes liegen. Sir Herbert Croft ſagt in dieſem Bezuge: „Es iſt nicht das jugendliche Alter, was dieſe Produktion ſo außerordentlich macht, auch Pope ſchrieb eine Ode im zwölften und Cowley im dreizehnten Jahre, allein wir dürfen vermuthen, daß dieſe Dichter Verwandte, Beſchützer und Freunde

---

ſelbe: es war das Herz eines Abtrünnigen. Er hatte häufig religiöſe Verzückungen und verherrlichte beſonders den Namen Wesley's. Auch machte er Sermone: was hätte er nicht gemacht, wenn es ihm mit Geld bezahlt wurde? Er wiederholte oft mit feierlichem Enthuſiasmus, daß „der Arbeiter ſeines Lohnes werth ſei."

„Nach geraumer Zeit, eben als ſein Streben den beſten Erfolg verſprach, begab es ſich, daß ein anſehnliches Amt ſich ihm in Ausſicht ſtellte. Lebt wohl, ihr Methodiſten! Wozu ſoll er noch Methodiſt ſein, die Proteſtanten dienen ihm beſſer. Er geht in aller Eile zum Geiſtlichen und ſpricht zu dem Ehrwürdigen: „Ich war Methodiſt, es iſt wahr, allein ich komme jetzt voll Reue zu euch. O, wenn ihr mir das Amt verſchaffen wolltet! Ich verſpreche meine Pflichten zu erfüllen und Alles zu thun, was recht und ſchicklich iſt." Der Geiſtliche gab ſogleich ſein Wort und Will, der das Amt erhielt, verwaltete es mit heuchleriſcher Würde."

hatten, denen man vielleicht Dank schuldig ist; Chatterton aber hatte weder einen Beschützer, Freund noch Verwandten, der sein Jugendgedicht verbessern und durchsehen konnte." Noch machen wir darauf aufmerksam, wie aus dem Gedichte erhellt, daß der kindliche Verfasser sich schon mit den schwerfälligen Schriften eines Young, Stilling Fleet und Bingham beschäftigt haben mußte.

Wie erwähnt, besuchte Thomas fleißig seine Mutter, um einige Stunden in ihrer lieben Gegenwart zuzubringen. Aber bei seiner Rückkehr zur Schule war er stets noch trauriger und gedankenvoller als gewöhnlich und vermied selbst seine vertrautesten Freunde. Dies kann aus zwiefachen Gründen hergeleitet werden: der stolze Knabe, der in goldenen Träumen des Glückes schwärmte, dem die verborgensten Schätze des Wissens täglich erreichbarer schienen und eine große Zukunft verhießen, mochte sich über die Beschränktheit und Aermlichkeit im Hauswesen seiner Mutter und die Zurücksetzung und Verachtung derselben als gewöhnliche Folge der Mittellosigkeit schmerzlich betrüben; — dann aber

ſcheint er während eines Beſuches zufällig die im Anfange unſrer Biographie erwähnten Pergamenthandſchriften aus dem Nachlaß ſeines Vaters aufgefunden zu haben, was vielleicht mehr als alles Uebrige ſein heimlichſtes Grübeln hervorrief. Die Mutter erzählte ihm auf ſeine Fragen die Geſchichte von dem Coffer des Mſtr. Canynge und endigte ihren Bericht mit den Worten: „Dein Vater wußte mehr von dieſer Geſchichte als ich, und verbarg einige dieſer Papiere gleich Schätzen. Der arme Thomas hatte ſeine Schwachheiten, denn du ſiehſt wohl, daß ſie zu nichts weiter als zum Verbrennen nützen.“ Halb zerſtreut rief Thomas: „Nein, nein, Mutter, thu' das nicht, es können wirklich Schätze ſein.“

Chatterton wurde nun wie früher zu dem franzöſiſchen Notenheft auch zu dieſen Pergamentrollen mit unwiderſtehlicher Gewalt hingezogen; er bemühte ſich die Zeichen zu enträthſeln und oft, wenn ihm dies gelungen ſchien, leuchtete es wie freudige Ueberraſchung über ſein Antlitz. Dann ſaß er ſtundenlang in ſtarres Brüten verſunken, vermied jede Berührung und wurde ſchüchtern und reizbar; bis plötzlich dieſer ſon-

derbare Zuſtand wieder einer hohen ſtolzen Aufregung und Satisfaktion Platz machte. Der Knabe ſchien ſeinen Plan zur Erzeugung der ſogenannten Rowley'ſchen Gedichte fertig ausgebildet zu haben.

Um dieſe Zeit gab der Schotte Macpherſon die Geſänge Oſſian's heraus, welche von ganz Europa mit unbeſchreiblichem Jubel aufgenommen wurden, und nebenbei zahlreiche Streitſchriften der Gelehrten hervorriefen. Man darf mit Sicherheit behaupten, daß Chatterton, ſchon damals den Oſſian las und ſich dafür begeiſterte, weil er ſpäter ſelbſt einige Nachahmungen der gäliſchen Lieder ſchrieb. Auch werden ihm die Streitigkeiten über die Aechtheit oder Fälſchung dieſer Gedichte nicht unbekannt geblieben ſein. Wie leicht denkbar iſt es nun, daß ihm bei Entdeckung der Mſkpte ſeine ſchnell entzündbare Phantaſie vorſpiegelte: ein Oſſian des Mittelalters habe in dem Coffer des Mſtr. Canynge auf ſeinen Macpherſon gewartet, und dieſer könne Niemand anders ſein, als er, der Wunderknabe von Briſtol?

Die erwähnte Frau Edkins, eine Vertraute ſeiner Mutter, an deren Ausſagen man keinen

Grund zu zweifeln hat, erzählt, daß Chatterton, wenn er Sonnabends und an Festtagen seine Mutter besuchte, oft den ganzen Tag auf seiner Rumpelkammer zugebracht habe. Hier hatte er zu seinem Gebrauch einen durchlöcherten Beutel mit Holzkohlen, ein Töpfchen mit Ocker und den Tisch bedeckt mit Papieren, Pergamentschnipfeln ꝛc. Kam er in's Familienzimmer hinab, so waren Hände und Gesicht häufig (wie sich Mstrs. Edkins ausdrückt) besudelt, und die gute Frau zweifelte nicht daran, daß er damals schon die ersten Mskpte Rowley's verfertigt habe. Zur Bestätigung dieser Ansicht mag folgender Brief eines Jugendgenossen Chatterton's dienen. Mstr. Thistlethwaite schreibt an Dekan Milles: „Da ich im Sommer 1764 eines Tages durch Horse Street ging, traf ich zufällig mit Chatterton zusammen, und er erzählte mir im Laufe des Gesprächs, daß er im Besitze gewisser alter Mss. sei, welche in einer Kiste in Redcliff Church gefunden worden, und daß er einige oder eins derselben Philips geliehen habe. Nach wenigen Tagen sah ich Philips und erzählte ihm, was mir Chatterton gesagt habe. Philips zog nun ein Ms. auf Pergament oder Velin

hervor, deſſen Inhalt, wie ich verſichert*) bin, Elenoure and Juga war, eine Art Schäfergedicht, welches ſpäter im Maiheſte des Town and Country Magazine für 1769 erſchien. — Das Pergament ſchien am Rande knapp beſchnitten, weshalb oder durch welchen Zufall weiß ich nicht, doch war kein einziges Wort verſehrt. Da die Schrift gelb und blaß war und demzufolge ſchwer zu entziffern, hatte Philips mit der Feder einige Reihen nachgezeichnet und übermalt, um ſich das Verſtändniß des Inhalts zu erleichtern. Ich ſuchte ihm zu helfen, allein aus gänzlicher Unkenntniß der Schriftzüge, Sprache und Orthographie des Zeitalters, in welchem die Verſe geſchrieben waren, krönte alle unſre Anſtrengungen kein Erfolg ꝛc."

Einen evidenten Beweis, daß Chatterton während ſeiner Schülerzeit ſchon angefangen mit dem Bauwerk ſeiner altſprachlichen Schätze, liefert der ſogenannte Burgum'ſche Stammbaum, deſſen Fälſchung Mſtr. Cottle unwiderlegbar bewieſen

*) Dieſe Verſicherung klingt etwas ſonderbar, da der Briefſteller einige Zeilen weiter ſelbſt geſteht, die Dechiffrirung des Ms. ſei weder Philips noch ihm gelungen.

hat. Burgum war ein Zinngießer, der in früher Jugend ganz ungebildet aus Glouceſterſhire nach Briſtol kam. Chatterton war dieſem eiteln und unwiſſenden Manne als ein artiger blue-coat Knabe bekannt, den er zuweilen mit einigen Pence beſchenkte. Der Knabe hatte Gelegenheit, die Leichtgläubigkeit des Zinngießers zu erkennen, und baute hierauf ſeinen Plan. Eines Samſtags ſprach er mit Burgum und erzählte ihm mit großer Ernſthaftigkeit, daß er eine Entdeckung gemacht habe. „Was denn, mein Sohn?" rief der Zinngießer neugierig. „Nun, entgegnete der junge Dichter, daß Sie in grader Linie von einigen der erſten Familien des Landes abſtammen." — „Das habe ich nicht gewußt, Tom!" ſprach Mſtr. Burgum, und Chatterton fuhr fort: „Wohl möglich, allein ich habe unter den Schätzen aus Redcliff-Church Ihren Stammbaum, der bis zu uralten Zeiten deutlich zurückgeht, aufgefunden." Auf das dringende Verlangen Burgums, dieſes merkwürdige Dokument zu ſehen, verſprach Chatterton, ihm eine Abſchrift des Originals zu beſorgen, und überreichte ihm auch wirklich nach einigen Tagen die Abſchrift des Stammbaums, (unter der Ueberſchrift: „An Account of the

Family of the De Burghams, from the Norman Conquest to this time; collected from Original Records, Tournament Rolls, and the Heralds of March and Garter Records, by T. Chatterton.“) Der Knabe hatte, vermuthlich aus Mangel an Papier, diesen Stammbaum in ein Büchlein geschrieben, das bereits zur Hälfte beschrieben war, und Fragmente alter Gedichte mit folgender Ueberschrift enthielt: „Poems by Thomas Rowley, priest of St. Johns, in the city of Bristol, containing the Tournament a Interlude; and a piece by Canynge, called the Goulers Requiem.“ (Gedichte Rowley's, Priester von St. Johns in der Stadt Bristol; enthaltend: das Turnier, ein Zwischenspiel und ein Stück von Canynge: benannt des Wucherers Requiem.) Außerdem überreichte Chatterton dem Herrn Burgum das Wappen der De Burghams, sorgfältig auf Pergament gemalt, das alle Anzeichen des Alters an sich trug.

Das Vergnügen des Zinngießers, nachdem er den schriftlichen Beweis in Händen hatte, daß er von Simon de Leyncte Lyce, alias Lenliz, der zur Zeit Wilhelms des Eroberers mit

der Tochter Waltheofs, des Grafen von Northumberland, Northampton und Huntingdon vermählt war, abstamme, mag nicht klein gewesen sein; dennoch erstreckte sich die Belohnung des filzigen Philisters für diesen glücklichen Fund nicht über fünf Schillinge. Je nun, der arme Knabe schien zufrieden, und brachte nach vierzehn Tagen wiederum ein Supplement zu dem Stammbaum, (unter der Ueberschrift: „Continuation of the Account of the Family of the Burghams. from the Norman conquest to this time. by T. Chatterton.“) In diesem zweiten Theile war sogar, um der Eitelkeit des Herrn Zinngießers noch mehr zu schmeicheln und vielleicht auch um Verdacht zu beseitigen, ein altes Gedicht eingeflochten, dem Chatterton eine moderne Uebersetzung beifügte. Das Gedicht führt die Ueberschrift: „The romaunte of the Cnyghte“, (die Romanze vom Ritter), und als Verfasser wird natürlich ein Ahne des Herrn Burgum genannt, nämlich: John de Bergham, „die größte Zierde seines Zeitalters.“ Chatterton leitet das Gedicht auf folgende Weise ein: „Um Ihnen (dem Mstr. Burgum) eine Vorstellung von der alten Poesie zu geben, theile ich

das folgende, um das Jahr 1320 geschriebene Gedicht mit." Der zweite Theil des Geschlechtsregisters wurde nochmals mit fünf Schillingen honorirt, und der geadelte Zinngießer hatte nicht den geringsten Verdacht, daß der ganze Stammbaum eine Erdichtung des dreizehnjährigen Wunderknaben sein könne.

Am 1. Juli 1767 verließ Chatterton die Colstonsschule, in welcher er ungefähr sieben Jahre Unterricht genoß. Er wußte wohl Alles, was in diesem Institute gelehrt wurde und sonst noch unendlich viel mehr. In Freistunden hatte er auch die glücklichsten Anlagen für Musik ausgebildet, und zeichnete recht artig.

Wenn nun seine gute Mutter vermögend genug gewesen wäre, um ihn zur Fortsetzung seiner Studien nach Oxford oder Cambridge zu senden, so würde wahrscheinlich ein großer Gelehrter, ein zweiter Crichton aus ihm geworden sein, und unser Herz blutete nicht, wenn wir seines frühen Todes gedenken. Allein das Schicksal ist launisch wie eine Maitresse, und seine Gesetze sind nach menschlichen Begriffen unge-

recht und willkürlich. Wir ſehen Narren ſich auf Kanzeln ſpreizen und Thoren auf Cathedern; der Weiſe ſteht in abgeſchabtem Rocke in Antichambern, um zu bitten, und der dumme Reiche entläßt ihn mit Ermahnungen oder höhniſchen Rathſchlägen. Die Guten des Vaterlandes erſticken in der verpeſteten Luft der Verbannung, während die Schlechten behaglich die Früchte des heimiſchen Bodens verſchlingen. Der Unglückliche, ermattet von dem Kampfe mit harten Vorurtheilen, beſiegt zuletzt das Vorurtheil des gebundnen Menſchenwillens, indem er den Faden ſeines Lebens freiwillig abbricht — und tauſend fanatiſche Pfaffen und ehrbare Philiſter ſchreien Zeter und Mord über den — Sünder. Und kein Troſt in dieſem Jammer? — Selbſt die Natur verſöhnt uns nicht durch Beiſpiele: wir ſehen die glühende Traube an dürrer Rebe hängen und die Nachtigall ſeufzt verborgen unter grauem Büßergefieder!

Thomas Chatterton wurde ſtatt eines Erforder Studenten Schreiberlehrling bei einem Attorney in Briſtol, Namens Lambert. Koſtbare Stunden ſeines kurzen Lebens mußte

er mit Copiren von Prozeßakten oder Excerpiren betrügerischer Verhandlungen zubringen, und Mittags aß er mit den Dienstboten aus einer Schüssel, und Nachts schlief er mit den Domestiken in einem Bette! Begreift ihr die Schmerzen des jungen Dichters? Das stolze Haupt mit goldenen Feenträumen erfüllt, die Brust geschwellt von Liebe und Freiheit, die Gedanken stolz und kühn wie Riesenadler, — und dann täglich in gemeinen Koth hinabgezogen und mißhandelt zu werden! — Aber Thomas wußte, daß seine Mutter arm war und deshalb ertrug er sein schmähliches Schicksal! —

Nach dem herkömmlichen Gebrauche bezahlte der Lehrling Chatterton bei seinem Eintritt in die Dienste des Attorney zehn Pfund, und in dem noch aufbewahrten Lehrbriefe heißt es, daß Chatterton für den Zeitraum von sieben Jahren bei Lambert Kost, Trank, Kleidung und Wohnung erhalte, und nach besonderer Uebereinkunft seine Mutter für ihn waschen und flicken müsse.

Lamberts Haus war etwas von der Geschäftsstube entlegen und Thomas mußte in der letzteren jeden Morgen um 8 Uhr sich einfinden, und blieb daselbst, mit Ausnahme einer Stunde

zum Mittagseſſen, bis 8 Uhr Abends. Nach dieſer Zeit durfte er zwei Stunden lang auf beliebige Weiſe zubringen.

Mr. Lambert konnte keine genügende Veranlaſſung zur Klage über das Benehmen ſeines jungen Clerks auffinden. Thomas hatte ſich in der Schule an Pünktlichkeit und Aufmerkſamkeit gewöhnt und erfüllte ſeine Pflichten ganz gewiſſenhaft, wenn auch nicht, wie einer ſeiner Biographen ſagt, gleich einem Menſchen, der keinen größern Ehrgeiz im Hirne trägt, als einſt ein geſchickter Attorney zu werden. Seine Schweſter ſchreibt: „Wir ſahen ihn die meiſten Abende vor neun, und er blieb gemeiniglich bis zum Ablauf ſeiner Erlaubniß, nämlich bis zehn Uhr bei uns. Selten vergingen zwei Abende nach einander, daß er uns nicht beſuchte. Die Zeit ſeiner Rückkehr in Lambert's Haus war am Sonntage um acht Uhr Abends, und blieb er zufällig etwas über die feſtgeſetzte Zeit, ſo rief er ſeufzend: „ach, ich muß nun gehen, ich fürchte Vorwürfe zu erhalten.““ Aus allem geht hervor, daß Chatterton die größte Verachtung ſowohl für Mr. Lambert als die ihm anvertraute Beſchäftigung hegte. Die Geſchäfte des Attorney waren ſehr unbedeu-

tend, und in Folge deſſen konnten die täglichen Arbeiten des Clerk in zwei Stunden beſeitigt werden; allein, wie es ſo häufig geſchieht, ſah es der Prinzipal höchſt ungern, daß ſich Thomas mit etwas Anderm als ſeinen Arbeiten beſchäftigte. Frau Edkins erzählt, daß ſie einſt mit Chatterton's Mutter zu Lamberts gegangen ſei, und Frau Ch. den Attorney gefragt habe, ob ihr Sohn ein guter Lehrling wäre? worauf er zwar bejahend geantwortet, aber hinzugefügt: „er halte keine Lehrjungen zum Nichtsthun.“ Frau Edkins entgegnete nun eifrig, daß ſie überzeugt ſei, Thomas vernachläßige ſeine Arbeiten nicht, und Lambert geſtand ein, daß er nur gemeint habe, ſein Clerk vernachläßige die Rechtslektüre. Die Abweſenheit Lamberts benutzte nämlich Ch. um Aufſätze für die periodiſchen Blätter der Zeit zu ſchreiben, und der Attorney in ſeiner brutalen Unwiſſenheit haßte dies, und nannte es nur „dummes Zeug.“ Fand er gelegentlich auf ſeinem Tiſche Papiere liegen, die mit poetiſchen Ergüſſen ſeines Clerks beſchrieben waren, ſo zerriß er ſie in zorniger Bosheit und fragte den Verfaſſer ſogar auf's peinlichſte, wo er das Papier dazu hergenommen? Dies erhielt

Thomas von der guten Frau Edkins, die nach ihrem Ausdrucke den Knaben liebte, wie ihr eigenes Kind. Sie erzählt, „daß Tommy selten viel Geld gehabt, und daß sie ihm oft welches gegeben, um Papier zu kaufen. Manchmal kam er mit trauriger Miene zu ihr, und sagte halblaut: „das Papier ist mir all aufgegangen; Lambert hat wieder einige meiner Arbeiten erwischt und vernichtet." Frau Edkins glaubt, daß dies Benehmen seines Herrn ihn mehr als alles andre gekränkt, und daß er in dieser Beziehung geäußert, daß es ihm nichts schade, wenn Lambert nur die Briefe an seine Freunde zerreiße, die er von neuem schreiben könne, aber die Poesieen wären unwiederbringlich verloren. — Nach Chatterton's eignen Worten behandelte ihn Lambert in jeder Hinsicht „fortwährend auf empörende Weise und machte sein Leben elend." Einmal sogar hielt es der Attorney für seine Pflicht, seinen Lehrling zu züchtigen, und gab ihm einige Schläge. Der alte Lehrer Chatterton's empfing nämlich einen anonymen Schmähbrief, als dessen Verfasser er Thomas bezeichnete. Die Anklage wurde dadurch bestätigt, daß zu dem Briefe des Attorney's Papier ge-

nommen und die Handschrift nicht undeutlich zu erkennen war. — Es scheint, daß die fortgesetzte üble Behandlung seines Herrn den Knaben schweigsam und störrisch machte. Er war stets finster und zurückhaltend, und zuweilen brach die Flamme seines Stolzes prasselnd hervor. Er richtete niemals zuerst das Wort an Jemand, und antwortete auf geschäftliche Fragen mit kalter Höflichkeit und schneidender Kürze. Erhielt er Verweise, so wurde sein Gesicht bleich vor Mißmuth und das Auge starrte in trüber Gluth zu Boden, aber keine Sylbe der Entschuldigung trat über seine Lippen. — Von den Dienstboten hielt er sich strenge entfernt, und selten wagte es einer, ihm vertraulich zu nahen. Laquaienfreundschaft würde ihn erniedrigt haben, meinte er. Hierüber machte ihm Lambert oft beißende Vorwürfe und sagte u. A.: „Warum glaubst du höher als Andre zu stehen? Als ob man nicht deine Familie kännte! Goddam, als ich noch Clerk war wie du, hatte ich die glücklichste Zeit meines Lebens!" Chatterton schwieg mit wundem Herzen, und Mr. Lambert sagte zu seiner Frau: „Ich begreife diesen Jungen nicht; ich traue ihm nicht und fürchte mich fast vor

ihm. Man weiß nie, was er denkt und auf dem Herzen hat." Weil er aber keinen genügenden Vorwand wußte, schickte er ihn noch nicht aus dem Hause.

Kurz nach dem Eintritte Chatterton's verlegte Mr. Lambert seine Geschäftsstube von St. Johnssteps nach Corn-Street, der Börse gegenüber. Hier hatte er zwei Zimmer im Gebrauche; den Laden im Vorderhause bewohnte Mr. Becket ein Buchhändler, das andere Appartement Mr. Anthony Henderson ein Goldschmidt. Th. Palmer*), einer der wenigen Freunde Chatterton's, die noch leben**), berichtete, daß dieser sehr häufig allein auf dem Büreau, und nicht gern am Tage gestört war, die Abende indeß oft bei ihm, in Gesellschaft von Thomas Tipton, Thomas Capel und des erwähnten Thistlethwaite's zugebracht wurden. Dann sprach man über literarische Gegenstände, und es wurden Aufsätze für die Bristoler Zeitungen und Magazine vorgelesen. Th. sandte häufig Artikel in Felix Farley's Journal, deren mehrere bereits erschie-

*) P. war Lehrling bei Henderson.

**) 1837. s. Dir. S. 29.

nen waren, bevor die „Beschreibung des Zuges der Mönche über die alte Brücke" die Aufmerksamkeit auf ihn lenkte. — In dem Arbeitszimmer des Clerks standen einige juristische Bücher und eine alte Ausgabe von Camdens Brittania, die Chatterton fleißig studirte. Er bekam von einem Buchhändler Green Speight's Chaucer und excerpirte aus dem angehängten Glossare ein eigenes in zwei Theilen; der erste Theil enthielt die alten Worte mit moderner Uebersetzung, der zweite das moderne Englisch mit den älteren Sprachgebräuchen. Hierdurch wurde er in Stand gesetzt*), das neuere Englisch in altes zu versiren, wie ein englisch-lateinisches Lexicon dem Gelehrten dazu dient, das Englische in Latein zu übertragen. — Auch Palmer sagt von Chatterton, er sei zu dieser Zeit sehr zurückhaltend und offenbar ungemein stolz gewesen. Zu Zeiten ging er Tage lang im Hause ein und aus, ohne mit irgend Jemand zu sprechen und schien ganz in Gedanken vertieft; nach solchen Zwischenräumen aber rief er einige seiner Gefährten in's Zimmer und las ihnen aus Rowley's Gedichten

*) Dir. S. 28.

Bruchstücke vor.*) Für das Studium der Heraldik war er sehr eingenommen, und legte gern seine Kenntnisse in diesem Wissenszweige an den Tag. So sagte er eines Tages zu Palmer: „Ich will dir die Bedeutung deines Namens erklären. Die Pilger, die ins gelobte Land zogen, kamen von dort mit Palmzweigen zurück und wurden deshalb Palmers genannt.“ Das Wappen der Palmers, meinte er, bestehe aus drei Palmzweigen, und die Helmzier bilde ein Leopard oder Tiger mit einem Palmzweig im Maul. Er war sehr begierig, die heraldischen Zeichnungen zu kennen, und ließ sich von Palmer, dessen Handwerk ihn mit diesen Sachen ganz vertraut gemacht hatte, in manchen Fällen unterweisen.

Im Oktober 1769 erschien in Farley's Weekly Journal der erste Aufsatz im Druck, den Chatterton unter dem Namen Rowley in altenglischer Sprache herausgab. Eine neue Brücke sollte eingeweiht werden und an demselben Tage las man in genanntem Journale die Beschreibung

*) Dir. S. 30.

eines Aufzugs der Mönche über die alte Briſtolbrücke im J. 1247. Chatterton hatte dem Drucker des Briſtoler Journals das Ms. mit nachſtehenden Worten begleitet zugeſandt:

„Folgende Beſchreibung*) von dem erſten Uebergange der Mönche über die alte Brücke, einem alten Manuſkripte entnommen, wird vielleicht der Mehrzahl Ihrer Leſer in dieſem Augenblicke gefallen.

Oct. 1., 1768.

Dunhelmus Briſtoliensis.

---

*) Hier eine Ueberſetzung:

„Auf Freitag war die Zeit zum Zuge über die neue Brücke beſtimmt: Um die zehnte Stunde beſtieg Maſter Greggoire Dalbenye ein graues Roß und berichtete dem Mayor, daß Alles bereit ſei. Zwei Knappen gingen nun vorauf und ſtreuten Stroh; demnächſt kam ein Mann, der auf folgende Art gekleidet war: er trug eine Hoſe, Wamms und Weſte von Leder, an dem die Haarſeite auswärts gekehrt war, darüber aber eine weiße Robe ohne Aermel gleich einem Chorhemde, doch nicht ſo lang, indem es nur bis zu den Händen reichte; ein blauer Gürtel hing über ſeiner linken Schulter bis zur rechten Hand und ſchlang ſich über den Rücken wieder bis zur linken Seite, wo eine goldene Schnalle die Quaſten bis zum Knie herunter baumeln ließ. Dieſer Mann ſtellte einen ſächſiſchen Alderman vor. Er trug in ſeiner Hand einen Schild, auf welchem von Meiſter Gille a Brogton der heilige Warburg, wie er über den Strom ſetzt,

Diese Beschreibung erregte in hohem Grade die Aufmerksamkeit der Gelehrten in Bristol und der Provinz. Man wollte den Eigenthümer des kostbaren Dokuments kennen und sich zugleich von der Authentizität des Mskpts überzeugen. Man fragte den Zeitungsdrucker, woher er es habe? Dieser wußte nichts, als daß ein Fremder es in sein Büreau gebracht hatte. Indeß kam Chatterton einige Zeit nachher wieder und überreichte eine ähnliche Piece zur Einrückung,

---

gemalt war. — Darauf kam ein großer starker Mann in Waffen, der ein ungeheures Schwert trug; ihm nach sechs Zinkenbläser und sechs Minstreis, die eine Hymne von St. Warburg sangen. Dann kam der Herr Mayor auf einem weißen Rosse, dessen Geschirr von den Nonnen von St. Kenna mit Gold und Silber durchwirkt war, die Mähnen waren mit Bändern durchflochten und seine Stirne schmückte eine Binde mit dem alten Wappen von Bristol. Der Mayor trug in seiner Hand einen goldenen Stab, und ein Zwerg, der zur Seite des Rosses ging, trug in seinen Händen den Helm. Dann kamen die Aldermen und die Brüderschaften auf schwarzen Pferden, mit weißen Decken und Federn, mit Scharlachmützen und Hauptzierden mit schwarzen Federbüschen. Nach ihnen die Geistlichen und Mönche, sowohl bettelnde als weltliche, einige die Warburgs Hymne singend, andre Zinken blasend.

„Als der Zug in dieser Ordnung bei der Brücke ankam, trat der Mann mit dem Schwerte auf die

woraus man schloß, daß er auch das frühere gebracht habe. Man verfuhr nun ohne Umstände mit dem Knaben und fragte barsch, wie er zu dem Manuskripte gekommen sei und wer es ihm gegeben habe? Anfangs entgegnete er mürrisch: „Ihr sollt es nicht von mir erfahren", ließ sich durch Drohungen nicht einschüchtern, und da man endlich zu Bitten Zuflucht nahm, rächte er sich durch selbsterfundene Mährchen. So erzählte er, daß er beauftragt sei, den Inhalt gewisser

---

höchste Spitze einer Erhöhung, die in der Mitte der Brücke errichtet war: dann trat der Mann mit dem Schild hinzu und nach ihm die Minstrels und Zinkenisten und dann die Priester und Mönche, alle in weißen Chorhemden, welches ein sehr schöner Anblick war; umher standen der Mayor und die Aldermänner, und sangen zu dem Klange der Zinken den St. Balduins Sang. Nachdem dies geschehen, warf der Mann auf der Spitze mit großer Kraft sein Schwert in die See, und die Zinkenisten bliesen ein altes Kriegslied und zogen sich zurück. Darnach sang man wiederum den Lobgesang des heiligen Warburg und schritt bis zu dem Kreuzhügel, wo Ralph de Blunderville einen lateinischen Sermon hielt, und von da gingen sie wieder unter Zinkenklang zur Brücke, wo zu Mittag gegessen wurde. Der Rest des Tages verlief unter Kurzweil und Spielen; die Brüder Augustiner gaben das Schauspiel von den Rittern von Bristol, und Abends machte man auf Kynslate Hügel ein großes Feuer."

alter Manuſkripte für einen Gentleman zu kopiren, der ihn gleichfalls aufgefordert habe, Gelegenheitsgedichte für eine Lady, mit welcher derſelbe in einem Liebesverhältniß ſtehe, anzufertigen. Dieſe Erzählung genügte aber den Alterthümlern nicht, und Thomas berichtete nun (wahrſcheinlich um den Erfolg ſeiner Plane nicht zu vereiteln) daß er das erwähnte Ms. mit verſchiedenen andern von ſeinem Vater, der ſie in dem Archive der Redcliffkirche gefunden, erhalten habe.

Kurz darauf vertraute er einem Apothekerlehrling in Briſtol, Rudhall, der mit ihm befreundet war, er ſelbſt ſei der Verfaſſer des Aufſatzes. Rudhall will ſogar geſehen haben, daß er einige Worte oder Zeilen, die ihm (Rudhall) gänzlich unleſerlich geſchienen, in ſeiner Gegenwart auf ein kleines Stück Pergament geſchrieben, und das Pergament über das Licht gehalten habe, um ihm den alterthümlichen Anſchein zu geben, da die Flamme die Farbe der Tinte veränderte und das Pergament ſchwärzte und etwas einſchrumpfte. Rudhall meinte, Chatterton habe die alten Mſkpte nachgeahmt, aus Vorſicht, man möchte von ihm die Originalhandſchrift ſeines Aufſatzes verlangen.

Auch Edw. Gardner, der ein Jahr ſpäter mit Chatterton bekannt wurde, ſagt in ſeinen „Miscellanies", (die 1798 erſchienen, und am Schluſſe „Originalgedichte des unglücklichen Ch.', enthalten), daß er geſehen, wie Chatterton einſt ein Stück Pergament zuerſt mit Oker und dann auf dem ſchmutzigen Boden gerieben und dabei geſagt habe, „das ſei der Weg, um es antik zu machen", oder ihm den Anſchein des Alterthums zu geben. Auch will Gardner von ihm gehört haben: „es ſei für Jemand, der in den Alterthümern bewandert, mit Hülfe einiger Bücher ſehr leicht, den Styl der ältern engliſchen Dichter ſo genau nachzuahmen, daß der geſchickteſte Beobachter nicht im Stande wäre, den modernen Verfaſſer zu errathen." In einem ſpätern Briefe deſſelben Gelehrten, dat. 8. Okt. 1802*), beſtätigt er dieſe Ausſage, und erzählt die Operationen noch genauer. Aus dieſen Zeugniſſen, verbunden mit andern intenſiven, die wir ſpäter anführen, geht hervor, daß Chatterton der Verfaſſer aller in altengliſcher Sprache unter dem Namen Rowley ꝛc. erſchienenen Gedichte iſt, was wir ſchon

*) Chatterton's Works (edit. Southey u. Cottle) Vol. III. S. 522.

an dieſer Stelle bemerken müſſen, um den Leſer für die Folge unſrer Erzählung auf den gehörigen Standpunkt zu ſtellen, von wo aus er ſowohl das Benehmen unſres Dichters ſelbſt, als das ſeiner Umgebung zu würdigen wiſſen wird.

W. Smith ſchreibt, daß Chatterton oft mit ihm auf Redcliffs Wieſen ſpazieren ging, und von ſeinen Manuſkripten, die er aufgefunden, geſprochen habe. Nach ſeiner Angabe beſtanden dieſelben aus poetiſchen und proſaiſchen Aufſätzen des Mr. Canynge und insbeſondere eines Mönchs Thomas Rowley.

„Komm, ſagte Chatterton zu Smith, laß uns zuſammen in den Wieſen ſpazieren. Ich habe dir etwas vorzuleſen.“ Wenn ſie nun an dem beſtimmten Orte angekommen waren, langte er ſein Manuſkript hervor, zeigte es und las. Während des Leſens hob ſich die Bruſt des Jünglings, — die Augen verklärten ſich allmählich und geflügelte Worte brauſten dahin. Dann ſtiegen die Helden der Vorzeit aus ihren Gräbern,

bärtige wilde Sachſen mit großen Schilden und blitzenden Schwertern, und blonde tapfere Normannen und Dänen mit glänzenden Harniſchen und prahlenden Worten. Die Schlacht beginnt, die Hörner ſchallen, die Streiche fallen, der Muth flammt empor und das erhitzte Blut ſprützt aus tauſend Wunden. — Dann flammt auch des Dichters Muth empor und die Welt iſt dem Willen ſeiner Seele gehorſam. — Oder er ließ vor dem Blicke ſeines Zuhörers ein blutiges Schaffott aufſteigen und einen Tapfern auf dem Blocke ſterben. — Oder es ſchwanken in traurigem Vereine zwei verlaſſene Mädchen am Ufer des Fluſſes und ſenken ſich und ihr Leid weinend in die chryſtallene Tiefe. — Dann rollten auch über des Dichters Wange Thränen, er fürchtete ſich vor ſeinen eigenen Gebilden, und lange währte es, bis der friſche Lebenstrieb zurücktrat in die trübe Seele und dem inneren Auge ſich holdere Erſcheinungen boten. Nun aber gaukelten auch glänzend heitere Bilder aus der Strahlenlaube der Phantaſie, ſchloſſen einen Reigen um den Dichter und hauchten glühende Liebesgefühle in ſeine Bruſt. Ueberwältigt ſank er in des Freundes Arm.

In ſolchen Momenten konnte man den armen Clerk mit einem Zauberer vergleichen, der ſeine Bettlerkleider, die irdiſche grobe Hülle, in der er gewöhnlich umherwandelt, abgeworfen, und ſich nun von mächtigen Geiſtern bedienen läßt. Oder wir vergleichen ihn mit einem jener Phantaſieweſen, deren Stunden nur öde Träume, deren Minuten ſchönſte Wirklichkeit ſind. Stundenlang träumte er von dem unbekannten Knaben von Briſtol, der in Ketten ſitzt, eine geliebte, aber arme Mutter hat, der den Befehlen eines brutalen Herrn gehorchen muß u. ſ. w. Aber in einzelnen Minuten verwandelt ſich dieſer arme Knabe in einen berühmten Dichter, welcher ſtolz ſeine Blicke über die Armſeligkeiten der Erde ſchweifen läßt, und in den Armen der ſchönſten Muſe ruht. —

Smith erzählt noch, daß Chatterton eine Lieblingsſtelle auf den Wieſen gehabt habe, wo er oft ruhte, das Auge auf die Redcliffkirche gerichtet und in eine Art von Verzückung geſunken ſchien. Zuweilen fuhr er plötzlich auf und demonſtrirte dem Freunde mit großer Lebhaftigkeit: „Sieh! dieſer Thurm wurde vom Blitze nieder-

gebrannt; — an dieſer Stelle wurden vor Alters Myſterien aufgeführt u. ſ. w."

Wir erwähnen hier noch einige Charakterzüge und Eigenthümlichkeiten Chattertons: z. B. war ſeine geiſtige Organiſation den klimatiſchen Einflüſſen ſehr unterworfen; er ſchrieb wie Milton am liebſten zur Zeit des Vollmondes, und Regenwetter machte ihn ganz traurig und unfähig zu geiſtiger Arbeit. — Die Seelen der Dichter, indem ſie über dem Künſtlichen und Förmlichen der Weltſitte ſtehen, ſind dagegen mit den zarteſten Fühlfäden an die Natur gebunden und Sklavinnen derſelben. — Chatterton's Geiſtesabweſenheit war zu Zeiten ſehr auffallend. Frau Edkins erzählt, daß ſie ihm einmal einen Brief zur Beſtellung auf die Poſt gegeben und ſpäter gefragt habe, ob er ihren Auftrag beſorgt habe. Lange Zeit gab er keine Antwort, doch als ſie mehreremale ausrief: „haſt du? haſt du?" fuhr er zuſammen und ſagte: „Wovon iſt die Rede? — ach ja, ich bin gewiß, daß ich Euren Brief beſorgt habe;" und fiel gleich darauf wieder in ſeine Träumereien zurück.

Nach dem Zeugniſſe derſelben Berichterſtatterin war Thomas ſehr mildherzig. Er ging einſt mit ihr über Drawbridge, wo damals viele Bettler lagerten, und ſie ſah, daß er alle Halfpence, die er in der Taſche hatte und wofür er etwas kaufen wollte, austheilte. Wenn er kein Geld hatte und ſie reichte ihm einen Penny zum Almoſen, ſo dankte er ihr auf's freundlichſte und verſicherte: „daß er ſie mehr dafür liebe, als wenn ſie ihn ſelbſt beſchenkt hätte."

Sein Hang zur Satyre zog ihm einmal folgende Unannehmlichkeit zu. Er ging eines Abends im Dunkeln über Drawbridge und wurde plötzlich überfallen und zu Boden geworfen. Anfangs lag er betäubt, da aber ſeine Sinne zurückkehrten, fühlte und vernahm er, wie ſein Angreifer immer fort auf ihn ſchlug und dabei ausrief: „Damn — ich will dir deine Schreibfinger verderben." Chatterton rief laut nach der Wache, aber kein Wächter war in der Nähe, und wenn nicht zufällig Jemand aus einem benachbarten Hauſe gekommen wäre, und den rohen Menſchen verjagt hätte, ſo würde unſer Thomas nach ſeiner eigenen Meinung vielleicht zu Tode geprügelt worden ſein. Er ſagte zu

Mſtrs. Edkins ironiſch lächelnd: „mein Feind hat meine Schreibfinger nicht — wohl aber meinen Rock verdorben, ein Unglück, das faſt eben ſo groß iſt; ich glaube, daß ich nicht weiter ſchreiben darf.“

Kurz nachdem der „Mönchszug über die alte Brücke“ erſchienen war, wurde Chatterton mit Mr. George Catcott, dem Aſſocié des Mr. Burgum bekannt. Mr. Catcott war vermögend, nicht ohne Bildung, ſehr beleſen und mit einer wahren Manie für Alles, was ſich auf die Geſchichte von Briſtol bezog, begabt. Die Dichtkunſt im Allgemeinen kümmerte ihn wenig, aber der ſchlechteſte alte Vers, worin eine Lokalität Briſtols oder der Umgegend erwähnt wurde, begeiſterte ihn auf's Höchſte. Die Manuſkripte Chatterton's entzückten ihn und er führte den jungen Mann bei ſeinem Freunde, Dr. Barret, einem Wundarzte, ein. Barret hat ſich durch ein gelehrtes Werk über die Geſchichte der Stadt Briſtol bekannt gemacht, und ſammelte damals eben die Materialien zu demſelben. Wie hochwillkommen mußte dieſen Leuten ein Weſen ſein,

welches ſie nach Belieben mit alten Manuſkripten verſorgen konnte. Der junge Dichter aber merkte gleich, daß eine Mine für ihn aufgefunden ſei, und zwang ſeinen Geiſt zu den kühnſten und vielſeitigſten Schöpfungen. Nicht bloß Gedichte, auch Bruchſtücke von Predigten, Urkunden, Zeichnungen von Kirchen und Wappen, alles mögliche zog er aus dem wundervollen Koffer des Mr. Canynge hervor. Dies iſt wahrlich zum Erſtaunen, und mit Recht ſagt ein Engländer: „Chatterton hatte einen Amboß für Alles, auf dem er eben ſo leicht eine Nadel ſpitzte als einen Koloß bildete.“

Den Herren Catcott und Barret fiel es indeß nicht ein, an der Authenticität der Mss. zu zweifeln, und Letzterer war äußerſt erſtaunt, in dem jungen Clerk den gründlichſten Alterthumskenner zu finden. Der Knabe war in die alte Geſchichte und Literatur Englands auf eine Weiſe eingedrungen, daß ihm Barret mit Verwunderung und Freude zuhörte.

Chatterton gab Catcott zuerſt die Abſchriften der „Bristow Tragedy“ und einige kleinere Stücke. Kurz darnach reichte er ihm ein angebliches Original-Manuſkript (die ſogenannte

„yellow roll", jetzt im Londoner Museum). Später aber wurde er vorsichtiger und zurückhaltender mit den sogenannten Originalen. Catcott forschte vergebens nach der Ursache, und da er gar dringend wurde, erklärte Chatterton verschiedene Mss. vernichtet zu haben. Andre, deren Titel und Inhalt er angab, sind nie erschienen, so z. B. eine Tragödie „the Apostate", deren Inhalt der Abfall eines Individuums vom christlichen zum jüdischen Glauben bilden sollte. Natürlich starb Chatterton zu früh, um alle Plane verwirklichen zu können.

Mr. Barret untersuchte die Rowley'schen Gedichte auf's Sorgfältigste, ob er darin Brauchbares für seine „Geschichte Bristols" finde, — und Chatterton wußte bald seine sehnlichsten Wünsche zu übertreffen. Eines Tages kam er in athemloser Hast zu dem Geschichtschreiber, rief: „ich hab's, ich hab's gefunden!" und übergab den Händen des Wundarztes zwei oder drei Notizen (von ihm selbst nach seiner Versicherung treu nach dem Originale copirt) über einige alte Bristoler Kirchen. Der Historiker empfing sie ohne Argwohn und ließ sie später in seiner Geschichte als Dokumente abdrucken. Ermuthigt

verſprach Chatterton noch genauer nachzuforſchen, und brachte dem Leichtgläubigen vor und nach Notizen aller Art über das alte Schloß und jede Kirche und Capelle in Briſtol.

Die Beziehungen Chatterton's zu Catcott und Barret geſtalteten ſich nun täglich freundlicher und intimer; dieſe Gentlemen verſahen ihn für ſeine Mss. gelegentlich mit Geld, luden ihn oft in ihre Häuſer ein, zogen ihn zur Tafel, liehen und ſchenkten ihm Bücher ꝛc. und führten überhaupt den bis dahin Verlaſſenen in's Leben und in die Geſellſchaft ein. Sein Ehrgeiz wurde rege, und wuchs, wie ſeine Schweſter ſchreibt, täglich mehr. Dennoch war ſein Muth nicht beſtändig und oft ſanken die Schwingen ſeines Geiſtes wie gelähmt nieder. Die Verhältniſſe genügten ihm nicht: ſeine literariſche Ehre fand nur im Geheimen Nahrung, da ſeine beiden Maecene ganz gefühllos für die Schönheiten der Rowley'ſchen Gedichte waren, und nichts daran bewunderten, als ihr angebliches Alter.

Chatterton ſtrebte nach einem hohen Ziele, und ſein obſkures Leben drückte ſeinen Stolz, wie den nahenden Tag der graue Dämmerungsmantel. Eines größeren Raumes, als ſeine bisherige Um-

gebung, bedurfte es, um ſeinen Stolz zu faſſen. Er ſagte einmal: „Gott hat Alles dem Willen des Menſchen erreichbar geſchaffen; man darf die Hand nur ausſtrecken, um das Ziel zu erreichen, und die Arme nur öffnen, um die Welt zu umarmen.“

Der arme Jüngling, den das harte Schickſal in den Rang der Dienſtboten geſchleudert, brannte vor Sehnſucht, den Kranz der Unſterblichkeit zu erlangen, und es tönt in unſerm Herzen wieder, als müſſe er in ſtolzen Augenblicken gerufen haben: „Unſterblichkeit, geheimnißvollſtes aller wunderbaren Worte, welche die menſchliche Bruſt mit heiligen Flammen durchglühen! — deinetwegen durchwacht der Denker lange Nächte in unermüdetem Fleiße, entſagt den Genüſſen der Welt und mißhandelt den Körper, um den Geiſt zu befreien. Deinetwillen zertritt er alle Blumen, die auf ſeinem Wege blühen, raubt ſich das Licht ſeiner Augen, das Gefühl ſeines Leibes, die Kraft ſeiner Nerven. Im Anſchauen deines göttlichen Bildes, das in weiter Ferne leuchtet, verloren, vergißt er, daß Unwiſſenheit und Niedrigkeit die Throne dieſer Erde beſitzen, daß elende Knechte ſich über ihn erheben, und unge-

ſtraft ihre rohen Fäuſte ihm entgegenhalten. — Auch ich erkenne deine Gottheit an, und lege mein Haupt geduldig auf das Schaffot des Lebens — für einen Hauch deines Mundes. Wie in alten Sagen der Liebende für einen Kuß der Geliebten ſeine Seele dem Böſen verkauft, ſo opfere ich die Glückſeligkeit auf Erden der Hoffnung: nach Jahrhunderten mit Verehrung genannt zu werden."

Dieſe Unſterblichkeitsträume waren übrigens nicht immer ſo ganz abſtrakter Natur, und oft ſchoben ſich Bilder irdiſcher Glückſeligkeit in die camera lucida ſeiner Hoffnung. Er ſprach nicht ſelten von dem goldenen Erfolge, der ihn einſt erwarte, und hatte den Plan ſeiner Zukunft ſchon völlig geordnet, die Revenüen placirt, ſein Haus möblirt, ſeinen Ruhm gleichſam in Guineen berechnet. Ach, die Hoffnungen gleichen den Wellen, eine wird von der andern verſchlungen und nur die kalte ſalzige Meerestiefe iſt beſtändig, — wie das Leid der Menſchen, aus dem die Hoffnungen fließen. — Chatterton war ein liebender Sohn und Bruder, und in allen Luftſchlöſſern, die ſeine Phantaſie aufbaute, hatte er ſeiner armen Mutter und der lieben Schweſter

die ſchönſten Apartements beſtimmt. Dieſe kindlich-brüderliche Liebe entſchädigt für manche herbe und eitle Seite ſeines Charakters, und verleiht dem phantaſtiſchen Bilde des blutjungen Dichters einen rührenden Zug der Natürlichkeit. —

Die Stunden, welche der Clerk und Dichter Chatterton ungebraucht ließ, waren einem kurzen Schlafe und dem unermüdlichſten und vielſeitigſten Studium gewidmet. Mr. Barret gab ihm mediciniſche Bücher und unterrichtete ihn in der Anatomie. Die Bibliothek Catcott's ſtand gleichfalls zu ſeinem Gebrauche. Schien es doch, als könne der Wiſſensdrang des Jünglings nie geſtillt werden, und ſeine Freunde und Verwandte hatten wohl Urſache für ihn zu fürchten. Allein ſein Fleiß wurde von überraſchenden Erfolgen gekrönt und die Mannigfaltigkeit ſeines Wiſſens mochte ſechszigjährige Greiſe beſchämen. Von den aſcetiſchen Hirngeſpinſten des Mönchthums bis zu den nüchternſten anatomiſchen Combinationen, von der abſtrakteſten Philoſophie bis zur Geſchichte der Poeſie, von der Muſik bis zur Kunſtkennerſchaft, von der Aſtronomie bis zur

Wappenkunde, von der Geſchichte, der Geographie bis zur Phyſik und Mathematik — Alles war in Chatterton's Geiſte willkommen und wohl aufgehoben. Eine mediciniſche oder theologiſche Theſis wußte er auf gelehrte Weiſe zu vertheidigen, citirte alte Chroniſten und Kirchenväter und berief ſich in wiſſenſchaftlichen Controverſen mit dem Dr. Barret auf Apophthegmen des Galen und Recepte des Hippokrates und Paracelſus. Wenn ihm nun auch in ferner liegenden Wiſſensgebieten die erforderliche Gründlichkeit abging, ſo waren doch ſicher ſeine Kenntniſſe in der Heraldik und den Antiquitäten ganz gediegen, und er ließ keine Gelegenheit vorbeigehen, um ſie zu bereichern. Barret lieh ihm Skinner's **Etymologicon** und Benſon's **Saxon Vocabulary**, doch er gab dieſe beiden Werke bald wieder zurück, weil die Erklärungen derſelben lateiniſch und folglich für ihn unverſtändlich waren. Es muß den ſtrebenden Jüngling unendlich geſchmerzt haben, daß er die literariſchen Schätze der claſſiſchen Vorzeit nur in Ueberſetzungen leſen konnte und überhaupt mit der Sprache der Gelehrten unbekannt war. Wirklich entſchloß er ſich eines Tages, dieſe Wiſſenslücke auszufüllen und begann mit vielem

Eifer Lateiniſch zu lernen. Es hielt ſchwer, ihn von ſeinem Vorhaben abzubringen.

Den Sonntag allein widmete er der Erholung und Ruhe. In der ſchönen Jahreszeit benutzte er dieſen Tag zu weiten Spaziergängen in die reizenden Umgebungen Briſtols. Am frühen Morgen ſtand er auf, die Taſchen mit Brod und Käſe verſorgt, wanderte zu Fuß aus der Stadt, und ſchlenderte nun, ohne Ziel und Abſicht im Auge zu behalten, immer fort. Dann war er frei und glücklich, — die Welt war ſein. Auf den Bergen erſcholl ſein Jubelruf, und das Echo, eine gehorſame Dienerin, trug den Jubel weiter. War des Himmels Stirne von ſchwarzen Wolken gefurcht, ſo lag in dieſen Falten für ihn ja kein Vorwurf; — das Rauſchen der grünen Bäume klang ihm wie Anbetung, und im Gemurmel des Gießbachs hörte er nichts von Verachtung des Armen und Dürftigen. Die Natur überhaupt zweifelte nicht an ſeinem Geiſte, ſie verleugnete ihr Kind nicht, das, ein Theil von ihr, an ihrem Buſen geruht. Was er litt, das kam von Menſchen her, vom abtrünnigen Menſchengeiſte, der in ſeltſamer Verblendung ſeinen Urſprung verleugnet. Hier in freier Natur

war Thomas frei und glücklich. — Bei schönen Punkten raſtete er, um zu bewundern und die heimlichſten Reize in ſein Herz und ſeine Phantaſie aufzunehmen. —

Die Umgebungen Briſtols gehören zu den ſchönſten im ganzen Inſelreiche. Das Anmuthige wechſelt beſtändig mit dem Erhabenen und Wildromantiſchen. In den Thälern überraſchen Bäume von einer Höhe wie ſelten irgendwo, und unermeßliche Obſtpflanzungen reihen ſich prangend an einander. Auf den Bergen und Felſen wächſt die einſame Tanne und verkrüppelte Eichenfamilien ſtehen abgeſondert hier und da in dem braunen Heidekraute, aus dem von Zeit zu Zeit ſchüchterne Birkhühner auffliegen. — Auf ſteilen Fußſteigen gelangt der Wanderer bald unerwartet an kleine Seen oder Bergſtröme, wo ſein Ohr das verwirrte Getöſe eines verſcheuchten Droſſel- oder Kranichzuges vernimmt, — bald überraſchen ihn die blühendſten Fluren und Fruchtbäume, wo zwiſchen hellgrünem Laube der Goldapfel glüht, aus deſſen Saft ein köſtlicher Cider gepreßt wird.

Folgen wir unſerm Dichter auf einem der beliebteſten Spaziergänge in das Felſenthal des Avon. — Nähert man ſich dieſem Thale von

der Stadtseite, so gelangt man vorerst in eine Allee, die zu den Hotwells an seinem Eingange leitet. Hier strömt eine Heilquelle aus rauhem Felsenbusen hervor, die ringsum von kleinen Häusern eingeschlossen wird. Auf der Felsenkuppe liegt das Badehaus, von wo aus man links die Stadt und eine liebliche Gegend nach Südwesten hin erblickt; rechts öffnet sich das wildromantische Thal, in dessen Mitte der schöne Avon bis zu dem Severn-See, einem majestätischen Meerbusen, fließt, wo des Flusses Fluthen sich in der größern Wogenmasse verlieren. Nordwestlich vom Brunnenhotel erhebt sich stolz der höchste Gipfel im Thale: **St. Vincents rock** genannt, auf dem der h. Vinzenz eine Kapelle erbaut haben soll. Auf der Westseite schießt dieser Felsen schroff an den Fluß hinab, auf der Spitze aber sproßt saftiges Gras hervor. Von dieser Höhe hat man eine überraschend herrliche Aussicht. Links windet sich der frische Hügelkranz von Leigh Down, der auf dem Haupte paradiesischer Fluren glänzt; zur rechten zieht die romantische Felsenschlucht stolz vorbei. Wandert man etwas weiter auf dem Felsenrücken, so erfreuen das Auge unaufhörlich neue Zauberthäler und Fernsichten. An einigen

Stellen iſt das Thal ſo enge, daß nur ein ſchmaler Wegſtreifen am Ufer für den Fußgänger bleibt. Man glaubt deshalb zu gewahren, wie der Strom ſein Bette durch die Felſen gegraben, da dieſe ſich oft wie zwei gewaltſam getrennte Hälften gegenüberſtehen und die zackigen Riffe gleich ſehnſüchtigen Armen einander zuneigen. Die Felſenmaſſen ſind großartig und pittoresk, hier kahl und modrig, dort buſchig und grün, hier ſchroff und ſteil, dort wogicht und anmuthig. Zuweilen ſieht man einige beſcheiden zurücktreten, um einen blumichten Raſenplatz wie Dekorationen zu umſchließen; andere erheben ſich terraſſenartig in reizenden Wellenlinien. — Beſteigt man den Felſen von Nordweſten, ſo überraſcht eine maleriſche Häuſergruppe (das Dorf Clifton), und in der Nähe grüßen freundliche Villen die ſchweifenden Blicke. Hierhin ſpaziert die ſchöne Welt von Briſtol, um friſche Bergluft einzuathmen. — Einige Meilen von da liegt das romantiſche Kingsweſton. Anfangs ermüdet auf dem Wege dahin eine weite Niederung, kommt man aber näher und zurück in das Avonthal, ſo erblüht die Gegend von neuem und eine ſchöne Hügelkette nimmt das Auge gefangen. Auf dem

höchsten Gipfel liegt ein vielbesuchtes Wirthshaus, unter welchem hin sich eine schwellend fruchtbare Ebene bis an den Severn zieht. Unzählige Wiesen von niedrigem Strauchwerk umgeben, wechseln mit Rieseneichen, Buchen und Ulmen. Zur Linken des Hügels öffnet sich das Thal, und der Avon windet sich majestätisch hindurch. An dieser Stelle ergießt sich der Fluß in den Severn, wo dieser in das Meer tritt und Schiffe aller Flaggen, von Barken und Fischerbooten umgaukelt, bis zum Horizonte auf dem Spiegel schimmern. Herrlich prangt der Meerbusen in seinen weißen Schaumschleier gehüllt, und fern dämmern in dunkeln Umrissen die waldigen Berge von Monmouthshire und Wales, namentlich das Cotswoldgebirge. Die romantische Größe und zauberhafte Anmuth dieser mannigfachen Gegenstände ist in der That unbeschreiblich.

Aus dieser schönen Natur, welche gleichsam für Dichter erschaffen schien, borgte Chatterton die Fülle der Bilder, von denen seine Gedichte prangen. Jedoch genügte es ihm nicht, die reizendsten Punkte zu beschreiben, er zeichnete sie selbst in sein Album, und oft reichte selbst die Wirklichkeit seinem Dichterauge nicht hin. So ent-

warf er eine ausgeführte Zeichnung von dem alten Schlosse von Briſtol, das ſeit vielen Jahrhunderten zerſtört war. Er gab das Manuſkript dem gutmüthigen Mr. Catcott mit dem Bemerken, Rowley habe es in den Koffer des Mr. Canynge gelegt. Später unterſuchte man dieſes Denkmal und fand, daß Chatterton eine eigene Bauart erfunden hatte, die weder vor noch nach Rowley bekannt war. Thomas hatte das Schloß eben im poetiſchen Style aufgeführt, den die Alterthümler nicht kannten.

Im vollen Gegenſatze zu der herrlichen Natur ſtanden die Menſchen Briſtols. In dieſer kleinſtädtiſchen Umgebung wurde es allgemach unſerm Dichter ſo drückend und beengend, als wenn Regenwolken über den Blüthengefilden ſeines Geiſtes hingen. Sein Genie war in Briſtol eingekerkert zwiſchen langweiligen Aktenſtößen, ſeine Verſe verloren unter dem dumpfſinnigen Geplapper der Krämer. Um das Miſſgeſchick des Dichters ſchildern zu können, muß man ſelbſt in einer großen Fabrikſtadt gelebt haben. Man muß von den unintereſſanteſten Geſprächen der Söhne Merkurs bis zum Tode gelangweilt worden ſein, — die edelſten Gefühle

des Herzens von ihrem plumpen Spotte beſudelt geſehen und bemerkt haben, wie der Geldloſe, der von den zornigen Göttern verdammt wurde, unter dieſen Cyklopen zu wandeln, ſei er noch ſo talentvoll, verhöhnt und von ihren ruſſigen Händen zerdrückt wird. Künſtler und Dichter namentlich ſtehen bei dem ſtolzen unwiſſenden Comptoirherrn gewöhnlichen Schlages etwa in gleichem Range mit ſeiner Equipage, um uns fein auszudrücken; beſchäftigt er ſich mit ihnen oder protegirt ſie ſogar, ſo geſchieht es, um ſeinem Hauſe einen gewiſſen Glanz zu verleihen, der freilich ſeiner Anſicht nach auf gleiche Weiſe durch Luxusgegenſtände erreicht wird.

Will man indeß dieſe Mißſtände unſres modernen Lebens höher auffaſſen, ſo vermitteln ſich die Extreme, und das herbe Gefühl mindeſtens wird linder, obwohl die Sache dieſelbe bleibt. So glauben wir gerne, daß das Schickſal die Mehrzahl der Menſchen, um ſie zu beglücken, zu irgend einer Beſchäftigung, wodurch die Kräfte des Körpers ſich entwickeln und der Geiſt höchſtens an ſeiner Oberfläche geſtreift wird, beſtimmt hat. Je materieller dieſe Beſchäftigung, je glücklicher das Individuum. Wie

natürlich ist es nun, daß streng geistige Beschäftigungen (Philosophie, Kunst, Poesie) sich diesen körperlichen (Handwerk, Ackerbau, — Handel) schroff entgegensetzen und nicht anerkannt werden können. Alles, was nicht in Zunftformen erscheint, und überhaupt das materielle Wohl des Menschen nicht fördert, genießt nie bürgerliche Rechte. Auch die Religion, wollte sie allgemein äußere Geltung erringen, mußte sich in äußerliche Formen kleiden, d. h. zum Cultus herablassen. Bei dieser Ansicht können den höhern Geist nun die plumpen Angriffe des materiellen Menschen nicht beleidigen, obwohl er natürlich wünscht, möglichst wenig mit ihm in Berührung zu kommen. —

Chatterton aber theilte diesen Standpunkt nicht, er wollte nach dem geistreichen London, wo man ihn verstehen und anerkennen würde. So meinte er.

Um dieses Ziel zu erreichen, versuchte er zuerst ein Gedicht Rowley's im Druck erscheinen zu lassen. Er richtete folgende Zeilen an den Buchhändler Dodsley in London:

„Sir!

Ich benachrichtige Sie hiermit, daß ich Ab-

schriften verschiedener alter Gedichte besorgen kann, u. a. ein Interlude, vielleicht das älteste aller erhaltenen dramatischen Stücke, geschrieben von einem Priester in Bristol, Rowley, der zur Zeit der Regierung Heinrichs VI. und Eduards IV. lebte. Wenn Ihnen diese Stücke dienen können, so wird Ihnen auf Verlangen Abschriften zugehen lassen

Ihr gehorsamer Diener,
D. B.

Bristol, 21. Decbr. 1768.

P. S. Adressiren Sie an Th. Chatterton, Redcliffs Hill."

Es ist unbekannt, ob der Londoner Buchhändler diesen Brief einer Antwort würdigte oder nicht, doch das letztere als wahrscheinlich anzunehmen, weil Ch. nach zwei Monaten abermals sein Anerbieten wiederholte:

„Sir!

Nach langem und mühsamem Forschen war ich so glücklich, eine Ansicht von der Tragödie Aella, von deren Existenz ich unterrichtet war, zu erhalten. Ueberrascht von den Schönheiten derselben, versuchte ich eine Copie zu bekom-

men, um ſie Ihnen einzuſchicken; allein der gegenwärtige Beſitzer verweigerte mir die Abſchrift unbedingt, wenn ich ihm keine Guinea dafür zahle. Da ich nicht im Stande bin, dieſe Summe aufzutreiben, ſuchte ich mir auf andre Weiſe eine Copie zu verſchaffen, allein vergebens, und nun bin ich ſo frei, mich an Sie zu wenden, weil der Verluſt eines ſo ſchönen Produktes ſehr ſchade wäre. Mehrere Gelehrte, die es ſahen, ſtimmten in mein Lob ein. — Ich bin weit entfernt, hierbei auf Gewinnſt für mich ſelbſt zu rechnen, und würde gewiß die Tragödie auf meine Koſten drucken laſſen, wenn es meine Verhältniſſe erlaubten. Es iſt eine vollkommene Tragödie: die Handlung klar durchgeführt, die Sprache geiſtreich, und die eingeflochtenen Geſänge blühend, poetiſch, einfach und doch elegant. Die Bilder ſind mit Geſchmack (judiciously) angewandt, und (obgleich im Zeitalter Heinrichs VI. geſchrieben) nicht ſchlechter, als manche der gegenwärtigen Zeit. Wenn ich eine Abſchrift erhalte, mit oder ohne Gratifikation, ſo werde ich ſie Ihnen auf der Stelle einſchicken. Meine Beweggründe hierzu ſind:

die Welt zu überzeugen, daß die Mönche (von denen Manche so geringschätzend denken) nicht solche Dummköpfe waren, wie man allgemein glaubt, und daß wahre Poesie sowohl in den finstern Tagen des Aberglaubens als in unserm aufgeklärten Zeitalter blühen kann. Umgehende Antwort wird mich verbinden. Ich bin Ihr ꝛc.

Bristol, 15. Febr. 1769.

Thomas Chatterton.

P. S. Ich habe meinen Namen verborgen, weil ich fürchtete, daß mein Principal (der jetzt abwesend ist) meine Briefe sehen und glauben möchte, ich vernachlässige sein Geschäft. Adressiren Sie Ihren Brief nach Redcliff-Hill."

Diesem Briefe war ein Bruchstück der Tragödie (die schöne Rede Aella's an seine Krieger) zur Probe beigefügt, und ferner bemerkt:

„Das Ganze enthält an 1000 Verse. Wenn mein Vorschlag Ihnen nicht zusagt, so verpflichten Sie mich durch eine Angabe der Druckkosten, weil ich dann versuchen will, es auf Subskription für eigene Rechnung erscheinen zu lassen."

Die Tragödie Aella iſt am Ende dieſes Buchs in einer ſinn- wenn auch nicht wortgetreuen Uebertragung abgedruckt, und der Leſer mag entſcheiden, ob die Lobſprüche des Verfaſſers gerechtfertigt erſcheinen. Der Buchhändler Dodsley ging auf die Vorſchläge des unbekannten Schreiberlehrlings nicht ein und eine Guinea Honorar ſchien ihm zu gewagt für ein ſolches Werk. — Das Gedicht wurde ſieben Jahre nach des Verfaſſers Tode (1777 in Tyrwhitt's Ausgabe) zuerſt gedruckt.

Wäre dieſes Werk zu Lebzeiten Chatterton's erſchienen, ſein Schickſal hätte höchſt wahrſcheinlich eine beſſere Wendung genommen. Ueberhaupt verringert ſich das Staunen über die hartnäckige Behauptung des Incognito's unſres Dichters, wenn man bedenkt, daß ſeine herrlichſten und größten Gedichte erſt nach ſeinem Tode gedruckt wurden. Er würde wohl gerne den geheimnißvollen Schleier gelüftet haben, wenn den unedirten Werken Rowley's jener Beifall geworden wäre, oder vielmehr geworden ſein könnte, der ihnen nach ſeinem Tode mit vollem Rechte zu Theil wurde. Während Chatterton lebte, war nur Unbedeutenderes veröffentlicht worden, und

dieſes erregte geringe Aufmerkſamkeit; kein Wunder alſo, daß ſich Ch. nicht beeilte, die Wahrheit zu geſtehen, und es der Nachwelt überließ, ihn zu rechtfertigen. —

Da es ihm mit dem Buchhändler mislungen war, wollte er es mit einem Protektor verſuchen. Dieſen glaubte er in Horace Walpole, dem Verfaſſer des Schloſſes von Otranto, und der „Anecdotes of Painting“ zu finden. Geiſt, Reichthum, faſhionable Gewohnheiten, Adel ꝛc. hatten dieſem Protektor im ganzen Inſelreiche zu hoher Berühmtheit verholfen. Miß Hawkins theilt in ihren „Erinnerungen“ folgende Beſchreibung des Aeußern dieſes Mannes mit, wodurch man (nach Walter Scott's Urtheil) eine ſehr lebhafte Vorſtellung von der Erſcheinung und dem Weſen eines Weltmannes aus dem vorigen Jahrhunderte erhält: „Seine Geſtalt war mehr als groß, nämlich überaus lang und hager; die Farbe ſeines Geſichts, vorzüglich aber der Hände von ungeſunder Bläſſe. Er hatte ein glänzendes, ſcharfblickendes, dunkles, aber höchſt lebhaftes Auge; ſeine Stimme war nicht ſtark doch angenehm, und wenn ich ſo ſagen darf, vornehm (gentlemanly). Seiner gewöhnlichen Haltung entſinne

ich mich nicht, doch in ein Zimmer trat er jedesmal mit jener affektirten Zartheit (affected delicacy), die damals durch die Mode faſt natürlich geworden war. Er hielt dabei den Chapeaubras in den Händen oder unterm Arm, als wenn er ihn zerdrücken wollte, und ging mit gebogenen Knieen auf den Fußzehen, als ob der Fußboden naß wäre. Folgendes war ſeine gewöhnliche Tracht im Sommer, wo ich ihn am häufigſten ſah: ein lavendelfarbiges Kleid, eine Weſte ſchmal mit Silber oder weißer Seide geſtickt, rebhuhnfarbige Strümpfe, goldene Schnallen, Spitzenmanſchetten und Halskrauſe. Im Sommer puderte er ſich nicht, ſondern trug eine glatt gekämmte Perrücke, die ſeine ſchlichte bleiche Stirn ſehen ließ, und hinten in einen Zopf ausging; im Winter wurde ſie gepudert.“ Walter Scott*) vervollſtändigt dieſe Schilderung durch folgendes: „Seine häuslichen Beſchäftigungen wie ſeine Studien zeigen augenſcheinlich, daß er eine Vorliebe für das engliſche Alterthum beſaß. Er liebte es, wie einer unſrer Satyriker

*) Leben und Werke der berühmteſtne engl. Romandichter. 2. Bd.

ſagt: „gothiſches Spielwerk durch gothiſche (gefärbte) Gläſer zu betrachten", und ſein Landſitz zu Strawberry-Hill, den er zum Aufenthalt gewählt hatte, wurde nach und nach zu einem alten Ritterſchloſſe, indem er Thüren, Gallerien und Corridor's mit Schnitzwerk, alten Pannelen und bunten Fenſtern gezieret, anbaute, deren Pfeiler mit Schildern, Lanzen, Helmen und allem Waffengeräthe der Ritterſchaft prangten."

Dieſem Manne nun ſandte Chatterton ein „Verzeichniß alter Maler", („The Ryse of Peyncteyne in Englande, wroten by T. Rowlie, 1469, for Master Canynge",) dem er ein kleines Gedicht auf Richard Löwenherz, das von einem Abt John verfertigt ſein ſollte, beifügte. Er ſchrieb dabei:

„Sir!

Da ich mich ein wenig mit Antiquitäten beſchäftige, traf ich auf verſchiedene Mss., worunter auch beikommendes, das Ihnen zu einer künftigen Ausgabe Ihrer ſehr unterhaltenden „anecdotes of painting" von Nutzen ſein dürfte. Indem Sie die etwaigen Irr-

thümer in den Noten verbeſſern, verpflichten Sie auf's angenehmſte

Ihren gehorſamen Diener

Thomas Chatterton.

Briſtol, 25. März 1769, Corn-Street.

Auf dieſen Brief erhielt Chatterton folgende verbindliche Antwort:

„Arlington-Street, April 21., 1769.

Sir!

Ich muß mich einem Gentleman, den zu kennen ich nicht das Vergnügen habe und deſſen intereſſantes und gütiges Schreiben ich in dieſem Augenblick erhalte, äußerſt verpflichtet halten. Ich danke Ihnen tauſendmal dafür, ſowie für das ſehr gütige Anerbieten, mir Ihr Manuſkript mitzutheilen. Was Sie mir bereits geſandt haben, iſt ſchätzbar und reich an Belehrung; aber anſtatt Sie zu verbeſſern, Sir, ſind Sie vielmehr im Stande, mich zu corrigiren. Ich bin nicht ſo glücklich, die ſächſiſche Sprache zu verſtehen, und es wäre mir ohne Ihre gelehrten Anmerkungen

nicht möglich gewesen, Rowley's Text zu verstehen. Da eine zweite Edition meiner „Anecdotes“ im vorigen Jahre erschienen, so darf ich mir nicht schmeicheln, daß eine dritte sobald erforderlich ist, indessen werde ich sehr erfreut sein, einige Notizen, die Sie mir gütigst ausziehen und nach Belieben senden wollen, aufzubewahren; weil es unbestimmt ist, wann ich sie gebrauche, möchte ich durchaus nicht Ihre Mss. borgen und Ihnen vorenthalten. — Erlauben Sie mir, Sie zu fragen, wo Rowley's Gedichte zu finden sind? Ich würde sie recht gerne drucken lassen, oder wenigstens eine Probe daraus, wenn sie noch nie gedruckt worden sind. — Die Verse des Abts John, die Sie mir gegeben haben, sind bewundernswürdig, wohllautend und geistreich; obgleich einige mir unverständliche Worte darin sind. Sie bestimmen nicht genau die Zeit, wann er lebte, was ich zu wissen wünschte. — Ich will Sie nicht mit weitern Fragen belästigen, Sir, doch schmeichle ich mir, in Erinnerung an Ihre Güte und Höflichkeit, die Sie mir bereits bewiesen, daß Sie mir erlauben, Ihren Rath zu erbitten. Ich hoffe, Sie

verzeihen die einfache Adreſſe, da Sie mich mit keiner andern bekannt machten.

Ich bin, Sir, Ihr ſehr verbundener und unterthänigſt gehorſamſter Diener
Horace Walpole."

Horace Walpole dachte ſich in dem Empfänger ſeines artigen Briefes einen anſehnlichen vermögenden betagten Alterthumsforſcher, — einen Mann im Amt, einen Mann der Gelehrtenzunft, und — o — wie mußte es ihn ſpäter ärgern, mit ſeinen duftenden Phraſen einen Knaben, — einen Schreiberjungen beglückt zu haben!

Chatterton war ſelig und beeilte ſich, der Einladung Walpole's Folge zu leiſten. Er ſandte einen zweiten Aufſatz Rowley's über engliſche Maler, dem gleichfalls verſchiedene Gedichte von unbekannten alten Sängern (Ecca, Biſchof von Hereford, Elmar, Biſchof von Chelſea, Abt John) mit der Bemerkung beigefügt waren, daß Rowley's Gedichte noch bei weitem vorzüglicher wären. Soviel für den Archaeologen, dem reichen Manne ſchilderte er nun offenherzig die beſchränkte Lage ſeiner Familie, und geſtand,

daß er nur 16 Jahre alt und der Sohn einer armen Wittwe sei, die ihn mit großer Noth erhalte, daß er als Schreiber bei einem Attorney zahllose Kränkungen erdulde, und großen Hang zu literarischen Studien habe u. s. w. Dann äußerte er den Wunsch, daß Mr. Walpole seinen Einfluß anwenden möge, um ihn aus seiner gegenwärtigen Lage zu reißen, und ihm irgend eine Stellung zu verschaffen, in der er seinen natürlichen Trieben folgen könne. Er versicherte nochmals, daß er große Schätze der alten Poesie in seiner Vaterstadt entdeckt habe, die in den Händen einer Person seien, die ihm die gesandten zum Abschreiben geliehen habe, und legte wieder einige (worunter wahrscheinlich **Ellinour** und **Juga**) seinem Briefe bei.*)

Walpole schrieb darauf an einen Verwandten in Bristol, um Erkundigungen über den Clerk einzuziehen; die Antwort bestätigte die Angaben Chatterton's. Zu gleicher Zeit aber sandte Wal-

*) Von diesem Briefe ist das Original verloren, oder vielmehr Chatterton hat es bei der spätern Zurückgabe vermuthlich selbst vernichtet, da unter den vorhandenen Briefen sich einer findet, dessen obere Hälfte abgeschnitten ist. Den angegebenen Inhalt berichtet Walpole.

pole die Mss. an seine Freunde, die beiden Dichter Mason und Grey. Diese Herren analysirten die Sprache und parallelisirten den Inhalt der Gedichte mit gleichzeitigen Schriftdenkmalen und ihr Endurtheil vernichtete die Aechtheit Rowley's. „Chatterton war ein Falsarius, in dessen Produktionen auch nicht ein Anzeichen von dem vorgeblichen Alter zu finden sei: Sprache und Versmaaß sollten den vormals gebräuchlichen durchaus unähnlich sein."

Walpole ließ jetzt die eitlen Saiten seines Charakters erklingen, hüllte sich in den Mantel eines ernsten Gelehrten, und glaubte nun seinerseits im Stande zu sein, Rath zu ertheilen. Der Mann der Gelehrtenzunft, der Mann im Amte war ja verschwunden — und ein frecher Knabe, der den gelehrten Lord zum dupe machen wollte, an seine Stelle getreten. Wozu noch Umstände machen? Und dennoch — der feingebildete Höfling that ein Uebriges: er sandte an den jugendlichen Impostor einen Brief voll guten Raths, einen Brief voll Güte und Zartheit, (with as much kindness and tenderness) so liebevoll und zart, als wenn er der Vormund des armen Jungen sei. Das Gedächtniß des

Lords war schwach, er hätte einen Eid geschworen, daß er demselben Jungen nie gestanden, „er (der Knabe) sei der Mann, ihn zu corrigiren", „und möge ihm (dem Lord) erlauben, Räth zu erbitten" u. s. w. Ei nun, das war jedenfalls in höchster Uebereilung geschehen, doch jetzt stand der Lord wieder einen ganzen Stammbaum höher als das Schulmeisterskind. Er will demselben bemerkt haben (der Brief ist verloren), daß sein Einfluß nicht so groß sei, als Ch. zu glauben scheine, daß er ihm rathe: Pflicht und Dankbarkeit gegen seine Mutter nicht zu vergessen, und daß er bei seiner Profession verharren möge, um seine kindlichen Schulden abtragen zu können, — er werde ja noch immer, wenn er sich einst Vermögen erworben, (hic haeret aqua) seinen literarischen Neigungen folgen können u. s. w. Auch erzählte er ihm, er habe seine Manuskripte besseren (und vermögenden: — die Herren Mason und Grey waren reich) Richtern mitgetheilt, welche die Authentizität ableugneten ꝛc. Der nachmalige Graf von Orford mochte nach Abfertigung dieses Briefes mit gemüthlicher Satisfaction seine goldenen Schnallen und rebhuhnfarbigen Strümpfe be-

trachten und im nächsten Lever der Herzogin von Hamilton einige hundert Pfund im Spiele verlieren. Das war fashionabel. Uebrigens wollen wir den Lord nicht grade unerhörter Hartherzigkeit zeihen, da Chatterton ihn allerdings mystifizirte, und hundert Andre in ähnlichem Falle nicht besser gehandelt hätten; allein es ist zu beklagen, daß Walpole's beleidigte Eitelkeit seine Einsicht überwog, daß er das Genie Chattertons nicht anerkennen wollte, weil es sich zufällig ihm auf eine scheinbar ungesetzliche Weise vorstellte. Walter Scott sagt*): „Man kann Walpole vorwerfen, daß er nicht Beschützer eines jungen Mannes wurde, der sich gegen ihn als ungeschickter literarischer Schleichhändler zeigte, da er selbst doch einen so großen Betrug ausübte. Uebrigens ist nicht Walpole, sondern dem Publikum die Schuld beizumessen, daß Chatterton so unglücklich endete. Wenn zwei Jahre nachher, nachdem sein Versuch bei dem Besitzer von Strawberryhill mißlungen war, er die ausgezeichnetsten Beweise seines Talents gab, so war Jederman so gut berufen als Walpole

*) Biographie Walpole's.

seinem unglücklichen Schicksale entgegen zu arbeiten."

Der feurige junge Coleridge urtheilte minder gelinde, er rief im Zorne aus: „O! Ihr Verehrer des Namens Mensch, freut euch, daß dieser Walpole nur ein Lord war!"

Chatterton's Biograph John Dix sagt: „Walpole hatte von allen lebenden Menschen am wenigsten Ursache, von dem ihn berührenden literarischen Betruge beleidigt zu werden. Aber er, welcher selbst versucht hatte, die Welt zu hintergehen, konnte es nicht ertragen, daß ein so Unbedeutender wie Chatterton ihn hinterging. Macpherson's Ossian war dazu noch zu frisch in seiner Erinnerung. Bevor er Chatterton so unfreundlich behandelte, würde Walpole wohlgethan haben, seine eigne Vorrede vor der ersten Ausgabe des „Schlosses von Otranto" wieder durchzulesen, die Produktion seiner reifern Jahre, in welcher er feierlich versichert, daß das Original seines Werkes in der Bibliothek einer katholischen Familie im Norden Englands gefunden und im Jahre 1529 zu Neapel mit gothischen Buchstaben gedruckt worden sei. In der zweiten Auflage bemerkte

der ehrenwerthe Verfaſſer, „er ſchmeichle ſich, man werde es entſchuldigen, daß er ſein Werk unter der erborgten Perſon eines Ueberſetzers der Welt dargeboten habe.“*)

Mr. Cottle, der ſich vielfache Verdienſte um Chatterton erworben, reflektirt über dieſen Gegenſtand auf folgende Weiſe**): Horace Walpole hatte kein Recht über eine literariſche Fälſchung indignirt zu werden, nachdem er ſelbſt das Publikum durch die Angabe, daß ſein „Schloß von Otranto“ eine Ueberſetzung aus dem Italieniſchen ſei, betrogen hatte. Er ſelbſt giebt ausdrücklich zu, daß Rowley ein erdichteter Charakter ſei, und daß alle Mittheilungen Chatterton's nachgemacht wären. Nun mußte er ſich doch fragen, wer hat ſie denn geſchrieben? und erkannt haben, daß das Ganze von dieſem „Wunderknaben“ verfaßt ſei, der jetzt als ein armer Bittender vor ihm ſtand, und der auf

*) In einem „Letter to Horace Walpole, in the Europ. Mag. for April 1782“ wird behauptet, daß das „Schloß Otranto“ wirklich eine Ueberſetzung aus dem Altitalieniſchen ſei, und daß W. unverſchämt gelogen habe, ſich ſpäter als Verfaſſer auszugeben.

**) Essay on Rowley's Original Mss.

jene Art Zeugniß von einem Genius unbegränzter Vollkommenheit gegeben hatte! Wie benahm sich aber Horace Walpole? Wie war sein Verfahren in einem Falle, wo ein edler Geist sich beeilt hätte Trost und Hülfe einem sechszehnjährigen Knaben zu bringen, der nicht ohne Bewunderung betrachtet werden konnte, und den bei mäßiger Aufmunterung die Flügel des Geistes in möglichste Weite getragen hätten. Eine geringe Hülfleistung von Seiten Walpole's zu dieser Zeit möchte Thomas Ch. vom Tode errettet haben. Daß Walpole eine solche Gelegenheit unwiederbringlich vorbeiziehen ließ, wird seinen Namen nicht mit „Segenssprüchen" verbinden ꝛc."

Chatterton behauptete beständig, daß Horace Walpole seit der Zeit, als er ihn mit seinen armseligen Verhältnissen bekannt gemacht, ihn verachtet habe. Welche Bitterkeit lag in dieser Ueberzeugung, welche Folgen konnte sie für die Moralität des armen Jünglings haben! Ein Hoffnungstempel war eingestürzt, eine giftige Schlange aus den Trümmern in sein Herz gekrochen.

Chatterton antwortete dem rathspendenden Lord:

„Sir!

Ich bin nicht im Stande, mit einem Manne Ihres literariſchen Charakters zu ſtreiten. Ich habe Rowley's Gedichte ꝛc. abgeſchrieben von einer Abſchrift, die im Beſitze eines Gentlemans iſt, der ſich von ihrer Authenticität überzeugt hält. Die Mss. ſind lange in den Händen des gegenwärtigen Eigenthümers geweſen; das iſt Alles, was ich von ihnen weiß. — Obgleich ich erſt ſechszehn Jahre alt bin, habe ich doch lange genug gelebt, um zu bemerken, daß im Gefolge der Literatur die Armuth iſt. Ich danke Ihnen, Herr, für Ihren Rath, und will noch darüber hinaus gehen, indem ich all meinen unnützen Plunder von Literatur vernichte, und meine Feder nur in Rechtsſachen anſetze. Ich bin Ihr ergebenſter Diener

Th. Chatterton.

Briſtol, April 8., 1769."

In dieſem Briefe gibt Chatterton halb zu, daß die Mss. wohl unächt ſein könnten: denn ein Andrer behauptet nur die Aechtheit. Er dachte vermuthlich, Walpole würde nachträglich

seine Gesinnungen ändern, und ihm hülfreich beistehen, allein da diese Hoffnung nochmals getäuscht wurde, war er zu stolz, dem Lord Recht zu geben, und schrieb:

„Sir!

Indem ich ganz überzeugt bin, daß die Gedichte Rowley's echt sind, würden Sie mich durch Zurückschickung der Ihnen gesandten Abschrift verbinden, da ich keine zweite besitze. Mr. Barret, ein geschickter Alterthumskenner, der jetzt eine Geschichte von Bristol schreibt, hat mich darum ersucht, und es würde mich betrüben, ihn oder vielmehr die Welt einer so werthvollen Seltenheit, die ich als authentisch kenne, zu berauben.

Ihr sehr ergebener
Th. Chatterton.

Bristol, Corn-Street, April 14., 1769.

P. S.

Wenn Sie selbst das Ms. veröffentlichen wollen, so steht es zu Ihren Diensten."

Chatterton schrieb noch zwei andre Briefe, die aber nicht an ihre Adresse gesandt wurden. In dem einen heißt es u. A.: „Da ich nun

die völlige Ueberzeugung habe, daß Rowley's Gedichte echt ſind, ſo würde ich Ihnen verbunden ſein, wenn Sie Abſchriften in das **Town and Country Magazine** ſenden, oder mir dieſelben zu dieſem Zwecke returniren wollten u. ſ. w. — Rowley's Stanze war ſchon, ſtatt von Spenſer eingeführt zu ſein, 300 Jahre früher im Gebrauch. — "

In dem andern Briefe bemerkte er: „Des Abts John Verſe wurden von Rowley aus dem Griechiſchen überſetzt. Wenn ich nicht irre, ſo wurde Rowley's Stanze ſchon von Iſcam, Gower, Lydgate angewandt u. ſ. w." Man ſieht hieraus, daß Chatterton ſehr unbeſtimmt in ſeinen Angaben und der Weiſe war, wie er den Lord von der angeblichen Echtheit der **Mss.** überzeugen könnte. Das Wörtchen „nun" in obigem Briefe beweiſt, daß Chatterton früher ſelbſt an der Echtheit zweifelte, und ſomit die **Mss.** nicht in der Kiſte des Mr. Canynge, wie er Catcott u. A. verſicherte, gefunden haben konnte. — Während Lord Walpole die obigen Briefe erhielt, machte er Anſtalten zu einer Reiſe nach Paris, um daſelbſt ſeine blinde geiſtige Geliebte Madame Du Deffand zu beſuchen, und

hatte wahrscheinlich nicht Zeit genug, um die Briefe des Clerk zu beantworten. In seiner spätern Vertheidigung heißt es: „Ich gestehe, daß ich mich nicht erinnere, weshalb ich nicht antwortete, und will, obgleich in einer so unbedeutenden Sache, doch hier keine Sylbe äußern, von der ich nicht positiv gewiß bin ꝛc.“

Der Lord blieb sechs Wochen in Paris, und fand bei seiner Rückkunft folgenden Brief vor, den er sehr impertinent nennt. Der Leser urtheile:

„Sir!

Ich kann Ihr Benehmen mit meiner frühern Meinung von Ihnen nicht einen. Ich halte mich von Ihnen beleidigt, Sir; und wüßten Sie meine Verhältnisse nicht, Sie hätten es nicht gewagt, mich so zu behandeln. Ich habe zweimal eine Copie von meinen Manuskripten verlangt: — und keine Antwort von Ihnen erhalten. Eine Erklärung oder Entschuldigung Ihres Stillschweigens verpflichtet Ihnen

Thomas Chatterton.

Juli 24.

Walpole ſagt: „Mein Herz klagte mich keiner üblen Behandlung an. Ich ſchrieb eine Antwort, worin ich mich über ſeine Ungerechtigkeit beſchwerte und meine guten Rathſchläge erneuerte; — doch im zweiten Augenblick bedachte ich, daß ein ſo querköpfiger junger Menſch, von dem ich nichts wußte, und den ich nie geſehen hatte, abſurd genug ſein möchte, meinen Brief drucken zu laſſen, und ſomit ſchleuderte ich denſelben in's Feuer, raffte ſowohl ſeine Gedichte als Briefe zuſammen, ohne von beiden Copie zu nehmen, was ich jetzt bedaure, ſandte ihm Alles zurück, und dachte erſt anderthalb Jahre ſpäter wieder an ihn."

Die Briefe und Manuſkripte erhielt Chatterton am 4. Auguſt 1769 in einem leeren Umſchlag zurück, und hiermit war ſein Verſuch, ſich einen Protektor zu verſchaffen, geſcheitert.

Ein braver Landsmann Chattertons ruft im Athenaeum (1837) aus: „Walpole erachtete es nöthig, ſich zu vertheidigen gegen die Anklage, ein Miturheber des Mordes, am Genius verübt, zu ſein; dieſe Vertheidigung iſt ein kunſtreiches

Gewebe von grauſamer Güte, von künſtlich gedrehten Verhältniſſen — und die Schuld wird bekräftigt durch die überkünſtlichen Verſicherungen der Unſchuld — etwa in der Art, wie in Eugen Arams Vertheidigungsrede, und unſeres Erachtens war der Mord von Knaresborough ſo wenig zu rechtfertigen wie der von Briſtol."

Wir laſſen aus dieſer Vertheidigungsrede*) Walpole's einige Stellen folgen:

„Ein Knabe von Briſtol, den ich nie ſah, weder vorher noch ſeitdem, ſchickt mir zwei oder drei Abſchriften von Verſen in altem Engliſch, von denen er behauptet, daß ſie gefunden wurden, und er ſie von jemand geliehen habe; dann erzählt er, daß er Clerk bei einem Attorney ſei, aber mehr Neigung zur Poeſie habe und wünſche, daß ich ihm eine Stelle verſchaffe u. ſ. w. Ich argwöhne, daß die Verſe modern ſind; er wird böſe und verlangt ſie zurück, — ich ſchicke ſie — und zwei Jahre (Chatterton ſtarb am 24. Aug. 1770, und erhielt die Gedichte am 4. Aug.

*) Sie erſchien 1779 zur Privatbenutzung, und wurde 1782 für das Publikum in „the Gentlemans Magazine" wieder abgedruckt.

1769 zurück!) nachher wird der Jüngling todt gefunden. Nun werde ich — behuf einer glühenden Imagination — angeklagt: dies vielversprechende Genie zerstört, und die Welt Gott weiß welcher Iliaden und Verlorenen Paradiese, die dieser Jüngling unter eignem oder fremdem Namen erschaffen hätte, beraubt zu haben."

„Ich bedaure es, daß ich nicht der Dupe Chatterton's war, damit er ein ehrlicher Mensch wäre. Ich bedaure, daß sein heftiger Charakter und seine Indiskretion mich hinderten, ihn kennen zu lernen; doch glaube ich, daß man nach der Lektüre meiner Erzählung nicht länger der Meinung sein wird, ich habe Unrecht gehabt, alle Verbindung mit ihm abzubrechen. Er konnte mir in keinem andern Lichte erscheinen, als in dem eines dreisten jungen Menschen, der seinen Verkehr mit mir auf eine Art begann: mein Uetheil zu verblenden oder mir eine hohe Meinung von seinem eigenen zu geben u. s. w."

„Ein andrer Punkt ist, daß man mein Geschick zum Charakter eines Maccens überschätzte. Mein Vermögen ist mäßig, meine Stellung außeramtlich ꝛc. Ich war weder für Reichthum

beſtimmt, noch verſtand ich's, ihn aufzuhäufen. Ich folge meinem Hange, koſtſpieligen Tand (sic!) anzuſchaffen, mit wenig Rückſicht auf Sparſamkeit, allein es ziemte mir nicht, das Anſehen eines Beſchützers zu uſurpiren. —

„Ich beſitze nicht die Eitelkeit, mit Tugenden zu prahlen. — — Wahrlich, was können wir anders unſer eigen nennen, als unſre Fehler? Unſre Talente ſind uns von dem Geber alles Guten verliehen — unſre Tugenden ſind die Früchte der Furcht, Klugheit, Experienz, Heuchelei (Ei!) und der Zeit. —"

„Ich ſtimme nicht damit überein, daß Chatterton's frühzeitiger Tod die Welt um etwas halb ſo Außerordentliches, als die in ſeiner Kindheit entſtandenen Wunderwerke brachte. Hätte er länger gelebt, ſo möchten größere Beweiſe ſeiner Fälſchungen, die er in ſeiner Wuth zerſtörte, bewahrt ſein, und ſtatt des hinterlaſſenen Ruhms: die gelehrte Welt in Verlegenheit geſetzt zu haben, dürfte man ſich ſeines Namens nur als deſſen eines argen Betrügers erinnern Die Gelehrten, welche noch an die Aechtheit Rowley's glauben, würden einer ſo großen Zierde

des finstern Mönchszeitalters beraubt sein, die ehrlichen Alterthümler fänden an einem genialen Geiste keinen Geschmack, wenn sie bedächten, daß er ein Zeitgenosse von ihnen wäre. Der Eleganz Waller's, dem Feuer Dryden's fehlt für Einige nur der unverständliche Jargon eines barbarischen Jahrhunderts, um sie anzuziehen. Eranceastre, Godred Crovan, Ceolwulf und Tatwallin*) sind angenehmer für moderne Angelsachsen, als alle wohllautende Bilder in Aella. — Glauben Sie nur, die Buchhändler haben nicht Ursache, sich zu beklagen, weil ich nicht der Dupe Chatterton's war."

„Es bleibt noch ein Vorwurf, den ich sehr wünschte abzuweisen, nämlich der meiner Gefühllosigkeit für Chatterton's mißliche Verhältnisse. Auch dieser wird zu nichte, mit den übrigen, wenn man sich an die Thatsachen hält. Chatterton war zur Zeit meiner Correspondenz mit ihm weder bedürftig noch elend. Er wurde von seiner Mutter ernährt, und wohnte bei einem Sachwalter. Er verlangte meine Hülfe allein, weil ihm seine Beschäftigung mißfiel, er zur

*) Namen in Gedichten Chatterton's, die er aus dem Angelsächsischen übersetzt haben wollte.

Poesie Neigung fühlte und mir einige verdächtige Mss. mitgetheilt hatte. Sein Elend war eine Folge davon, daß er seinen Herrn verließ, nach London ging und andre Extravaganzen verübte. — Ich habe bereits gesagt, daß ich von seiner Mutter und der Gesellschaft Tadel verdiente, wenn ich einen Lehrling verführt hätte, seinen Meister zu verlassen und die neun Musen zu heirathen; und ich sollte einen Hang zur Fälschung (welches nicht das am wenigsten cultivirte Talent unsres Zeitalters ist) ermuthigt haben? Alle aus dem Hause der Fälschung sind Glieder einer Familie*); und obgleich man zur Ehre Chattertons gestehen muß, daß seine Armuth ihn nie veranlaßte, Mittel sich schnell zu bereichern, zu ergreifen, so möchte doch seine Geschicklichkeit im Nachmachen des Styls, und wie ich glaube, auch der Handschriften, ihn leichtlich verführt haben zu jenem leichtern Imitiren in Prosa: Verschreibungen (promissory notes) nachzuahmen."

Der Sonderling Coleridge hatte doch so

*) Also auch der Verfasser des Schlosses von Otranto

ſehr Unrecht nicht, wenn er, wie erwähnt, ausrief: „O! Ihr Verehrer des Namens Menſch! freut euch, daß dieſer Walpole nur ein Lord war.“ Der eben angeführte Nachſatz zeugt von ariſtokratiſcher Bosheit. —

Die Gefühle Chatterton's hat dieſer ſelbſt energiſch genug in folgenden Verſen ausgeſprochen:

„Walpole! Ich dachte nimmer, daß ich je
Ein Herz ſo niedrig wie das deine ſáh'.
Du höhnteſt — ſelbſt gewiegt in Ueppigkeit, —
Das freund- und vaterloſe Kind, deß Leid
Um Schutz dich fleht. — Du ſchaltſt Betrüger mich.
Und übteſt du nicht gleichen Trug? O ſprich:
Wer ſchrieb Otranto? — Doch ich will nicht ſchelten,
Dir Hohn mit Hohn*), und Stolz mit Stolz vergelten. —
— — — — — — — — — — —
Umſtrahlte mich des Reichthums blendend Licht,
War ich nicht arm — Walpole, du hätteſt nicht
Mich ſo geſchmäht. Doch werd' ich — leben — ſtehn
An Rowley's Seit', — und du wirſt untergehn.“

*) Der Hohn Chatterton's über Walpole hat ſich an mehreren Stellen ſeiner Satyren in Worte gekleidet. So namentlich in den „Memoirs of a Bad Dog“, wo Walpole unter dem Porträt des „furchtbaren Baron Otranto, der ſein ganzes Leben in Conjekturen hinbrachte“, erſcheint. Auch in einem Liede „an Mary Rumſay“ (Works I. 47) und in einer politiſchen Satyre (Dix liſe etc. S. 216) wird der Lord verſpottet.

Nach dieſem zweiten mißlungenen Verſuche, das Band der täglichen Noth abzuſtreifen, fiel Chatterton in eine unausſprechliche Entmuthigung. Seine Zukunft verſchwand ihm in einem kahlen farbloſen Düſter, er glaubte ſich ſelbſt ſo arm und jung und unbedeutend, wie ihn Andere glauben, und betete mit heißer Inbrunſt um den Tod. Seine Studien ſind ihm verhaßt geworden, er zweifelt an ſich ſelbſt und folglich an Allem, was ihn umgiebt. Spottete er früher über Vorurtheile und Laſter, ſo ſpottet er jetzt über die Menſchen. Sein Spezialhaß gegen den Lord verallgemeinert ſich, ſein Herz eifert nicht blos gegen die herben Rangunterſchiede, die der Zufall der Geburt erſchaffen, er höhnt ironiſch die Thorheit der Unterdrückten, ihr Loos zu ertragen. Die Geſellſchaft und ihre Mißbräuche — überhaupt der ſervile Menſchenzuſtand laſten bleiſchwer auf ſeiner Seele, und vergebens ſucht er durch heftige Satyren der mannichfachſten Art das böſe Blut zu läutern. Ein langes Gedicht über das „Glück" enthält Spuren der tiefſten Zerriſſenheit, und in verſchiedenen andern Produktionen raiſonnirt er mit unbeſchreiblicher Bitterkeit über die Vorurtheile unter den Menſchen.

In einem Briefe an Catcott (20. Dezbr. 1769) leſen wir: „Ich bin gleichgültig für Alles, und lege weder auf Lob noch Tadel der Menge Werth.“

Sein Aufenthalt in Briſtol wurde ihm immer unerträglicher, und er ſchrieb ein ſehr langes Spottgedicht auf die Spießbürger ſeiner Vaterſtadt, um ſich zu rächen für langerduldete Qualen. Dieſes Gedicht (Kew Garden) iſt für uns zum größeren Theile ungenießbar, wegen unaufhörlicher Anſpielungen auf Lokalverhältniſſe u. ſ. w., doch ſind darin viele Stellen enthalten, welche den damaligen Seelenzuſtand des Dichters aufklären. Wir laſſen deshalb hier einige der bezeichnendſten Ausbrüche ſeines Spotts und Grams folgen:

„Wo ſich des Handels gierige Söhne ſpreizen,
Und fette Rathsherrn ihren Geiſt auskramen, —
Dort fleh' ich Armer, hülflos feſtgebannt
Durch Schickſalstücke — von den Muſen Troſt.

— — — — — — — — — —

„Ich muß geſtehn, ſo räth mir ein Geſcheidter,
Für deine Jugend biſt du klug genug; —

Es ſind Gedanken in den Verſen, und zuweilen
Trifft die Satyre, die du ausgeſprützt.
Doch ach! der Hohn iſt ein gefährlich' Ding,
Und kehrt den Stachel oft dem Dichter zu.
Die junge Muſe ſpiel' mit andrem Tand,
Denn Männer ſind nicht gern der Knaben Spott.

— — — — — — — — — —

„Die Herrn vom Rathe werden dir's gedenken,
Wenn du behaupteſt, daß ſie geiſtlos ſind;
Und wenn du ihren Rathsherrnſtolz gekränkt:
Erinnre dich, wie elend Savage ſtarb.

— — — — — — — — — —

„Verlaſſe d'rum der Dichtkunſt rauhen Pfad;
Flieh vor der Armuth — ſei bei Zeiten klug, —
Fort vom Parnaß, — ſtudire fleißig Jus; —
Hüll deinen Glauben in ein züchtig Kleid; —
Dann wird dein Heil in dieſer Stadt erblühn. —

— — — — — — — — — —

„Such deinen Vortheil — liebe ſtets dich ſelbſt,
Du wirſt bekannt, ſo wie du reicher wirſt;
Man creditirt den Muſen nicht und Ruf
Beſchränkt ſich hier allein auf Handelsfirmen.

Stutze die Schwingen deiner Phantasie
Und strebe reich und somit groß zu werden.
Doch — willst du dennoch dichten — träumen,
So sei nur panegyrisch dein Gesang u. s. w."
— — — — — — — — — —

Auf diese Rathschläge antwortet der Dichter:

„Verflucht sei diese feig beschränkte Meinung,
Wodurch entehrt die hochgepriesene Vernunft
Der Menschen wird; Bristol sei klug und pfiffig,
Ich spotte seiner Klugheit, nun und immer. —

Als Gegensatz zu dem prosaisch finstern Sekten- und Puritanerglauben der Bristoler Spießbürger hatte sich in der Seele des jugendlichen Dichters eine deistische Naturverehrung eingeheimelt. Die Kirche und ihre feilen Diener geißelte er auf's Erbittertste, und übersprang in seinem Eifer oft die Grenzen des Schicklichen.

In einem Gedichte (the defence, Works I, 109) sagt er: „Die Kirche und all ihre Argumente sind Dunst. Religion ist nur der Meinung Bastardkind, ein Geheimniß, größer als das der Dreieinigkeit. Es ist Alles Einbildung, Zerrüttung des Gemüths, und was uns

die Erziehung eingeflößt, dem folgen wir. Glücklich der Mensch, dessen Vernunft ihn zur Einsicht führt, daß die Menschen von Natur frei sind. Glücklich der Mensch, (wenn ein Sterblicher glücklich sein kann) der sich von der Vernunft und nicht von Priestern leiten läßt ꝛc. Welche Autorität zwingt uns zur Anerkennung der Kirche? Wie können wir unbekannte Gottheiten verehren? Kann die ewige Gerechtigkeit an den Gebeten derjenigen Gefallen haben, die in Unwissenheit glauben? — Ich erkenne einen Gott an, der unsterblich, unbegränzt in seiner Macht und weise ist; der sein Bild im Menschen ausprägte, und seine mannigfachen Wunder im Menschengeiste ꝛc."

An einer andern Stelle*) ruft er in Extase aus: „Frei in der Verehrung der Natur, beuge ich vor nichts Anderm die Knie: die Gottheit der Natur allein erkenn' ich an."

Die Lehren Locke's und Hume's waren Chatterton bekannt, und da seine antisoziale Stellung und die widrige Nähe der bornirtesten Offenbarungsgläubigen ihn verhinderten, sich ein

*) Works I, 154.

indifferentes Urtheil über die verschiedensten Emanationen des menschlichen Gemüths zu bilden, so mußten seine Anschauungen eine gewisse Herbe und selbst Inkonsequenz annehmen. In diesen momentanen Ausbrüchen seines Menschen- (nicht Gottes-) hasses vermissen wir die philosophische Durchdringung und Ueberzeugung. Allein wir wollen nicht der Richter dieser zerdrückten Jugendseele sein, und begnügen uns in diesem delikaten Punkte mit einer getreuen Darlegung der Thatsachen.

Daß Chatterton nicht atheistisch gesinnt war, und zuweilen selbst Gefühle hegte, wie sie etwa ein frommer Liederdichter des sechszehnten Jahrhunderts bedurfte, mag folgendes Gedicht beweisen.

„Resignation."

„O Gott, so milde im Gericht, —
Deß Auge lenkt des Erdballs Lauf,
Deß Donnerlaut den Himmel bricht:
Zu dir, mein Fels, flieh' ich hinauf.

In deines Willens Labyrinth,
In Himmelslichtes Schattennacht

Die Wege uns verborgen ſind; —
Doch recht iſt, was der Herr gemacht.

O lehr' mein Herz zur Stund' der Noth,
Wenn der Verzweiflung Thräne quillt:
Daß es dich liebt und dein Gebot,
Und ſeinem Grame Ruh' befiehlt.

Wenn fremder Einfluß außer dir
In meinem Buſen mächtig war, —
Dann Gnade nahm die Schuld von mir,
Allwiſſenheit ſah die Gefahr. —

Weshalb d'rum klageſt du, mein Herz?
Und fliehſt verzagt des Unglücks Pfeil?
Wirf ab der Schwermuth öden Schmerz,
Denn Gott ſchuf Alles nur zum Heil.

Ach meine Bruſt iſt menſchlich ſchwach!
Der Thränen Fall, der Seufzer Drang,
Des Lebensblutes matter Bach
Bezeugt, wie meine Seele krank.

Allein ich will, was auch geſchieht,
Dank bringen dem, der ſo mich ſchlug;

Nicht ſeufzen mehr, und mein Gemüth
Soll lähmen ſtolz des Elends Flug.

Es wird das finſt're Kleid der Nacht,
Das ſich gehüllt um meinen Geiſt,
Verſchwinden, wenn der Morgen wacht,
Den Gott: mein Oſt, mein Licht, verheißt."

In dieſer Zeit der Schwermuth waren die Beſuche im mütterlichen Hauſe Chattertons einzige Genüſſe. Die naive Zärtlichkeit ſeiner Schweſter, die rührende Güte ſeiner Mutter goſſen milden Balſam auf ſeine brennenden Wunden, und dem Vogel der Hoffnung wuchſen auf Minuten die glänzenden Fittige.

Dann gab es auch für Herz und Sinn des Jünglings in Pyleſtreet eine reizende Gewalt, die ihn dem finſtern Gedankenreiche entführte. In dem kleinen Hauſe ſeiner Mutter verſammelte ſich von Zeit zu Zeit um Chattertons Schweſter ein Kreis junger Mädchen aus der Nachbarſchaft, niedliche muntere Griſetten, die mit ihrem Ge-

plauder und Gekose den hölzernsten Haubenstock aufzuheitern vermochten. Unser Dichter wurde vertraut mit diesen lieblichen aber keuschen Bacchantinnen, nahm Theil an ihren Spielen, hörte ihren unschuldigen Klatschereien geduldig zu, und bot sich gutwillig zur Zielscheibe ihres Witzes dar, um gelegentlich selbst durch schalkhafte Andeutungen den Carmin auf ihren frischen Mädchenwangen höher zu färben. Sonntags nach der Kirche spazierte der ganze Club mit dem Dichter im reizenden Collegegreen, und oft, wenn ein holdes Kind sich an seinem Arme wiegte, mochte er alle Schmerzen der Vergangenheit im anmuthigen Gefühle der Gegenwart vergessen. Das waren gewiß selige Augenblicke für Thomas. Der Lebenshimmel wandte ihm dann seine heiterste Seite zu, an welcher der zarte Glanz weiblicher Sterne leuchtet. Das Dschinnistan seiner Dichterträume erschloß sich seinen leiblichen Augen: niedliche Gestalten umschwebten ihn, frische Mädchenlippen dufteten gleich jungen Rosenknospen seinem Kusse entgegen, schneeweiße Nacken und Busen schimmerten blendend aus dunkler Lockennacht.

Wie nahe Imagination und materielle

Wahrheit ſich berührt haben, können wir jedoch nicht entſcheiden. Chatterton's Feinde haben ihm Unſittlichkeit vorgeworfen, allein ihre Beweiſe gründen ſich einzig auf verſchiedene laſcive Stellen ſeiner ſatyriſchen Gedichte, die ohne Zweifel aus Abſicht oder Wärme der Phantaſie, und nicht aus moraliſcher Verdorbenheit entſtanden. Dagegen ſprechen die faktiſchen Zeugniſſe ſeiner Schweſter und Freunde für ſeine ſtrenge Sittlichkeit. Mſts. Newton ſchreibt: „Ich glaube feſt, daß mein Bruder nicht ausſchweifend war; der theure Unglückliche hatte Fehler genug, er war ſtolz und herrſchſüchtig, aber nicht genußliebend.“ — Mſts. Edkins bemerkt, daß Chatterton's Ausdrücke ſtets dezent geweſen ſeien, daß er zwar mit einigen ſeiner weiblichen Bekannten im ſcherzhaften Tone eines Liebhabers getändelt habe, aber mit keiner ernſtlich liirt geweſen ſei.*) — Auch Thiſtlethwaite nimmt ihn in Schutz, und bezeugt, daß Thomas, ſo lange er in Briſtol lebte, durchaus mäßig in ſeinen Vergnügungen geweſen ſei. —

Ein ernſtliches Liebesverhältniß hatte Chat-

*) Dix. p. 315.

terton nie, obwohl seine Schwester erzählt, daß er mit Mary Rumsay einen Briefwechsel unterhalten habe. Diese Schöne soll die graziöseste, aber auch koketteste unter dem Schwarme der jungen Freundinnen gewesen sein. Thomas hat ihr einige Strophen gewidmet, in welchen er ihr Beständigkeit empfiehlt; aber der Ton dieses Gedichts ist viel zu pedantisch, um auf eine innige Herzensneigung schließen zu lassen. Frau Edkins will wissen, daß unter den Freundinnen seiner Schwester eine Miß Tatcher sein Liebling gewesen. Eine zärtliche Strophe an Miß Love und besonders ein gefühlvolles Gedicht an Polly Busch in Bristol, sowie das Geständniß Chatt. (in einem Brief an seinen Freund Baker), daß er in kurzem dreiundzwanzigmal verliebt gewesen sei u. m. A. leiten in diesem Punkte völlig irre, und man sieht sich zuletzt zu der Erklärung genöthigt, daß eigentlich nur die Ruhmbegierde Chatterton's Herz ausschließlich besessen habe. —

Die erwähnten fröhlichen Momente waren zu selten, und durchdrangen sein inneres

Weſen zu wenig, um den ſchwarzen Strom der Melancholie zu klären. Chatterton ſchien ſich ein Gefangener, und mochte nun täglich die Sonne auch einmal auf kurze Zeit durch die Gitter ſeines Kerkers ſcheinen, ſie ließ ihn dann nur die lange Finſterniß um ſo ſchmerzlicher empfinden. Er dachte oft an Selbſtmord.

Aus einigen ſeiner Aufſätze geht hervor, daß er mit innerm Stolze über die Fähigkeit des Menſchen reflektirte, ſein fataliſtiſches Vegetiren plötzlich freiwillig zu enden. Hierin allein ſchien ihm die Selbſtſtändigkeit des Weſens zu ruhen, und vielleicht auch zu gleicher Zeit die Nothwendigkeit einer Fortdauer nach dem Erdenleben.

Folgende Strophe ſchrieb er 1769:

„Da wir doch einmal ſterben, iſt's nicht gleich,
Ob Strick, ob Gift, Piſtole oder Schwert,
Ob Krankheit langſam zehrend, oder raſche
Zerſprengung der Arterien bricht entzwei
Das Elend dieſes Menſchenlebens? Ob
Verſchied'ne Urſach', der Erfolg iſt gleich;
Für Alle ein gemeinſchaftliches Ende."

Bevor er ſeinen Todesplan beſtimmt faßte, ſoll er ſich, (wie Dr. Gregory behauptet) noch an Jemand (wahrſcheinlich an Burgum) gewandt

haben, um eine Summe Geld zu erhalten, wodurch es ihm möglich würde, nach London zu gehen. Allein er erhielt eine abschlägige Antwort, und sprach sein Todesurtheil aus. Er theilte seinen finstern Vorsatz mehreren seiner Freunde mit, und man war indiskret genug, dieses Geständniß der Mutter des Attorney zu überbringen. Diese erschrack darüber, aber Mr. Lambert tröstete sie mit dem Gemeinplatze, daß Einer, der sich umbringen wolle, diese Thorheit stillschweigend ausführe. Allein eines Tages fand er auf seinem Büreau ein Copierbuch liegen, worin folgendes Dokument von Chattertons Hand geschrieben war:

„Chatterton's Testament."

„Dies Alles wurde zwischen 11 und 2 Uhr am Sonnabend in äußerster Trübsal geschrieben. April 14., 1770."

NB. In einem Wortwechsel über den Charakter Davids, behauptete Mr. —, daß es ein frommer Mann gewesen sein müsse, was er aus dem gottesfürchtigen Geiste, der in all seinen Werken athmete, schloß; — ich war einer entgegengesetzten Meinung, und

da ich überzeugt bin, daß ein großer Genius alles kann, verſuchte ich in den vorhergehenden Gedichten*) einen enthuſiaſtiſchen Methodiſten darzuſtellen, und der thörichten Welt ihn als eine wahre Erſcheinung unterzuſchieben. Doch, Dank Burgums Freigebigkeit, ich habe nun Wichtigeres zu unternehmen.

Sonnabend, April 20., 1770.

„Burgum, ich dank' dir,—du verleugneſt nie:
Daß Briſtol ſein Gepräge dir verlieh;
Dein hoher Geiſt äfft ſeine Burgemeiſter,
Und daß er hier gebildet, das beweiſt er.
Was gäbe Burgum, wollte man ihn preiſen
Und ſein Geſtammel dem Geſpött entreißen?
Was würd' erſt jenem Glücklichen zum Lohne,
Der ihn unſterblich machte? — Eine Krone.**)
Wohlan, du magſt dein Haupt mit Lorbeer ſchmücken,
Mit reichem Sattel eine Sau beglücken,
In Jamben ſtrotzen, Oden radebrechen
Und wie's Gebrauch: nicht zahlen, doch — verſprechen.

*) Dieſe Gedichte ſind unbekannt.

**) Burgum gab Ch. fünf Shillinge für die Abſchrift ſeines Stammbaums.

„Catcott, dein gutes Herz will ich nicht
schelten,
Doch, leider, dein Verdienst erkennt man selten.
An Grillen hängst du, die gleich Bibelsprüchen
Du ehrest, die schon früh sich eingeschlichen.
Wie konntest du erscheinen mir als Freund,
Weil all mein Wesen dir so fremd und feind;
Und wenn dein Beutel mir je Früchte trug:
Rowley bezahlte: er, mein erster Fluch,
Denn — lernt' ich nie des Mönches alte Weise:
Nie fort vom Friedensufer ging die Reise,
An Hoffnungen nicht scheitert' meine Habe;
Der kühne Barde — der gelehrte Knabe:
Wie glücklich, wenn er nur in niedrer Sphäre
Still, ungeliebt und unverdächtig wäre.

„Zu Barret nun. Aufricht'ger Dank dem
Mann,
Für alle Kenntniß, die ich hier gewann.
Doch was sind Kenntnisse? wozu nützt Wissen,
Wo zwanzig kaum des Lesens sich beflissen.
Bringt Wissenschaft Gewinn, um zu erhalten
Des Dichterhirns verschwend'rische Gestalten?
Der milde Burgum — daß es Niemand wundert,—
Nähm' nicht mein Wissen für den Zins vom Hundert.

Da ich verſchleudert, was ich nur beſaß:
Gelehrſamkeit und Bücher — Gott weiß was, —
Durft' Burgum ohne Sicherheit mir leih'n,
Ob Kritiker, Patron, Freund im Verein?
Nein, das wär' unvernünftig von dem Mann,
Es zeihe ihn der Unklugheit, wer kann.
Geſteh' ich's, er verſprach, treu ſchien er mir,
Doch Wen'ge halten Ehrverſprechen hier. —
Ich danke dir, Barret, dein Rath war hold;
Doch war's mein Schickſal, daß ich dichten ſollt'.
Der klugen Stadt Klugheit war mir bewußt,
Trotz ihr ſchrieb ich mit freiem Sinn nach Luſt.

Harris wird bald, — wenn aus der Preſſe bringt
Mein Lied*), und ſeine Wichtigkeit verringt, —
Die Stirne runzeln und in Zorn erglühn,
Und meinen Körper auf den Kreuzweg ziehn. —

Ihr armen Abergläubiſchen! Rächt euren Haß
An meiner kalten Leiche — — —

„Dies iſt der letzte Wille und das Teſtament von mir: Thomas Chatterton aus der Stadt Briſtol. Ich bin geſund an Körper, wenn nicht,

*) Kew-Garden.

ist's die Schuld meines letzten Wundarztes; über die Gesundheit meines Geistes mag der Coroner*) und die Jury entscheiden, doch wünsche ich, sie mögen davon Notiz nehmen, daß die vortrefflichsten Menschenkenner in Bristol mir den Namen „das tolle Genie" gegeben haben, weshalb auch, wenn ich jetzt eine närrische Handlung begehe, sie mit allen übrigen Handlungen meines Lebens, die nach Wahnsinn schmeckten, übereinstimmend ist.

„Item. Ich verordne und befehle, daß nach meinem Tode, (der morgen Nacht am Fest der Auferstehung vor acht Uhr erfolgen wird), wenn ihn Coroner und Jury unter der Rubrik: Wahnsinn verzeichnen — mein Leib von John Farr, Esq. und Mr. John Flower verlangt, und in das Grab meiner Väter beigesetzt werden soll, sowie, daß sie über meinem Körper auf gemeinschaftliche Kosten ein Monument von 4 Fuß 5 Zoll Höhe errichten lassen, worauf sechs Tafeln mit Inschriften befindlich.

Auf der ersten Tafel soll mit altenglischen Buchstaben eingegraben stehn:

*) Ein öffentl. Beamter, dem die Untersuchung aller unnatürlichen Todesfälle übertragen ist.

Vous qui par ici pasez
Pur l'ame Guateroine Chatterton priez
Le Cors di oi ici gist
L'ame receyve Thu Crist. MCCX.

Auf dem zweiten Täfelchen in altengliſcher Schrift:

Orate pro animabus Alanus Chatterton, et Alicia Uxeris ejus, qui quidem Alanus obiit X die mensis Novemb. MCCCCXV, quorum animabus propietur Deus Amen.

Auf der dritten Tafel in römiſcher Schrift:

„GEWEIHT DEM ANDENKEN
VON
THOMAS CHATTERTON,
Unterſangmeiſter der Cathedrale dieſer Stadt, deſſen Vorfahren ſeit dem Jahre 1140 zu St. Mary Redcliffe wohnhaft waren. Er ſtarb am 7. Auguſt 1752."

Auf der vierten Tafel in römiſcher Schrift:

„ZUM GEDARCHTNISS AN
THOMAS CHATTERTON:
Leſer richte nicht, wenn du ein Chriſt biſt — glaube, daß er von einer höhern Macht gerichtet

werden wird — dieſer Macht allein iſt er nun verantwortlich."

Auf der fünften und ſechsten Tafel, die einander gegenüber ſtehen, die Wappen, nämlich auf der einen: grün, ein Querſtreifen, Gold; Krone, Mantel, roth, getragen von einem Speer, ſchwarz, Spitze Gold. Auf der andern: Gold, grüner Querſtreifen, Krone, Tempelritterkreuz. — Und ich will und verordne, daß, wenn des Coroners Unterſuchung mich für einen Selbſtmörder erklärt, das benannte Monument demungeachtet aufgerichtet werden ſoll. Und wenn die Seelen der benannten Paul Farr und John Flower ſo briſtoliſch ſein ſollten, daß ſie dies mein Geſuch verweigern, ſo mögen ſie eine Abſchrift meines Willens der „Geſellſchaft für Aufrechthaltung der engliſchen Freiheitsurkunde" zuſtellen, die ich hiermit ermächtige, obenbeſchriebenes Monument zu erbauen. Doch wenn die ꝛc. Paul Farr und John Flower das Monument aufrichten, ſo will und verordne ich, daß die zweite Auflage meines Gedichts: „kew-garden", denſelben auf folgende Weiſe dedicirt werden ſoll: „Den Esquirs Paul Farr und John

Flower iſt dies Buch unterthänigſt gewidmet von dem Geiſt des Verfaſſers."

„Item. Ich vermache meine ganze Kraft, und mein Jugendfeuer Mr. George Catcott, überzeugt, daß er ſie nöthig hat.

„Item. Aus demſelben liebreichen Grunde gebe und vermache ich all meine Demuth dem Ehrwürdigen Mr. Camplin senior; Mr. Burgum meine ſämmtlichen proſodiſchen und grammatikaliſchen Kenntniſſe, desgleichen eine Hälfte meiner Beſcheidenheit, die andre Hälfte einer gewiſſen jungen Lady, die, ohne zu erröthen, beweiſen kann, daß ſie dies ſchätzbare Gut nicht beſitzt. — Der Stadt Briſtol laſſe ich allen Geiſt und Uneigennützigkeit, die ſeit den Tagen Canning's und Rowley's in ihr unbekannt waren! Meine Religion vermache ich dem Dr. Cutts Barton, Dechant von Briſtol, und ermächtige hierdurch den Unterſakriſtan, ihn an's Ohr zu ſchlagen, wenn er in der Kirche ſchläft. — Meine Sprachgewandtheit gebe ich dem Ehrwürdigen Mr. Broughton, indem ich hoffe, er wird einen beſſern Gebrauch davon machen, als über die Unſterblichkeit der Seele Vorleſungen zu halten.

— Dem Ehrwürdigen Mr. Catcott lasse ich ein weniges von meiner Freidenkerei, daß er die Brille der Vernunft aufsetze und sehe, wie schmählich er hintergangen wird, die Bibel buchstäblich zu nehmen. Ich wünschte, daß er und sein Bruder Georg glauben möchten, daß ich weit entfernt davon bin, ihr Feind zu sein; — allein ich besitze einen unglücklichen Hang zum Spotten, und wenn der starke Geist der Satyre über mir ist, schone ich weder Freund noch Feind. Dies meine Entschuldigung für das, was ich an andrer Stelle von ihnen gesagt habe. — Ich hinterlasse Mr. Clayfeld die aufrichtigsten Aeusserungen meiner Dankbarkeit und verordne, daß, wie hoch immer Jemand das Vergnügen beim Lesen meiner Werke hält, er dieses augenblicklich nach eigener Schätzung Clayfield bezahle, weil es in diesem Falle eine gerechte Schuld an mich ist, und ich ihn zum Exekutor in dieser Sache ernenne.

Meine Mäßigung vermache ich den Politikern auf beiden Seiten. Meine Großmuth unserm gegenwärtigen hochachtbaren Mayor Thomas Harris, Esq. — Ich gebe meine Enthaltsamkeit

im Allgemeinen der Sheriffsgesellschaft bei ihrem Jahresfeste, insbesondere aber den Aldermännern.

„Item. Ich gebe und vermache Mr. Matthew Mease einen Trauerring mit dem Motto: „Ach, armer Chatterton!" unter der Bedingung nämlich, daß er ihn selbst bezahlt. —

„Item. Ich vererbe den jungen Mädchen alle Briefe, die sie von mir haben, und versichere denselben, daß sie das Erscheinen meines Geistes nicht zu fürchten brauchen, denn ich sterbe für keine unter ihnen. — Item. Ich lasse meine sämmtlichen Schulden, im Ganzen nicht fünf Pfund, der mildthätigen und freigebigen Kämmerei von Bristol zur Bezahlung; im Verweigerungsfalle bei Strafe der Erscheinung meines Geistes in Gestalt eines Gerichtsdieners, um jegliches Mitglied an einem guten Mittagsessen zu hindern. Wenn sie aber trotz diesem schrecklichen Gespenste hartnäckig die Entrichtung meiner Schulden verweigern, so weise ich meine beiden Gläubiger an die Supporters der bill of rights. — Item. Meine Mutter und Schwester überlasse ich dem Schutze meiner Freunde, wenn ich welche habe. —

„Vollzogen in Gegenwart des Allwissenden, den 14. April 1770.

„Thomas Chatterton.

Codicil.

„Es ist mein Wunsch, daß Mr. Cocking und Miß Farley dies Testament am ersten Sonnabend nach meinem Tode drucken.

Vor Entdeckung dieses Dokuments hatte Lambert auf dem Schreibtische Chatterton's einen Brief an Mr. Clayfield gefunden, worin er diesem Freunde sein Elend klagte, und bemerkte, daß er nicht mehr leben würde, wenn derselbe den Brief eröffne. Lambert schickte erschrocken nach Barret und vertraute diesem die Verhältnisse, worauf der Doktor sogleich zu Chatterton ging, ihn auf zarte und freundliche Weise nach der Ursache seines Grams fragte, zugleich aber mit harten Vorwürfen wegen seines schrecklichen Vorhabens überhäufte, das er als Folge von Ausschweifungen und schlechten Verbindungen ansah. Chatterton wurde gerührt und seine Thränen schienen seine Fehler anzuerkennen; er gestand

zugleich, daß er nicht aus Mangel ſich umbringen wolle. Am nächſten Tage ſandte er aber an Barret folgenden Brief:

„Sir!

„Ich begreife nicht, wie Mr. Clayfield an meinen Brief kommt, da ich zwar die Abſicht hatte, denſelben abzuſchicken, aber es nicht ausführte. In Betracht der Motive zu der vermutheten Unbeſonnenheit bemerke ich Ihnen, daß ich keinen ſchlechteren Geſellſchafter habe, als mich ſelbſt. Ich trinke nie übermäßig, und darf ohne Eitelkeit geſtehen, daß ich zu viel Gefühl habe, um mich von feilen Sündenkrämerinnen feſſeln zu laſſen. Nein; — es iſt mein Stolz, mein verfluchter, eingewurzelter, unbeſieglicher Stolz, der mich wahnſinnig macht. Sie mögen wiſſen, daß neunzehn Zwanzigſtel meines Weſens aus Stolz beſteht. Ich muß entweder als Sklave, als Knecht leben, ohne eignen Willen, ohne eigne Gefühle, die ich als ſolche frei ausſprechen darf, oder — ſterben. Verhaßte Alternative! Doch es zerſtreut mich, darüber nachzudenken. Ich will verſuchen, Demuth

zu lernen, aber hier kann ich's nicht. Wie ſchwer mir der Verſuch werden wird, weiß der Himmel.

„Ich bin

„Ihr ſehr verbundener, unglücklicher

T. C."

In einem kurz vorher geſchriebenen Briefe an einen Mr. Baſter, ſagt der Unglückliche:

„Verdammt die Muſen — ich verabſcheue ſie und ihre Werke — ſie ſind die Ammen der Armuth und Tollheit. — Von den Römerhelden erzählt man, daß ſie ſtets bereit waren, ihr Leben für das Heil ihres Vaterlandes aufzuopfern. Derjenige nun, welcher ohne genügenderen Grund, als abgedroſchene Poſſenreißerei, mit Ekel auf ſeinen Geburtsort blicken kann, iſt ein Schurke, und ein Schurke nicht werth zu leben. Sie dürfen in mir einen ſolchen Schurken vermuthen."

Mr. Lambert hielt es nach dem, was vorgefallen, nicht länger für gerathen, Chatterton in ſeinem Dienſte zu behalten und ſchickte ihn fort.

Thomas kehrte mit erleichtertem Herzen zu ſeiner Mutter zurück; er fühlte ſeine Arme frei

von Ketten, ſein Herz von Demüthigungen, und neue Lebensgluth loderte in ſeinen Adern. Die blutige Geſtalt des Todes trat einige Schritte zurück von ihrem jugendlichen Opfer.

Er ſchrieb an einige Londoner Buchhändler, mit denen er in Verbindung ſtand, und erbat ſich ihren Rath über ſeinen Vorſatz nach London zu kommen, um ſich dort als Schriftſteller niederzulaſſen. Man lobte von allen Seiten ſeinen Entſchluß, und überbot ſich ſogar in glänzenden Verheißungen. Ein Verſprechen iſt anfangs ſchwer und gediegen wie Gold, nachher aber leicht und flüchtig wie Schaumperlen. — Hierauf machten ihn auch ſeine nähern Freunde aufmerkſam; Barret ſchilderte ihm beredſam die Widerwärtigkeiten, auf die er in London ſtoßen würde; Catcott rieth ihm, das Rechtsſtudium fortzuſetzen, oder ein gewinnverſprechendes Geſchäft zu beginnen, allein der Dichter verſtand die Proſa des Lebens nicht, und lächelte bitter über die Angſt und Unwiſſenheit dieſer guten Bürgersleute. Er dachte nicht daran, daß auch die glänzendſten Sterne im trüben Wolkenſchleier erbleichen. Seine Mutter erinnerte ihn zärtlich an ſein Alleinſtehen in der Welt, aber Thomas antwortete noch

einmal feurig: „Man kann Alles, was man will: dem feſten muthigen Willen widerſteht kein Hinderniß; Geduld weiß von keinem unbeſieglichen Feinde.“

Sein Freund Thiſtlethwaite fragte: „Was willſt du in London?“ Und Thomas erwiederte: „Was ich will? Die erhaltenen Verſprechen genügen, jede Furcht zu beſeitigen. Ich mache Verſe, Satyren, Balladen, Journalartikel. Doch würde ich wider Erwarten in allen meinen Hoffnungen getäuſcht, ſo werde ich ein Methodiſtenprediger. Die Leichtgläubigkeit iſt eine allmächtige Göttin, und es iſt nicht ſchwer, eine neue Sekte zu gründen. Sollte aber auch dies fehlſchlagen, ſo bleibt mir noch immer ein letztes Mittel, — der Selbſtmord.“

In dieſen Worten (mag man ſie auch theilweiſe für Ironie erklären) ſpricht ſich eine bewundernswerthe Energie des Charakters und kühne Reſignation aus; zugleich aber eine große Unkenntniß der Welt und des eignen Herzens. Was er als Eigenſchaft der Menſchen im Allgemeinen nennt, das iſt blos die Eigenthümlichkeit ſeines Weſens: er ſelbſt iſt leichtgläubig, und

zwar bis zu dem Grade, ſich des Laſters und der Heuchelei fähig zu glauben. Er will eine Sekte gründen mit ſeinem Verſtande, ohne ſein Herz um Rath zu fragen, er vergißt ſtets den unendlichen Raum zwiſchen Gedanke und That, und gehörte zu jenen guten Seelen, die in verdrießlichen Augenblicken ſich in die Bruſt werfen und übermächtig verſichern: „Wir können Alles, wir können auch heucheln und ſchmeicheln und niederträchtig ſein.“ Im Moment der Probe können ſie jedoch nichts als ehrlich ſein. —

Alle frühern Hinderniſſe zur Londoner Reiſe ſcheinen auf eine uns unbekannte Weiſe beſeitigt worden zu ſein, und Thomas ſchickte ſich nach Verlauf von einigen Tagen, ſeit er von Lambert fort war, an, ſeine Vaterſtadt auf immer zu verlaſſen. Die Vorbereitungen zur Abreiſe waren bald gemacht, den Freunden ſagte er Lebewohl und beſuchte zum letztenmale alle romantiſchen Stellen der Umgegend.

Der Abſchied von ſeiner Familie war ſehr ſchmerzlich. Der alten Mutter naſſer Blick, ihre von Schluchzen unterbrochenen Segensworte, die krampfhaft ihn umſchlingenden Arme und die leidende ſich dem Abend des Lebens zuneigende

Geſtalt quälten den Ziehenden wie ſtille Vorwürfe, und in dieſem Augenblicke erſchien ihm ſein kühner Entſchluß gleich Frevel und Verbrechen. Sein Herz fluthete von peinigenden Gefühlen über und heiße Thränen quollen aus ſeinen Augen. Mit wankenden Schritten eilte er zu der Miethkutſche, die ihn nach London führen ſollte, und blieb anfangs wie gelähmt auf ſeinem Sitze. Brennendes Herzweh und imaginäre Gewiſſensbiſſe raubten ihm Sprache und Bewegung, und in dumpfes Brüten verloren, glaubte er ſich ein Schlachtopfer, das zum Tode geführt wird. Und ſo war es. — Ein Sklave des Geiſtes (der Poeſie) hatte ihn dieſer um die unſchuldigſten Freuden, die ſelige Bewußtloſigkeit der Kindheit betrogen, und opferte jetzt den Sohn dem Dichter auf. Vergebens das Sträuben der Natur, unbarmherzig und unaufhörlich ſchöpft der Genius aus der Blutquelle des Herzens, bis ſie verſiegt und zerronnen iſt. —

Ueber ſeine Reiſe und Ankunft in der Weltſtadt gibt uns Chatterton ſelbſt in einem an ſeine Mutter gerichteten Briefe Nachricht. Hier der Inhalt:

„London, 26. April 1770.

„Liebe Mutter!

„Hier bin ich — gesund und wohlgemuth. — Mein Reisetagebuch wird Dir nicht unlieb sein. Nachdem ich im Innern der Kutsche bis Brislington gefahren, nahm ich dort einen bequemern Platz oben auf, wo die Unterhaltung eines Quäkers, der jedoch nur die Kleidung dieser Sekte, aber in geringem Grade Geist und Manieren angenommen, mich sehr belustigte. Dieser lustige Freund, ein Bildschnitzer, bedauerte, daß er sein Werkzeug nach Worcester geschickt hatte, weil er mich sonst bis London begleitet hätte. Ich schied zu Bath von ihm, wo ich, da es zu regnen anfing, in das Innere des Wagens bis Speenhamland, die Hälfte der Station, mich setzte, und sieben Schilling bezahlte. Dies war sehr wohlgethan, denn die ganze Nacht durch schneite es, und auf Marlborough Downs lag der Schnee beinahe fußhoch. Um 7 Uhr Morgens frühstückte ich in Speenhamland und stieg dann für den Rest des Tages, der ausgezeichnet heiter war, auf den Kutscherſitz. Der ehrliche Schwager war so höflich, mir zu versichern,

daß ich unerſchrockener und feſter ſitze, als je ein Reiſender, der mit ihm gefahren. — Zu Stroud ſpeiſte ich an einer üppigen Mittagstafel, in Geſellſchaft eines jungen Gentleman, welcher vergangene Nacht in der Kutſche geſchlafen hatte, und eines alten Kaufmannsgenies, das ſeinen Sohn, einen Schulknaben, für ſehr witzig hielt, weil derſelbe die Bemerkung gemacht hatte, daß Windſor ſo alt wie das Chriſtenthum ſei.

„Gegen fünf Uhr Abends in London angekommen, — dort Mrs Edmunds, Fell, Hamilton und Dodsley beſucht. Sprachen mir großen Muth ein und billigten alle meine Plane; — werde bald eine Stellung haben. — Sprich mit Mr. Lambert, zeig ihm dies oder erzähle ihm, daß wenn ich eine Empfehlung verdiene, er mich mit einer ſolchen erfreuen wird — wenn nicht, ſo braucht er ſich ferner nicht mehr um mich zu kümmern. Habe alle Baſen und Vettern beſucht — ſind alle wohl — nahmen mich gut auf.

„Schweſter, Großmutter ꝛc. ꝛc. gedenkt mein.

„Stets Dein gehorſamer Sohn

Th. Ch.“

In dieſem Briefe ſpricht allein das Kind zur Mutter. Es legt Rechenſchaft ab über die Verwendung des ſparſam zugemeſſenen Geldes, über ſein leibliches Wohlergehn, ſeine Reiſegefährten ꝛc. Der arme Jüngling hat einige Schilling mehr ausgegeben, um ſich in das Innere des Wagens zu ſetzen, weil es regnete; er hat üppig zu Mittag gegeſſen ꝛc. Von ſeiner poetiſchen Entzückung beim Anblicke ſo vieles Neuen, ſeiner geiſtigen Aufregung bei der Ankunft in London keine Sylbe; dort beſuchte er gleich alle ſeine Verwandten und auch die geſtrengen Herren Buchhändler Edmunds und Conſorten, — wird von Allen wohl aufgenommen, und natürlich billigen ſie ſeine Plane und ſprechen ihm Muth zu. Der feurige blutjunge Menſch iſt ihnen eine fremdartige Erſcheinung, die ſie geneigt ſind anzuſtaunen, oder doch mindeſtens zu bemitleiden. Einigen von den Buchhändlern ſchien der pſeudonyme **Dunhelmus Bristoliensis, Decimus, Asnphides etc.** ein betagter Archaeologe oder bärbeißiger Politiker, und anfangs malte ſich auf ihren Geſichtern ungläubige Verwunderung, weil ſie die Identität des Knaben mit den verſchiedenen Pſeudonymen nicht begreifen

können. Dieſes Erſtaunen und dieſer Empfang ſchmeichelten Chatterton, — aber die ſchachernden Herren wußten bald, nachdem ſich ihre Ueberraſchung gelegt, ihren Profit in's Auge zu faſſen. Den Geiſt des jungen Menſchen können ſie ausbeuten für Schillinge, während der ehrwürdige Alte ihnen Guineen gekoſtet haben würde. Doch Chatterton iſt wohlgemuth und zufrieden: er miethet ſich eine Wohnung in Shoreditch bei einem Mr. Walmsley, und ſchläft, von den abwechſelnden Eindrücken des Tages ermüdet, ſorgenlos ein. Er hat den erſten Sieg errungen, denn jeder glücklich beendete Tag in der Fremde iſt ein Sieg für den, der ohne materielle Hülfe iſt. Ah, die Thränen ſeiner Mutter waren Lügner, — die Menſchen ſind ja überall freundlich und gut, — der Himmel iſt überall blau, und London iſt ſo groß und ſchön — Glück zu, Thomas!

Nach zehn Tagen ſchrieb er einen zweiten Brief an ſeine Mutter:

„Shoreditch, London, Mai. 6, 1770.

„Liebe Mutter!

„Ich wundere mich, auf meinen letzten Brief keine Antwort erhalten zu haben. Meine

Stellung iſt jetzt ſo ſchön, als ich es wünſchen kann. Ich erhalte vier Guineen monatlich von einem Magazine; eine Geſchichte von England und andre Werke, die ich ſchreiben will, werden dieſe Summe mehr als verdoppeln. Gelegentliche Artikel in den Journalen genügen, mich außer Sorge zu ſetzen. Welche herrliche Ausſicht! — Mr. Will[illegible] kannte mich aus meinen Schriften ſeit der erſten Zeit meiner Verbindung mit den hieſigen Buchhändlern. Ich werde ihn nächſte Woche beſuchen. — Er behauptete, daß die Schriften, welche von mir Mr. Fell beſitzt, keine Erzeugniſſe eines Jünglings ſein könnten; und äußerte den Wunſch, den Verfaſſer kennen zu lernen. Vermittelſt eines andern Buchhändlers werde ich in Townshend und Sawbridge eingeführt. Im Chapter Café bin ich wie zu Hauſe, und mit allen Schöngeiſtern dort bekannt. Ein Titel iſt nun überflüſſig, da ein Schriftſteller ſeine Würde in ſeiner Feder trägt. —

„Meine Schweſter mag ſich im Zeichnen ausbilden. — Hoffentlich iſt Großmutter wohl. — Ich war nicht beſtimmt, in Briſtols Krämermauern zu leben! Dort war ich außer

meinem Elemente, nun bin ich an meinem Platze — London! Guter Gott! wie hoch ſteht London über dieſem erbärmlichen Briſtol! — Man trifft hier auf keine eurer Kleinſtädtereien, und nimmt das Geld nicht zur Bürgſchaft des Werthes, wie in jenem miſerablen Neſte.

„Die Kleidung iſt in Briſtol immerwährende Veranlaſſung zum Skandal; hier iſt es nur eine Sache des Geſchmacks: kleidet ſich Einer gut, ſo heißt's: er hat Geſchmack; vernachläſſigt Jemand das Aeußere, ſagt man: er hat ſeine Gründe und iſt geſcheidt. Kann ich den Contraſt noch deutlicher bezeichnen? — Die Armuth der Schriftſteller iſt zum Sprüchwort geworden, aber das Sprüchwort iſt nicht immer wahr. Ein Schriftſteller kann nicht arm ſein, wenn er die Kniffe der Buchhändler kennt. Das größte Genie ſtirbt aus Hunger, wenn ihm dieſe Kenntniß fehlt, während mit ihr ein Laffe in Glanz lebt. Ich bin in dieſe Geheimniſſe eingeweiht. —

„Ich bewohne eins der ſchönſten Zimmer des Mr. Walmsley. Erſuche Mr. Cary an-

gebogene Briefe zu copiren und an ihre Adreſſen zu befördern, wenn es ihm nicht zu viel Mühe macht.

„Dein ꝛc.

Th. Gh.

„P. S. Hierbei einige kleine Geſchenke für meine Mutter, Schweſter, Thorne ꝛc."

„An Mr. T. Cary!

„Ich habe Ihnen einen Auftrag gegeben, der hoffentlich nicht mißfallen wird. Sagen Sie allen Ihren Bekannten, künftig Freeholder's Magazine zu leſen. Wenn Sie etwas zu veröffentlichen haben, ſo ſenden Sie es mir, und es ſoll ganz gewiß in einem periodiſchen Blatte erſcheinen. Ihr letzter Aufſatz war aus Unwiſſenheit des Correktors verlegt worden, aber ich habe ihn wieder aufgeſucht und den Abdruck verlangt.

„Ihr Freund,

T. C.

„Schreiben Sie mir ins Chapter Coffeehouſe, **Pater-noster-row.**"

„Mr. Henry Kator!

„Wenn Sie Lady Betty nicht vergessen haben, so dürfte eine Elegie, ein Wortspiel oder Räthsel auf die liebe Zauberin, durch meine Vermittlung eine Stelle in irgend einem Magazine finden. Ich stehe mit verschiedenen in Verbindung.

„Ihr Freund
T. C."

„Mr. William Smith!

„Wenn Du etwa ein Gedicht zu publiziren wünschest, so schicke es mir in's Chapter Kaffeehaus. Es wird sicher erscheinen.

„Dein Freund,
T. C."

„Mrs. Baker!

„Je eher ich Sie sehe, je besser — schicken Sie mir so schnell als möglich Rymsdyks Adresse."

„Mr. Maſon!

„Geben Sie mir eine kurze proſaiſche Schilderung von Naſh's Lage, — und eine poetiſche Paraphraſe ſoll darüber in einem Magazine erſcheinen. Senden Sie mir auch Alles, was Sie veröffentlicht wünſchen ꝛc.

Ihr Freund,

T. C."

„Mr. Mat. Meaſe!

„Ich bitte Mr. Meaſe um Verzeihung, kürzlich von ſeinem Namen öffentlichen Gebrauch gemacht zu haben. Ich hoffe, er wird ſich meiner erinnern, und allen ſeinen Bekannten ſagen, künftig Freeholder's Magazine zu leſen.

T. Eh."

„Sagen Sie Mr. Thaire, Gaſter, A. Broughton, J. Broughton, Williams, Rudhall, Thomas, Carty, Hammer, Vaughan, Ward,

Kalo, Smith ꝛc. ꝛc. Freeholders Magazine zu leſen."

Welche Ausſichten! Da ſieht man, daß ein guter Genius den Knaben von Briſtol nach London führte. Das erbärmliche Neſt Briſtol mit ſeiner noch erbärmlicheren Pyleſtreet! Dagegen London, das glänzende große London, wo Einer ſein Aeußeres vernachläſſigt, vielleicht aus Mangel vernachläſſigen muß; — aber darüber moquirt man ſich nicht, und äußert liebreich: er hat ſeine Gründe. Ach, in London allein weiß man das Genie zu erkennen, ſollte es auch in Knabengeſtalt erſcheinen; in London bedarf Chatterton keinen Titel; denn in London trägt ein Schriftſteller ſeine Würde in der Feder. —

Chatterton iſt im Chapter Café*) wie zu Hauſe, und verkehrt mit allen Schöngeiſtern Lon-

*) „Das Ch. C. iſt vor allen andern wegen der Vollſtändigkeit berühmt, in welcher engliſche Zeitungen und Journale gehalten werden. Dies zieht viele Leſer herbei — aber die kleinen niedrigen Zimmer dieſes Caffeehauſes ſind unfreundlich und finſter ꝛc." (A. G. Goede, England, Wales, Irland c. III. S. 46.

bons. Er, der noch vor Kurzem mit Bedienten ſpeiſen und ſchlafen mußte, ſchlendert mit den faſhionabelſten literariſchen lions Arm in Arm, läßt ſich von geſchmeidigen Kellnern bedienen, ſieht ſich geſchmeichelt von Buchhändlern ꝛc. O! — dieſer Glückliche war nicht beſtimmt, in den Krämermauern Briſtols zu — ſterben!

Die gute Mutter wird über die Ausſichten des Sohns erfreut geweſen ſein. Damit ſie aber nicht zweifle, mögen die Geſchenke ſie überzeugen. Der Dichter Aella's wird bald zum reichen Manne werden. — Schon darf er als Maecen ſeiner heimathlichen Freunde auftreten. Schreibt nur, was ihr wollt, Schulkameraden des Dichters, und ſchickt es Thomas zu, dem alle Magazine und Journale Londons zu Befehl ſtehen. — O Jugendhoffnung, Spiegelung in dürrer Lebenswüſte!

An dieſer Stelle möchte es nicht überflüſſig erſcheinen, dem Leſer einiges über die Einrichtung und den Gehalt dieſer ſo oft von Chatterton erwähnten Magazine und das literariſche Leben Englands zu dieſer Zeit überhaupt zu ſagen.

Die Magazine dieſer Epoche können in mancher Hinſicht mit den Feuilletons der heutigen franzöſiſchen Blätter verglichen werden. Den Inhalt bildeten Kritiken, Sittenſchilderungen, Gedichte, Novellen, politiſche und literariſche Pamphlete. Es war damals die goldene Zeit der letztern, und die erſten Männer der Literatur und Diplomatie verſchmähten zur Erreichung ihrer Zwecke dieſes gemeine Mittel nicht. Das parlamentariſche Leben ſtand in ſchönſter Blüthe, und der politiſche Sinn des ganzen Volkes war wegen der drohenden amerikaniſchen Verhältniſſe in hoher Aufregung. Kein Wunder, wenn Jeder zur Exploitation dieſes falſchen Geſchmackes mitwirken wollte, da es namentlich nicht an Beiſpielen von glänzenden Erfolgen fehlte, die auf dieſem Wege errungen wurden. Ein Pamphlet von Swift: „the allies“ vernichtete die Plane der damaligen Miniſterialpartei, verwandelte plötzlich die öffentliche Meinung, und beſchleunigte den Utrechter Frieden. Noch größeres Aufſehen erregten die bekannten „Briefe des Junius.“ Dieſe Wirkungen ſchmeichelten dem literariſchen Ehrgeize, und es iſt drum nicht zu verwundern, daß auch eine Unzahl mittelmäßiger Autoren auf dieſem

Felde Lorbeeren holen wollte. Auch Chatterton huldigte dieſer leidigen Mode, und quälte ſein reines Dichterherz mit ſchwarzen Gedanken einer verdorbenen Weltregierung.

Die literariſche Kritik wandelte damals auf den falſchen Pfaden einer kleinlichen Zergliederung und faden Wortklauberei. Das angelegentlichſte Geſchäft der engliſchen Kritiker unter der Anführung des pedantiſchen Johnſon war es, die Grenzen der Poeſie auf's möglichſte zu verengern, und die freie Produktion durch ariſtoteliſche Richtmaaße zu beſchränken. Grammatiſche Formeln beſtimmten die poetiſche Größe, und das organiſche Ganze blieb unberückſichtigt bei dieſer proſaiſchen Analyſe der Geiſteswerke.

In der Poeſie waren damals Young, Gray, Thomſon, Goldſmith, Akenſide u. A. anerkannt. Will man auch gerne mannigfache Vorzüge und Schönheiten dieſer Dichter anerkennen, ſo kann man doch unmöglich die matte Gefühlsſucht, das kleinliche Ausmalen einer Natürlichkeit, die eher alles andre als natürlich war, das pedantiſch-häufige Anwenden mythologiſcher Namen, die didaktiſchen Tendenzen u. ſ. w. überſehen. Es

fehlt dieſer Poeſie an Energie und Kraft, an Selbſtſtändigkeit und Freiheit, und dennoch mag bei den zahlloſen Nachäffern der genannten Dichter niemals ein ſtolzeres Vertrauen auf Genialität bei gleicher Geiſtesöde ſich haben blicken laſſen. Um vieles werthvoller erſcheinen uns die humoriſtiſchen Schöpfungen Smollet's, Fielding's und Sterne's. — Die große Maſſe der engliſchen Literatur wurde von flinken Tagelöhnern angefertigt. Die Buchhändler ließen das Buchmachen zu ihrer Bequemlichkeit fabrikmäßig betreiben, unterhielten eine Menge Literaten für gedungenen Lohn, von denen jährlich große Reihen pompös angekündigter Quartanten und Foliobände, deren Inhalt nur Compilationen bildeten, erſchienen. Die Verfaſſer dieſer Bücher waren jene Laffen, die in Glanz leben, von denen Chatterton ſpricht. Wir zweifeln nicht, daß der arme Dichter in dieſe Fabrikationsgeheimniſſe eingeweiht war, wir zweifeln nur an ſeiner Fähigkeit, die bekannten Kniffe ſelbſt anwenden zu können.

Fahren wir fort in der Mittheilung der Originalbriefe Chatterton's, dieſer Bekenntniſſe,

die nicht immer zuverläſſig ſcheinen, weil der Verfaſſer ſich theils ſelbſt betrog, theils zu ſtolz und zu unglücklich war, das Geheimniß ſeiner Seele dem Leſer zu erſchließen.

„Kingsbench, Mai 1779.

„Theure Madame!

„Erſtaune nicht über den Namen meines Aufenthaltsortes, ich bin hier kein Gefangener. Meine Verhältniſſe ſtehen nach Wunſch. Mr. Fell beleidigte gewiſſe Perſonen, und ſie hetzten ſeine Gläubiger gegen ihn auf; ſo hat er ein Aſyl in Kings-Bench gefunden. Mir war dies Ereigniß vortheilhaft: ſeine Nachfolger im Freeholder's Magazine verſtehen nichts von der Sache, und werden froh ſein, mit mir auf meine Bedingungen zu unterhandeln. Mr. Edmunds iſt im Oberhauſe verurtheilt worden, eine Geldbuße zu zahlen und nach Newgate zu wandern. Sein Mißgeſchick iſt mir ſehr dienlich. — Vergangene Woche knüpfte ich im Parterre des Drury-lane-Theaters mit einem jungen Gentleman von Cheapſide, dem Aſſocié des größten Muſikhändlers in der City, eine Bekanntſchaft

an, was, wie Du weißt, mir nicht ſchwer fällt. Als er erfuhr, daß ich ſchriftſtellere, bat er mich um einige Lieder; ich ſchrieb ſie noch in derſelben Nacht und brachte ſie ihm am folgenden Morgen. Er zeigte ſie einem Componiſten, und ich wurde als Verfaſſer eingeladen, mit demſelben für Ranelagh und die Gärten zu unterhandeln. Bravo, Junge, wir ſteigen! Außer dem Vortheile, dieſe koſtſpieligen und vornehmen Orte gratis beſuchen zu dürfen, findet mein Stolz darin Befriedigung, meinen Namen in Kupfer geſtochen zu ſehen, und meine Schweſter wird ein Päckchen Geſänge erhalten, deren Text von ihrem Bruder iſt. Dies iſt aber nicht mein ganzes Glück. Ein Herr, der mich zu Chapter als Schriftſteller kennen lernte, wollte mich vorſtellen, um den jungen Herzog von Northumberland auf ſeiner bevorſtehenden Reiſe nach dem Continent zu begleiten. Doch ach, ich ſpreche nur meine Mutterſprache! —

„Noch einmal muß ich auf ein Thema zurückkommen, von dem ich müde zu ſchreiben bin: auf Briſtol. Obgleich ich als Lehrling die größte Muße hatte, ſo ließ mich dennoch

der Gedanke der Knechtschaft sterben. Nun sind meine Beschäftigungen freiwillig, und dies war für mich immer der höchste Genuß, und ist es auch jetzt noch. Was den Zollschein betrifft, so bin ich stets bereit, ihn zu geben, allein ich verstehe in der That so wenig von Rechtssachen, daß ihn Mr. Lambert wohl selbst ausstellen muß. —

„Ich werde einige Muster bekommen, die ich anbieten darf, und wünsche, daß Du und meine Schwester euch im Zeichnen ausbildetet, da dies hier ein schätzbares Talent ist, das nie im Stich läßt. Meine Schachtel erwarte ich, und hoffe, daß meine Bücher darin sind; wenn nicht, so schickt sie, besonders „**Catcott's Hutchinsonian jargon on the Deluge**“, und das geschriebene Glossar, ein kleines Büchlein, das an ein größeres geheftet ist. Meine Schwester wird mich Miß Sandfort empfehlen. Ich habe sie nicht durchaus vergessen, obwohl es hier so viele artige Modistinnen ꝛc. giebt, daß ich mich selbst beinahe vergessen habe. — Wenn Miß Rumsay nach London kommt, wird sie wohl thun, mir als alte Bekanntschaft ihre Adresse zu schicken. London ist nicht

Briſtol. Man kann hier den ganzen Tag herumſchlendern, ohne Geflüſter oder das geringſte Zeichen von Skandal zu erregen. Wenn ſie ſich weigert, ſo mögen die Verwünſchungen aller alten Jungfern auf ihr Haupt fallen, und ſie erhalte ein Körbchen, wo ſie entgegen kommt. Miß Rumſay erzählte Miß Baker und Miß Baker Miß Porter, daß Miß Porter's begünſtigter gehorſamer Diener zwar noch ein junger Menſch, aber ein ſehr alter Liebhaber iſt; er zählt 58 Jahre, aber dies, ſagt Lappet, iſt die Blüthe des Mannesalters, und wenn Lady keinen jungen Gemahl finden kann, muß ſie ſich mit einem alten Bettgenoſſen tröſten. Ich habe Miß Singer, mit Betrübniß geſteh' ich's, auf einem üblen Pfade verlaſſen — im Begriff nämlich, ſich zu verheirathen. Doch ſtill — frage Miß Suky Webb um das Uebrige; wenn ſie's weiß, wird ſie's erzählen. — Ich bitte um Verzeihung, das Geheimniß verrathen zu haben; aber wenn der Knoten geſchlungen iſt, ſoll ſie wiſſen, woher ich's habe. — Miß Tatcher kann ſich darauf verlaſſen, daß, wenn ich nicht in ſie verliebt bin, ich keine Andere liebe. Ich hoffe, ſie befindet

ſich wohl, und wird, wenn dieſer weinende, blöde, hinſterbende Kanzelgeck, Lewis, mit ſeinen ſchmachtenden Vorleſungen noch nicht aufgehört hat, ihren Amoroſo am nächſten Sonntage ſehen. — Wenn Miß Love nichts dawider hat, eine poetiſche Spielerei auf ihren Namen gedruckt zu ſehen, ſo ſoll's geſchehen. — Ich bitte Miß Cotton wegen dem, was ſie beleidigen konnte, um Verzeihung, und verſichere, daß alles ohne meine Einwilligung geſchehen iſt. Ich gab dieſe Verſicherung in Briſtol nicht, weil dies geſchienen hätte, ich wolle dem Zorne ihres wüthenden Bruders ausweichen. — Meine Schweſter erſuche ich, mir ein Tagebuch über alle Begebniſſe im Kreiſe eurer weiblichen Bekanntſchaften einzuſchicken. Sage Miß Watkins, daß der Brief, durch den ſie ſich ſo lächerlich gemacht hat, für eine andre junge Lady in der Nachbarſchaft und ihres Namens beſtimmt war. Ich verſprach vor meiner Abreiſe, wie ich glaube, an einige Hundert zu ſchreiben; allein ich bin ſo beſchäftigt, für die Magazine zu arbeiten und an öffentliche Zerſtreuungsorte zu gehen, was mir ſo nothwendig als die Nahrung iſt, daß

ich nur wenig Zeit habe, an Dich zu ſchreiben. Was die Herren Barret, Catcott und Burgum ꝛc. anbelangt, ſo ſchätzen ſie die Literatur ſo gering, daß in ihren Augen, wie ich glaube, ein Schriftſteller nothwendig ein armer Teufel ſein muß. Aber hier iſt das anders; wäre Rowley in London ſtatt in Briſtol geboren, ich hätte von dem Abſchreiben ſeiner Werke leben können. — Mit aller Demuth ſei's geſagt, ich habe nur wenig Verbindlichkeiten gegen irgend wen in Briſtol. Ein Einziger hat mir wirklich Dienſte erzeigt, allein, wie es die Meiſten thun, auf eine Weiſe, daß ſie wie keine erſcheinen. — Meine jungen Bekannten mögen mir nicht zürnen, daß ich ihnen nicht häufiger ſchreibe, als es mir rathſam ſcheint. Da ich die glückliche Gabe, in der Unterhaltung zu gefallen, beſaß, ſo zeigte mir meine Geſellſchaft oft eine Zuneigung, die ich nicht theilte. Es wäre lächerlich, eine auf ſolcher Baſis beruhende Verbindung fortzuſetzen. — Meine Schweſter muß im Notenſchreiben, Zeichnen und allem, was geiſtige Bildung betrifft, Fortſchritte machen, — dies mag in dem krämeriſchen Briſtol ohne Nutzen, ſelbſt ſchädlich

sein, aber in London ist es durchaus förderlich. — Benachrichtige Mr. Rhise, daß meinerseits in der mir gütigst aufgetragenen Angelegenheit nichts versäumt werden soll; es wäre mir angenehm, in einigen Zeilen zu erfahren, ob er im Departement der Marine beschäftigt zu sein oder den Rest seiner Tage auf trocknem Boden zuzubringen wünscht. — Es war meine Absicht, mich zum Herzog von Bedfort in Bezug auf Trinity-house zu begeben, aber Se. Herrlichkeit ist gefährlich krank. — Meine Großmutter ist hoffentlich noch eben so wohl, als ich sie verlassen habe. — Miß Webbs ergebener Diener. — Thorne soll nicht vergessen werden, wenn ich die kleinen Geschenke schicke ꝛc.

„T. C.

„Montag Abend. — (Adressiren Sie nur an Mr. Walmsley, — Shoreditch.)"

„London, — 1770.

„An Mr. T. Cary!

Mein Arran! lach' und freue dich,
Sei freundlich, lies und höre mich. —
— — — — — — — —

„Aber beim Himmel, ich habe Wichtigeres

zu thun, als zu reimen. — Da es mir an Stoff für einen Bogen zum „Town and Country Magazine“ fehlt, ſo werden Sie dies zierlich und höfiſch metamorphoſirt ſehen. —

„Sie klagen mich der Parteilichkeit in Hinſicht meiner Lobſprüche auf Mr. Allen an*)? Verzeihung, lieber Freund, — aber ich bin der Meinung, daß es wenige Muſikkenner in Briſtol gibt. Broderipp hat keinen Geſchmack, wenigſtens keinen ſoliden Geſchmack. Gehen Sie nach Redcliff-Church, betrachten Sie die ſchönen Bögen, die Symmetrie und Ordnung des Ganzen; welche erſtaunliche Idee, dieſe architektoniſche Pracht auf einen Punkt zu concentriren; — unterſuchen Sie nicht eine einzelne Schönheit, oder halten Sie ſich beim Geringfügigen auf, ſondern faſſen Sie den Geſammteindruck auf, und denken dann, daß Allen in der Muſik das iſt, was der Meiſter dieſes Gebäudes in der Baukunſt. Wenden Sie aber Ihre Aufmerkſamkeit auf die Zierrathen einer Säule im Innern, ſo gewahren Sie eine ängſtliche Ausführung der Schnör-

*) Kew-Gardens – Dix. S. 100.

keleien, deren wesentlichste Eigenschaft das Sonderbare oder die Schwierigkeit ist. Betrachten Sie die mühsam ausgeführten Skulpturen, finden Sie darin etwas, das der Anstrengung des Künstlers werth wäre? und dennoch sehen Kinder und Narren vor Allem auf diese Geringfügigkeiten. Macht es Ihnen nicht zu viel Mühe, so spazieren Sie bis zum Collegegate, beschauen sich das Labyrinth von Verzierungen, die sich rings um dies verstümmelte Werk flechten, verfolgen die Säulenwindungen ꝛc. und sagen mir dann, ob Sie nicht denken, ein großer Genius habe sich in diesen kleinlichen Zierrathen verloren. Broderipp ist ein vollkommener Copist dieser Zierrath-Bildschnitzer; sein Genius läuft parallel mit ihnen und seine Musik ist stets mißfällig durch kleinliche Künsteleien und Verzierungen. Allen erschüttert die Seele durch die Gewalt seiner Harmonie; Broderipp kitzelt nur die Phantasie durch Wiederholungen derselben artigen Melodie. Wie staunenswürdig groß ist Allen, wenn er eine Ouvertüre von Händel vorträgt. Wie abgeschmackt lächerlich wird Broderipp, wenn er die Töne dieses

Genius täppiſch durch neue Modulirungen ſchändet, wie ſchal unterhaltend, wenn er Arien, die er aus italieniſchen Opern ſtiehlt, foltert und zuſammenzwängt. Ich fürchte, lieber Freund, Sie wiſſen nicht das Verdienſt eines Ganzen zu würdigen; wäre dies, ſo würden Sie mit mir bekennen, daß Allen der einzige Organiſt iſt, den Briſtol beſitzt — doch genug hiervon. Beſitzen Sie ſelbſt nicht die erforderlichen Kenntniſſe von der Muſik, um ſich mit mir in einen Disput über den Werth Allen's einzulaſſen, ſo gewinnen Sie einen Andern, der den Handſchuh hinwirft, und ich bin ſtets bereit, ihn aufzuheben. —

„Eines meiner Lieder iſt ſehr beliebt in London, wegen der Stärke und Fülle ſeiner Melodie. Es ſind viel Anklänge aus Allen's Manier in derſelben. Sie ſollen dies und noch zwanzig andre nach Beendigung der Saiſon gedruckt erhalten. Ich hörte geſtern verſchiedene Arien aus meiner „Burletta", mit Begleitung von Clavier, Horn, Flöte, Hoboe, Violine ꝛc., und wage es zu behaupten, daß ſie durch die ausgezeichnete Muſik hier Aufſehn machen werden. —

„Merken Sie ſich, ich bin Mitarbeiter an allen Magazinen. Ich wundre mich, daß Ihnen die letzte Nummer des „London" nicht auffiel; in dieſer und dem morgen erſcheinenden Magazine ſind die einzigen zwei Stücke, die ich ſo eitel bin, Poeſie zu nennen.*) Beachten Sie das Political-Regiſter, mit deſſen Herausgeber, der zugleich andre Blätter verlegt, ich in naher Verbindung ſtehe. Nicht Weniges von mir enthält „London Museum" und „Town and Country." Die Journaldrucker haben alle aus Furcht ihren Patriotismus fahren laſſen, und wollen nur Gemäßigtes und Miniſterielles aufnehmen. In den letzten vierzehn Tagen habe ich keine fünf patriotiſchen Eſſay's geſchrieben, da alles miniſteriell oder unterhaltend ſein ſoll. —

„Ich verbleibe Ihr ꝛc.
Th. Chatterton."

„Tom's Coffee-Houſe, Mai 30., 1770.
„Liebe Schweſter!
„Hier im Saale iſt ein ſolches Geräuſch

*) The African Eclogues.

und Geschwätz über Geschäfte und Politik, daß mein nachlässiges Schreiben dadurch höchlich entschuldigt wird. Ich bin durch meine gegenwärtigen Arbeiten genöthigt, die am meisten besuchtesten Orte zu frequentiren. — Um mit einem Thema zu beginnen, womit beständig die weibliche Conversation eröffnet wird, sollst du wissen, daß ich mein Geld anwende, um mich nach der Mode (fashionably) zu kleiden und gute Gesellschaften zu besuchen, wobei ich immer etwas gewinne. Ich habe eine Verbindung geschlossen mit einem Gentleman, dem Bruder eines Lords, (eines wirklichen schottischen Lords), der im Buchhandel bedeutend spekuliren will. Tisch und Wohnung, anständig und elegant, erhalte ich frei: in dem von ihm bewohnten Quartiere Londons würde dies etwa 50 Pfund jährlich betragen. Außerdem erhalte ich kein unbeträchtliches Honorar, und Du darfst versichert sein, daß jeder Monatsschluß Dir angenehm sein wird. Ich will Dir in diesem Sommer zwei seidene Kleider schicken, und hoffe in Deiner Antwort die gewählten Farben zu erfahren. Meine Mutter soll nicht vergessen werden. Meine Beschäftigung wird

darin beſtehen, eine bändereiche Geſchichte von London zu ſchreiben, die zu Anfang des nächſten Winters in Lieferungen erſcheinen ſoll. Da mich dieſe Arbeit nicht, wie die politiſchen Aufſätze, zwingt, die Kaffeehäuſer zu beſuchen, ſo werde ich Dir nützlicher ſein können. Ich muß Oxford, Cambridge, Lincoln, Coventry und alle benachbarten Collegialkirchen beſuchen, eine Reiſe, die nicht unangenehm ſein wird und mir nichts koſtet. — Vergiß nicht das geſchriebene Gloſſar, von dem ich in meinem Letzten geſprochen. — Wenn das Geld mir zuregnete wie Ehrenbezeugungen, würde ich Dir ein Heirathsgut von 5000 L. ausſetzen. — Du haſt gewiß von des Lord Mayor's Remonſtration und Adreſſe an den König ſprechen hören, doch wird es was Neues für Dich ſein, wenn ich Dir ſage, daß ich bei dieſer Gelegenheit zum Lord Mayor gegangen bin. Ich hatte Sr. Herrlichkeit ein Eſſay zugeſchickt, das ſehr wohl, vielleicht beſſer aufgenommen wurde, als es verdiente; und ich ſtellte mich Sr. Herrlichkeit vor, um ſeine Zuſtimmung in Bezug auf eine zweite Epiſtel, worin ſeiner Vorſtellung und der Antwort des Königs Erwäh-

nung geschehen sollte, zu erhalten. Se. Herrl. empfing mich mit aller Artigkeit eines Bürgers, und lud mich mit Wärme ein, ihn wieder zu besuchen; das Uebrige ist ein Geheimniß. — Aber der Teufel bei der Geschichte ist, daß von dieser Seite kein Geld zu erlangen ist. Der Vortheil ist auf der andern Seite, aber das muß ein armseliger Autor sein, der nicht für zwei Meinungen schreiben kann. Ich glaube, daß ich in eine mächtige Coterie der Hofpartei eingeführt werde; geschieht's nicht, so führe ich mich selbst ein. Ich könnte auch eine Empfehlung an Sir George Colebrooke, ein ostindischer Direktor, bekommen, um ein keineswegs zu verachtendes Amt zu erlangen; allein ich werde keinen Fuß auf's Meer setzen, so lange ich auf dem Lande leben kann. Ich ging gestern nach Woolwich, um Mr. Wensley zu besuchen. Das Geschütz macht einen nicht unangenehmen Anblick, wenn man die Reflektion zurückdrängt, und nicht an die Verwüstungen denkt, welche es anrichten kann. — Das Hospital von Greenwich und die Cathedrale von St. Paul sind die einzigen Gebäude, die mich mit einem andern als dem gothischen

Style befreunden könnten. — Mr. Carty ſoll bald von mir hören; Ueberhäufung mit literariſchen Arbeiten ſei meine Entſchuldigung. Seinen und meiner theuren Miß Sandfort Schmerz hinſichtlich des Uebels von Mrs. Carty theile ich. Mein ärztlicher Rath iſt: viel Blutegel an die Schläfe zu ſetzen, eine ſtrenge Diät zu befolgen und das Licht ſo viel möglich zu entfernen. Dieſe letzte Vorſchrift iſt kein Altweiberrath. Alles, was den Augen empfindlich iſt, greift das Hirn an: und die Lichttheilchen, wenn die Sonne in den Sommerzeichen ſteht, ſind dem Auge ſehr ſchädlich. Aus dieſem geheimwirkenden Grunde iſt das Kopfweh häufig im Sommer. Doch vor Allem ſprecht nur wenig mit ihr, und widerſprecht ihr in Nichts. Ich hoffe, dieſer Rath wird heilſam ſein. — Iſt in eurer Zeitung vom Samſtag ein Artikel erſchienen, worin erwähnt wird, daß die Bewohner Londons an der Paulskirche eine neue Ausſicht eröffnet haben, und die Corporation oder das Conſiſtorium von Redclift aufgefordert wird, eine beſſere Ausſicht um Redcliftkirche zu ſchaffen? — Meine Empfehlung an Miß Thatcher, —

wenn ich verliebt sein soll, so mag's sein, — aber der Teufel mag mich holen, wenn ich weiß, in wen. Ich glaube, ihr die Worte der heiligen Schrift, die sie ohne Zweifel verehrt, zurufen zu können: „Wenn du nicht geackert hättest mit meiner jungen Kuh (oder besser mit meinem jungen Stiere), so hättest du mein Räthsel nicht errathen." — Miß Rumsay danke ich gehorsamst für ihre höflichen Ausdrücke, die mir indeß nicht genügend sind. Hat sie oder hat sie nicht die Absicht, nach London zu kommen? —

„Bei dem Schreiben von Essay's ist dieser Vortheil, daß man sicher sein kann, stets bezahlt zu werden. Wenn einmal die Aufmerksamkeit auf den Verfasser gelenkt worden ist, so kann er die Buchhändler nach seinen Bedingungen behandeln. Die patriotischen Aufsätze bringen nur Abschreiberlohn ein; da die Patrioten sich selbst eine Stellung zu verschaffen suchen, so bleibt ihnen nichts zu verschenken. So ruft einer der Bettler in der „jovialen Bande" mit temporärer Abänderung meinerseits:

„Ihr Leute, ach, ich war ein Patriot:
Es wurde Ruhm, es mangelte mir Brod;
Bis, faſt verhungert für das Vaterland,
Zu meinem Heil nun bettelt' meine Hand.

Fal. lal etc.

„Vergebens ſchallte laut und kühn mein Wort:
Daß ihre Freiheit geh' zum Teufel fort;
Und darum ſollten ſie vertrauen mir:
Sie gaben keinen Heller mir dafür.

Fal. lal etc.

„Auf der andern Seite werden die unpopulären Aufſätze kaum angenommen, und man muß den Druck ſelbſt bezahlen; dann aber verliert man ſelten etwas dabei. Die Höflinge fühlen ſo ſehr ihre Armuth an Verdienſten, daß ſie im Allgemeinen den belohnen, der ihnen das Anſehen verſchafft, welches zu haben. — Doch zu Privatangelegenheiten. Hier druckt man das Gospel Magazine. Aus Laune ſchreib ich mit daran; ich glaube nicht, daß ein Exemplar nach Briſtol kommt, an den Methodiſten und Schwachköpfen wird die Fracht nicht verdient. — Meine gewöhnlichen

Grüße an Mutter und Großmutter, möchten sie beide glücklich leben! Wenn es in meiner Macht stände, so sollt's gewiß sein. Empfiehl mich höflich Miß Webb und Miß Thorne. Ich bleibe wie immer, Dein ꝛc. bis an's Ende des Capitels

„Thomas Chatterton.

P. S.

„In diesem Augenblick durchbohrt mein Herz das schwarze Auge einer jungen Lady, die in einer Miethkutsche vorüber fährt. — Ich bin ganz in Flammen; in meinem nächsten Briefe mehr von dieser Liebe, wenn sie bis dahin anhält."

Der hoffnungsreiche Ton in diesen Briefen ist eine überraschende und tief ergreifende Erscheinung für den, welcher von der nähe bevorstehenden blutigen Entscheidung des Schicksals im Voraus unterrichtet ist. Hier heißt es in Wahrheit: „heute roth, morgen todt!" — Sieht man indeß den Inhalt vorstehender Briefe genauer an, so erscheint dem Kundigen der Ausgang weniger plötzlich. Alles Glück ist nur ein gehoff-

tes, zukünftiges, kein wirkliches und gegenwärtiges. In der That hatte Chatterton mit unermüdlichem Fleiße Journalartikel geschrieben, allein diese Produktionen wurden mit vielem Lobe aber wenigem Gelde honorirt. Fast zwei Monate war er in London und lebte nach seinem eignen Geständnisse auf fashionablem Fuße; seine Ausgaben überstiegen ohne Zweifel die Einnahme, wenn er den Ausfall nicht auf andre Weise zu decken suchte. Um dies zu bewirken und doch in seiner äußern Stellung den Mangel nicht zu verrathen, soll er oft gehungert und zu Hause überhaupt äußerst sparsam gelebt haben. Daß er trotz seinen geringen Geldmitteln seiner fernen Familie noch häufig Geschenke sandte, möchten wir gerne als bloßen Beweis seines unmäßig liebenden und guten Herzens anführen, allein ein Nebengrund zu dieser Handlungsweise scheint doch aus seinem Stolze herzurühren. Vor den Blicken seiner Mutter hatte er vor seiner Abreise einen prachtvollen Glückstempel auferbaut, den er auf jede Weise so lange als möglich aufrecht zu erhalten wünschte. Die Geschenke und heitern Briefe sollten die Mutter noch eine Weile in ihrer seligen Täuschung erhalten.

Selbſt ſeine Hoffnungen verlieren vor dem fremden Blicke ihren ſchönſten Glanz. Er ſchreibt Romanzen für die Ehre, in gewiſſe vornehme Vergnügungsörter eingeführt zu werden, und ſeinen Namen in Kupfer geſtochen zu erblicken. Dies iſt aber nur ein Theil ſeines guten Glücks (!). Ein Herr *will* ihn vorſtellen, damit er einen jungen Herzog auf Reiſen begleite, allein er ſpricht nur ſeine Mutterſprache. Noch wurde ſein Name nicht dem Herzoge genannt, aber es hätte doch geſchehen *können*. Die Hoffnung des Dichters rennt dem Schickſale des Menſchen oft Jahresreiſen voraus. Ueber die Zukunft ſchaltet der Dichter freiwillig, ſie iſt ſeine Sklavin, die ſich ſchmücken muß mit Purpur und Prachtgewändern, um ſeinem Auge wohlgefällig zu ſein, — aber der Gegenwart harter Boden ritzt ſeine Füße wund und er gelangt nie zur Verwirklichung ſeiner Zukunftträume.

Chatterton will auch eine gewinnbringende Verbindung mit dem Bruder eines Lords geſchloſſen haben und eine „Geſchichte von London" ſchreiben. Schon iſt die „Geſchichte von England" vergeſſen. Wie glücklich macht ihn dies herrliche Unternehmen! Allein als halbes Geſtändniß ſeiner

unſichern Stellung folgt gleich darauf: wenn das Geld ihm zuregnete wie Ehre, würde er ſeiner Schweſter ein reiches Heirathsgut ausſetzen. Alſo Ehre und nichts weiter; leichte Gentlemansverſprechen und falſche Buchhändlerſchmeichelei.

Der Jüngling verſuchte übrigens Alles, um die Erſcheinung eines materiellen Glückes zu beſchleunigen, um endlich aus der Leere ſeines Lebens zu ſchreiten. Er klopfte an jede Thüre, wandelte auf jedem Wege — aber das Schickſal ſtieß ihn überall, wo er feſten Fuß faſſen wollte, zurück. Er hat ſich als Dichter, Novelliſt, Satyriker, Antiquar und Pamphletiſt verſucht. In letzterer trübſeligen Eigenſchaft ſchrieb er mannichfache gereimte und proſaiſche Libelle, die von lebhaftem Freiheitsgefühle, aber zugleich von einer ſchonungsloſen Härte gegen Perſönlichkeiten überfüllt ſind. Man behauptet auch, daß er einmal an den von ihm früher oft verſpotteten Miniſter North eine Epiſtel gerichtet habe, worin er dieſem Staatsmanne zu einem parlamentariſchen Siege Glück wünſchte. Dieſer Brief gelangte jedoch nicht an ſeine Adreſſe, da der Verfaſſer ohne Zweifel noch frühzeitig genug ſeine Unfähigkeit zum perfiden Schmeichler fühlte. Auf ſeine

eigne Bemerkung, daß ein geſcheidter Autor für beide Parteien ſchreiben könne, darf man keinen beſondern Werth legen, da es nur eine leichthingeworfene Aeußerung eines in ſeiner Schöpferkraft aufſprudelnden Gemüthes ſcheint. —

Der in Chatterton's Brief erwähnte Lord Mayor Beckford war durch Handel in Indien ſehr reich geworden und führte ein glänzendes Haus. Er liebte den Luxus, und ſeine Reden waren gleich den Möbeln ſeines Pallaſtes mit orientaliſchem Pompe und Arabesken ausgeſtattet. Chatterton hatte den Charakter des Mannes richtig aufgefaßt, und ſchrieb u. A. eine Epiſtel an ihn, die auf folgende Weiſe anhebt: „Wenn ein denkendes Volk vergebliche Verſuche macht, um die Ketten einer unerträglichen Sklaverei zu brechen ꝛc.“ Probus, wie ſich Chatterton in ſeinen patriotiſchen Aufſätzen gewöhnlich unterzeichnete, wurde von Beckford wohl aufgenommen, erhielt ſogar einiges Geld und neue Einladungen. Die Belohnungen des Lordmayors ſcheinen indeß weniger luxuriös als ſeine Redensarten geweſen zu ſein; aus einer Notiz Chatterton's erfährt man, daß er für alle ſeine Lobſprüche nur 3 Pfund 18½ Schilling erhielt.

Das frivole Schwanken des Dichters in ſeinen politiſchen Anſichten iſt gewiß tadelnswerth, aber die große Hülfloſigkeit des armen Jünglings mag ihm zum ſtärkſten Vertheidigungsgrunde dienen. Zudem iſt in England eine politiſche Metamorphoſe von weniger Bedeutung, und viel alltäglicher als anderswo. Und wer will den weiten Raum zwiſchen Theorie und Praxis fortläugnen? Thomas hat keine einzige ſervile Strophe hinterlaſſen; war es ſeine Abſicht, ſo wurde ſie gewiß in der Geburt wieder erſtickt. Seine beſten Biographen ſuchen mit Recht das Leben des Jünglings von ſervilen Flecken zu reinigen; ſein Geiſt war frei im edelſten Sinne des Wortes.

Noch ſind uns folgende Briefe Chatterton's aufbewahrt worden:

„Juni 15., 1770.

„Liebe Schweſter!

„Ich habe einen abſcheulichen Schnupfen, deſſen Urſache Dich übrigens mehr vergnügen wird, als dieſe Nachricht ſelbſt. Da ich Sonntag Nacht bis ſehr ſpät (oder vielmehr ſehr früh bis Montag Morgen) geſchrieben hatte,

wollte ich mich am folgenden Abend zeitig zu Bett begeben, und war bereits halb entkleidet, als ich eine klagende Stimme das Zollhäuslerlied: die Lieblingsarie der Miß Hill ſingen höre. Die Monotonie der Stimme ergriff mich ſo, daß ich lange lauſchen mußte, um die Worte zu verſtehen, und zu finden, daß die Aehnlichkeit nur in dem Tone beruhe. Nachdem ich mit Vergnügen über eine halbe Stunde der ſchleppenden Melodie zugehört, ſprang die Stimme zu einer feurigern Weiſe um, und radebrechte den unſterblichen Geſang, worin der arme Jack Fowler verſpottet wurde: „„Ich ſteckt' die Hand in einen Strauch, und ſtach den Finger bis zum Knochen; ich ſah ein Schiff, das ſchwamm vorbei, und glaubt' die ſchönſte Blum' zu finden;" und andre blumenreiche Ausdrücke wurden nicht unharmoniſch geſchrieen. — Ich lief nun an's Fenſter, ſchob den Rahmen auf und wollte durchaus wiſſen, ob die Sängerin Miß Hill in propria persona ſei oder nicht. — Aber, ach, es war eine durch ihr melodiſches Gekreiſch im wachenden Zuſtande wohlbekannte Perſon, die aber ſo viel Wachholderbranntwein (welches

Getränk der Dir bekannte Pfefferkuchenbäcker ſo liebte) getrunken hatte, daß ſie ſich nun durch ihren Geſang in den Schlaf lullte. Dieſer Schlaftrunk hatte ihre Stimme ſo täuſchend zu einem ſanften Echo der Miß Hills umgewandelt, daß ich an der Identität nicht gezweifelt hätte, wenn mir nicht eingefallen wäre, Miß Hill könne nie den Weg nach London finden. — Unten in einer Ecke ſtand ein Burſch mit ſeinem Mädchen, die mehr an ihre eignen Angelegenheiten dachten, als an die Melodie.

(An dieſer Stelle ſind einige Zeilen unleſerlich.)

„.... der Morgen) von Marybone Gärten; ich ſah den Burſchen im Schilderhauſe der Wache zu St. Giles; und die Nymphe iſt eine Dame vom Hofe Cupido's. — Dort gab's noch eine Idylle, die ich erzählen muß: einen betrunkenen Fiſcher nämlich, — der gepökelte Makrelen und andre koſtbare Leckerbiſſen, und zum ewigen Nachtheil der Zweipenny-Verkäufer das Stück Salm zu drei Halfpence verkauft. Dieſer ambulante Kaufmann, dieſe bewegliche Fiſchbude, die gleicherweiſe

ihre Doſis Boh-royal bei ſich hatte, blieb eine Weile ſtehen, und ſang nun mit einer Stimme, welche ein halbes Dutzend bezahlter Advokaten zu Schanden gemacht hätte, Chorus. Dies erinnerte mich unwillkürlich an Mr. Haythorne's Vers:

„„Weshalb, ſagt Plato, ſollten Menſchen ſtolz ſein?““

„Indeſſen hatte dieſe an und für ſich hinlänglich ſüße Unterhaltung einen bittern Nachgeſchmack, denn meine Reſpiration iſt faſt gehemmt, — doch beklage ich dieſe Erkältung nicht, weil es hier ſo viele Mittel giebt, daß man ohne Bedauern krank werden darf, da man ſo wohlfeil geheilt wird.“

„Juni 29., 1770.

„Mein Schnupfen iſt vorüber. Wenn Obiges keine komiſche Ideen in Deinem Geiſte anregt, ſo haſt Du Deine Munterkeit verloren.“

„Liebe Mutter!

„Ich ſchicke Dir in der Schachtel ſechs Paar Taſſen mit zwei Schalen für meine Schweſter.

Wenn eine porzellänene Theekanne und ein Rahmtopf nach Deiner Meinung nöthig ſind, ſo will ich ſie ſenden; aber man ſagte mir hier, daß ſie aus der Mode wären, und das rothe Porzellan, von dem Du beſitzeſt, gebräuchlicher ſei. Eine Partie Patronen für Dich, ſowie eine ächtfranzöſiſche Tabatiere, die mir recht hübſch ſcheint. —

„Zwei Fächer: — der ſilberfarbene iſt einfacher und geſchmackvoller als der andre, und würde meiner Schweſter am beſten ſtehen. — Doch werdet ihr dies unter einander abmachen.

„Engliſcher Schnupftaback in der Schachtel. Trage Sorge beim Oeffnen. (Ich laſſe dies fehlen, damit die andern Sachen nicht dadurch verdorben werden.)

„Engliſcher Rauchtabak für die Großmutter und einige Kleinigkeiten für Thorne. Sei verſichert, daß, wenn ich im Stande bin, es an meinem Willen nicht fehlen ſoll, Dir zu bezeugen, wie ich mich Deiner erinnere.

„T. Ch.

„Juli 8., 1770.

„NB. — Ich will Deiner beabſichtigten

Reiſe zuvorkommen, und Weihnachten zu Dir hinhuſchen. —

„Ich hätte gewünſcht, daß Du mir mein rothes Taſchenbuch geſchickt hätteſt. Es iſt mir ſehr nothwendig.

„Ich kaufte zwei hübſch gedrehte Pfeifen für Großmutter, aber ich habe beide zerbrochen, und aus Furcht, daß ſie in der Schachtel entzwei gingen, oder das Porzellan beſchädigten, keine neuen gekauft. Haſt Du etwas weiteres von dem Zollſchein gehört? Adreſſire Deine Briefe an Mrs Angel, Sackfabrikantin, Brook-Street. Holborn."

„Liebe Schweſter!

„Ich habe Dir etwas Porzellan und einen Fächer geſchickt. Du hatteſt die Wahl unter zweien, und ich wundre mich, daß Du Purpur und Gold gewählt haſt. Ich ging in den Laden, um ihn zu kaufen, aber das ſind die unangenehmſten Farben, die ich je ſah — todt, leblos und unelegant. Purpur und Blaßroth, oder Citron und Roſa ſind anmu-

thiger und lebhafter. Deine Antwort hierauf wird mir angenehm ſein. Sei verſichert, daß immer Deine Wünſche die meinigen ſein werden, und daß ich mich möglichſt beſtreben werde, Dir gefällig zu ſein. Grüße Miß Sandfort, Miß Rumſay, Miß Singer ꝛc. ꝛc.

„Die Lieder erwarte ich ſeit dieſer Woche, und habe noch keine Zeit gehabt, eins vollſtändig abzuſchreiben. Wenn die Seaſon vorbei iſt, ſollſt Du ſie alle gedruckt erhalten. Im vorigen Monat waren von mir Aufſätze in folgenden Magazinen:

Gospel Magazine.
Town and Country, nämlich:

Maria Friendless, False Step, Hunter of Oditties, to Miss Bush etc.

Court and City, London, Political Register etc. etc.

Da man das „Christian Magazine“ nicht vollſtändig haben kann, lohnt es nicht der Mühe, es zu kaufen. Dein

„T. Ch.

„Juli 11., 1770.“

„Ich ſchreibe jetzt an einem Oratorium, das Dir, nach Beendigung, ein Kleid einbringen ſoll. Du kannſt Dich darauf verlaſſen, mich vor dem 1. Januar 1771 zu ſehen. — Das nächſte Town and Country Magazine iſt faſt ganz von mir. Ich habe ausgedehnte Verbindungen, — mein Umgang iſt durchaus gewählt, und wenn ich mich bis zum Comptoir erniedrigen könnte, ſo ſtänden mir zwanzig Stellen offen: — allein mein Platz iſt unter den Großen; Staatsgeſchäfte behagen mir beſſer als commerzielle. Damen ſind nicht vom Kreiſe meiner Bekannten ausgeſchloſſen. — Ich habe viel zu thun und muß Dir drum Lebewohl ſagen. — Bald erhältſt Du einen längern und ausführlicheren Brief von mir. Dein

„T. C.

„20. Juli 1770."

„An Mr. G. Catcott.

„London, Auguſt 12., 1770.

„Sir!

„Ein Correſpondent aus Briſtol hat meine höchſte Verwunderung durch die Nachricht

erregt, daß ein Schein von Geiſt und Großmuth ſich in die Höhle des Geizes und der Gemeinheit eingeſchlichen habe; — daß Newton's*) (Ferguſon's) Mörder dem Talent ſoviel Aufmunterung ertheilten, als Ignoranz geben kann; daß ein biſchöflicher Pallaſt errichtet werden ſollte für den Feind der babyloniſchen Hure, und der gegenwärtige in einen Stall für das zehnköpfige Thier verwandelt — daß ein Thurm von St. Mary Redcliffe ausgebeſſert und die Straßen reinlicher gehalten werden ſollen, nebſt manchen andern Unmöglichkeiten: doch wenn Mr. Catcott (der Champion von Briſtol) es bezweifelt, ſo mag's bezweifelt werden. Ihre Beſchreibung des zu bauenden Kirchthurms iſt mir aufgefallen. Ich habe ihn geſehen, doch nicht als eine Erfindung des Mr. — Das Einzige, deſſen er ſich dabei rühmen kann, iſt: ihn gothiſirt zu haben. Geben Sie ſich die Mühe, nach Weobley's, Holborn, zu ſchicken, um eine Anſicht der Kirche Santa Maria dell' Annunciacion zu Madrid zu erhalten, und ſie werden einen dem beſchrie-

*) Sir Iſaak.

benen ganz gleichen Thurm sehn. — Das Benehmen von — ist nicht anders, als ich erwartete. Ich wurde unterrichtet, daß er als Vertheidiger des Ministeriums gänzlich angeworben wäre, und ein Pamphlet fertig hätte, wofür ihn eine Versetzung belohnen sollte. In Folge dieser Nachricht ließ ich folgenden Paragraph in meine „Ausstellungen" einrücken:

„„Offenbarte Offenbarung, von —
„„Das Ministerium ist unermüdlich, sich zu befestigen: es spart keine Ausgabe, so lange sie ihm nichts kostet. In diesem Stücke wird dargestellt, wie die Werkzeuge der Regierung dem Doctor eine Pension oder Versetzung anbieten, wenn er seine Abhandlung über die Offenbarung ummodeln und beweisen wolle, daß Wilkes ein Atheist sei.""

„Der Herausgeber von Baddeley's Bath Journal hat mir die Ehre erzeigt, den größten Theil meiner Hieroglyphen zu vernichten, so daß sie abgekürzt in seinem Blatte erscheinen. Wie auch die politischen Grundsätze eures niedern

Clerus ſein mögen, der höhere iſt glühend miniſteriell ꝛc. —

„Der Himmel ſende Ihnen die Tröſtungen des Chriſtenthums. Ich bitte nicht darum, weil ich kein Chriſt bin. — — —

„Ich habe die Abſicht, als Wundarzt in die Fremde zu gehen. — Es ſteht in Mr. Barret's Macht, mir hierin behülflich zu ſein, da er mir den ärztlichen Titel verleihen ſoll. Ich hoffe, er thut's.

„Ihr ſehr verbundener gehorſamer Diener

„Thomas Chatterton."

Stellt dem ſcherzenden und oft triumphirenden Tone der Briefe die einfache ſchmerzliche Wahrheit gegenüber, und eure Thränen werden fließen. — Mit tiefer Einſicht ſagt A. Callet von unſerm Unglückskinde:

„Chose étrange! de tous les héros qu' il a creés, Chatterton a été lui-même le héros le plus romanesque, le plus faux, le plus impossible."

Schon ſind die letzten Exiſtenzquellen am Verſiegen, das Elend ſtreckt ſeine ſchmutzigen Krallen nach ihm aus, die faſhionablen Kleider waren vielleicht abgetragen oder verſetzt, die Mittel verſchwunden, um, wie bisher, in vornehmen Verſammlungsörtern ſich aufhalten zu können, — und noch immer Geſchenke für ſeine liebe Mutter, noch immer die ſtolzen Worte: „Mein Platz iſt unter den Großen, ich bin nicht zum Krämer geboren.“ Als er dieſe Worte niederſchrieb, bebte vielleicht ſein Herz von ſchmerzlichſter Reſignation und ſein Hirn meditirte über den Selbſtmord. Er verachtet es, Schulden zu machen, weil ihn dies erniedrigen würde; ſeiner Mutter geſteht er ſeinen Mangel nicht, weil dadurch mit einemmale ſeine ſtolzen Verſprechen lächerlich geworden wären, und zudem von dieſer Seite keine Hülfe möglich iſt. Seine frühere Wohnung, wo ihn ſeine Freunde und Verwandte beſuchten, verließ er, um ſich billiger einzumiethen, und ſein Elend den Augen der Theilnehmenden zu entziehen. Wer die Pracht ſeiner Illuſionen geſehen hat, ſoll den ſchmachvollen Einſturz nicht gewahren. Frau Ballance, eine Verwandte, die in ſeiner erſten Wohnung

bei Walmsley wohnte, war ihm läſtig mit ihrer Theilnahme und ihrem Rathe. Sie hatte ihm einmal anempfohlen, ſich eine feſte amtliche Stellung zu verſchaffen, und Chatterton lief wie toll in ſeinem Zimmer auf und ab, und rief zornig: „er hoffe, mit der Hülfe Gottes, noch eher als Gefangener in den Tower geſchleppt zu werden, wodurch ſein Glück gemacht wäre.“

Das Unglück häufte ſich auf ſeinem Haupte. Im Juli, eben im Begriffe, eine zweite Epiſtel dem Lord-Mayor von London zu überreichen, vernahm er unterwegs den Tod dieſes Beſchützers.

Was ſollte er beginnen? Das Honorar der Buchhändler war äußerſt geringe und genügte kaum für die nöthigſten Bedürfniſſe. In einem Taſchenbuche, das ſpäter in die Hände ſeiner Schweſter kam, iſt folgendes Verzeichniß ſeiner Honorar-Einnahme:

Empfangen Mai 23., von Mr. Hamilton, für

Middleſex	1	L.	11	6
„ von B.	1	„	2	3
„ „ Fell, für die Conſuliade	—	„	10	6
	3	L.	4	3

		latus	3 L.	4 3
Empfangen von	Mr. Hamilton, für Candidus u. Foreign Journal . . .	— „		2—
„	„ Mr. Fell . . .	— „		10 6
„	„ Middleser Journal	— „		8 6
„	„ Mr. Hamilton, für 16 Lieder . . .	— „		10 6
			4 L.	15 9

Vier Pfund, fünfzehn Schilling und neun Pence (etwa dreißig Thaler) für viermonatliche literariſche Arbeit! In demſelben Buche lieſt man, von ſeiner verzweifelnden Hand kurz vor ſeinem Tode geſchrieben: „daß ihm die Herausgeber von Magazinen noch zehn Pfund, neunzehn Schilling und ſechs Pence ſchuldig waren.“

Seine finſtre Laune nahm mit ſeinem Mangel zu, und weil er erröthete, Andre ahnen zu laſſen, daß er Hunger habe, vermied er immer mehr geſellſchaftliche Zuſammenkünfte. —

Noch ein einziges Mittel ſchien ihm übrig. Er wollte das feſte Land verlaſſen und nach Afrika reiſen. Dort im fabelhaften Gebiet der Goldflüſſe, der tropiſchen Fülle konnte er vielleicht

wie Andre vor ihm, Reichthümer erwerben, — in jedem Falle erblickte er eine fremde Welt und wurde aus den Banden einer verkrüppelten Civiliſation geriſſen. Um die Koſten der Ueberfahrt zu erlangen, dachte er Schiffschirurg zu werden. Vergebens erinnerte man ihn an ſeine Jugend, und äußerte unverholen Zweifel an ſeinen chirurgiſchen Kenntniſſen. Chatterton erbot ſich zu Beweiſen ſeiner Geſchicklichkeit, und erſuchte zu dieſem Ende *) Mr. Barret in Briſtol, (der ihm, wie früher erwähnt wurde, einigen Unterricht in der Anatomie ertheilt hatte,) um ein Teſtimonium ſeiner Fähigkeiten Dr. Barret aber erwiederte, daß ihm nach reiflicher Erwägung ſein Gewiſſen nicht erlaube, Chatterton's Wünſche zu erfüllen.

Da brach das Auge der Hoffnung, und dieſe Täuſchung war die letzte im Leben des unglücklichen Dichters. Er ſah das Schiff, das ihn mitnehmen ſollte, am Horizonte verſchwinden, und — ſein Lebensgenius flatterte mit ihm dahin. Zum zweitenmale, und nun unwiderruflich, fixirte er die Stunde ſeines Todes.

Drei Tage vor ſeinem Selbſtmorde ſpazierte er in Geſellſchaft eines Freundes auf St. Pan-

*) S. oben.

craz Kirchhofe und las die Grabschriften. In tiefen Gedanken versunken, bemerkte er auf seinem Wege eine frisch aufgeworfene Grube nicht, und fiel in dieselbe. Sein Freund sprang ihm zu Hülfe, und äußerte scherzhaft, nachdem er ihm herausgeholfen, daß er erfreut sei, die Auferstehung des Genius erblickt zu haben. Der arme Thomas lächelte sanft, und erwiederte: „Lieber Freund, ich habe das bittere Vorgefühl einer schnellen Auflösung. Eine Weile kämpfte ich mit dem Grabe, und fand, daß es nicht so leicht zu besiegen ist. Wir können ein Asyl vor jedem Gläubiger außer diesem finden."

Frau Angel, Ch's Hauswirthin, sah ihn am Tage vor seinem Tode ausgehn, bleicher und zerstörter wie gewöhnlich. Sie betrachtete ihn aufmerksam, da sie wußte, daß er seit zwei Tagen sein Zimmer nicht verlassen und Hunger erduldet hatte. Nach einigen Stunden kam er zurück, und die gute Frau rief ihn herein, machte ihm Vorwürfe über seine stolze Zurückhaltung und bat ihn, mit ihrer schlichten Mittagsmahlzeit vorlieb zu nehmen. Chatterton wurde roth und empfindlich, entgeg-

nete, daß er keinen Hunger habe, und beeilte ſich, ſein Zimmer zu erreichen. Er fürchtete, ſeine menſchliche Schwachheit möchte ihn verleiten, den Bitten ſeiner Wirthin nachzugeben.*)

Auf ſeinem Zimmer ſchloß er ſich ein, und was er dort begann, weiß Niemand, außer Gott allein. Am 24. Auguſt 1770 fand man ihn todt auf ſeinem Bette. Ein auf dem Tiſche ſtehendes Glas enthielt den Reſt einer Arſenikauflöſung.

Sein Leichnam wurde beſichtigt und auf dem Kirchhofe des Armenhauſes von Shoe-lane begraben. Niemand folgte dem entſeelten Körper des Dichters zur letzten Ruheſtätte. —

Am 26. Auguſt kam ein Gelehrter Englands, Dr. Fry, Vorſteher des St. Johns-Collegiums in Orford, nach Briſtol, um ſich nach den Le-

*) Auch ein Apotheker in Brook-Street, Mr. Groß, mit dem Chatterton bekannt war, bezeugt, daß er wiederholt den Jüngling eingeladen habe, mit ihm zu Mittag oder Abend zu ſpeiſen; und als er ihn eines Abends mit großer Schwierigkeit bewogen, ein Fäßchen Auſtern mit ihm zu theilen, habe er bemerkt, daß Chatterton mit Heißhunger die Auſtern verſchlungen.

bensverhältniſſen Chattertons zu erkundigen, und den Dichter im Nothfalle zu unterſtützen. Er hatte die Werke Rowley's geleſen, und war entzückt davon. In Briſtol fand er eine Mutter, die noch vor wenig Stunden zutrauungsvoll und ſtolz auf ihren Sohn war, tief gebeugt. Sie wieß ihn mit naſſen Augen fernhin nach Shoe-lane, wo ihr Einziger nun:

Frei von Noth,
Lag dort todt
Unter dem Weidenbaum.

Chatterton's Geſtalt und Antlitz wird von ſeinen Freunden als männlich und äußerſt einnehmend geſchildert. Sein Auge war grau, aber es erglühte von ſo ungewöhnlichem Feuer, wie man es ſelten in ſchwarzen Augen findet. Sein Mund war breit und aufgeworfen. In dem einzigen von ihm erhaltenen Porträt, wo er als zwölfjähriger Knabe abgebildet iſt, ſieht man lange ſchöne Locken, hohe Stirne, und eine Stumpfnaſe. Der untere Theil des Geſichts iſt unſchön.

Es geht die Sage, daß seine Gebeine später auf geheime Veranstaltung seiner Mutter von London nach Bristol gebracht und in der Redcliffe-Kirche beigesetzt worden seien; allein dies ist unerwiesen. Seine Mutter lebte noch einige Jahre, und die gute Frau Edkins besuchte sie oft und erkundigte sich nach ihrem Wohlsein. Dann erwiederte die Arme durch Seufzer, brach in eine Fluth von Thränen aus, und ihre Freundin weinte mit ihr. So saßen sie in Gram versunken, ohne ein Wort zu sprechen, bis sie Abschied nahmen.

✿

Dr. Knox schrieb Folgendes*) zum Gedächtnisse Chatterton's:

„Unglücklicher Knabe! Kurz und traurig war dein Leben, aber dein Ruhm wird unsterblich sein.

Wie ärmlich waren deine Verhältnisse in der Spanne Zeit, die du unter uns verweiltest, — wie roh wurdest du behandelt, — wie em-

*) Knox's Essays. Nr. 144.

pfindlich litt deine fühlende Seele unter der Geringschätzung gemeiner Naturen, die nun noch wünschen, dich deiner einzigen Belohnung: des Nachruhmes, zu berauben! Und wie strenge waren deine Sittenrichter! Gewiß, ich glaube, daß du in finstern Momenten der Verzagung irreligiöse Gedanken und Blasphemien aussprachst, die Niemand wird vertheidigen, und weder deine Jugend, noch dein stolzer Geist, noch deine Lage entschuldigen können; — allein möchten doch deine herben Censoren beachten, daß du nichts mehr und nichts weniger als ein Knabe warst. Möchten doch deine bittersten Feinde bedenken, worin ihre eigenen religiösen Grundsätze bestehen, und ob sie welche im vierzehnten, fünfzehnten und sechszehnten Jahre hatten.

„Die spekulativen Verirrungen eines Knaben, der unter den Eingebungen momentaner Leidenschaften und Seelenzerknirschung schrieb, dem keine unmoralische oder unehrliche Handlung, aus seinen Grundsätzen entsprungen, bewiesen werden kann — verdienten der Vergessenheit übergeben zu werden. Aber es scheint ein allgemeines und eingewurzeltes Mißbehagen an

dem Knaben mit Ausschließung des Dichters vorhanden zu sein; Neid und Insolenz können es nicht ertragen, eine so ausgezeichnete und gebietende Superiorität unter der Gestalt eines bedürftigen und obskuren Kindes anerkennen zu müssen.

Die Bosheit mag nun schweigen, denn „er liegt kalt in seinem tiefen Grabe." Allein, wo waren sie: die Freunde des Genius, als der arme Chatterton — schmerzlich getäuscht — der Nahrung und Kleidung ermangelnd — die zarte Seele erfüllt von den scheußlichsten Gebilden menschlichen Elends — in Verzweiflung sank? Ach, damals erkanntet ihr ihn nicht, und nun ist's zu spät. — —

Als Ersatz für den Genuß, welchen mir deine Gedichte verschaffen, zahle ich dir, armer Knabe, den geringen Tribut meines Lobs. Du hast dich zwar selbst geschmückt, dein eigenes Monument errichtet; doch diejenigen, deren Herz du erfreutest, finden ein Vergnügen darin, deine Ehre vor den rohen Angriffen der Lästerung *) in Schutz zu nehmen."

*) Man ging von einer gewissen Seite so weit in der

Man hat des todten Knaben Gedichte sorgfältig gesammelt, ihre Schönheiten anerkannt und bewundert, und die romantische Geschichte seines Lebens und Sterbens steigerte den Reiz bis in's Unglaubliche.

Der schon oben erwähnte englische Kritiker (S. 107) sagt:*) „Dichter, Geistliche, Aerzte — Alle klammerten sich an seinen Namen und drängten sich um seine Verwandten, um seine Manuskripte zu sammeln, die sie zu seinen Lebzeiten in's Feuer geworfen hätten. Er war in seinem Leben der Fälschung angeklagt worden, aber der Nebel, welcher Chatterton's Namen und Ruhm verdunkelte, zerstreute sich allmählig; der Ruhm, den man Rowley nicht vorenthalten konnte, übertrug sich auf seinen rechtmäßigen Besitzer, und, um mit Cottle zu sprechen: „die Zeit rupfte dem erdichteten Mönche die entlehn-

---

Verdammung des Selbstmörders, daß ein Elender sogar sagen durfte: „Chatterton habe sich klüglich ums Leben gebracht, da er doch früher oder später gehangen worden wäre."

*) Im Athenaeum und Blätter zur Kunde d. Lit. des Ausl. 1838. Nr. 19.

ten Federn aus, um ſie auf die Stirne des wirklichen Dichters zu ſtecken.“ Die beſten unſerer ſpätern Dichter haben ihm alle die gebührende Ehre erzeigt, und, ſtatt daß er für den kleinen verſchmitzten Betrüger, für das herzloſe Kind, für den verruchten Selbſtmörder gälte, zeigt ihn uns die Wahrheit in ihrer eigenthümlichen Aufrichtigkeit als den begeiſterten Dichter, der ein alterthümliches Gewand liebte — als den beſten Sohn und Bruder, der kleine, aber unſchätzbare Geſchenke macht, und der in ſeiner Familie noch frohe Hoffnungen nährt, während er ſelbſt hoffnungslos darbt — als den ruhigen, ſich jeden Genuß verſagenden Gelehrten, als das Opfer hohen Strebens und unbezwinglichen Stolzes. Aber ein Tag iſt angebrochen für ſein Gedächtniß, ein Tag, der, wenn er noch Empfindung hätte für irdiſche Seligkeit, in der That Seligkeit für ihn ſein müßte. Würde er wohl nicht zufrieden in ſein Schickſal ſich ergeben haben, wenn er hätte vorher ſehen können, daß Keats (ſein Brudergenius) ihm den Endymion widmen, daß Wordsworth von ihm die Worte ausſprechen würde:

Der Wunderknabe, die ſchlafloſe Seele,
Die unterging in ihrem Stolz!

und daß Coleridge, der großgewordene träumeriſche Chatterton, ſpätere Tage darnach ſeufzen würde, ihm die treueſte und ſorgfältigſte Gunſt angedeihen zu laſſen, und daß er, wie Burns in ſeinem Liede auf die Bergmaßliebe, von der düſtern Ahnung befangen war, daß auch ihm das Loos des von ihm gefeierten Gegenſtandes ſeiner Klage bevorſtehe. *)

Warton, der Geſchichtſchreiber der engliſchen Poeſie, nennt unſern Chatterton einen Wundergenius und fügt hinzu, „daß er eine Faſſungskraft des Geiſtes und eine Lebendigkeit der Intelligenz beſeſſen, die über ſeine Stellung im Leben, und den engen Kreis ſeiner Erziehung weit hinausgegangen ſeien."

Malone behauptete: „Chatterton ſei das größte Genie, das England ſeit den Tagen Shakſpeare's hervorgebracht habe." **)

---

*) S. S. III.

**) Cursory Observations on the Poems attributed to Rowley. P. 41.

Mr. Croft, der geiſtvolle Verfaſſer von „Love and Madness“ geht ſogar noch weiter, wenn er äußert: „daß ein gleiches menſchliches Weſen nie, zu keiner Zeitperiode, gefunden worden ſei, oder vielleicht je wieder gefunden werde. Bei den Heiden würde der Wunderglaube eine ſolche Erſcheinung gleich der Apollo's unter den Menſchen erklärt haben ꝛc.“

Eine große Menge Dichter haben das Grab des Hingeſchiedenen mit Trauerblumen bekränzt; wir nennen hier außer den erwähnten Coleridge, Wordsworth und Keats noch: Pye, Mrs. Cowley, Walter Scott, Hayley, James Montgommery, Dermody, Henry Kirke White, Mrs. Robinſon, Miß Williams und Shelley. — Der Franzoſe Alfred de Vigny ſchrieb bekanntlich ein Drama, deſſen Held Chatterton iſt. —

Vor Kurzem hat man auch dem verhungerten Knaben von Briſtol in ſeiner Vaterſtadt ein 40 Fuß-hohes Monument errichtet.

Unſre Biographie der Thatſachen iſt zu Ende. Das Schickſal hat ohne Umſtände einen blutigen Strich durch die Lebensſchrift Chatterton's gezogen, und wir könnten nun von dem Unglücklichen Abſchied nehmen. Allein wir lieben ihn zu ſehr, um uns ſchon jetzt von ihm trennen zu können, und dann ſcheint es uns, daß die Geſchichte zu wenig die weite Lücke zwiſchen Vorſatz und Ausführung, zwiſchen Gedanke und That ausfülle, oder daß das bloß Thatſächliche zu überwiegend im Verhältniß zu den innern Motiven erſcheine. Wir finden namentlich in einem Gedanken ſo ungewöhnlicher Menſchen, wie Chatterton, mehr Wahrheit als in einer äuſſerlichen Handlung. In letzterer iſt das Motiv oft dicht verſchleiert, und dem Anſchein nach der Zufall elektriſcher Leiter. — Zufolge dieſer Anſicht halten wir es für erlaubt, wenn unſre Phantaſie, genährt

vom Geiſt der Werke Chatterton's, ſich erdreiſtet, der Geſchichte etwas nachzuhelfen, und in den zunächſtfolgenden Blättern die

„letzten Stunden Chatterton's"

zu beſchreiben wagt. Es galt hier nach innerer Wahrſcheinlichkeit eine Lücke auszufüllen; ob es uns gelungen iſt, die Hauptgedanken ganz der Gefühlsweiſe Chatterton's entſprechend ausgeführt, und das Uebrige reflektionsweiſe den Verhältniſſen angepaßt zu haben, mag der Leſer entſcheiden. Uebrigens laſſe er nicht aus dem Auge, daß das Ganze nichts weiter iſt als eine

Viſion.

Als Chatterton zum letztenmale aus ſeiner Wohnung ging, und die Wirthin ihn ungewöhnlich bleich und verſtört erblickte, wollte er noch einmal den friſchen Hauch der Luft genießen, noch einmal am Buſen der ſchönen unſchuldigen Natur ſchwelgen. Wenn das Herz

gepreßt iſt von Schmerzen und Sorgen, ſo verwandeln ſich die Zimmerwände in Kerkermauern, und es drängt den Leidenden hinaus. Wenn nun aber drauſſen ihn keine Wände einengen, fröhliche Menſchen theilnahmlos neben ihm herwandeln, ſo geſellt ſich zu ſeinem Schmerze noch ein neidiſcher Mißmuth, und er fühlt ſich doppelt einſam und verlaſſen in dem heiligen ſchönen Frieden der Natur. Vergebens pocht ſein kleines zitterndes Herz in der unermeßlichen Weite, die gefühllos ihr blaues Auge aufgeſchlagen hat, aber ihn nicht zu bemerken ſcheint. Wohler wird es ihm dann erſt, wenn Dünſte aus der irdiſchen Heimath emporſteigen und ſich am Himmel drohend wie Feindesheere ſammeln; die ſchwarzen donnernden Wolken ſind Verwandte ſeiner Schmerzen, gerüſtet wider den lächelnden Himmel zu ſtreiten.

Kein Sturm der Natur geſellte ſich heute zu dem Toben in Chatterton's Bruſt; er war ſo unglücklich, und drauſſen Alles ſo unerträglich ſchön und friedlich.

Saatenfelder wogten um ihn her und zärtliche Winde koſ'ten mit den Aehren, und neckten und bogen ſie, — doch bald erhoben ſich ihre

ſchlanken Glieder und ſchwankten und glizerten im Sonnenlichte wie flüſſiges Gold. — Glänzende Käfer und Inſekten umſchwirrten den Armen und flogen in unſäglicher Luſt, — wie beneidete er ſie, die unvollkommenen Thierchen: wenn ihre Nahrung verſchwunden iſt, ſo erſtarren ſie und leben fühllos, bis der neue Lenz ihnen neue Speiſe und Freude beſchert. Ach, wer auch erſtarren könnte, — erſtarren, um nie mehr zu erwachen — — Hoch oben im dunklen Himmelsblau jubelten Vögel in ununterbrochener Luſt; — glückliche Weſen: wenn der Winter die Fluren mit Eis bedeckt und der Sturm das Laub von den Bäumen weht, und ihre Nahrung im Schooß der Erde verborgen iſt, dann ziehen ſie fröhlich in andre blühende Gefilde. — „Könnte ich mit euch ziehen, ihr gefiederten Sänger, ihr Geſegneten vor den Menſchen!" jammerte Thomas, aber bald blitzte ſein Auge in hellem Trotze, und ſein Gedanke ſchloß: „Warum kann ich es nicht? Des Menſchen Kraft iſt groß, wenn er Muth und Willen hat. Iſt nicht der Menſch das vollkommenſte der Thiere, der König der Erde, der Beherrſcher aller Weſen, der Herr ſeiner ſelbſt? — Habt

ihr je von einem Thiere gehört, das sich selbst vernichten könnte? — — "

Er hatte seine Schritte nach Hydepark gelenkt, und lagerte sich an einer einsamen Stelle ermüdet auf den duftenden weichen Rasen. Ach, es war so entzückend schön um ihn her; die ganze Atmosphäre hauchte Wohlgeruch, die Sonne schnellte lichte Flammenpfeile in das dunkle Laubgrün und sinnige Waldblumen neigten ihre Glockenhäupter, als lauschten sie den Zaubertönen der gefiederten Sänger. Chatterton's Herz schwoll, es wurde ihm so weh und wohl zugleich, und weinend barg er sein Gesicht in dem warmen Moose. Vor seinen geschlossenen Augen blitzten tausend bunte Sonnen, und phantastisch schöne Figuren tanzten und schimmerten vor dem innern Blicke.

In seiner Nähe sprang die Caskade quecksilbern und leicht vom Schooße des Felsens, und geheimnißvoll murmelte es vor seinem Ohre. Bald gestaltete sie sich ihm zu einer colossalen Harfe mit Perlensaiten, deren Tönen er mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte, und sie in seine Sprache zu übersetzen suchte; da glaubte er nun zu vernehmen, die sprudelnden Saiten

erzählten von den Wundern der Tiefe, den urewigen Metallen und Edelsteinen, den crystallisirten Sonnen und Sternen, die am Firmamente der Erdennacht leuchten, die von den Menschen geliebt werden, aus dunklem Drange, ohne daß ihre Kraft erkannt wird u. s. w. So murmelte es unaufhörlich und ein schwerer Dunst lagerte sich auf die Stirne des Dichters, seine Pulse flogen und die Gedanken schossen wie Pfeile aus dem Kopfe zum Herzen. Sein Auge starrte und er glaubte, der Gischt des Wassers sprütze bis an die Himmelsdecke, und aus dem Felsen stiegen graue erzene Geister empor, die mit langen Armen nach ihm reichten, um ihn hinabzuziehen in die Tiefe; der Quell ging in ein rasches finstres Brausen über und deutlich vernahm er die furchtbaren Worte Edgars: „Armer Thoms! Armer Thoms!"

Da erwachte er und das kahle Bewußtsein nahm ihn wieder in seine dürren Arme.

Die Caskade sprudelte wieder in ermüdender Gleichförmigkeit; die Sonnenstrahlen flimmerten vor seinen Augen, und nur ein gemeiner Wunsch beseelte ihn, daß sie sich in Gold verwandeln möchten, wofür er Brod kaufen könne.

Auch ſein Bild ſah er im Waldbache bleich und höhniſch und verfallen, und er erſchrak vor dieſem Bilde. Da klang es in ſeinen Ohren wie Worte aus der Ballade von der Mildherzigkeit: er ſelbſt war der Pilger, und ſein Geſicht:

War jammervoll, verwelkt und todeskrank!
Du Armer, ſchließ in deinen Sarg dich ein.
Zur Grube eil', dein einzig Bett der Ruh.
Kalt gleich der Erd', die einſt dich decket zu,
Iſt Lieb und Mitleid, die bei Großen wohnen.

Da ſtand es deutlich auf den gefurchten Wangen und in dem matten Auge geſchrieben, daß er elend war und verloren. Seine Ideale ſind todt, ſeine Ideale, die einzige Nahrung ſeines kurzen Lebens ſind geſtorben; die Poeſie hat ihn geflohen, und er ſieht das Leben entblößt von ſeiner ſchönen Hülle, mit abgezogener Haut, geſchunden, blutig, triefend, roh — unendlicher Ekel erfaßt ihn — er kann nicht länger leben — —

Langſam ſchlich er zur Stadt zurück, in jenes ungeheure Lager der Wolluſt und Zwietracht, des tiefſten moraliſchen und phyſiſchen

Elends, in jene Stadt, wo er zu Ruhm und Ehre ſteigen wollte, die ihn anbeten ſollte, und wo er nun — verhungerte.

Der Menſch ſieht mit der Seele, nicht mit dem Auge. Führt einen Delinquenten zum Richtplatze durch den blühendſten Wald, und die grünen Blätter und weißen Blüthen erſcheinen ihm roth wie Blut und ſchwarz wie das Grab. Wie heiter und anreitzend erſchien dem armen Chatterton bei ſeiner Ankunft das bewegte Leben Londons, und nun — ? Gleich ſteinernen Frazzen ſehen die bunten Giebel der Häuſer auf ihn herab, er gewahrt alle Baufälligkeiten und Ritzen, und als wäre ſein Geruchſinn hundertfach verſchärft, ziehen die Dünſte des Straßenkoths zu ſeiner Naſe empor. Hu, er riecht Krankheiten und Armuth im Kellergeſchoß; er ſieht den Mangel vor den Thüren gelagert: ein bleiches Geſpenſt, und das Laſter rennt wie ein toller Hund mit eingezogenem Schwanze durch die Straßen.

O, er möchte in einer Todtenſtadt wandeln, wo Alles ſtill und feierlich und erſtarrt wäre:

wo ihn Niemand mit den Ellenbogen stieße und keine Lastträger oder Charlatane mit unaufhörlichen: ho there, have a care. hark ye, you Sir etc. seine Betrachtungen störten. Mit wirrem Blicke fragt er sich selbst, als wäre es ein Fremder: „O sprich, Mensch, ob diese magern Bettler und jene fetten Spaziergänger, die nach Kensingtongarten schlendern, Spezies derselben Gattung sind, von der Young sagt:

„„Der halbe Weg vom Nichts zur Gottheit.““

Wo ist die Gottheit? wo das Nichts? Was ich sehe, das sind Thiere oder Puppen, deren Bestimmung ist, zu essen oder zu — sterben. Wenn ich die Fäden sehen könnte, woran die Parzen die Menschenpuppen tanzen lassen, ich schnitte sie ab und glaubte ein gutes Werk zu thun. Meinen Faden wenigstens hoffe ich zu erwischen und durchzubeißen — bin ich doch nicht gelenkig genug, um als lustiger Punch Sprünge zu machen — und ziehe mich leise hinter die Coulissen zurück, um dem Direktor wie dem Publikum den Spaß zu verderben, bevor die Farce ordentlich zu Ende ist.“ —

Mit ſolchen Gedanken die Seele geſtachelt, gelangte er abſichtslos nach Paternoster-Row vor das Coffee-Chapter, wo er ſich vormals auf Augenblicke vornehm und faſhionabel träumte. Jetzt war das vorbei. — Durch die hellen Scheiben gewahrte er mehrere Literaten und Schöngeiſter; dort ſaß Mr. Johnſon, der gigantiſche Kritiker mit dem benarbten Antlitze majeſtätiſch auf dem Ehrenſitze, bereit, jeden Widerſprechenden mit dem Schwerte ſeiner derben Rhetorik hinzurichten. Chatterton wandte das Auge ab, wie der Delinquent vom Henker. An Johnſon's Seite demonſtrirte der gute Irländer Oliver Goldſmith, pedantiſch in ſeinen Scharlachrock gekleidet, mit der Doktorperrücke auf dem ſpaßhaften Kopfe und den Degen zur Seite. Der Sohn des Vikars hatte unſerm Dichter erzählt, wie er einſt von Hunger gedrängt, die koſtbarſte Mahlzeit ſeines Lebens an einer Erbſenſuppe, die ihm ein Landmädchen reichte, gehalten habe. Hieran erinnerte ſich jetzt Chatterton und dachte: „Es wäre furchtbar, wenn auch du einſt von dem guten Geſchmacke eines erbettelten Plumpuddings erzählen könnteſt, und dein Lebenlang eines Buchhändlers Miethpferd ſein müßteſt,

wie der arme Ned Purdon *) und Dr. Oliver Goldsmith selbst.“ Auch Garrick war im Kaffeehause, damals noch immer (obwohl 50 Jahre alt) ein hübscher Mann mit einer heitern Stirne und funkelndem listigem Auge. Er besaß die Gabe, Individuen sowohl als dem Publikum ihre Schwachheiten gleich abzumerken. Chatterton seufzte, indem er den unermeßlich reichen Schauspieler erblickte: „Wenn der mich jetzt gewahrte, so fürcht' ich, würd' er meine Physiognomie in Drurylane zum Besten geben, um einen Sterbenden darzustellen.“

Von dort ging Chatterton durch die Straßen Londons weiter, mit größerer Regsamkeit im Geiste als in den Füßen. Da sein Himmel Nacht und seine Hoffnung untergegangen war, brauchte er das Auge nicht zu erheben und ließ das müde Haupt auf die Brust niedersinken. So konnte es geschehen, daß er nach einiger

*) Bezieht sich auf folgendes Epigramm, welches G. auf einen armen Schriftsteller machte:

„Here lies poor Ned Purdon, from misery freed. —
Who long was a bookseller's hack:
He led such a damnable life in this world —
I don't think he'll wish to come back.“

Zeit an einen Gegenſtand ſtieß, den er auffahrend für einen Bettler erkannte. Das krüppelhafte Weſen war im Begriff, die Gabe eines eleganten Gentleman in Empfang zu nehmen. Dies war Lord Walpole oder Chatterton glaubte es. Da fing der Geiſt des armen Verſtoßenen an zu ſchwärmen, und ſeine Lippen bebten von Flüchen, weil er die Vorſtellung haben mochte, Lord Walpole wolle auch ihm, gleich dem Bettler, einen Schilling reichen. Wie entſetzt floh er weiter, viele Straßen hindurch, bis in die Nähe des Londoner Irrenhauſes. Hier blieb er ſtehn, und mit wilden Blicken zu den finſtern Mauern emporblickend, rief er aus: „O Bedlam, Bedlam! öffneten ſich deine Pforten, die mir entgegenſtarren; — könnte ich meine Vernunft dem entflohenen Seelenfrieden nachjagen; könnte ich jauchzend mit wilden Haideblumen bekränzt in deine kalten Mauern, die von wahnſinnigem Geifer und Unflath trieſen, einziehn! Hoch bis an die Decke wollte ich ſpringen, und tanzen wie ein Affe, an den Stäben raſſeln wie ein wilder Bär, und in die Nacht hinausbrüllen: „Es leben die Geſättigten, die Könige mit den vollen Mägen, nieder mit den Hungrigen und Durſtenden!““ Ach,

es iſt Alles ſo öde in mir, ich bin zu einfältig, um wahnſinnig zu werden."

Endlich war er heimgekehrt, wo ihn Niemand erwartete, Niemand tröſtete. Vor ihm ſchritten zwei dunkle Geſtalten hinein, ſeine einzigen Gefährten: Gram und Mißmuth, — und ſie nahmen behaglich auf ſeinem Stuhle Platz, und ſeufzten mit ihm, und fluchten mit ihm.

Sein Haupt war ſchwer wie Blei, und ſank auf die harte Tiſchplatte nieder; die müden Sehnen ſchrumpften zuſammen, und das Auge ſchloß ſich. So lag er eine Zeitlang wie ein Sterbender und hoffte, daß ſeine Seele ſich friedlich von dem Körper löſen werde. Allein zuletzt kehrte ein Reſt von Kraft in die öde Maſchine zurück, und ſein Geiſt war im Stande, ſich von neuem in Kreiſen der Reflexion zu wenden und nochmals zu unterſuchen, ob kein Heilmittel ſich auffinden laſſe. Das Reſultat war ein dumpfes klangloſes „Nein! du biſt dem Tode verfallen!"

Hier einige Details der Unterſuchung, wie ſie ohne vermittelnde Uebergänge ſich darſtellen·

„Die praktiſche Vernunft gründet ihre Vorſchriften auf das Beſtehende, ohne ſich darauf einzulaſſen, ob das Beſtehende gut oder ſchlecht ſei. Die reine Vernunft, oder vielmehr der Geiſt an ſich, neigt ſich jedoch zu dem Urſprunge, der Quelle des Beſtehenden, und will vorher wiſſen, ob die Quelle nicht vergiftet iſt, ehe er ſich auf dem Strome einſchifft. Nach der praktiſchen Vernunft mag es viel Uebel in der Welt geben, aber des Menſchen Pflicht und Klugheit erfordern, dieſes Uebel ſoviel möglich zu vermeiden und raſtlos bemüht zu ſein, das wenige Gute zu ſammeln, wo und wann es geſchehen kann. Um dies zu erlangen, beſchäftige man ſich, und zwar auf eine Weiſe, daß die höhern aber faſt unnützen Seiten des Geiſtes, welche mit Verachtung auf körperliche Funktionen niederblicken, in Schatten geſtellt werden, und dem Menſchen ſich nicht bei jedem Schritte widerſetzen können. Mit einem Worte: man lebe für die Gegenwart, weil ſie iſt, vergeſſe die Vergangenheit, weil ſie geſtorben, und forſche nicht nach der Zukunft, weil ſie ungeboren iſt. — Der Genius antwortet: „Auch ich bin, und, weil ich bin, ſuche mich nicht zu verleugnen oder zu knechten. Lenke das

Auge unverwandt auf meine Schönheit und Hoheit, erdulde den Körper, so lange er nicht in offne Feindschaft mit mir tritt, und ergieb dich mir auf Leben und Tod in äußersten Fällen. Woher ich stamme, wohin ich gehe, ist dir zwar unenthüllt, aber daß ich nicht an dunklem Orte entsprossen bin, das hast du gefühlt, seit dein Auge den Himmel schauen konnte."

Chatterton erkannte, daß in den Worten der praktischen Vernunft gleichsam eine mathematische Gewißheit liegt, während des Genius Worte wie schöne musikalische Klänge ihn anhauchten. Vielleicht — wenn Sinn und Herz nicht von Jugendfülle strotzten, oder ein liebendes Wesen über ihn gewacht — vielleicht würde er dann der praktischen Führerin gefolgt sein. Allein er dachte: „Ich bin nicht in den Bund der Gesellschaft aufgenommen, Zeit und Verhältnisse unterrichteten mich noch nicht, aus dem Dornstrauch der Vorurtheile Zahnstocher und Schutzhecken zu schneiden, und ich habe Niemand, dem mein armseliges Leben Vortheil brächte. Soll ich nun gleich der Spinne, Hände und Füße mein Lebenlang in Bewegung haben, und mit krummgezogenen Gliedern Fäden hierhin

und dorthin ziehn, um eine ekelhafte Speiſe darin zu fangen? Soll ich wie ein Mauerblock Pfähle in den Boden ſtampfen, oder tagtäglich dafür Sorge tragen, die Vortheile einer einfach guten Düngungsmethode zu beweiſen? — Soll ich Gefühl und Phantaſie wie Verbrechen haſſen, um nur für die tägliche Nothdurft ſorgen zu können? Soll ich vielleicht ein Weib nehmen und hungrige Kinder zeugen, und am Abend dem lieben Gott danken, daß er mich heute reichlich genährt, — und ihn bitten, mir auch morgen das tägliche Brod zu geben? — Warum ſollte ich das? Wahrhaftig, ich will es nicht, und wär' es nur, weil ich dieſe elende Tendenz des Lebens haſſe, blutig haſſe. — Ich könnte vielleicht ein Bettler werden: an den Straßenecken hingekauert liegen, mir ein Pflaſter auf's Auge binden, und im weinerlichen Tone vom Morgen bis zum Abend jammern: „Seid barmherzig, Gott wird es euch vergelten!" Und alles dies, um einige Jahre länger auf dieſer ſchmutzigen Erde zu leben. — O nein! —"

Noch einmal erklang die Stimme der Verführung in ſeinem Herzen, jene neckende Gauklerin der Vergangenheit, die ihm den Himmel verſprach

und das ſichere Stückchen Erde unter den Füßen fortriß. Der Ruhm lispelte: „Thomas, willſt du mir deine Treue brechen? Erſcheine ich dir nicht mehr im Traume, und ſchüre das Feuer deiner Phantaſie? Warum verzagſt du? Warum iſt dein Herz ſo feige geworden, daß du fürchteſt, ſinnliche Schmerzen zu erdulden? Sei ſtark und geduldig, und betrachte die Strebenden vor dir. Umflocht ihre Häupter nicht auch die Dornenkrone des Lebens, und rann aus ihrer Seite nicht das unreine Blut des Leibes, damit die rohe Maſſe den edlen Geiſt nicht beenge? Wer auf halbem Wege ſtehen bleibt, verdiente nicht, die Arena zu betreten!"

Aber ſein Lebensüberdruß ſtellte ſich breit vor das Phantom und rief ihm dumpf entgegen: „Fort mit dir, du unerreichbares Weſen! Dein armes Opfer hat gerungen nach deiner Umarmung, und der Saft ſeiner Nerven verdorrte von dem Brande ſeiner thörichten Sehnſucht. Du biſt wie das Spiegelbild der Wüſte, nur dem Auge der hoffenden Seele ſichtbar, aber wer dich erfaſſen will, greift kalte Nebelluft. Was du deinen liebſten Günſtlingen gibſt, iſt nur matter Abglanz von dem, was du verſprichſt. — Und

dennoch — jetzt am Rande des Todes, wo falsche Scham verschwand, hat dich der Unglückselige nicht vergessen, und in der Tiefe seiner Seele lispelt's: Wenn ich gestorben bin, dann werden die kritischen Anatomen meinen Geist seciren, und vielleicht außer einigen Abnormitäten manche gesunde Muskel und starke Nerve an ihm finden; England wird Reue empfinden und über seine harten Wangen werden Thränen rollen. Würde ich älter, so wär's möglich, daß mein Geist in stätem Kampfe zwischen Nothwendigkeit und Neigung erlahmt, sich in Gemeinheit auflöste und eine faule Masse die secirende Nachwelt anekelte."

Die letzte Nacht seines Lebens verbrachte er in schwerem Trübsinn und ängstlichem Halbschlummer. Sein ganzes Dasein zog an ihm vorüber und es bestand aus einer Reihe hohnlachender Gespenster: unerfüllte Wünsche, getäuschte Hoffnungen, leere Träume, nichts Reales, nichts, das auch nur werth wäre, eine Stunde länger zu leben. Die Worte seines liebsten Helden klangen beständig in seinem Gedächtnisse:

„Ihr Götter, muß denn immer eure Milde
Gepaart sein mit des Leidens schwerer Last?
Verfolgen wir nur stets des Glückes Schatten?
Umarmen ein Gespenst statt Fleisch und Blut?“*).

Der Mensch ist ein hoffendes Thier, oder ein kranker Gott. Thut er Unrecht, das Thier umzubringen, oder den Gott zu heilen? Chatterton dachte: „Die Menschen glauben es, aber sie glauben es aus Furcht vor dem Unsichtbaren, wie denn überhaupt ihre ganze Philistertugend und ihre ganze Religion aus dieser Furcht entspringen. Läßt man die Frucht am Baume hängen, bis sie eingeschrumpft vor Ueberreife ist und den Geschmack verloren hat? Durchschneidet nicht auch der Zufall den Lebensfaden der meisten Menschen, bevor sie das Ziel der Jahre erreicht haben? Jeder Sterbende ist reif. Wofür, weiß ich nicht, glaube aber mit Young:

„„Vor einem Gotte, der vernichtet, bebt der Himmel.““

*) Tragödie Aella.

Iſt es im Grunde nicht daſſelbe, ob die eigne oder fremde Hand das Herz verbluten läßt? Des Selbſtmörders Hand wird von dem Bewußtſein der geiſtigen Reife geleitet; das Leben verſtößt den Unglücklichen wie das Rad die zermalmte Frucht; — ſein Geſchäft iſt zu Ende. — „„Ich will die That, welche ich be„„gehe, rechtfertigen. Im Menſchen lebt ein „„Urſprüngliches, (ein Wiederſchein des Göttli„„chen) das ihn zum Bilde Gottes macht: „„nennt es Gewiſſen, Schönheit, Inſpiration, „„Geiſt, oder welchen Namen ihm eure Erzie„„hung gibt. Wenn nun ein Menſch nach dieſem „„inneren Geſetz handelt, ſo thut er wohl, wenn „„nicht, übel. Man weiß aber, daß dies Ur„„ſprüngliche in jedem vernünftigen Weſen ſich „„auf verſchiedene Weiſe kund gibt; kann ich „„nun den Selbſtmord mit dieſem Principe „„verſöhnen, ſo iſt er für mich kein Verbrechen „„mehr. — Selbſtmord iſt zuweilen edler Wahn„„ſinn, und oft das Reſultat einer reiflichen „„Ueberlegung und Billigung der Seele. Er „„kann in jedem Falle nur ein Verbrechen ge„„gen die Geſellſchaft ſein, dort erſcheint er wirk„„lich immer als eine unvernünftige Handlung.

„„Allein — wenn unſre Exiſtenz antiſo-
„„cial iſt, wenn wir der Geſellſchaft
„„unnütz ſind und ſie uns ausſtößt —
„„dann begehen wir kein Unrecht, die Bürde
„„des Lebens abzuwerfen. Es mag parador
„„ſcheinen, daß ich ſage: uns ſelbſt können
„„wir kein Unrecht zufügen, aber gewiß
„„iſt, daß wir die Herren unſrer eignen
„„Exiſtenz ſind.““*) Das iſt es auch nicht: „Sein oder Nichtſein" was den Menſchen zurückhält von dem Schritte, aus dieſer Unvollkommenheit zu entfliehn. Keiner glaubt an Vernichtung, und ſollte ihm auch ſeine menſchliche Weisheit unwiderlegbare Gründe bieten; eben ſo wenig denkt ein Unglücklicher an jenſeitige Strafen, wodurch er bewogen würde, der Macht ſeines freien Willens zu entſagen Dieſer freie Wille iſt ſchon ein Widerſpruch des Nichtſeins nach dem Tode. Wie Alles in dieſem Leben, gründet ſich auch die zögernde Furcht vor dem Selbſtmorde auf menſchliche Schwäche und unbekannte kosmiſche Einflüſſe Es hindert uns, außer der Furcht vor dem

*) Works III. p. 229.

körperlichen Schmerze des Sterbens, jene sonderbare Unthätigkeitskraft, (vis inertiae) die uns jedesmal befällt, wenn eine Aenderung unsrer Lage bevorsteht. — Dies meine Empfindungen. Die Scenen hinter dem Vorhange schrecken mich nicht, da mein Geist sich von ihnen, trotz aller Mühe, keine klaren Vorstellungen bilden kann. Was ich schimmern sehe in der Ferne, das ist die Hoffnung, eine Tochter des Himmels, sie wird mich in ihre Heimat führen."

Das Bild seiner Mutter war schon oft vor das Auge des Unglücklichen getreten, und es schien ihm, als träufelten Thränen aus ihren liebevollen Augen. In bitterm Jammer warf er sich nieder und betete: „O meine Mutter! Wenn du wüßtest, wie viele Thränen dein Kind in dieser Nacht geweint! Wenn du wüßtest, wie mich — hungert. — Ach, du würdest den Ring der Treue, das letzte Andenken meines unglücklichen Vaters, verkaufen, um mich zu sättigen, und das Kleid, das deine Blöße deckt, das Haar deines Hauptes, das Mark deiner Gebeine gäbst du hin, mich vom Tode zu erretten; du würdest selbst verhungern, ehe dein lieber Sohn schmachtete — ich weiß es, Mutter

ich weiß es, — aber warum ſoll ich deine Ruhe ſtören, warum die Bürde deines Alters noch vermehren, und die wenigen Tage deines Lebens abkürzen durch vermehrte Sorge? O, Mutter, ich liebe und verlaſſe dich, weil es nicht in meiner Macht ſteht, deinen Lebensabend mit goldenem Scheine zu erleuchten, deinen ſchwachen Leib in behaglichem Wohlleben ſtärken, dein alterndes Haupt an Pfeilern des Glücks ruhen zu laſſen. O, vergib mir, du einziges Weſen, das mich tief und glühend liebte, vergib mir, Theure, weil ich im Begriff ſtehe, eine That zu begehen, auf welcher der Fluch der Menſchheit ruht, — weil ich mit kühner Hand ein Leben endige, das du mir gegeben. Ach, du wußteſt nicht, wie häßlich dieſes Geſchenk war, und warſt bemüht, es mit freundlichen Blumen zu ſchmücken, ſo lange ich in deiner Nähe weilte. — Ob wir uns wiederſehen? Auch dein Fuß iſt nahe der Todesgrube, du arme Verlaſſene, und mein Unglück wird ihn zum Sturze beflügeln. O, vergib — vergib mir —"

Volle Thränen rollten über ſeine Wangen, und ſchluchzend barg er ſein Geſicht in beiden Händen. Zu ſeinen vielen Leiden geſellte ſich

noch eines: das Heimweh, und seine Seele war im Begriff, sich aufzulösen im Drange der Sehnsucht. Da schlich der erste Morgenstrahl in seine einsame Kammer und die Ränder der Dächer erglänzten allmählig mit goldenen Säumen, diamantne Thautropfen wiegten sich auf den Blättern der Bäume in den prangenden Gärten, und fröhliche Singvögel zwitscherten und jauchzten und begrüßten die erwachte Natur. Auf den Straßen begann der gewohnte Verkehr, und Alles ist wohlgemuth, weil der schwarze Schleier der Nacht verschwand und die Sonne zu des Menschen Genüssen leuchtet. Sie wird Thomas in's Grab leuchten.

Wie verlassen ist der Arme! Kein Priester naht in seiner Todesstunde, um ihm das Viatikum zu bringen, da er sich losgesagt von allen schädlichen wie erquickenden Vorurtheilen der schwachen Menschen. Sein Ohr ist verschlossen für alle freudigen Klänge der Natur, weil er sich von ihr losreißen will; — einsam grübelnd sitzt er zwischen kahlen Wänden und sucht mit leeren Gründen seine Furcht oder vielleicht auch sein Gewissen einzulullen. Vergebens sein Gedanke: „Ist es doch kaum eine Aenderung, ob

dir die Wände noch einige Zoll enger werden, desto ruhiger magst du liegen, und das tobende Herz in der Bruſt peinigt dich auch nicht mehr.“ Die Selbſttäuſchung ſchwindet bald, und ſchmerzlich fügt er hinzu: „Geſteh ich's nur: ich ſterbe ungern, und wenn in dieſem Augenblick ein Retter nahte, ich fiele ihm dankend zu Füßen.“

Nach einer Weile legte er ſorgfältig alle Manuſkripte, Auszüge, Concepte, unvollendete Gedichte, die Briefe ſeiner Mutter und Schweſter ꝛc. zuſammen, verſchaffte ſich Licht und zündete den Papierſtoß an. Das Geheimniß ſeiner Liebe, ſeiner Täuſchungen, ſeiner Leiden ſollte mit ihm begraben werden. Ah, wie lodern die Flammen empor und ziſchen und lecken und umarmen die Feenträume eines Dichters. Praſſelnd ſinken die goldenen Luftſchlöſſer ein, und in phantaſtiſchen Feuergebilden entſchweben die kühnſten Gedanken der Freiheit in's geſtaltloſe Leere. Rowley, der edle Mönch, wimmert im Todesſchmerz, und im Kniſtern der Flamme klagt er den Frevler Thomas an, ihn zum Daſein erweckt zu haben.

Chatterton weinte heiße Thränen in die Flammen, und als ſie erloſchen waren, ſtarrte

er lange in die todte Asche, in welcher der wichtigste Theil seiner Biographie vernichtet lag. Nun war er blutarm, und sein Vorsatz zur Ausführung gereift.

„So muß es denn sein — rief er resignirt — wohlan, — und meine letzten Gedanken auf dieser Welt mögen sich in der scheußlichen Betrachtung der Mittel zum Selbstmorde verlieren. Dieser Mittel sind viele, aber ihre Wirkungen alle gleich unbekannt; wäre es nicht möglich, daß ich das schmerzlichste wähle? —

Kein — Messer. — Schon sehe ich mich als starren Leichnam mit der klaffenden Wunde und furchtbar beronnen von rothem Blute — nein — nein; ihr meint zwar, und ich glaube selbst, daß ich mein Blut nicht sehen werde — allein jetzt sehe ich es und es brennt in meinen Augen.

Mein Hirn von einer Kugel zu zerschmettern, — meine Gestalt so grausam zu verstümmeln — ach, es wäre zu gräßlich. — — In dem flüssigen Elemente wage ich meinen Gram nicht zu tödten, ein Schreckbild aus meiner Jugend hindert mich; — einst sah ich die Leiche einer Ertrunkenen. Die langen schwarzen Haare

waren aufgelößt und mit Schlamm bedeckt, das kreideweiße Geſicht ſchwammig aufgeſchwollen und ſchon an einigen Stellen in Fäulniß übergegangen, aber gräßlich vor Allem hingen zwei farbloſe Augen aus dem Kopfe heraus, und der aufgedunſene Leib — hu — mir graußt — Gift! Gift! weil ich noch nie einen Vergifteten ſah — und ich bin ein feiger Selbſtmörder.

Nein, nein, ich bin kein Selbſtmörder — ich — verhungere. Mein Kopf ſchmerzt mich, als drücke eine bleierne Decke von allen Seiten das Gehirn zuſammen, die Lippen ſind hart und aufgeſprungen, der Magen brennt und die Zunge verdorrt — ich lechze nach Speiſe und Trank — das Gift wird mich laben.

O, meine Mutter!"

Gedruckt bei Friedrich Staats in Barmen.

Chatterton II.

Chatterton.

Von

Hermann Püttmann.

Zweiter Theil.

Dichtungen.

Barmen, 1840.
Verlag von W. Langewiesche.

Inhalt des zweiten Theiles.

	Seite
Einleitung	1
Die Tragödie von Briſtol ꝛc.	45
Ballade von der Mildthätigkeit	67
Rigel	73
Sir Roger	83
Elinour und Juga	91
Aella; Tragödie	97
Die Haſtingsſchlacht; epiſches Fragment	181

„Wenn wir bewirken können, daß man dieſen Dichter (Chatterton) wieder lieſt," deſſen Leben und Tod die bleibende Ehre und die unauslöſchliche Schande des achtzehnten Jahrhunderts ſein werden, „ſo glauben wir mehr geleiſtet zu haben, zur Beförderung wahrhaften Geſchmacks in der engliſchen Poeſie, als wir je mit andern Beſtrebungen und Arbeiten erreichten. Wir fürchten jedoch, einigen unſrer Geſangvögel werden manche Federn ausfallen, wenn uns unſer Vorhaben gelingt. Wer die feurige und geiſtvolle Beſchreibung der Schlacht von Haſtings lieſt, dem wird bei der Schilderung des wahnſinnigen Kampfgewühls die ſpätere Beſchreibung der Schlacht von Flodden-Field in Marmion einfallen, und der milde Geiſt von „**Oure Ladies Chyrche**" wird dämmernd hinhuſchen über die berühmte Mondſcheinlandſchaft von **fair Melrose aright**. Auch würde ſchwer ſein, ſich der Ueberzeugung zu erwehren, daß der edle Dichter der Pariſina nicht an den „**Death of Sir Charles Bawdin**" gedacht habe, wenn er die lebendige, nackte, ſchauerliche Schilderung von Hugo's Hinrichtung giebt."

(Engliſches Athenaeum, nach der Ueberſezung der Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands, 1838. Nr. 19.)

Die Werke Chatterton's zerfallen in zwei Theile: in die ſogenannten Rowley'ſchen Gedichte, und die in modernem Engliſch abgefaßten vermiſchten Aufſätze für Magazine u. ſ. w.

Die Kritik entſcheidet unbedingt, daß die in alterthümlichem Sprachgewande erſchienenen Poeſien von weit höherer Bedeutung nach Stoff und Ausführung als die übrigen ſind; jedoch ſcheiden ſich dieſe, ihrem innern Weſen nach, dennoch nicht auf eine ſolche Weiſe von den übrigen, daß die Annahme eines Verfaſſers gezwungen und unwahrſcheinlich wäre.

Man kann aus Chatterton's lyriſchen und ſatyriſchen Gelegenheitsgedichten Stellen citiren, die dem Beſten von Rowley ſich gleich-

ſtellen.*) Uebrigens iſt auch mit Recht bemerkt worden, daß die Kritik an Produktionen des Augenblicks, (entweder zur Beluſtigung für Schulkameraden und junge Mädchen beſtimmt, oder im Drange der Noth als Ernährungsmittel entſtanden) nicht den höchſten Maßſtab anwenden müſſe. Rowley's Schöpfungen dagegen ſind frei von jeder untergeordneten

*) Z. B. folgende Strophe aus der „Elegie zur Erinnerung an Mr. Thomas Philips," die in der Uebertragung zuviel verlöre:

„Pale rugged Winter bending o'er his head,
His grizzled hair bedropt with icy dew,
His eyes, a dusky light, congealed and dead,
His robe, a tinge of bright ethereal blue.
His train a motley 'd, sanguine sable cloud,
He limps along the russet dreary moor;
Whilst rising whirlwinds, blasting, keen and loud,
Roll the white surges to the sounding shore."

oder folgende aus: „Narva und Moreb," eine afrikaniſche Ekloge:

„On Tiber's banks, close rank'd, a warring train,
Stretch'd to the distant edge of Galea's plain:
So when arrived at Gaigra's highest steep,
We view the wide expansion of the deep,
See in the gilding of her watry robe,
The quick declension of the circling globe,
From the blue sea a chain of mountains rise
Blended at once with water and with skies:
Beyond our sight in vast extension curl'd,
The check of waves, the guardian of the world."

Tendenz, — reine Ergüſſe der Seele und Phantaſie, und natürlich entwickelte ſich in ihnen die höchſte Kraft des Dichters in makelloſer Reinheit. —

Wir laſſen hier ein Verzeichniß der Werke des Dichters mit kurzen Bemerkungen folgen, und beginnen mit den neuſprachlichen Produkten:

a) In poetiſcher Form ſind u. A. gedruckt erſchienen:

1) Lyriſches. Gelegenheitsgedichte: „Elegie auf den Tod Philips" — „Zur Erinnerung an den Lordmayor Beckford" — „Elegie" — „An Mr. Holland (Schauſpieler)" — „An Mr. Alcock (Miniaturmaler in Briſtol)" — „An Miß Bush" — „The Advice (an Miß Rumſey)" — „Einem Freunde" — „An Miß C—am von Briſtol" — „Der ſchönen Miß Hoyland" (für ſeinen Freund Baker verfaßt) — „An Miß Clarke" — „Fanny vom Hügel" — „Reſignation" — „Das Copernikaniſche Syſtem" — „An Mr. Powell" — „An Miß C, als ſie auf dem Clavier ſpielte" — „Auf den Tod Mr. John Tandey's" — „Einem Freunde zu ſeiner bevorſtehenden Vermählung" —

„Elegie, geſchrieben zu Stanton Drew" — „Songs" — „Elegie" — „Ueberſetzungen der 5. und 19. Ode, Buch I. des Horaz" — „Elegie an W. Smith" u. ſ. w.

Afrikaniſche Eklogen: „Narva und Morad" — „Der Tod Nicous" — „Heccar und Gaira."

Die Diktion der Mehrzahl dieſer Poeſien iſt im Geiſte des Zeitalters: geſchmackloſe Anrufungen der Muſen, kleinliche Ausführung der Nebenſachen, pomphafte Hyperbeln u. ſ. w. Doch findet man meiſtens eine gewandte Behandlung des Verſes und Rhythmus, Lebendigkeit der Schilderung, und eine ungewöhnliche Reife und Energie der Geſinnung. —

Höher ſtehen:

2) die ſatyriſch-humoriſtiſchen Produkte: „Kew-Garden" — „Die Conſuliade" — „Die Prophezeiung" — „Februar, eine Elegie" — „Elegie auf Lady Betty's Katze" — „Die Vertheidigung" — „Der Methodiſt" — „Glückſeligkeit" — „Reſignation" — „Cliſton" — „The art of puffing" — „The whore of Babylon" — „Fragment" — Der Sonntag"

„Journal" u. ſ. w. „Die Rache," eine Burleske, iſt rein komiſcher Natur. —

Der ſatyriſche Funke Chatterton's wird zwar oft zur verzehrenden ſchonungsloſen Flamme, die in ihren Gluthen das äſthetiſche Behagen begräbt. Doch kann die Energie der Auffaſſung und die Conſequenz der Durchführung, verbunden mit einer oft claſſiſch-correkten Diktion in dieſen Produkten die Wirkung auf den Zuſchauer nicht verfehlen, die noch unendlich geſteigert würde, wenn es darin nicht von Perſönlichkeiten wimmelte. — Die beſte von Chatterton's Satyren iſt die Conſuliade, ein komiſch-ſatyriſches Epos, voll ſprudelnden Humors und beißender Ironie. In der „Prophezeiung" — „Kew-Garden" und „Glückſeligkeit" leſen wir Stellen voll Juvenaliſchen Ernſtes und der Menſchenverachtung eines Timon.

Daß Chatterton in einem ſehr hohen Grade ſatyriſches Talent beſaß, wird Niemand zu läugnen wagen; und wenn man fragt, warum ſeine Schöpfungen dieſer Art nicht den Grad von Popularität erreichten, deren ſich ähnliche von Pope, Dryden und Swift erfreuten? ſo mag der Grund mehr in den zufälligen Verhältniſſen

ſeiner Stellung und der Wahl der Gegenſtände, als in ſeiner intellektuellen Unterordnung zu finden ſein. Er kommt Pope hinſichtlich des Wohlklanges, und Dryden in Bezug auf den Reichthum der Stoffe nahe.

b. In moderner Proſa ſchrieb Chatterton:

1) Angebliche Ueberſetzungen aus dem Altſächſiſchen und Altbritiſchen: „Ethelgar" — „Kenrik" — „Cerdick" — „Godred Crovan" — „Gorthmund" — „Cutholf" — „Die Hirlas."
2) Archäologiſche Aufſätze: „Antiquity of the Christmas Games" — „Saxon Achievements" — „Sächſiſche Heraldik" — „Ueber den Urſprung, das Weſen und den Zweck der Skulptur."
3) Novellen und humoriſtiſche Skizzen: „Abentheuer eines Sterns" — „Maria Friendleß" — „The False step" — „Memoirs of a sad Dog" — „Tony Selwood" — „Aſtrea Brokage" — „Hunter of Oddities" — „On punning" — „Die unglücklichen Väter."
4) Politiſche Pamphlete: „The polite Advertiser" — „Briefe an den Herzog von

Grafton, die Prinzeſſin von Gotham, den Earl of II — h, die Prinzeſſin-Wittwe von Wales, den Premierminiſter Lord North, den Earl of Darmouth, den Lord-mayor Beckford ꝛc." — „Exhibitions" ꝛc.

Die angelſächſiſchen Gedichte ſind ſchwache Nachahmungen Oſſian's; die archaeologiſchen Aufſätze zeugen von gründlicher Kenntniß der Alterthümer.

Von den humoriſtiſchen Aufſätzen geben wir hier eine Probe:

Tony Selwood.

„An den Herausgeber des Town and Country Magazine!

„Sie ſahen wohl ſchon auf einem Gemälde von Holbein oder auf irgend einem alten Teppich die Figur eines altfränkiſchen Burſchen? In mir können Sie eine lächerliche Copie dieſer Gattung ſehn. —

„Ich bin Erbe eines nicht unbeträchtlichen Vermögens, wobei nur ein fatales Hinderniß iſt: nämlich ein läſtiges, langlebendes, mürriſches Stück von einem Vater. — Wenn ich nicht

irre, ſo ſehen die Katholiken ein langes Leben als eine beſondere Gabe des Himmels an; ich muß aber bekennen, daß ich irreligiös genug bin, um zu wünſchen, der Himmel möchte mit ſeinen Gaben hinſichtlich meines ehrenwerthen Vaters weniger verſchwenderiſch geweſen ſein. Sie denken vielleicht, ich wäre ein undankbares Kind, doch wenn ſie bis an's Ende meiner Epiſtel gekommen ſind, werden Sie mich entſchuldigen. Wenn Abgeſchmacktheiten und Narrheit die gewöhnlichen Folgen des Alters ſind, ſo ſeh ich nicht ein, mit welchem Rechte die Grauköpfe Verehrung verlangen können.

„Mein Vater beſitzt eine ſo wohl verſorgte Garderobe, als irgend ein Edelmann in der Grafſchaft, aber nicht ein einziger Anzug iſt darunter, der nach der Revolution angefertigt wäre. —

„Mein Vater kleidet ſich nach der Weiſe eines Höflings zur Zeit Jakobs I., ſein Hut gleicht einem Erdbeerkorbe mit dem Henkel unterm Kinne: dieſe Kopfzier trug vormals Robert Carey, der, als ein bedeutender Mann ſeiner Zeit, und mit unſrer Familie nahe verwandt, nicht vergeſſen werden darf. Dann trägt er

eine gewaltige Halskrauſe, einſt das Eigenthum des Sir Veniſon Gooſepye, Lord-Mayor von London, welcher, obgleich von einem jüngeren Zweige der Familie, dieſelbe auf einen noblern Fuß als vorher, durch Verdoppelung der Einkünfte, brachte. Dankbarkeit veranlaßt meinen Vater, dieſe Krauſe zu tragen, obgleich ſie ſo voller Riſſe iſt, als das Gewiſſen eines Advokaten. Ein aufgepufftes Wamms mit geſchlitzten Aermeln, und ein langer Mantel hüllen ſeinen Rumpf ein; und ein ungeheures Paar Pluderhoſen, nebſt vorn abgeſtumpften Schuhen mit großen Roſen, vollenden dieſe ſpaßhafte Ausſtaffirung. Könnte ich ihn bewegen, ſich mit ſeiner eigenen Lächerlichkeit zu begnügen, ſo würde ich darüber vergnügt ſein, wenn meine Freunde ſeine ſonderbare Erſcheinung amüſirte; allein wenn ich bedenke, daß ich ſelbſt ein eben ſo würdiger Gegenſtand zum Auslachen bin, ſo wird mir unwohl beim Anblick dieſer Antiquität. Ich werde wahrlich ſchamroth, mein Porträt zu zeichnen; — indeſſen, da ich hoffe, daß mein Alter bald zur andern Welt abreiſen wird, mache ich aus der Nothwendigkeit eine Tugend, und füge mich. Er droht, mich gänzlich zu enterben,

wenn ich über eine Tracht zum Gedächtniß der Vorfahren zu murren wage; und ein Einkommen von 6000 Pfund jährlich opfert man nicht einem veralteten goldknöpfigen Anzuge.

Mein Haar ist auf eigenthümlich lächerliche Weise frisirt: oben auf dem Kopfe kurz weggeschnitten, und an beiden Schläfen wie Pferdemähnen geflochten. Dies war, nach der Versicherung meines Vaters, die feinste Mode zur Zeit der Königin Elisabeth, wie es aus dem Portrait seines Großonkels, des Sir Henry Dainty erhellt. Sir Henry war der zierlichste Beau seiner Zeit, und nach ihm, wie ein gelehrter Alterthümler versichert, zeichnete Shakspeare die Figur des Osrik im Hamlet. — Mein Hut ist nicht ganz so komisch als der meines Vaters: er ähnelt mehr der Form eines Nachtstuhlbeckens. (Verzeihung für dieses Gleichniß, das ein anderer Schriftsteller schon gebrauchte, da es zu delikat ist, um meine eigene Erfindung zu sein.) Diese Hauptzierde schmückte einst das Caput des tiefgelehrten Dr. Technicus, der ein Universalmittel erfunden hatte, das ihn in Stand setzte, sich zu seinen Kunden in einer Porte-Chaise tragen zu lassen; und

woraus, denken Sie, beſtand dies **Arcanum**? Aus nichts weiter, als erweichenden Umſchlägen von gekautem Butterbrode.

Meine Halskrauſe iſt ganz vergilbt, doch da ſie dem Ehrwürdigen **Dr.** Drowſy gehörte, ſo iſt's für meinen Vater eine Gewiſſensſache geworden, daß ich dieſelbe aufſchleiſſe. Auſſerdem trage ich einen langen Ueberrock mit aufgeſchlagenen Schöſſen, weite Beinkleider nach der zierlichſten Mode im Zeitalter Heinrich's **VIII.**, — buntſcheckige roth und grüne Strümpfe, und Schuhe mit monſtruöſen Schnäbeln.

Dies, mein Herr, iſt eine genaue Beſchreibung meiner äuſſern Erſcheinung. Haben Sie die Gefälligkeit, dem alten Burſchen einen Wink zu geben, wie lächerlich ſeine Handlungsweiſe iſt. Bereits erfuhr er den üblen Erfolg ſeiner Kleideralterthümelei. Meine Schweſter hatte gleiches Schickſal mit mir: ſie trug eine Haube von unverſchämt dickem Sammet, deren Seitenflügel am Geſicht herabhingen, wie Pferdeblenden: ihre Halskrauſe war unendlich, denn zwiſchen ihr und dem Kopfpuze war nichts als die Spize der Naſe ſichtbar; ihre Schnürbruſt reichte bis zum Knie hinunter, die Strümpfe

waren gelb und die Schuhe geſchnäbelt. In all dieſen Zierrathen prunkte in den Tagen ihres Glückes Alice Sevenoke, eine Ehrendame der Königin Maria, die berühmt im Zubereiten von ſüßen Eierfladen und geſchmackvollen Aalpaſteten war. Schweſter Biddy's Robe war ſo ſchwerfällig wie ein moderner Roman, nach einer mäſſigen Schäzung hingen allein in der Stickerei an drei Pfund Silber; die Farben waren erblichen, aber dieſer Defekt wurde erſezt durch die Länge der Schleppe, mit welcher die Kaze fünf Minuten lang ſpielen konnte, während Miß Biddy um die Ecke bog.

Ein Frauenzimmer muß natürlich ein ſolches Fegefeuer übler ertragen als ein Mann; und da eine alte Tante meiner Schweſter fünfzehn tauſend Pfund, zahlbar bei ihrer Verheirathung, hinterlaſſen hatte, lief ſie im ſechzehnten Jahre mit einem jungen Militair nach Schottland hinüber. Ich möchte gleichfalls der Tyrannei dieſes Antiquitätenſchneiders entfliehen können, da gewiß Niemand im Cornelysclubb eine lächerlichere Figur ſpielen kann, als ich.

O, lieber Mr. Ham, wenn Sie einiges Mitgefühl beſizen, ſo richten Sie eine oder

zwei Zeilen an dieſen alten Pinſel: zeigen ihm, wie barbariſch es iſt, einen Jüngling von allen Lebensgenüſſen auszuſchließen, um einer unerklärlichen Grille zu folgen, erklären Sie ihm die Sache im rechten Lichte, und rechnen Sie, wenn Ihre Bemühungen Erfolg haben, auf den Dank

Ihres gehorſamen Dieners
Tony Selwood."

Ueber die altſprachlichen Schöpfungen Chatterton's enthalten wir uns hier einer Beurtheilung und ziehen es vor, ausführliche Proben mitzutheilen.*) Mit Herder**) (freilich mutatis mutandis) ſprechen wir: „Die Ueberſezung ſchöner Stellen mag keinem zu viel dünken, denn ſie ſind der Zweck dieſes Buches. Sie ſind die Sterne dieſes ſonſt öden Raumes; ſie ſind die Frucht, und unſer Buch

---

*) Eine Uebertragung der übrigen Werke Chatterton's wird der Verfaſſer folgen laſſen, wenn dieſe Proben vom Publikum freundlich aufgenommen werden.

**) Werke I. S. 9.

nur Schale. Wär' es uns gelungen, die Proben, die wir hier geben, in ihrer alten Würde ſchön und gut darzuſtellen, ſo haben wir unſer Ziel wenigſtens nicht ganz verfehlt."

Folgendes iſt das Inhaltsverzeichniß dieſer Poeſien und Denkmäler:*)

I. In rythmiſcher Form:

a. Verfaßte (angeblich) Rowley:

* Aella, Tragödie.
Die Haſtingsſchlacht. Erſte Bearbeitung.
* Die Haſtingsſchlacht. Zweite Bearbeitung.
Goddwyn, Fragment einer Tragödie.
Robert und Ralph.
* Rygel.
* Sir Roger.
* Ellinour und Juga.
Das Turnier, Zwiſchenſpiel.
* Tod des Charles Bawdin.
An die Kirche Unſrer lieben Frauen.
An dieſelbe.
An das Münſter.

*) Die mit einem * verſehenen Gedichte ſind in dieſem Bändchen überſezt.

Robert Canynge's Epitaph.
Die Geſchichte von William Canynge.
Heraudyn, Fragment.
An John Ladgate.
Epiſtel an Mr. Canynge.
Brief an Mr. Canynge.
Engliſche Verwandlungen.
* Ballade von der Mildherzigkeit.

b. Von Rowley und Iſchamm:
Die Verſammlung der Geiſter.

c. Von W. Canynge:
Ueber das Glück.
An John A. Dalbenye.
Des Geizigen Seelenmeſſe.
Die Erzählung von W. Canynge's Feſt.
Die Welt.

d. Von John, Abt von St. Auguſtin:
Fragment.
Der Krieg.

e. Von Ralph Chedder Chappmann:
Chronik von Briſtol.

f. Von J. Iſchamm:
Die luſtigen Streiche von Lamyngetowne.

g. Von John de Bergham:

Die Romanze vom Ritter.

h. Ohne genaue Angabe der Verfaſſer:

Die Weißordenbrüder.

Dialog zwiſchen Mr. Philpot und Walworth Cockneies.

Lied des heiligen Baldwyn.

Lied des heiligen Warburg.

St. Warburg.

Ein Geſang aus einem alten Gedichte: Der unbekannte Ritter oder das Turnier ꝛc.

II. In Proſa:

Erzählung von der Familie der de Berghams.

Erſter Zug der Mönche über die alte Brücke.

Fragment eines Sermons von Rowley.

Zum Gedächtniß an William Canynge.

Turgot's Geſchichte von Briſtol.

Ueber alte Münzen, von Rowley.

England's Ruhm.

Nachrichten über 18 Briſtoler Kirchen.

Erzählung von Harding.

Zwei Malerverzeichniſſe.

Proklamationen, Inſchriften, Vermächtniſſe ꝛc.

Briefe Rowley's und Canynge's.

Nachricht über Aella.
Memorandums; Auszüge ꝛc.

Den bei weitem größten und beſten Theil dieſer angeblich alten Poeſien und Aufſäze ſchrieb Chatterton, wie in der Biographie oft bemerkt, Canynge und Rowley zu. Wir halten es für nothwendig, den Leſer mit dieſen beiden Perſonen etwas vertrauter zu machen, und laſſen hier die von Chatterton ſelbſt mitgetheilten Biographien derſelben folgen.

Canynge, der Maecen Rowleys, (nach Chatterton) — war der jüngere Sohn eines Briſtoler Bürgers, und gab in ſeiner frühen Jugend Beweiſe ſeltner Klugheit. Er war von anmuthiger Geſtalt, und verheirathete ſich aus Liebe. Einige Zeit darauf ſtarben ſein Vater und älterer Bruder, die beide das Geld eben ſo ſehr liebten, als er es verachtete, und hinterlieſſen ihm ein groſſes Vermögen an Gold und Gütern, woraus er zum Heil ihrer Seelen eine Capelle ſtiftete, und ſeinem jüngern Bruder John einen ſo vortheilhaften Handel gab, daß derſelbe 1456 Lord-Mayor von London

wurde. Aber dieſer lichte Morgen wurde bald von ſchwarzen Wolken verdüſtert: ſein geliebtes Weib, ſein zweites Selbſt ſtarb. — In ſeiner Vaterſtadt wurde er fünfmal zum Mayor erwählt, und gründete unter andern wohlthätigen Werken ein Armenhaus zu Redcliff-hill, das noch beſteht, baute eine Capelle, und dieſe herrliche Kirche von St Mary Redcliff:

Das Meiſterwerk von Menſchenhand,
Der Stolz von Briſtol und Weſternland. *)

Wann Sir William zum Ritter geſchlagen wurde, iſt unbekannt. Rowley dedicirte ihm ſeine Tragödie „Aella" in zwei poetiſchen Epiſteln. Zu dem Bruchſtück der Tragödie „Godwyn" ſchrieb Canynge den Prolog; — auch ſind fünf andere Gedichte von ihm unter den „poems"**) enthalten. — 1467 wollte ihn der König Eduard IV. mit einer Lady von Windeville, die mit der Königin verwandt war, vermählen, aber Sir William empfing, um dieſem Bündniſſe auszuweichen, die heiligen Weihen, und wurde 1467 von ſeinem Freunde, dem Biſchofe Carpenter von Worceſter als Acoluth

*) On our Ladies Chyrche. Works 2. Bd. S 108
**) S. oben.

ordinirt Später Decan der Collegialkirche zu Westbury erbaute er dieses College wieder auf und starb im Jahre 1474 in dem allgemeinen Rufe der Tugend und Gelehrsamkeit.

Sir W. Canynge hatte auch ein Curiositätenkabinet, das er mit grossen Kosten und dem Beistande Rowley's gesammelt. Der größte Theil eines großen Folianten war mit seinen Compositionen angefüllt, und Rowley sagt, daß dieser Band „ein würdiges Geschenk für einen großen König sei." Canynge war ein Beschüzer der Literatur und Freund der schönen Künste. Rowley lebte in vertraulichen Verhältnissen mit ihm, und erhielt häufig Beweise seiner Großmuth und Gewogenheit.

In folgenden

„Memoiren Rowley's"

erfährt der Leser noch mehreres über den Patron des Mönches, sowie über diesen selbst. Rowley erzählt:

„Ich war Beichtvater von Mr. Robert und Mr. William Cannings. Mr. Robert war ein Mann nach seines Vaters Herzen, gierig nach Gewinnst, und sparsam im Almosengeben.

Allein Master William war sehr gütig, und gab mir manche Mark zu meiner Nothdurft. Im Alter von 22 Jahren starb Master Robert, und vermachte mir auf den Wunsch Mr. Williams 100 Mark; ich ging zu Master William, um ihm zu danken für seine Güte, und ihm meine Ergebenheit zu bezeigen. „Mein Vater, sprach er zu mir, ich habe eine Grille im Kopf, zu deren Ausführung ich Eurer Hülfe bedarf." Master William, sagte ich, wenn Ihr befehlt, will ich für Euch nach Rom gehn! „Nein, nicht so weit; erwiederte er, ich weiß, daß Ihr ein sehr gelehrter Priester seid, und wenn Ihr das Kirchspiel Unsrer Frauen verlassen und für mich reisen wollt, so soll es zu Eurem Nuzen sein."

Ich gab meine Hand, und er erzählte mir, daß ich alle Abteien und Prioreien besuchen, und daselbst alte Zeichnungen von einigem Werth, gleichviel zu welchem Preise, einkaufen solle. Ich willigte hierzu ein, und begab mich am folgenden Montag auf den Weg zu dem Kloster zu Unsrer Frauen und St. Godwyn, und fand dort das Bild eines Kirchthurms, dermaßen ersonnen, daß wenn man die Glok-

ken rang, ſie zur Seite in freie Luft ſich ſchwangen; es war das Werk von Sir Simon de Mambrie, der in den unruhigen Zeiten des Königs Stephan Mönch wurde. Hawkes zeigte mir ein ſächſiſches Manuſkript, aber ich durfte nur Gemälde kaufen. Das nächſte, was ich auffand, war der Entwurf einer Kirche in Form eines Kreuzes, deſſen Ende im Boden ſteht; ein langes Manuſkript war beigefügt. Maſter Canning meinte, kein Werkmeiſter vermöge einen ſolchen Bau aufzuführen. Die Erzählung von dem Maler verdient Erwähnung. Thomas von Blunderville, ein Prieſter, liebte troz ſeinem Gelübde ein ſchönes Mädchen, und zeugte einen Sohn mit ihr. Thomas erzog dieſen Sohn, der mit ſechszehn Jahren in den Krieg ging, und erſt nach fünf Jahren zurückkehrte. Seine Mutter hatte ſich einem Ritter vermählt, und gebar eine Tochter, die 16 Jahr alt war, als Thomas, der Sohn des Prieſters ſie ſah, liebte und ohne Wiſſen ſeiner Mutter heirathete. Ralph de Meſching vollzog die Trauung und lud, wie es Gebrauch war, zwei ſeiner Ordensbrüder, Thomas von Blunderville und John Heſchamme ein. Thomas, obwol er ſeinen

Sohn in fünf Jahren nicht gesehen, erkannte ihn im Augenblick; und da er den Namen der Braut hörte, nahm er ihn bei Seite und entdeckte ihm, daß er sein Sohn sei, und seine eigne Schwester geheirathet habe. Der junge Thomas verzweifelte, und ließ sich zum Mönche scheeren.

Er malte manches herrliche Bild auf Glas.

Der Abt des Klosters zu Peterburrow verkaufte es mir, und er möchte 20 Mark nachgelassen haben, wenn nicht Master William es zu verlieren fürchtete.

Der Prior von Coventree verkaufte mir ein sehr schönes Gemälde, welches Basilian Y'allyanne, der zur Zeit König Heinrichs des Ersten lebte, malte. Er war ein wunderlicher Künstler; sechs Pfund Silber wurden ihm für sein Bild geboten, die er nicht annahm, und es später dem Abte von Coventree schenkte.

Kurz, ich sammelte für manche Mark schöne Bilder von geschickter Ausführung. Mr. William wählte die besten aus, und da er von einer Zeichnung in Durham Church hörte, sandte er mich auch dort hin.

„Vater, ſprach er zu mir, Ihr habt Euch ſehr wohl benommen, all dieſe Sachen ſind mehr werth, als Ihr dafür gegeben; nehmet dies für Eure Mühe!“ Hiermit legte er in meine Hände einen Beutel mit zweihundert guten Pfunden, und ſprach, daß es mir nicht am Nöthigen fehlen ſolle. Ich dankte ihm auf's Herzlichſte. — Ich war nun ſehr vermögend und wohnte auf dem Hügel *) in einem Hauſe des Maſter William, der es oft ausbeſſern ließ. Ich ſandte ihm meine Verſe auf ſeine Kirche, für welche er mir recht gute Sachen ſchenkte. — In dem Jahre kam König Edward nach Briſtol, und Maſter Canyngs ſchickte zu mir, um eine Heirath zu hintertreiben, welche der König zwiſchen ihm und einer Lady aus der Familie der Winddevilles, die er nie geſehen hatte, veranſtalten wollte. Die Gefahr war nahe, und es gab nur ein Mittel, aber ein heiliges, um ihr zu entgehen, nämlich, wenn er ſich als ein Sohn der heiligen Kirche ordiniren ließ, und ſo der königlichen Gewalt ſich entzog und nicht vermählt werden konnte. —

*) Auf dem Redcliffhügel wohnte auch Chatterton.

Mr. Cannings ſandte mich ſchnell zu Carpenter, ſeinem guten Freunde, dem Biſchofe von Worceſter, und am folgenden Freitag wurde die Feierlichkeit angeordnet, und am nächſten Tage, St. Matthew, erhielt er die erſte Weihe. Am Sonntage ſang er ſeine erſte Meſſe in der Kirche Unſrer lieben Frauen zum Erſtaunen des Königs Eduard's, der ſo ergrimmte und in Wuth darüber ausbrach, daß Mr. Cannings ihm 3000 Mark gab, um ihn zu beruhigen. Durch dieſes Mittel erhielt er die Erlaubniß, vor dem König zu erſcheinen, und an allen Luſtbarkeiten und Spielen Theil zu nehmen, bis zur Abreiſe des Königs im nächſten Jahre.

Ich gab Mr. Cannings meine „Briſtoltragödie" für welche er mir gleich zwanzig Pfund ſchenkte, und mir mehr Lobſprüche ertheilte, als ich zu verdienen glaubte. Denn ich kann in Wahrheit ſagen, daß ich nie ſtolz auf meine Verſe war, ſeitdem ich den Chaucer geleſen. — Da ich damals nichts zu thun hatte, und nicht müſſig ſein wollte, ging ich ins Kloſter Unſrer Frauen zu Saint Godwin, und kaufte mir die ſächſiſchen Manuſkripte, und gab mich fleißig daran, ſie in engliſche Sylbenmaaſſe zu

übertragen, welches ich in einem Jahre vollbrachte, und „die Haſtingsſchlacht" benannte. Maſter William kaufte ein Manuſkript, und John Pelham, ein Ritter von Aſhley, das andere. — Mr. William lobte es ausnehmend, doch rieth er mir, es Niemand zu zeigen, da Manche durch die erwähnten Namen beleidigt werden würden. Er gab mir 20 Mark, und ich ging nach Aſhley zu Mr. Pelham, um von demſelben für das zweite, ihm überlaſſene Manuſkript bezahlt zu werden. Aber ſeine Frau war aus der Familie der Fiscamps, von der in dem Gedichte die Rede iſt; und der Ritter ſagte mir, daß er das Manuſkript verbrannt habe, und mich ſelbſt auch verbrennen würde, wenn ich ihm nicht aus dem Wege ginge. Während ſeines Tobens kam ſein Weib dazu, und machte einen ſolchen Lärm, der, um mich figürlich auszudrücken, die Glocken unſrer lieben Frau vom Hügel übertönte. Ich war ſehr zufrieden, mit heiler Haut fortzukommen. —

Ich ſchrieb nun meinen „Friedensrichter" den ich nach dem Rathe Cannings geheim hielt; und da ich alt geworden war, wurde ich von groſſen Schmerzen heimgeſucht, deren Heilung

mir manche Mark koſtete. — Maſter William bot mir die Stelle eines Kanonikus in Weſtbury College an, die ich gern angenommen hätte, aber meine Körperleiden hielten mich im Hauſe feſt. Nach dieſem Mißgeſchick wohnte ich in einem Hauſe bei dem Thurme, der nicht reparirt worden, ſeitdem Robert Conſull von Glouceſter das Schloß und den Wall hatte herſtellen laſſen. Hier wohnte ich warm, denn in meinem Hauſe auf dem Hügel war die Luft ſehr ſchneidend. Es koſtete mich einige Mark meine neue Wohnung herzurichten und mein Geräthe aus der alten tragen zu laſſen, allein es war auch ein hübſches Haus, und ich wundre mich ſehr, daß es unvermiethet war. Es gehörte damals einem geldgierigen Manne, von dem ich es um eine geringe Summe kaufte; denn nachdem ich das Fundament und die Tragbalken unterſucht, und in gutem Zuſtande gefunden hatte, ſo daß ſie keiner Ausbeſſerung bedurften, kaufte ich es von dem Eigenthümer Geoffry Coombe für 99 Jahre unter Verpflichtung der Inſtandhaltung. Er dachte, es würde täglich zuſammenſtürzen, allein mit wenigen Mark Ausgaben machte ich es recht artig, und

wohnte darin." (Chatterton's Works, vol. III p. 75—82.

Ueber Rowley gibt Chatterton noch folgende Notizen:

„Thomas Rowley wurde zu Norton Malreward in Somersetshire geboren und im Kloster von St. Kenna zu Keynsham erzogen. Er soll ein Weltgeistlicher zur Epoche Heinrich's des VI. und Eduards IV. gewesen sein, und wird Priester von St. Johns in der Stadt Bristol genannt. Er war der beständige Freund des Mr. Cannings, überlebte diesen und starb zu Westbury in Gloucestershire."

Rowley's Gedichte erschienen zuerst gesammelt 1777 unter dem Titel:

„Poems supposed to have been written at Bristol by Th. Rowley and others in the fifteenth century, London. Heraus gegeben von Tyrwhitt. 1778 war bereits die dritte Auflage erschienen, ein Beweis von dem bedeutenden Aufsehen, welches sie erregten. *)

---

*) Spätere Ausgaben sind: „Poems, supposed etc. by Jeremiah Milles. 4. 1782:" — „Poems

Bald indeß zweifelte man an ihrer Aechtheit, und die Gelehrten katzbalgten in Brochüren und dicken Büchern für und wider dieſe Anſicht. Walpole, Tyrwhitt, Warton, Croft, Malone, Cottle, Sherwin ꝛc. bewieſen durch leidliche Gründe die Unächtheit, wogegen Milles, Matthias und beſonders Bryant, (der zwei dicke Bände über dieſen Gegenſtand ſchrieb), die Authenticität Rowley's zu vertheidigen ſuchten. *)

Wir können uns hier natürlich nicht in das Spezielle dieſer oft kleinlichen Unterſuchungen einlaſſen, indeſſen iſt es unſre Pflicht, dem Leſer wenigſtens die Hauptreſultate vorzulegen. Wir wollen dies nach dem Vorgange des eng-

---

supposed etc. by L. S(harpe). 1794." — „The Poetical works of Thomas Chatterton; containing Aella, Godwyn etc. 1795." — „The works of Thomas Chatterton. 3 vol. 1803." (Herausgeber: Southey und Cottle)

*) Die Hauptſtreitſchriften ſind: 1. „An Examination of the Poems attributed to Th. Rowley etc. 1780. — 2. Observations upon the Poems of Th. Rowley: in which the Authenticity of those Poems is ascertained. By Jacob Bryant, Esq. 1781. — 3. Sherwin's Examination of part of the evidence resp. the antiq. and authent. of Rowley's Poems. London. 1809. 8.

liſchen Biographen Gregory auf unpartheiiſche Weiſe thun, und legen die Argumente pro und contra dar.

a) für die Authenticität der altſprachlichen Gedichte wird angeführt:

1. Das ſtärkſte Argument, was von dieſer Seite aufzutreiben, iſt: daß Chatterton ſelbſt, der von Verwandten und Bekannten als wahrheitsliebend geſchildert wird, nie ſeine Fälſchung eingeſtanden. Es wäre unwahrſcheinlich, daß ein ſo lobgieriger Menſch die Ehre ſeiner beſten Conceptionen einem Andern überlaſſen hätte Würde er beſonders nicht An ſeiner Todesſtunde das Geheimniß entſchleiert haben?

2. Chatterton habe die Titel der ſpäter erſchienenen Gedichte bereits in früher Jugend genannt, wo er noch nicht den zehnten Theil derſelben geſchrieben haben konnte. *)

3. Auſſer den Verſicherungen Chatterton's beſtätigen auch ſeine Freunde ſeine eigenen Ausſagen. Man erinnere ſich an die Geſchichte von Canynges Koffer, an die Freude Chatterton's beim Auffinden der Pergamente ꝛc. Hierzu

*) Bryants Obs. p. 548.

kommen die Zeugniſſe Smith's, Thiſtlethwaite's, Capel's, Cary's, welche ihn mit Copiren von Manuſkripten beſchäftigt geſehen haben wollen, und alle der Meinung waren, daß Chatterton's Kenntniſſe und Fähigkeiten nicht ausreichten, um Rowley's Poeſien zu erſchaffen.

4. Viele der erhaltnen Pergamenthandſchriften Chatterton's tragen alle Anzeichen des Alterthums, und die Handſchrift iſt in allen dieſelbe.

5. Die kurze Zeit, in welcher Chatterton alle dieſe Gedichte geſchrieben haben ſoll, iſt zu berückſichtigen. Was iſt leichter anzunehmen, ſagen die Advokaten Rowley's: daß dieſer Wunderbau von einem Knaben erſchaffen wurde: — oder daß wirklich dieſer Knabe die Gedichte von alten Dokumenten copirte?

6. Es wird geſagt, Chatterton ſei anfangs ſehr unwiſſend im Leſen der Manuſkripte geweſen. Er las Roulie ſtatt Rowley, bis ihm Barret den Irrthum erklärte.*) Bryant behauptet, Chatterton habe die Sprache Rowley's

*) id. p. 477.

gar nicht verſtanden, und an zahlloſen Stellen falſch geleſen.

7. Wenn man den Styl, die Diktion und die Schönheiten der Rowley'ſchen Gedichte zu bewundernswerth fände, um einen Mönch des vierzehnten Jahrhunderts als Verfaſſer anzunehmen, — wäre es nicht noch wunderbarer, ſie einem 15jährigen Knaben zuzuſchreiben. Muß es nicht auffallen, daß Chatterton in ſeinen anerkannten Gedichten ſo weit hinter Rowley zurückblieb! (ſ. S. 1.) Zudem ſcheinen die altſprachlichen Produktionen vor den andern entſtanden zu ſein.

8. Hinſichtlich der anſcheinend modernen Versmaaſſe iſt zu bemerken, daß in allen Sprachen und Zeiten das Metrum Zufall und Geſchmack des Dichters erfunden habe, und daß die beliebte Rowley'ſche zehnzeilige Stanze auch von Chaucer in einem kleinen Gedichte gebraucht worden iſt u. ſ. w.

9. Die ſonderbare Sprache Rowley's wird aus veralteten Provinzialismen erklärt.

b) gegen die Authenticität Rowley's ſprechen, außer den bereits in der Biographie angegebenen, folgende gewichtige Gründe:

1. Die von Chatterton ausgegebenen und im brittiſchen Muſeum aufbewahrten Original-Manuſkripte ſind, wie genaue Nachforſchungen gezeigt haben, verfälſcht. Keines derſelben trägt unleugbare Spuren der Authenticität, und die meiſten von ihnen ſind ſo auffallend nachläſſig nachgemacht, daß man kaum die Sorgloſigkeit Chatterton's begreifen kann. *) Die Kämpen Rowley's legten auf dieſes wichtige Argument wohlweislich wenig Gewicht, und ſcheuten ſich nicht, entweder aus Unkenntniß oder Abſicht, dieſen Punkt der Forſchung verſchleiert zu halten, und in früherer Zeit mehrere Manuſkripte, die in ihrem Beſitze waren, dem Auge der Unpartheiiſchen zu entziehen. — Der Inhalt dieſer Manuſkripte beſteht aus den erſten 34 Verſen der „Geſchichte von W. Canynge" welche, (nebſt einem andern kurzen Fragmente das einzige poetiſche Dokument Rowley's im Original bilden) verſchiedenen Deeds und Zeichnungen von Kirchen und Schlöſſern. An einigen Manuſkripten zeigen die Ekken die natürliche Farbe des Pergaments;

*) Gottle.

die Handschriften sind verschieden, und oft so unleserlich und sichtbarlich verstellt, daß man kaum begreift, wie ein menschliches Wesen so schreiben konnte. Häufig kann man die moderne Manier unterscheiden, wie Attorney's ihre Ueberschriften bei Dokumenten über Verschreibungen ꝛc. zu machen pflegen. — Die größten Stücke Pergament sind nur 8½ Zoll lang und 4½ Zoll breit, *) und man hat gefunden daß am obern Theile fast jedes alten Dokuments gewöhnlich so viel Raum unbeschrieben ist, und daß Chatterton vermuthlich von den aufgefundenen Pergamenten diese unbeschriebenen Theile abschnitt und benutzte.

Wenn Chatterton einen so grossen Schaz von alten Manuskripten besaß, warum war er so zurückhaltend im Vorzeigen derselben? — Würde er nicht in seiner höchsten Noth, in der sichern Hoffnung auf grossen Gewinn, sie angeboten haben? Daß er starb, ohne öffentlich zu gestehen: er habe die Manuskripte verfälscht, mag aus verschiedenen Gründen erklärt werden, beweißt

*) Cursory Observations p. 29.

aber jedenfalls nichts für die Anſicht der Kämpen Rowley's.

2. Chatterton ſelbſt geſtand, oder deutete wenigſtens mehreremale darauf hin, daß er der wahre Verfaſſer ſei. Seine Schweſter Mary ſchrieb an den letzten Herausgeber ſeiner Werke: „Mein Bruder las mir das Gedicht an die Kirche Unſrer Frauen vor, und nachdem er es verſchiedene Male geleſen, fragte ich ihn, ob er es gemacht habe. Er wünſchte darauf zu wiſſen, aus welchem Grunde ich dieſe Frage an ihn richte, und da ich entgegnete, ſein Styl ſei darin leicht zu erkennen, ſagte er: „Ich geſtehe, daß ich's gemacht habe, aber ſage Niemand etwas davon." Als er meiner Mutter den „Tod des Sir Charles Bawdin" vorlas, bewunderte ſie dies Gedicht, und fragte ihn, ob er es geſchrieben habe? Er erwiederte, „ich habe das Thema aufgefunden und in Verſe gebracht."

Daß er einmal Mr. Barret erklärte: „den erſten Theil der Haſtingsſchlacht habe er ſelbſt gedichtet," beweißt gegen alles Uebrige. Auſſerdem erinnere man ſich an die Angaben Rudhall's und Gardner's. (S. Thl. I. S. 63, 64.)

3. Der Geiſtliche M. Catcott, ein Bruder des oft erwähnten Zinngießers, erzählte, daß er ſich eines Abends mit Chatterton unterhalten habe, und den Hauptgegenſtand ihres Geſprächs nach einiger Zeit in einem Gedichte Rowley's wiedererkannt habe. —

4. Daß Chatterton's Jugendfreunde ihm nicht genug geiſtige Fähigkeiten und Gelehrſamkeit zutrauen, wird daraus erklärlich, daß dieſe Freunde Knaben waren, denen es ſelbſt an ausgebildeter Intelligenz und Wiſſen fehlte, um dies beurtheilen zu können. Chatterton hat in andern modernen Aufſäzen, z. B. in den „alten Weihnachtsſpielen" bewieſen, daß er hinreichende Gelehrſamkeit beſaß, um die Produktionen Rowley's verfaſſen zu können. Er war mit einer Maſſe Bücher über Antiquitäten, Denkmale und Münzen bekannt, die ihm Stoff boten, und zudem mag er wirklich manche Notiz in Canyngs Koffer gefunden haben.

5. Die Exiſtenz Rowley's iſt ſehr zweifelhaft. William von Worceſter, der in Briſtol zur Zeit Canynge's wohnte, erwähnt dieſen oft, aber Rowley nie. Auch Bale, der an tauſend obſkure Autoren ans Licht zog und alle andern

Literarhiſtoriker ſchweigen von dieſem Mönche. Auch iſt der Umſtand, daß von Rowley's Werken nirgend anders, als in der Kiſte Canynge's Abſchriften zu finden waren, ſehr bedenklich.

Robertſon meint, *) es ſei kaum glaublich, daß alle Gedichte, welche Rowley zugeſchrieben werden, in einer Kiſte gelegen haben ſollten, und in einem Zeitraum von 300 Jahren nicht einer der gelehrten Küſter von Redcliff-Church ſo viel Neugierde und Kenntniſſe beſeſſen habe, um dieſen Wunderſchatz zu entdecken und zu unterſuchen.

6. Auch die innere Evidenz der Gedichte bietet die ſtärkſten Gründe gegen ihre Aechtheit. Die leichten Wendungen und die Lebendigkeit der Diktion, die glänzenden Beſchreibungen, die poetiſchen Bilder und die Harmonie des Rhythmus ſucht man ganz vergebens bei irgend einem Dichter oder Minſtrel des fünfzehnten Jahrhunderts. Die alten Poeten ſind kleinlich und pedantiſch, bleiben immer bei den Realitäten ſtehn, und wagen ſich nie an eine philo-

*) In the classical Journal No. XXXI. Sept. 1817. S. 187.

sophische Ausschweifung. In den alten Verseleien trifft man wiederholt auf ganz geschmacklose rohe Vergleiche, lächerliche Widersprüche, und eine gränzenlose Verwechselung und Durcheinanderwerfung der verschiedenartigsten Zeitalter, Gebräuche ꝛc.; nichts von dem allen in Rowley's poems. In Gower's, Lydgate's und Chaucer's Gedichten wechseln zierliche Beschreibungen und glänzende Bilder fortwährend mit prosaischen, trockenen und unausstehlich langweiligen Stellen ab; Rowley's Poesien sind dagegen aus einem Gusse: stets einfach, erhaben und reizend. — Vor Allem aber erscheint in Rowley keine Spur von jener pedantischen Gelehrsamkeit, das eigenthümliche Kennzeichen der Dichtkunst des 15. Jahrhunderts. Die alten Reimer vermischen beständig heidnische Mythologie und christliche Glaubenssätze, classische und kirchenväterliche Gelehrsamkeit: Ovid und der heilige Augustin, Aristoteles und Boethius, Mahomet und Jupiter werden oft in demselben Verse citirt und genannt. Ein Mönch des 15ten Jahrhunderts würde nicht umhin können, sich auf die Autorität der heiligen Väter, des Boethius, vermischt mit seltsamen Allusionen an die Rit-

ter der Tafelrunde und Carls des Groſſen ꝛc. zu berufen. *)

7. Verſucht man eine Interlinearverſion, ſo wird ein moderner poetiſcher Körper von loſe umgehangenem altem Sprachflitter entblößt. Zur Probe hier der Anfang der Ekloge: „Ralph und Robert“:

Original:

Whanne Englonde, smeethinge from her lethal wounde,
From her galled necke dyd twytte the chaine awaie,
Kennynge her legeful sonnes falle all arounde,
(Mygthie theie fell, 'twas Honoure ledde the fraie,)
Thanne inne a dale, hie eve's dark surcote graie,
Twayne lonelie shepsterres dyd abrodden sie
(The rostlyng liff doth theyr whytte hartes affraie)
And wythe the owlette trembled and dyd crie;
Firste Roberte Neatherde hys sore boesom stroke,
Then fellen on the grounde and thus y'spoke.

Uebertragung in neueres Engliſch:

When England smoking from her deadly wound,
From her gall'd neck did pull the chain away,

*) Warton's Inquiry 81, 97, 99.

Seeing her loyal sons fall all around
(Mighty they fell, 't was honour led the fray)
Then in a dale, by eve's dark surcoat gray,
Two lonely shepherds did abruptly fly
(The rustling leaf does their white hearts affright)
And with the owlet trembled and did cry,
First Robert Neatherd his sore bosom struck,
Then fell he on the ground and thus he spoke.

8. Das Hiſtoriſche in den Gedichten wird leicht in den Werken Hollingsheads und For, Fuller's church history und Gottfried von Monmouth aufgefunden, und dieſe Werke ſtanden Chatterton zu Gebot. *)

Auch Anachronismen hat man in Rowley's Manuſkripten entdeckt. Die Kunſt zu ſtricken, welche in der Tragödie Aella erwähnt wird, war zur Zeit Eduard's IV. noch unbekannt. Briſtol wird eine City genannt und erhielt dieſen Namen erſt viel ſpäter u. ſ. w.

9. Die Versmaaſſe der altengliſchen Poeſie ſind durchaus verſchieden von den gebräuchlichen Rowley's. Auch die Glätte der Verſe, die moderne Cadenz und Harmonie des

*) Matthias's Essay p. 69.

Rhythmus in Rowley's Gedichten werden nur äuſſerſt ſelten bei irgend einem gleichzeitigen Schriftſteller angetroffen. —

10. Die Sprache iſt nicht die eines beſtimmten Zeitraumes, ſondern zwei ganzer Jahrhunderte. *) Der Autor ſcheint alle alten Ausdrücke aus den Werken Speght's und anderer Lexikographen geborgt und nebenbei ihre Fehler copirt zu haben. **)

11. Auch eine Menge moderner Redensarten hat man aufgefunden, und ſogar manche Stellen, die man für Plagiate aus neueren Dichtern hält. Dies mag indeß dahingeſtellt ſein.

12. Cottle ſagt: Wer das Leben und die Werke Chatterton's aufmerkſam unterſucht, wird finden, daß er unter dem Einfluſſe eines eigenthümlichen Triebes ſtand, nämlich: wo er konnte, die Leichtgläubigkeit Anderer zu benuzen. Eine neue Brücke über den Avon ſoll eingeweiht werden, und Chatterton findet eine Beſchreibung des Zuges über die alte Brücke,

*) Warton p. 42.

**) Tyrwhitts Appendix to Rowley's poems: Matthias p. 68.

Bei dieſer Gelegenheit wurden zwei Hymnen von Heiligen geſungen, von denen noch nie Jemand etwas vernommen. Zufällig iſt der Dialekt dieſer Songs genau der Rowley'ſche, obwol die Brücke 1247 erbaut wurde. — Burgum iſt eitel und ungeheuer ehrgeizig, und Chatterton überreicht ihm ſeinen Stammbaum. — Catcott iſt religiös, ehrlich und abergläubiſch — Chatterton kann keinen beſſern Abnehmer für ſeine Werke finden. — Ebenſo Barret, der eine Geſchichte von Briſtol ſchreibt, und den er natürlich wieder auf andere Weiſe befriedigt. — Zulezt — da ihm Alles ſo gut gelungen, wagt er ſich an Walpole, der eine Geſchichte engliſcher Maler ſchreibt, und Rowley iſt auch in dieſem Gebiete zu Hauſe. — Dies Alles ſcheint indeß nur das Fundament ſeines Baues — ſein leztes Ziel war, die ganze literariſche Welt zu hintergehen.

Dann iſt es ungemein auffallend, daß alle alten Dichter, von denen er Proben liefert, in demſelben Geiſte, ohne Geſchmacks- und Urtheilsverſchiedenheit, mit gleicher Geſchicklichkeit dichten. Und doch ſollen ſie in ſo verſchiedener Zeit gelebt haben, nämlich:

Abt John 1186, Ralph Chedder Chappmann 1356, John de Bergham 1320, Rowley, Canyng 1440 u. ſ. w. — Und mit Ausnahme Radgate's war nicht ein Einziger dieſer berühmten Dichter bis zu Chatterton irgend Jemand bekannt. Iſt dies Alles nicht ſonderbarer und unwahrſcheinlicher, als die Gedichte insgeſammt einem Verfaſſer, ſei's auch ein 16jähriger Knabe, (der aber die „antique lore“ zu ſeinem beſondern Studium gemacht hatte), zuzuſchreiben?

13. Man wundert ſich am meiſten über die Verſchwiegenheit Chatterton's, da der Dichter Aella's doch fühlen mußte, wie ſein Gedicht ihn ehrte, allein der jugendliche Verfaſſer dachte wohl mit Recht, wenn er Anfangs Rowley's Gedichte unter eignem Namen veröffentlicht hätte, ſie in viel geringerem Grade Aufmerkſamkeit erregt haben würden, als wenn er ſie für neuaufgefundene alte Gedichte ausgab. — Zudem liebte er die alte Sprache ungemein, fand einen beſondern Reiz an dem Ungewöhnlichen ꝛc.

14. Warton, Walpole und Andre wollen zwiſchen Rowley und Chatterton eine Brücke ſchlagen, und ſind der Meinung, daß zwar die

angeblichen Gedichte Rowley's in ihrer jetzigen Gestalt unmöglich von einem Mönche des 15. Jahrhunderts verfaßt sein können, — jedoch in Canynge's Koffer einige Mönchsgedichte Rowley's, Lokalnotizen und authentische Documente zur Geschichte Bristols wohl vorhanden gewesen sein könnten. — Die Seele der Gedichte (Gedanken, Bilder, Rhythmus) blieben dann noch immer Chatterton's unbestreitbares Eigenthum; ob ein Theil des Körpers (Fabel, Sprache ꝛc.) einen andern Erzeuger hätte, wäre für den innern Werth von untergeordneter Bedeutung.

Allein gegen diese scheinbar sehr plausible Ansicht lassen sich gegründete Einwendungen machen. Cottle sagt: „Wer die eine Hälfte schrieb, konnte auch die andere schreiben; und besonders spricht gegen diese Ansicht, daß in den Poesien sich nirgends Ungleichheiten, verschiedenartige und zusammengeflickte Theile finden, sondern das Ganze regelmässig und fest, selbst ohne Anschein verbaler Interpolation sich darstellt. Wer die herrliche Tragödie Aella untersucht, wird eine genaue Anordnung des Plans entdecken, der auch die Möglichkeit ausschließt,

dieſes Ganze ſei im Zwiſchenraum von Jahrhunderten von verſchiedenen Verfaſſern zuſammengeſchmiedet; auch die Struktur der Sprache iſt unwiderlegbar modern und in ſich ſelbſt gleichmäſſig."

Man darf mit gutem Grunde annehmen, daß Chatterton alte Pergamente auffand, die urſprünglich ſeinen Hang zu den Alterthümern weckten, allein die Entſtehung der Rowley'ſchen Gedichte iſt nur aus der Wunderkraft ſeines Geiſtes zu erklären. So heißt es denn: entweder Rom oder Carthago: Chatterton oder Rowley — und Rom und Chatterton blieben Sieger. —

Die Tragödie von Briſtol,

oder

Der Tod des Sir Charles Bawdin.

Es blies wohl in ſein Wächterhorn
Der muntre Federhahn:
Dem frühen Landmann kündigt er
Des goldnen Morgens Nah'n.

Der König ſah des Frühroths Strahl
Die Dämmerung durchglühn,
Und hört' den Raben krächzend ſchrein:
Ein blut'ger Tag erſchien.

„Recht haſt du, ſprach er, denn bei Gott,
Der thront in Herrlichkeit!
Charles Bawdin, ſammt den Spießgeſell'n,
Sie ſollen ſterben heut!"

Die Ritter harrten ſchweigend da,
Kredenzten ſchäumend Bier.
„Geh' zum Verräther, ſprich, daß heut'
Sein Leben er verlier'!"

Sir Canterlone verbeugte ſich,
Sein Herz war ihm ſo ſchwer;
Doch ging er zu des Schloſſes Thor,
Zu Bawdin ging er her.

Und als er kam, der Kinder zwei
Und auch ſein liebend Weib,
Mit heißen Thränen weinten ſie
Um Bawdin's ſtolzen Leib.

„O guter Charles! ſprach Canterlone,
Was ich dir künd', iſt ſchlimm." —
„„Sprich kühn, o Mann, ſo rief Sir Charles,
Was ſagt dein König Grimm?""

„Bevor die Sonn' vom Himmel flieht, —
Er ſchwur's bei ſeiner Ehr' —
(O daß ich's dir erzählen muß —)
Wirſt du nicht leben mehr."

„Wir ſterben Alle, rief Sir Charles;
Das ſchafft mir wenig Leid;
Was frommt mir eine Spanne Zeit?
Gott Dank, ich bin bereit!"

„Doch deinem König ſag', daß jetzt
Ich lieber ſterben wollt',
Als wenn ſein feiler Sklav' ich wär'
Und ewig leben ſollt'!"

Drauf ging Sir Canterlone hinaus,
Dem Mayor er gebot:
Was nöthig, zu beſorgen ſchnell
Für Ritter Bawdin's Tod.

Zum König ging Herr Canynge nun,
Sank knieend vor ihn hin,
Und bat: „Seid gnädig, edler Fürſt,
Zeigt euren milden Sinn!"

Drauf rief der König: Sprecht nur fort,
Ihr war't Uns ſtets ein Freund;
Wie Eu'r Begehr auch möge ſein,
Wir ſind Euch wohlgemeint!"

„Mein edler Lehnsherr! Gnadet mir
Für einen Rittersmann,
Der, — was er Schlimmes auch beging,
Er glaubt es recht gethan.

Er hat ein Weib und Kinder zwei,
Die all' zu Grunde gehn:
Wenn heut' — was Ihr gedroht ihm habt —
An Bawdin ſoll geſchehn."

„Sprich mir von dem Verräther nicht!"
Der König rief in Wuth: —
„Bevor der Abendſtern erſcheint,
Stirbt er in ſeinem Blut;

„Gerechtigkeit verlangt ſein Haupt,
Es werd' ihr! — Darum — nein!
Sprich Maſter Canynge! Worin ſonſt
Kann ich dir hülfreich ſein?"

„O Herr! der brave Canynge ſprach:
Laßt Gott Gerechtigkeit;
Nehmt ihr des Friedens Oelzweig, legt
Das Richterſchwert zur Seit'!"

„Wenn Gott der Menſchen Bruſt erforſcht:
Die Beßten ſind nicht rein;
Wir ſind ja Alle ſchwach, nur Chriſt
Iſt ſündenlos allein!"

„Mit Milde fang' die Herrſchaft an,
Feſt wird dein Thron dann ſtehn,
Und fort und fort wird dein Geſchlecht
Mit Kön'gen uns verſehn."

„Doch wenn mit Blutvergießen du
Beginnſt die Herrſchaft nun:
Die Kron' auf deiner Kinder Haupt
Wird nimmer lange ruhn." —

„„Fort, Canynge, der Verräther falſch
Verfolgte mich mit Hohn;
Was forderſt du, daß ſolchen Mann
Mein Blutgericht verſchon'?""

„Mein edler Herr! Ein hoher Sinn
Schäzt hoch die Tapferkeit,
Er achtet auch den ſtolzen Muth
Selbſt unterm Feindeskleid."

„„Canynge, hinweg! Beim ew'gen Gott,
Der mir das Leben gab:
Ich koſte keinen Biſſen Brod
Bis Bawdin liegt im Grab'.""

„„Maria ſei die Zeugin mir,
Heut iſt ſein lezter Tag! —““
Da wurden Canynge's Augen naß,
Still mied er das Gemach.

Sein Herz von ſcharfem Gram erfüllt,
Ging zu Sir Charles er dann,
Sank nieder dort auf einen Stuhl,
Und ſeine Thräne rann.

„Wir ſterben Alle, ſprach Sir Charles,
Was kümmert's, wann und wie?
Der Tod iſt aller Menſchen Loos,
Nichts Sich'rer's iſt allhie.

„Sprich, guter Freund, warum du nun
So herzerbärmlich weinſt?
Iſt's für den mir willkomm'nen Tod,
Daß du ſo kindiſch greinſt?“

Und Canynge ſprach: „Ich weine, ach,
Ob deinem frühen Tod:
Läß'ſt hülflos Weib und Kind daheim;
Dies macht mein Aug' ſo roth.“

„Dann hemme deiner Thränen Flut,
Die aus dem Herzen brach:
Den Tod veracht' ich, und mit ihm
Was Edwards Zorn vermag."

„Wenn des Tyrannen Machtgebot
Mich bracht' um meinen Leib:
Dann wird mein Gott, dem ich vertrau',
Beſchüzen Söhn' und Weib."

„Bevor ich ſah das Sonnenlicht,
War dies Beſtimmung mir.
Wozu der Sterblichen Gemurr
Ob Gottes Rathſchluß hier?"

„Wie oft ſtand ich in dunkler Schlacht,
Wenn rings ein Kämpe ſank,
Wenn rauchend Ströme Purpurblut's
Der Boden gierig trank."

„Und wußt' ich nicht, daß jeder Pfeil
In leere Luft verſandt,
Auch finden könnt' mein Herz und dann
Zu ew'ger Ruh' mich bannt?"

„Und ſoll ich nun aus Todesfurcht
Verzagen blaß und bleich?
Nein! Kinderſchreck flieht mich, ich bin
An Mannesmuth noch reich.“

„Ach, edler Heinrich! Gott erhalt',
„Schüz' dich und dein Geſchlecht!
Wenn es ſein Wille, — doch wenn nicht,
Wer zweifelt, daß es recht?“

„Mein braver Freund, es war mein Fehl,
Daß meinem Fürſt und Gott
Ich dient'; und daß es ſonder Wank,
Bezeugt nun bald mein Tod.“

„In London-Stadt kam ich zur Welt,
Aus altem Edelhaus,
Und meines Vaters Wappenſchild
Sah reich und vornehm aus.“

„Ich zweifle nicht, mein Vater wohnt,
Wohin mein Weg bald zieht:
Wo man in Glückes Armen ruht,
Und alles Leid uns flieht.“

„Er lehrte mich: wie Mitleid man
Paart mit Geſez und Brauch;
Und wieß den Unterſchied von gut
Und böſem Grund mir auch.“

„Er zeigte mir mit weiſer Hand:
Wie man den Armen nährt,
Und Hungernden an ſeiner Thür
Den Einlaß nicht verwehrt.“

„Wer kann nun ſagen, daß ich je
Der Lehr' vergeſſen hätt'?
Und nicht des Tages Schuld bereut',
Bevor ich ging zu Bett?“

„Ich hab' ein Weib, geh', frage ſie:
Ob ich ihr treulos war?
Und ſieh, ob meines Königs Huld
Verrath in mir gebar?“

„Enthaltſam war ich immerdar
Zu heil'ger Faſtenzeit.
Warum ſollt' ich bang ſcheiden nun
Aus dieſer Welt voll Leid?“

„Nein, armer Heinrich! Mir iſt wohl,
Ich ſeh' nicht deinen Tod!
In deiner guten Sache duld'
Ich freudig höchſte Noth.

„Leichtſinnig Volk! Unglücklich Land!
Wo nie der Kriegsgott ruht.
So lang' ſich Richards Brut erhebt:
Füllt deine Flüſſe Blut."

„Sprich, warſt des Friedens du ſo müd',
Des guten Heinrichs Macht:
Daß du den ruh'gen Tag verſchmähſt
Für Blut und Weh und Nacht?" — —

„Was thut's, ob mich ein Schlitten ſchleift,
Ob mich ein Bauer häut?
Ich ſpotte des Verräthers Macht,
Mein Herz iſt ohne Leid."

„Was thut's, ob auf dem Pfahl verfault
Mein Leib in freier Luft?
Und ob von meinem Namen ſchweigt
Ein Denkmal in der Gruft?"

„Dort oben in des Himmels Buch,
Das keine Zeit verweſ't:
Da unter Gottes Dienerſchaar
Auch meinen Namen leſ't."

„Drum: willkomm Tod, — für ewig Sein
Laß ich den ird'ſchen Leib.
Lebt wohl — o Welt, ihr Theuren all':
O Söhne, — du mein Weib!" —

„So freundlich naht mir nun der Tod
Wie einſt des Maien Luſt;
Kein Wunſch beſeelt, zu athmen noch,
Die lebensmüde Bruſt. —"

Sprach Canynge: „'s iſt ein gutes Ding
Zum Tod bereit zu ſein,
Und zu Gott in den Himmel fliehn
Aus dieſer Welt voll Pein."

Und nun begann der Glocken Laut,
Der Zinken Ton erklang;
Der Roſſe Bäumen und Geſtampf
Zum Ohr Sir Charles ſchon drang.

Und eben vor den Schergen kam
Sein lieb Weib zu ihm dar,
Laut ſchrie ſie, und in Thränen ſchwamm
Ihr Auge ganz und gar.

„O, liebe Florence, ſei gefaßt!
„In Ruh' laß ſterben mich.
Bitt' Gott vielmehr, daß jeder Chriſt
Den Tod anſäh' wie ich!"

„Lieb Weib! Hemm' deiner Thränen Flut!
Sie ſchwemmt den Muth mir weg,
Und weckt den Wunſch, daß länger noch
An deiner Bruſt ich läg'."

„Nur eine Tag'reiſ' wandl' ich fort
Bis hin zum Segensland —
Nun nimm noch dieſen heil'gen Kuß
Als treuer Liebe Pfand!"

Da bebt' und zitterte Florence,
Schluchzend die Arme ſprach:
„O blut'ger Edward, grauſer Mann —
Das Herz im Leib' mir brach."

„Und, guter Charles, du windeſt dich
Aus deines Weibes Arm?
Das Beil, das deinen Nacken trifft,
Es end' auch meinen Harm!"

Nun kamen Diener des Gerichts,
Die lezte Friſt verſtrich, —
Zur Gattin wandte ſich Sir Charles,
Sprach mild und feierlich:

„Zum Leben geh' ich, nicht zum Tod,
Blick du vertrau'nd hinauf!
Zieh' deine Söhn' in Gottesfurcht,
Demuth und Liebe auf!

„Führ' ſie auf gleichem graden Pfad,
Auf dem ihr Vater ſchritt. —
Florence! Wenn Tod dich trifft — leb wohl! —
Ihr Schergen — nehmt mich mit."

Da riß Florence das Haar ſich aus
Und raſ't wie toll umher:
„O bleib, Gemahl, Lieb', Leben bleib!" —
Sir Charles — er weinte ſehr.

Zulezt fiel hart zur Erde ſie,
Todmatt von Gram und Schmerz;
Sir Charles ſchritt nun zur Thür hinaus,
Gewaltſam faßt er Herz

Auf eine Schleife ſtieg er dann,
Sein Blick war ſtolz und rein:
Daß Keiner unter allem Volk
So furchtlos ſchien zu ſein.

Vor ihm ging her der hohe Rath
In Gold und Scharlach ganz,
Die Troddeln flimmerten im Licht,
Verblendend war ihr Glanz.

Die Brüder von Sankt Auguſtin
Erſchienen drauf zur Hand,
Beſcheiden wie es Mönchen ziemt
In dunkelbraunem Gewand.

In Reihn getheilt ertönte leis
Ihr frommer Pſalmenſang;
Sechs Minſtrels gingen hinterher,
Süß war der Cithern*) Klang.

*) Bataunt, ein altes Saiteninſtrument, das mit einem Plektrum geſpielt wurde.

Dann kamen Schützen, zwanzig fünf,
Die Armbrüſt' ſtraff geſpannt,
Zum Schuz, wenn — Bawdin zu befrei'n —
Fürſt Heinrich Freunde ſandt'.

Keck wie ein Löwe kam Sir Charles,
Als wüßt' er nichts von Noth:
Zwei Rappen, milchweiß aufgeſchirrt,
Sie zogen ihn zum Tod.

Drauf folgten nochmals zwanzig fünf
Der Schützen ſtark und kühn.
Die Bogen hielten ſie geſpannt
Und ſchritten ruhig hin.

St. Jacobs Brüderſchaar zunächſt
Kam drauf mit frommem Sang;
Sechs Minſtrels ſchritten hinterher,
Süß war der Cithern Klang.

Der Mayor und die Aldermen,
Sie ſchloſſen dann den Zug,
Gefolgt von ihrer Pagenſchaar,
Die prächt'ge Kleider trug.

Und nun der Bürger Menge drang
In wilder Eile nach;
In jedem Fenſter an dem Weg
Neugierig Volk auch lag.

Und als er kam am Kreuz vorbei,
Charles wandte ſich und ſprach:
„O Du! der von der Sünd' erlöſt,
Waſch rein mich dieſen Tag!"

Am groſſen Münſterfenſter ſaß
Edward in vollem Staat,
Zu ſehn des Bawdins Todesgang,
Der muth'gen Herzens naht.

Sobald der Schlitten nah genug,
Daß ihn der König ſah:
Sir Charles, er reckt ſich hoch empor,
Rief laut die Worte da:

„Du ſiehſt mich, Edward, falſcher Schuft,
Zum Preis von Hohn und Spott;
Doch bin ich gröſſer nun zur Stund'
Als du — beim ew'gen Gott!"

„Du trägſt nun eine Krone, die
Dir Liſt und Mord gebracht,
Und haſt zum Tode mich verdammt
Durch angemaßte Macht.“

„Du denkſt, ich würde ſterben heut —
Und ich war todt bisher;
Ich werde leben bald, gekrönt,
Und ſterben nimmermehr.“

„Indeß beherrſcheſt du, — vielleicht —
Auf wen'ge Jahr dies Land,
Zeigſt, wie entfernt Tyrannenfauſt
Von milder Königshand.“

„Dein ſchnödes Unrecht, feiler Sklav',
Fall' auf dein Haupt zurück —“
Da fuhr der Henkerkarrn vorbei,
Verſchwand aus Edwards Blick.

In's Antliz trat des Königs Seel',
Er fuhr erſchrocken auf,
Zu ſeinem Bruder Gloſter ſprach
Er bleich und zagend drauf:

„Wie ſchrecklich auch der Tod erſcheint,
Bei ihm dort keine Spur, —
Der Mann iſt gröſſer als ein Fürſt,
Er ſprach die Wahrheit nur!“

„So ſterb er!“ Herzog Richard ſchrie:
„Daß jeder Feind im Reich
Zum Rabenfraße würd' und böt'
Den Hals dem Henkerſtreich!“

Die Rappen zogen langſam fort
Bis zu dem Hügel hin;
Das Beil — nach Bawdins koſtbarm Blut
Begierig — glizernd ſchien.

Sir Charles ſchritt zum Schaffot hinan;
So munter er's beſtieg,
Als ob's ein Siegeswagen wär',
Den er gewann im Krieg.

Und zu dem Volke ſprach er noch:
„Ihr ſeht mich ſterben heut',
Weil ich dem rechten König dient'
Mit Muth und Redlichkeit.“

„So lange Edward herrſcht im Land,
Hier nie der Kriegsgott ruht.
Es fallen Söhn' und Gatten euch,
Und eure Ström' füllt Blut."

„O, ihr verließt den rechten Herrn,
Als er im Mißgeſchick; —
Sterbt für die gute Sach', gleich mir, —
O kehrt zu ihr zurück!"

Dann demuthsvoll ein fromm Gebet
Sandt' er zum höchſten Gott:
Bat um der Seel' Empfang und Hülf'
In ſeiner lezten Noth.

Drauf kniet er hin — bog auf den Block
Ruhig ſein Haupt hinab,
Das von dem Leibe hieb mit eins
Geſchickt der Henker ab.

Zu flieſſen nun das Blut begann, —
Rund um's Schaffot es floß — —
Doch's wegzuſpülen: Thränen g'nug
Jedwedes Aug' vergoß.

Das Blutbeil ſchnitt den ſchönen Leib
In Theile vier an Zahl,
Jedweden Theil und auch das Haupt
Stack man auf einen Pfahl.

Ein Theil verweſ't auf Kynwulph-hill,
Eins auf dem Münſter ſaß,
Und ein Theil vor des Schloſſes-Thor
Der Raben Brut auffraß.

Ein ſchaurig Bild das lezte bot,
Das auf St. Pauls Thor ſaß;
Das Haupt ſah man am hohen Kreuz
Dort in der hohen Straß'.

So war das Ende des Sir Charles!
Gott ſegn' den König all!
Daß einſt von ihm — mit Bawdins Seel' —
Gott's Lobgeſang erſchall'!

Anmerkung: Sir Charles Bawdin war vermuthlich Sir Baldewyn Fulford, ein eifriger Anhänger des Hauſes Lancaſter, der in der lezten Hälfte des Jahres 1461 (dem erſten Jahre der Regierung Edwards IV.) zu Briſtol hingerichtet wurde.

Ballade
von der Mildherzigkeit.

(Geſchrieben von dem guten Prieſter T. Rowley 1464.)

Im Sommer war's, mit heiſſen Strahlen ſchien
Die Sonne auf die blumenreiche Flur.
Der Apfel röthete ſein fahles Grün,
Von ſaft'ger Frucht der Zweig des Birnbaums
brach,
Der Stiegliz ſang den lieben langen Tag.
Nun ſtand das Jahr in Manneskraft und Freude,
Die Erde prangt in ihrem reichſten Kleide.

Im Mittag leuchtet' des Geſtirnes Glut,
Die Luft war todtenſtill — der Himmel blau —
Als plözlich, wie zur Schlacht, aus Meeresflut
Ein ſchwarzes Heer von Wolken dringt hervor,
Das zu des Waldes Kronen ſtieg empor
Und bald der Sonne ſchönes Haupt verhüllt:
Denn ſchnell der finſtre Sturm ſich mehrt und
ſchwillt.

An einer Eiche Fuß, dem Pfade nah,
Der nach St. Godwins Kloſtermauer führt,
Man einen armen Pilger ruhen ſah:
Von ſchlechtem Anſehn, mit zerrißnem Kleid,
Der lang geduldet Noth und bittres Leid.
Wo findet vor dem Hagel Schuz der Arme?
Kein Haus, kein Kloſter dort, das ſich erbarme.

Lies in dem Antliz ſeiner Seele Pein!
Wie jammervoll, verwelkt iſt's, todeskrank,
Du Armer — ſchließ in deinen Sarg dich ein,
Zur Grube eil', dein einzig Bett der Ruh.
Kalt gleich der Erd', die einſt dich decket zu,
Iſt Lieb und Mitleid, die bei Groſſen wohnen;
Such' Luſt und Eigennuz bei Rittern und Baronen. —

Der Sturm iſt reif, — ſchon fallen Tropfen ſchwer,
Die Wieſe dampft und ſchlürft ſie durſtig ein,
Es rennt gewitterſcheu das Vieh umher,
Und von der Weide ziehn die Lämmer fort.
Nun ſtrömt das Waſſer aus der Wolken Hort,
Der Himmel öffnet ſich, — die Blize ſchieſſen
Und Flammendünſte fern in Nichts zerflieſſen.

Horch! wie der Donner raſſelnd näher zieht:
Erſt träges Rollen, — dann ein harter Schlag —
Die Thürme beben, — — doch ſchon grollend
flieht
Das Wetter, — nur des Feigen Ohr noch bangt.
Jezt brechen Winde los, die Ulme ſchwankt —
Und nochmals kracht der Donner, Blize lauern,
Die ſchwangre Wolke kreiſ't von Hagelſchauern.

Der Abt aus Godwins Kloſter ſpornt' ſein
Roß
Und ritt in Eile auf dem feuchten Pfad;
Vom Rande ſeines Huts der Regen floß,
Und vom bemalten Gürtel wich der Glanz.
Verdrießlich zählt er ſeinen Roſenkranz.
Noch wächſt der Sturm, da ritt er hin zur Eiche,
Wo Schuz ſucht bei dem Armen nun der Reiche.

Sein Lincolnmantel ſchien ſo weich wie Flaum,
Und unter'm Kinne ziert ein Goldknopf ihn;
Sein Chorhemd war verbrämt mit goldnem Saum,
Kein Lord verſchmähte ſeine Schnabelſchuh'.
Man ſah: den Sünden zählt er Puz nicht zu;
Auf Roſſes Schmuck er voll Behagen blickt:
Mit Roſen war der Kopf des Thiers geſchmückt.

Der arme Bettler sprach: „Barmherzigkeit!
Herr Priester, nehmt mich mit zum Gotteshaus,
Bis abgelegt der Sturm sein schwarzes Kleid
Und Sonnenschein fließt über uns dahin.
O seht, wie arm, hülflos und alt ich bin!
Nicht Haus, nicht Geld, nicht Freunde nenn' ich mein,
Dies Silberkreuz nur ist mein Gut allein."

„Du Schurke, rief der Abt, hör' auf zu flehn,
Jezt ist nicht Zeit zu Gaben und Gebet;
Landstreicher läßt mein Pförtner draussen stehn,
Nur wer in Ehren lebt, klopft meinen Ring."
Und da die Sonne an zu streiten fing
Mit schwarzen Wolken, und beschien das Land,
Da spornt der Abt sein Rößlein und verschwand.

Noch einmal naht der Sturm, der Donner rollt,
Und über's Feld ein Priester floh in Eil';
Doch ist sein Blick nicht stolz, sein Saum nicht Gold,
Sein Hut und Rock sind einfach grau, doch rein,
Er schien ein armer Bettelmönch zu sein.
Und von dem Weg ab er zur Eiche lenkt,
Wo jener Pilger lag in Gram versenkt.

„Ein Scherflein! fing der Bettler jammernd an,
Bei Eurem Orden und Marias Hülf'!"
Da zog die Börse schnell der fromme Mann,
Nahm einen Silbergroat, und gab ihn hin:
(Wie neubelebt war nun des Pilgers Sinn.)
„Nimm dieses Geld, es mag dein Grämen schweigen,
Wir sind Verwalter Gottes, nichts ist eigen.

„Doch ach, mein Freund, dies lerne du von mir,
Nur Wen'ge rechnen mit dem Herrn getreu.
Dein Leib ist bloß? Nimm diesen Mantel hier,
Dein ist er, — Gott ersezt mir seinen Lohn."
Er ließ den Pilger und ging froh davon. —
O heil'ge Jungfrau, du in Himmelspracht:
Gib Reichen Güte oder Armen Macht!

Nigel.

Schützt meinen Vater mit der Gnade Flügel'
Ihr Himmelsgeiſter! ſprach der fromme Nigel.

Horch! Richard Löwenherz zog aus zum Streit,
Fern ſchimmert ſeine Flagge auf dem Meer,
Und alle Ufervölker, weit und breit,
Erſtaunten, wie die Flotte ſchwamm daher.
Der Barken Vordertheil ſchnitt ins Cryſtall
Der See, und plätſchernd ſchlugen Well' auf Well'
Hart an die Planken, und mit munterm Schall
Erklangen Waſſerhörner ſüß und hell.

Geiſter der Seligen auf goldnem Thron,
Schützt meines Vaters Haupt! ſo bat der Sohn.

Die Ruder, roth, verziert mit ſeltner Pracht,
Erblinken ſtets aus ſchwarzer Meeresflut,
Wie Sterne, die in ſtürmiſch-finſtrer Nacht
Am Wolkenhimmel leuchten — roth wie Blut.

Die blanken Speere ſtarren rings an Bord,
Gleich ſchlankem Schilfrohr an des Weihers Saum,
Von Schiff zu Schiff zieht ſich der Schimmer fort,
Und liſcht im Dunkel ſchon, entſtanden kaum.

Ihr Seligen im Himmel, Nigel bat:
Ergießt aufs Haupt des Vaters Heil und Gnad'!

Der Sarazen gewahret ſchreckensvoll:
Daß Englands wilde Söhne landen ſchier,
Und unentſchloſſen, wo er bleiben ſoll,
Rennt er umher, wie ein verfolgtes Thier.
Das Banner glizernd in der Sonne ſchien,
Das Kreuz Jeruſalems hat er entdeckt,
Bei dieſem Anblick flieht die Hoffnung ihn:
In Gram und Schmerz hält er ſein Aug' bedeckt.

Geiſter der Seligen auf goldnem Thron,
Schüzt meines Vaters Haupt! ſo bat der Sohn.

Die leichten Boote ſchlieſſen ſich nunmehr
Den groſſen Segelſchiffen dicht zur Seit',
Und jeder Knappe harrt mit Schild und Speer,
Und alle Ritter ſind zum Kampf bereit.

Wie blizen hell die Schwerter in der Hand!
Die Ruder klatſchen in gemeſſnem Klang;
Der Feind ermannt ſich raſch zum Widerſtand,
Und zieht mit Muth die ſcharfe Waffe blank.

Deckt meinen Vater mit der Gnade Flügel,
Ihr Heiligen! ſo ſprach der fromme Nigel.

Nun ziehn die Sarazenen in den Streit;
Mit Löwenkraft Richard im Kampfe brauſt,
Ein flammend Meerlicht glänzt ſein Panzerkleid,
Und hoch erhebt er ſeine Eiſenfauſt.
So ſah ich einen groſſen Stern erglühn
Aus ſeiner kleinern Brüder Schwarm hervor,
So muß der blaſſe Silbermond entfliehn;
Steigt früh der Sonne Strahlenſchmelz empor.

Ihr Seligen im Himmel, Nigel bat:
Ergießt aufs Haupt des Vaters Heil und Gnad'!

Und wilder Streit, deß Locken blutigroth,
Und Schreck, bewaffnet mit dem Donnerkeil,
Und grauſe Mordgier, Furcht vor bleichem Tod:
Hezt nun die Krieger fort zur Schlacht in Eil'.
Schwert ringt mit Schwert, und Speer den
Speer zerbricht,

Panzer an Panzer klirrt, und Schild an Schild;
Der Tod ſo Vieler ſtillt das Schlachten nicht,
Von tauſend Leichen ſchwarz iſt das Gefild.

Geiſter der Seligen auf goldnem Thron,
Schüzt meines Vaters Haupt! ſo bat der Sohn.

Die Feinde ſtürzen rings, das Kreuz wallt hoch.
Des Kampfes Seele, ganz beſprüzt mit Blut,
Fürſt Richard ſchnell durch alle Reihen flog,
Und heilt für immer manches Türken Wuth.
Die Blüthe Aſiens fiel von ſeiner Hand:
Das bleiche Mondlicht weicht der Sonne Strahl;
Die Ritter folgen ihm von Muth entbrannt,
Vor ihren Streichen ſchmolz der Feinde Zahl.

Deckt meinen Vater mit der Gnade Flügel,
Ihr Himmelsgeiſter! bat der fromme Nigel.

Die Schlacht iſt aus; Held Richard hat geſiegt,
Und Englands Banner küßt die heiſſe Luft;
Um jede Stirn der Sieg nun Kränze flicht,
Und alle Schmerzen ſenkt er in die Gruft.
England ruht wieder in der Liebe Arm,
Und ſtolzer Jubel ſchwellt der Krieger Bruſt:

Sie denken nicht verfloßner Tage Harm,
Und Aller Augen glühn in Siegesluſt.

Ihr Seligen dort oben, Nigel bat:
Ergießt aufs Haupt des Vaters Heil und Gnad'!

Da ſchwamm ſo leicht auf blauer Flut Gewog
Vor Nigels Aug' ein Schifflein hin ans Land;
Schnell, wie ſein Wunſch, er zum Geſtade flog:
Wo er den vielgeliebten Vater fand;
Nur Jene, die der Geiſt der Liebe eint,
Sie wiſſen, wie an Vaterbruſt er freudig weint.

Sir Roger.

Ekloge.

Liebſt du Urſprüngliches in der Natur,
So wandle zu des Landmanns Hütt' und Flur;
Von Kunſt iſt dort kaum eine rauhe Spur,
Du ſiehſt das Leben frei in Nacktheit nur.
Begnügt dein Herz mit Herzen ſich allein,
Will jedes Ding ſehn, wie es müßte ſein?
Horcht auf des Hirten Wort: ſchmucklos und rein
Von allem Künſteln und gelehrtem Schein?
So lad ich dich zu dieſen Scherzen ein,
Du magſt zum mind'ſten an dem Reim dich freun.

Hirte:

Wohin, mein ſchönes Mägdelein,
O, wohin geht dein Fuß?
Antworte mir nur nicht mit: Nein!
Erwiedre meinen Gruß!

Hirtin:

Zu Robin und Nell *)
Muß hinunter ich ſchnell,
Ins Thal, wo wir drei
Nun ſcheunen das Heu.

Hirte:

Bei Roger, dem Pfarrer, verdingt ich mich hier;
Komm, komm — ſei nur munter und froh!
Wir ſchaffen und ſingen und trinken ſtark Bier
Den langen luſt'gen Sommertag ſo. —

Hirtin:

Die Arbeit! ach, wie drückt ſie mich ſchwer,
Ich bin zu beklagen! —
Dame Agnes ſizt in der Kirche nunmehr
Mit goldner Schaube,
Mit Spizen und ſilbergeſtickter Haube.
Warum nicht ich? das ſollſt du mir ſagen.

Hirte:

Ich ſeh' Sir Roger kommen fern
Ueber die Wieſe her;

*) Olivier.

Und will ihn fragen, warum doch mehr
Als ich der Sohn des Herrn?

Sir Roger:

Die ſchwüle Sonne eilt mit raſchen Schwingen,
Ein Lebenskeim iſt jeder lichte Strahl;
Nun müßt ihr ſchnell das Heu zur Scheune bringen:
Die Fehmen ſind alleweil ganz dürr und fahl.
So iſt's auch mit den Menſchen — groß und klein:
Sie ſchwinden alle hin in Todesnacht.
Sieh' jene Blume ohne Duft und Schein!
Gleich ſchnödem Unkraut welkt auch ihre Pracht.
Die Weiſen, Narren, Muthigen und Feigen,
Wie ihre Ahnen ſie dem Tod den Nacken beugen.

Hirte:

Verzeiht, Herr Prieſter, verzeiht!
Bei Eurer Würde frag' ich Euch:
Warum ich dem Ritter Gottfried nicht gleich,
Der an Gütern reich,
Ehr' und Stand?
Herr Prieſter, das wäre mir gern bekannt.

Sir Roger:

So laß dein Aug' auf dieſer Wieſe ſpähn,
Sieh rund umher im ſonnverbrannten Hain.
Du magſt die Antwort hier geſchrieben ſehn.
Dies welke Blümchen kann dir Beiſpiel ſein:
Es keimte, blühte, duftete im Thal,
Sah ſtolz verachtend auf das Gras hinab,
Doch mit dem Graſe kam es ſelbſt zu Fall,
Und ſank im heiſſen Boden bald in's Grab.
In jungen Tagen, als es prangend ſtand,
Droht' ſeiner Knoſpe ſchon manch' gier'ge Hand.

So auch im Leben iſt's: — des Ritters Gold
Verlockt den Räuber — zieht den Mord herbei.
Biſt du vergnügt, — beſcheidnem Glücke hold:
Niemand iſt mehr als du; dies Wort iſt treu.
Beklagſt du dich der Arbeit halb und Müh'?
Trägheit ermattet mehr als ſaurer Fleiß;
Erforſch' der Seele Heimlichſtes, und ſieh:
Wie meine Lehren nur der Wahrheit Preis.
Doch wünſch' ich nun dein Leben zu erfahren,
Um And'rer Leben dir zu offenbaren.

Hirte:

Ich erwach' früh mit der Sonne,
Fahre gleich ihr daher,

Und jodle zu meiner Wonne
Ein Liedel oder mehr.
In einer Hand ſchwenk ich den Krug,
Mit der andern führ' ich den Pflug.

Doch von den Dirnen — oh!
Von ihnen will ich ſchweigen;
Mein Herz brennt lichterloh,
Und manche war mein eigen.
Und manche hat mich gekußt
Beim Reihen in Jubel und Luſt.

Am Sonntag bin ich da,
Wo luſt'ge Minſtrels ſind;
Und tanz' und koſ' — ach ja —
Mit dem allerſchönſten Kind.
Doch — oh — wie wünſch' ich ſo ſehr:
Daß ich reicher und vornehmer wär'.

Sir Roger:

Sahſt du nicht auf dem Hügel jenen Baum,
Deß ſtarke Aeſte greifen weit hinaus?
Da wilder Sturm durchbrauſ't der Lüfte Raum,
Wie bebt und neigt er ſich in Angſt und
Graus!

Indeß die Blume demuthsvoll im Moos
Klein und verborgen, aber ſicher ſtand.
Nochmals des Lebens Bild: wer ſtark und groß,
Den trifft auch ſchnell des Unglücks ſtärk're Hand.
Bleib du als Blume nur im Grunde ſtehn,
Je höher du dich hebſt, je kälter Windeswehn.

Elinour und Juga.

Ekloge.

Zwei Mädchen saßen an des Rudborn*) Rand,
Und ihre Thränen fielen in die Wogen.
Sie weinten, weil gelöst der Liebe Band:
In Albanys Schlacht die Ritter sind gezogen.
Die braune Elinour zu Jugo sprach:
(Das Aug' erhebend, worin Thränen glänzen
Wie Thauesperlen in den Blumenkränzen)

„O liebe Juga! höre was mich schreckt:
Mein Trauter zog hinweg, für York zu streiten.
Ach, daß nicht Blut die weiße Rose fleckt!
St. Cuthbert stehe meinem Freund zur Seiten
Ist nicht mein Fürchten herber als der Tod?
Sieh — sieh — dort liegt er blutend auf dem
Feld —
Hauch' Lebensglut ihm ein — sonst stirbt
mein Held!" —

---

*) Sächsisches rothes Wasser, ein Fluß nahe bei

Juga:

„O Leidensfreundin, weine du mit mir
Am Hügel, wo die Schwermuth liebt zu träumen;
Laß früh und spät uns beide gramvoll hier
Einander neigen, gleich zwei Eichenbäumen
Vom Bliz getroffen; wir Verlaſſnen, gleich
Zerſtörten Feſtgemächern, wo nur Eulen
Und Raben unheilkrächzend weilen.

Elinour:

„Des Hirten Pfeife*) weckt nicht mehr den Tag,
Für mich giebts keine Mohrentänz' und Spiele
Der Minſtrels mehr; kein Zelter trägt zum Hag
Des Fuchſes mich, kein Hifthorn ſtört die Stille
Des dunkeln Waldes, wo ich Tags verweil';
Und Nachts ruh' ich auf Gräbern, — zu verkünden
Mein Leiden Geiſtern, die vorüber ſchwinden."

Juga:

„Wenn bleich des Mondes Silbermantel ſcheint

St. Albans, bekannt aus den Kriegen zwiſchen den Häuſern Lancaſter und York.

*) Miskynette, kleine Sackpfeife.

Aus Wolkennacht; die luft'gen Elfen ſchweben:
Und Glückesträume, die der Tag verneint,
Sie unter ihren Schritten ſäen und weben; —
Dann — nahte Richard mir in Geiſtgeſtalt:
Schlöß' ich den blutigen und kalten Gatten
In meinen Arm, — würd' ich auch ſelbſt zum
Schatten."

Elinour:

„Wie bald vielleicht, o Strom cryſtallenrein,
Siehſt du an deinem Ufer Krieger bluten,
Dann wird mit Recht dein Name Rudborn ſein,
Der Helden Blut färbt deine Silberfluten. —
— Auf, liebe Juga, daß uns Kunde wird:
Ob von den Rittern uns der Tod geſchieden,
Ob wir noch länger ihrer harr'n hienieden."

Drauf ſchwankten ſie, in ſchmerzlichem Verein,
Zwei Regenwolken gleich, des Sturmes Boten,
Durch feuchte Wieſen bis zu Albans Schrein,
Wo ihre Ritter lagen bei den Todten. —
Zu Rudborn's Ufer rannten ſie zurück
Und ſtürzten dort, Verzweiflung in den Herzen,
Ins Wogengrab. Es ſchwanden ihre Schmerzen.

Aella.

Tragödie.

(Gedichtet von Thomas Rowley, gespielt vor Mr. Canynge in seinem Hause, genannt the rodde Lodge, in Gegenwart des Herzogs von Norfolck, Johann von Howard.)

Perſonen.

Aella.
Celmonde.
Magnus.
Hurra.
Goernyck.
Bertha.
Egwina.
Sachſen, Dänen, Minſtrels, Prieſter, Boten, Diener, Ritter u. ſ. w.

Gelmonde.

Bevor die Sonn' in ihrem Goldgewand
Den Lauf des Tages halb nur hat vollbracht:
Wird ſie mich Unglückſeligen erſpäh'n,
Wie ich gefeſſelt in des Elends Ketten!

Ach, Bertha! warum ſchuf Natur ſo hold
Und ſchön dich, wie kein Minſtrel es beſang?
Warum biſt du nicht ſo, wie Andre ſind? —
Doch dann ſchien durch dein Antliz dir die Seele,
(Die nun auf deinen holden Zügen glänzt)
Gleich Sonnenlicht, das braune Wolken röthet,
Wie Scharlach, der in Linnen eingehüllt. —

O — heute ſoll, als ew'ges Eigenthum,
Von dir der tapfre Aella Herz und Hand

Erhalten. — Kann ich leben, dies zu ſehn?
Nein, wahrlich — nein! Es darf und ſoll nicht ſein!
In dieſer Nacht vergift' ich das Getränk',
Daß er und ſie und ich zugleich verderben.
Zur Hülfe, Hölle! Steht mir bei, Dämonen:
Um mich, mein Lieb, den wackern Freund zu tödten!

(ab.)

Aella. Bertha.

Aella.

Da mich der Prieſter einſt zum Ritter ſchlug,
Die Waffen weih'te und Zukünft'ges ſprach:
Daß unter meiner Hand der kühne Däne
Oft bluten ſollt', daß oft ich ſiegen würde; —
Da ich zuerſt erſchaut dein ſchönes Bild,
Das ſchnell mein Herz gewonnen und gerührt
Die ſanften Saiten meiner Seele; — als
Auf meinem Kriegsroß ſizend, ich erblickt
Die flücht'gen Dänen auf dem Schlachtgefild:
Ihr ganzes Heer in Jammer wild aufheulend;
Da jauchzte meine Bruſt nicht ſo wie jezt,
Da uns der Prieſter, jener Seelenarzt,

Durch ew'ger Treue Schwüre hat vereint.
Aella iſt glücklich nun, mein ſüſſes Lieb,
Und alle ſeine Schmerzen ſind geſchwunden.

Bertha.

Mein Herr und Gatte! Gleiches Glück iſt mein;
Doch Sittſamkeit darf kaum es dir geſtehn,
Obwol du's leſen magſt in meinem Blick
Und meinem Herzen, wo du immer biſt.
Fürwahr, ich lohnte ja nur dein Vertrau'n:
Denn hat nicht zwölfmal ſeine Jahresreiſe
Der Gott des Tags vollbracht, den Silberſtrahl
Zur Flur hinabgeſandt, und iſt das Aug'
Des Monds nicht zwölfmal zwölf erblindet, ſeit
Du mich zu deiner Braut erwählt? Und warſt
Du mir nicht treu in dieſer langen Zeit? —

Oft ſah ich dich auf deinem Size ſtill —
Umgab kein Ritter dich — beim Mittagsmahl,
Wenn deine Leute jubelten und lachten,
Daß du für mich nur Auge ſchienſt und Ohr.
Du wachteſt über mich in tauſend Aengſten,
Als wenn ein ſtolzer Blick dich könne treffen;
Und gabſt Geſchenke mir, die überreich:

Wie Prunkgewänder, feine Scharlachſchleier; —
Gefallen wollteſt du nur mir allein,
Drum ſoll dein Lohn in meinem Herzen ſein.

Aella.

Was meine Zärtlichkeit für dich gethan,
Wird weit von deiner Güte überboten. —
Wie kann ich meinen, deine Treu' zu lohnen?
Wenn meine Thaten aufgeſchwellt das Buch
Des Schickſals, wenn ich dich der Hölle Schlund
Entriſſen, kühn den Himmel niederzog,
Das Weltall hin zum Schemel dir gelegt, —
Dein ſüſſes Lächeln gnügte mir zum Dank.
Ich bin der Liebe Schuldner, und kann nie
Die Schuld entrichten, — ewig bleib ich ihr
Und dir, mein holdes liebes Weib verpflichtet.

Bertha.

O, achte dein Verdienſt nicht ſo gering!
So wie ich dich, ſo liebe du auch mich.
Bertha wird nie von heil'ger Treue laſſen,
Bis einſt der Geiſt den ſchwachen Leib verläßt.
Dies und nichts weiter fordre ich von dir.

Nicht laß in Lieb' ſet und nicht überſchwänglich:
Still Feuer nährt, die raſche Flamm' verzehrt.

Aella.

Wie deine ſanften Worte Weisheit künden,
Die man bei manchem Mann nicht möchte finden!

Die Vorigen, Celmonde und Minſtrels.

Celmonde.

Des Himmels Segen, Aella, auf dein Haupt!
Möge des Mondes ſilberfarben Licht
Im Wechſellauf dir Wechſelfreuden bieten,
Des Unglücks Nacht aus deiner Näh' verjagen!

Und du, erlauchte Dame, ſchöne Bertha!
Lang mögeſt du mit Aella Frieden finden,
Vom Glück umgeben, wie mit einem Kleid,
Und jeder neue Mond bring' neue Luſt!

Als Zeichen meiner Liebe bring' ich hier
Euch Krüge Ale's, das euer Hirn mag brechen.

Aella.

Iſt unſer Mahl zu Ende — trinken wir
Von eurem Ale: gilt's Leben oder Tod.

Celmonde.

So ſingt denn, wackre Minſtrels, euer Lied!

Gesang der Minstrels.

Jüngling.

Komm, Alice, o komm zu mir!
Ach, mein Herz ſehnt ſich nach dir.
Noch trank nicht auf grüner Au
Sonnenſtrahl der Blumen Thau.

Mädchen.

Nein, ich meide deinen Gruß;
Wie der Hindin Silberfuß
Flieht zu grünem Waldesſchuz:
Flieh' ich, Schmeichler, dir zum Truz.

Jüngling.

Auf des Hügels Blumenſchwelle,
Die ſich ſpiegelt in der Welle,

Sez dich zu mir! Morgenkühle
Ladet ein zu ſüßem Spiele.

Mädchen.

Robin! meine Mutter ſpricht:
Jungen Mädchen ziem' es nicht
Zur Blüthenzeit im Schattenhain
Mit jungen Knaben allein zu ſein.

Jüngling.

Komm, ſein Liebchen — ſüß und leiſe
Tönt der Amſel Liebesweiſe,
Und der Morgenlerche Lieder
Schweben aus den Wolken nieder.

Mädchen.

Ihr Geſang iſt mir vertraut,
Von den Bäumen ſchallt es laut:
„Wo er iſt (Robin fürwahr)
Hirtin! iſt für dich Gefahr!"

Jüngling.

Maßlieb, Goldlack auf den Auen,
Alle Blumen, die wir ſchauen,

Werden uns nicht hier erſpähn;
Nur dein Lämmlein kann uns ſehn.

Mädchen.

Ach — zerreiß nicht mein Gewand!
Fort, Robin, und laß mich ziehn —
Wirſt du ſchnell nicht von hier fliehn,
Deinem Lieb mach' ich's bekannt.

Jüngling.

Sieh nur, wie in ſüſſem Ringen
Reben ſich um Pappeln ſchlingen;
Wie um grüne Eichenſproſſen
Epheu brünſtig ſich geſchloſſen.

Sei nicht ſpröde, meine Liebe!
Unter dieſes Baumes Zweigen
Laß uns koſen, — ſei mein eigen!
Alles folgt dem holden Triebe,

Vögel ſcherzen unterm Laube,
Und der Tauber küßt die Taube, —

Mädchen.

Doch der Mann, er bleib allein,
Will den Bund kein Prieſter weih'n!

Darum fordre keine Gabe!
Ich will nicht dein Liebchen ſein,
Ungeſtümer Hirtenknabe —
Knüpft kein Prieſter den Verein.

Jüngling.

Nun, ich ſchwör's bei meinem Leben:
Morgen bei des Tags Erheben,
Soll des Prieſters heil'ge Weihe
Feſten unſern Schwur der Treue!

Mädchen.

Warum morgen, und nicht heut?
Komm zum Prieſter, der bereit,
Laß uns Hand in Hand nun gehn,
Ihn um ſeinen Segen flehn!

Jüngling.

Auf denn, hier iſt Herz und Hand,
Vor St. Cuthberts heil'gem Schrein,
Wirſt du mein, und ich bin dein,
Ewig ſei der Treue Band!

Beide.

Unſer Hüttchen, arm und klein,
Soll für uns ein Pallaſt ſein;

Unſrer Liebe ſtilles Glück
Wächſt mit jedem Augenblick.

Aella.

Ich liebe dieſes Lied, ich lieb' es ſehr;
Hier nehmt dies Gold, zum Dank, daß ihr's geſungen.
Doch kennt ihr keins, das eh'lich Glück beſingt?

Celmonde. (bei Seite)

Das Glück der Eh' iſt ſelten, denk' ich mir. —

Minſtrels. (zu Aella)

Doch, Lord, wir kennen eins, wenn ihr erlaubt,
So ſingen wir's, ſo gut es immer geht.

Aella.

Wohlan, zum ſüß'ſten Tone ſtimmt die Saiten
Der Harfe, — ſucht all euren Wiz hervor
Zur Wonne meiner Dame!

Gesang.

Erſter Minſtrel.

Im Morgenlicht erröthen Blüthenwangen,
Rings iſt die grüne Wieſe gelb beſprengt,
Vom Roſenmantel iſt der Fels umhangen,
Der Thau hat zarter Primeln Haupt geſenkt.
In laub'gen Bäumen, die zum Himmel dringen,
Hört man's bei Windeswehn, wie Liſpeln leiſ'
erklingen.

Und naht der Abend, ſinkt der Thau hernieder
Der Himmel glänzt in dunklem Roſenſchein,
Rund um den Maibaum tönen Minſtrellieder,
Der Epheu windet ſich zum Thor hinein.
Ich' ruh' im Graſe, — ach, und fühl' in
Schmerzen:
Daß, wie auch Alles ſchön, doch etwas fehlt
dem Herzen.

Zweiter Minſtrel.

So dachte Adam, da auf Edens Flur
Noch Erd' und Himmel ihm Verehrung weihn.
Des Mannes Wonne ruht im Weibe nur:
Wie Saiten klingen froh ſie im Verein.

Geh, ſchließ ein Weib in deinen Arm, und fühle:
Daß öder Winter prangt in Frühlings Zauberhülle.

Dritter Minſtrel.

Scheint bleich der Herbſt, mit ſonnverbranntem Haar,
Vergüldet mit der Goldhand fallend Laub,
Und ruft dem Winter, daß er ſchließ' das Jahr,
Trägt auf dem Rücken reifer Garben Raub;
Wann alle wald'gen Hügel ſchon erbleichten
Und in der Ferne Bliz und Meteore leuchten;

Wann zu dem Boden niederzieht den Zweig
Der ſchöne Apfel, roth wie Abendſchein,
Und ſchwarze Beeren, Birnen ſüß und weich
Im Wind ſich wiegen, und das Aug' erfreun;
Dann — ob der Abend ſchön, ob trüb erſcheine:
In meines Herzens Luſt ſchleicht Sorge ein — ich weine.

Zweiter Minſtrel.

Die Engel ſind geſchlechtlos, wie es heißt,
Nur ihnen ſind Begierden unbekannt,
Doch quält ein Etwas jedes Menſchen Geiſt:

Das einzig nur ein liebes Weib verbannt.
Die Heil'gen ſelbſt, mit Blut und Kraft verſehen:
Entzückt es, können ſie ein ſchönes Weib erſpähen.

Kind ſeiner Wünſche, Bein von ſeinem Bein,
Iſt für den Mann das Weib erſchaffen nur.
Aus ſeiner Rippe ſprang ihr erſtes Sein,
Mehr feucht als feurig bildet's die Natur:
Drum muß nach heiſſer Liebesglut es ſtreben,
Der Weichheit des Geſchlechts Vollkommenheit zu geben.

Der Mann wär' ohne Weib ein Thier, und lebt'
Nur um zu tödten, — doch an Weibes Bruſt
Des Friedens Geiſt ihn mild und ſtill umſchwebt,
Und er genießt der Engel reine Luſt.
Geh' ſchnell drum, für dein Bett ein Weib zu ſuchen!
Dann wirſt dein Loos du preiſen, oder es — verfluchen.

Ein anderer Theil der Minſtrels ſingt:

Als Elinour ſaß unterm laubigen Baum,
Zu ſchüzen ſich dort vor dem Sonnenſchein:
Mit weiſſer Hand ſtrickt ſie den weiſſen Saum,
Und ſprach: „O des Glückes, ein Weib zu ſein!“

„Lord Thomas, mein Gatte, ein Schüze ſo kühn
Als jemals im Walde den Bogen ſpannt'.
Gibt Alles für Elinour freudig dahin,
Schon hab' ich's, ſobald ihm mein Wunſch bekannt.

„Da noch bei dem Vater in Clowd-dell ich ſaß,
Da ſpann ich am Tage nach Luſt und nach Wahl,
Doch fehlte mir etwas, zwar wußt ich nicht was:
Es war nur ſo öd' in der Waffenhall'.“

„Erwach' ich jezt Morgens, ertheil ich Befehl,
Zu ſpinnen, zu waſchen, den Mägden mein;
Und kommt eine neue, ich zeige ihr ſchnell:
Wie Alles im Hauſe muß ſauber ſein.“

„Lord Walter, mein Vater, er liebte mich ſehr,
Und gab mir, wonach ich Verlangen trug;

Doch kehr ich nach Cloud-dell zurück nimmermehr;
Das wäre fürwahr nicht geſcheidt und nicht klug."

So ſprach ſie, Lord Thomas kam über das Feld,
Und hezte ein Wild, das verwundet ſein Schuß, —
Das Strickzeug flog fort, und im Arm' ſie ihn hält; —
Ei — ſtört nicht die Beiden im Liebesgenuß!

Aella.

Auch dies iſt ſchön. Doch geht nunmehr zum Feſt;
Es ſei erlaubt euch, uns voran zu gehn.
Dort ſingt uns heitre Schwänke und Balladen,
Und hier iſt Gold, auf daß ihr luſtig ſeid.

(Die Minſtrels gehen ab.)

Komm, ſüſſes Lieb, nun fort zum Hochzeitsſchmaus;
Laß uns die Sorgen dort in Wein ertränken.

(Ein Bote kommt.)

Bote.

Aella, die Dänen rauben an der Küſte,
Wie Heuſchreckſchwärme, die das Meer ausſpie.
Magnus und Hurra ſtürmen ihrem Heer
In Wuth voran, und du allein vermagſt
Sie aufzuhalten. — Auf drum, Ritter, ſchnell
Dem Blize gleich, der Räuberſchaar entgegen
Nur deine Doggen zähmen dieſen Stier.
Sei raſch, denn nahe ſchon ſind ſie der Stadt,
Es wird erfüllt Wedcesters Schickſalsſpruch.
O eile, Aella, flieg zum Kampfgefild!
Ein Augenblick — und Tauſende ſind hin.

(ab.)

Aella.

Verflucht ſei deine Botſchaft! Doch ich geh
War je ſo hart ein Schickſal als das meine?
Das Hochzeitsfeſt zu tauſchen mit dem Krieg,
Das ſeidne Wams mit ſchwerem Panzerhemd?

Bertha.

O laß mein Arm dich Treuen rings umwinden,
Und ſo dich ſchützen vor des Kampfs Gefahr.
Du wirſt und darfſt mich hier allein nicht laſſen;
Mag in der Ferne nur das Horn erſchal-

Aella.

O Liebe! iſt denn dies dein ganzes Glück:
Daß du dein prachtvoll Mahl nur zeigſt, und rauh
Die Gäſte fortjagſt, wenn ſie hungrig ſind?

Wie ſchwillt mein Herz in Pein! — Nicht Worte können
Die Schmerzen meiner Bruſt verkünden. Oh —
Mein Unglück iſt unfaßbar, iſt zu groß. —

Ihr hohen Götter, muß denn eure Milde
Gepaart ſein mit des Leidens ſchwerer Laſt?
Verfolgen wir nur ſtets des Glückes Schatten,
Umarmen ein Geſpenſt ſtatt Fleiſch und Blut?

Warum, ihr Heil'gen, quält ihr ſo mein Herz?
Wie nenn' ich dieſes ſeltſam trübe Weh?

Celmonde.

Der Weiſe oft bedarf des Armen Rath,
Vernunft und Geiſteskraft entflichn zuweilen;
Drum laßt mich ehrfurchtsvoll, mein Lord, hier knien,
Und meinen Rath ins kluge Ohr euch legen.

Wenn wir hier zögernd die Gefahr vergeſſen,
Gewinnt der raſche Feind ſtets mehr Gebiet.
Laßt nun die Lanzenträger, kampfgerüſtet,
Und alles Reitervolk zur Küſte ziehn! —
Was ich geſprochen, Herr, geſchah allein,
Um deinen Geiſt zu wecken aus Beſtürzung,
Und zu befreien deinen Kriegermuth.

Aella.

Ah, jezt erſt wirfſt du Pfeile in mein Herz;
Mein Geiſt beginnt nun ſelbſt ſich zu erkennen.
Ich richte meine Kraft empor und zieh'
Zum Tod der Feinde fort in grimmer Wuth.
Doch kann der Teufel nicht und ſeine Brut
Ein ſchwärz'res Mißgeſchick für mich erſinnen:
Als [illegible]n mich reißt aus Berthas Liebesarm.
Wohlan, ich geh zum blut'gen Kampf, und will
Den Geiſt erheben, und mit Ruhm mich kleiden.

Bertha.

Nein, du wirſt nie von meiner Seite weichen,
Kein Lufthauch ſoll getrennt uns je erreichen;
Ich werde ſchlangengleich dich feſt umwinden,
Lebend und todt ſoll man vereint uns finden.
Ich habe Theil am Gram und Mißgeſchick,

Sieh nur in meinen ſchmerzumhüllten Blick!
Vom kranken Herzen ſtrömen Thränenfluten,
Und leideſt du, — ich werde doppelt bluten.
Geh nicht, mein Aella — o hier mußt du weilen:
Mit dir wird auch mein Geiſt zum Tode eilen

Aella

O! nur für dich fühl' ich, allein für dich,
Doch ruft der Ehre ernſte Stimme mich.
Das Herz mit Muth, die Bruſt mit Stahl bedeckt:
Mein blutig Schwert die wilden Feinde ſchreckt.

Bertha.

Stößt Aella mich von ſeiner Bruſt zurück?
Bin ich ſo häßlich, furchtbar ſeinem Blick?
Du falſcher Mann! Iſt dir der Kampf ſo werth,
Daß du ihn vorziehſt meiner Liebesglut?
Du ſollteſt mich nicht laſſen, hielt' dein Schwert
Die Welt, und ſie verſtrömt' mit deinem Blut.

Aella.

Sähſt du die Flamme meiner wilden Schmerzen
Von deinen Worten immer heiſſer glühn:
Du würdeſt Frieden geben dieſem Herzen,

Und aus dem Schlummer meine Ehre ziehn. —
Dich, meine höchſte Luſt, preiſ' ich vor allen,
Die mir des Himmels Güte kann verleih'n,
Doch laß ich dich, den Feind zu überfallen, —
Und kehr' ich heim — dann doppelt biſt du mein.

Bertha.

So wird mein erſter Wunſch von dir verneint,
Und Lieb' und Stolz trifft du mit einem Pfeile?
O bleibe mind'ſtens bis der Morgen ſcheint!

Aella.

Du kennſt der Dänen grauſe Macht und Eile:
Zum Leid für Jahre brauchen ſie Minuten,
Und Königreiche ſtürzen ſie in Stunden.
Sei ſtandhaft, Bertha — ſieh' das Land erbluten,
Zu raſchen Thaten mahnen ſeine Wunden.

Bertha.

Treuloſer Mann — ſei ſtandhaft du in Liebe!
Such deinen Vorwand nur im blut'gen Triebe!

So lange nicht des Königs Siegel dir
Befehl geſandt, brauchſt du nicht fort von hier.

Aella.

Und willſt du eine Memme aus mir machen?
Jungfrau Maria, ſchütz mich vor der Schmach!
Zwiefach verwundend trifft mich dieſes Wort:
In deiner Liebe und in deiner Achtung.

Bertha.

Biſt du beleidigt, Aella? — Ach — verzeih'
Aus Liebe war's, daß ich ſo thöricht ſprach.
Doch höre meine Bitte, folg' dem Rath,
Der aus dem armen Herzen, das dein Freund
Und Liebſter iſt, ſich drängt: Celmonde laß
In deinen Waffen und an deiner Statt
Zum Kampfe gehn! Es treibt dein Nam' allein
Zur Flucht der Dänen Volk, — das Lüft-
chen, das
Zu ihrem Ohr ihn führt, wird ſie erſticken.

Aella.

Bertha! Umſonſt verlockſt du meinen Muth!
Ich muß und werde kämpfen für mein Land;
Und ſeinetwegen laß ich dich. — Celmond!

Geh ſchnell, und heiß die Briſtoler ſich wappnen,
Und ſprich zu ihnen, daß ich ſie geleite:
Für's kalte Feldbett Hochzeitswonne meide.

(Gelmonde ab.)

Aella. Bertha.

Bertha.

Und du willſt gehn? O mein belaſtet Herz!

Aella.

Das Vaterland erwartet mich: ich muß,
Und ſollt' ich dem Geſchoß entgegengehn
Des ſichern Todes — dennoch blieb ich nicht.

Jedoch in Folterſchmerzen, unausſprechlich
Stöhnt mein Gemüth, dieweil ich von dir ſcheide. —
Denk' du der Ehre, Braut, und harr' des Tags:
Wenn um mich her des Sieg's Geſänge ſchallen.

O Lieb — du könnteſt lindern nun mein Leid:
Sieh freundlich auf mein ſtählern Schlachtenkleid!

Bertha.

Du forderſt viel; doch will ich mich bezwingen,
Und meines Buſens Weh zum Schweigen bringen.
Kann ich auch nicht, gleich dir, Entzücken fühlen, —
Soll's doch mein Streben ſein, den Gram zu ſtillen.

Aella — vergib, wenn dich betrübt mein Mund;
Die ſtolze Liebe will allein gebieten.
Bedenk, daß grade, als den ſüſſen Bund
Mit dir ich ſchloß, das Schickſal uns geſchieden.
Das iſt zu viel, um nicht in Thränenbächen
Und Seufzern meinen Jammer auszuſprechen.

Aella.

Nun biſt du wieder gut. — Doch ſprich, mein Lieb,
Biſt du ſo hold, ſo zärtlich und ſo klug,
Damit mir Armen die Erinnrung blieb:
Welch ein Juwel ich einſt am Herzen trug? —
O ſchöne Bertha, jeder Hauch der Winde

Dir treuen Liebesgruß von mir verkünde;
In meinen Schild gegraben glänzt dein Name — —

(Celmonde kommt.)

Doch hier naht Celmond'. Wackrer Freund, was giebt's?

Celmonde.

Die Mannen Briſtols warten deiner, Herr —
Die langen Schilde glänzen auf den Schultern.

Aella.

Bertha, leb' wohl! — (zögernd) Doch ach, ich kann nicht gehn —

Bertha.

Du meiner Seele Leben, bleibe hier!
O, Gott, nimm mir des Abſchieds Folterſchmerz!

Aella.

Ich muß, — ich will, — die Ehre heißt es mir!

Bertha.

Dann brich, dann brich entzwei, mein armes Herz!
Der Ehre wegen, Aella, fliehſt du mich?

Aella.

Bertha, lebwohl! Ich darf nicht länger weilen,
Ich flieh' mich ſelbſt, ſcheints auch, ich fliehe dich.

(Er ſtürzt fort.)

Bertha.

O Gatte, Freund! — Warum ſo eilen —
Fort iſt er, fort — vielleicht auf ewig hin.

(Sie geht langſam ab.)

Celmonde.

Hoffnung, du Heilige, die im Himmel ſchwebt
Mit goldner Kron', dem Kleide blendend weiß
Gleich Lilien, die in reiner Luft erglänzen
Und aus der Ferne ſchon das Auge grüßen, —
Obgleich du oft den Strahlenflug verhüllt
In Nebel, und dein Aug erblindet ſchien, —
Nun nahſt du mir in zaubervollem Glanz,
Die roſige Sonne blizt auf dein Gewand,
Der Sommer und die Maienzeit erſchien,
Mit Künſtlerhand den Gürtel dir zu zieren!
Aus dunkelſchwarzer Nacht bin ich erwacht,
Und ob des Tages Anmuth muß ich ſtaunen.

Aella, der Pflicht gehorchend, zog hinweg,
Und ich will folgen ihm zum Schwerterkampf:
Celmond' war nie vom blut'gen Streite fern;
Der Krieg beginnt, und Celmond' iſt dabei.
Doch iſt der Kampf zu Ende, — eil' ich fort,
Die Larve fällt, ich ſeh' der Zeit ins Auge,
Und um mich her kreiſ't unnennbare Wonne:
Der Zukunft Leib iſt nackt, und Wolluſt zahlt die Schuld.

O Ehre — Ehre! ſprich, wo iſt dein Lohn?
Glücklich der Räuber und der hörige Mann,
Die dich nicht kennen, oder deine Feinde:
Vor deiner Furchtbarkeit ſich nicht entſezen!
Aus meinem Buſen möcht ich ganz dich reiſſen:
Du ſandteſt deinen Flammenbliz hinein,
Und iſt mein Herz verzehrt, trägſt du die Schuld;
Du ſchlugſt mit deiner Feuerhand mein Glück,
Und öde liegt's umher, wie jene Felſen,
Die aus der Erde Schoß der Sturm geſprengt.
Was iſt die Ehre? — Eines Schattens Schatten,
Ein Zauberfluch, — ein armer eitler Traum, —
Ein Pfaffentrug, zu knechten Mannesſinn
Und ſchwachen Weibern Schrecken einzujagen

Drum ſollten Recken, die des Schlachthorns Ton
Oft hörten, nicht auf deinen Pfaden ziehn,
Und ſtark wie ihre grimmen Seelen ſein. —
O Teufel, wie dein Name:
Ob Zabalus, ob Queed,
Komm, ſtähle mein Gemüth
Zu wilden Schreckensthaten!

Bei Watchette.

Das däniſche Heer. Magnus, Hurra, der Opferprieſter.

Magnus.

Bereitet ſchnell die Opfer für die Götter,
Damit ſie uns des Kampfs Erfolg verkünden;
Laßt rings im Kreis die heil'ge Flamme lodern,
Und werft hinein die blut'gen Dolch'. und Schwerter!

Prieſter (ſingend.)

Ihr, die in der trüben Luft
Schön und rauhes Wetter ſchuft!
Ihr, die, wenn ihr zornig ſeid:
Färbt in Blut des Mondes Kleid, —
Stürzt die Sterne, — jagt den Sturm

Fort aus ſeinem Wolkenthurm, —
Heißt die Wogen aufwärts ſpringen:
Städte wild im Schaum verſchlingen —
Laßt den Tod das Volk erdrücken:
Sizt er auf der Seuche Rücken; —
Ihr nun — ſendet eu'r Geheiß,
Und erleuchtet meinen Blick,
Daß ich treu des Kriegs Geſchick
Und der Zukunft Thaten weiß!

(Er fällt mehrere Male zu Boden und ſpricht nach einer Pauſe:)

Die Götter ſprachen: „Stürze hin zur Ebne,
Denn dort erſchlägt man manchen tapfern Mann."

Magnus.

So war es ſtets, wenn Magnus zog zur Schlacht.
Oft brachte ich Beſtürzung in die Reih'n
Des Feindes, bahnte mir mit rothem Schwert
Den Pfad, wie Qued in Wuth, — und gleich dem Sturm
Der an der Küſte brauſend treibt die Wellen
Auf's ſand'ge Ufer — ſo zum Tode ſtieß
Mit meinem Wurfſpieß ich das Feindesheer.

Gar manches Kämpen Bruſt trug meinen Speer.
Mein Schild gleicht eines Moorlichts rother Glut,
Der blizgeſpaltnen Eiche gleicht mein Speer.

Hurra.

Groß ſind die Worte, hochertönend, prahlend:
Dem Donner gleich, dem kein Gewitter folgt.
Es braucht des Schwazzens nicht bei tapferm Arm:
Der beſtbeſpornte Hahn kräht wenig nur.
Fürwahr, dein Wort wär' recht, ſprächſt du von mir,
Der auch zu ſtreiten weiß, und das Viſir
Oft niederzog, und ſchlug den Helm vom Haupt
Des Starken; biſt du nun ſo gewaltig:
Laß deine Thaten ſprechen und den Muth.

Magnus.

Du biſt ein Krieger, Hurra, ja — fürwahr;
Und hochberühmt der groſſen Thaten halb.
Mit Jungfraun fochteſt du, mit Männern nicht.
Nie macht'ſt du bluten ein bewaffnet Herz.
Wie oft, auf blutbeſprüztem Hengſte ſizend,
Sah ich im Kampfe dich weit hinter mir,
Mit Leichen rings bedeckte ich das Feld,

Du ſtand'ſt erſtaunt, verwundert ob der Thaten;
Doch wollteſt du an meinem Ruhme theilen,
Obwol von blut'ger Wahlſtatt du entflohſt. —

Hurra.

Wie? . . . . Doch ich zähme meine Wuth.
Zu wohl
Weiß ich, daß du der Züchtigung nicht werth.
Im Kampfe, hoff' ich, werden wir uns treffen,
Dann ruht der Krieger Blick auf dir; und ich
Will meinen Muth dort auf der Ebne zeigen,
Und dort allein dir ſagen, was ich bin.
Führ' ich den Todesſpeer nicht kräftiglich:
So ſei mein Name niedrig wie der deine. —
Mein ſchart'ger Schild, mein Schlachtſpeer mag
verkünden
Dem fall'nden Feind, ob Hurra's Herz iſt feig.

Magnus.

Erwidern möcht' ich, doch mein edles Herz
Iſt ſo von Wuth entbrannt, daß Worte fehlen.
In Schlägen ſpräch' ich gern, und ſchrieb mit
Blut
Die Antwort dir auf dein verruchtes Haupt.
Willſt du des Wolfes Wuth dich widerſezen:

Hier iſt er, hier! — Wenn nicht, ſo flieh hinweg,
Weil ich in meinem Zorn der Waffen Macht
Zu deines Leib's unſel'gem Weh könnt brauchen.
O! Ich bin toll — mich faßt Berſerkerwuth, *)
Und mein entflammtes Herz ſtillt keine See
von Blut.

Hurra.

Ich kenn dich wohl, Magnus! du Memmenherz,
Das ſich zur Seite ſchleicht in Streites Noth:
Ein ſtarker Bull an Leib, ein Hündlein nur
im Herzen.
Ich wünſchte, daß du tapfrer möchteſt ſein.
Als Aella (deſſen Nam' allein genügt
Dich Feigen zu erſchrecken,) kam zur Schlacht:
Wie liefſt du vor den Flüchtigſten zuerſt,
Und flogſt dem Pfeile, dem beſchwingten, vor.
Sezt man zur Feſtzeit Wettlaufspreiſe aus:
Gewiß, Magnus gewinnt, Niemand als er.

Magnus.

Die Peſt verſchlinge deine böſe Zunge,
Es nag' an deinem Herzen Natternbrut,

*) Im Original: **broudyng rage.**

Fühle des Alters Schmerz, obgleich noch jung!
Sei du entmannt, des Augenlichts beraubt,
In ew'ge Nacht die Seele dir begraben,
Der Feinde Spott, den Thieren zugeſellt,
Des Blizes Strahl fall auf dein Haupt hinab,
Des Sturmes Wuth erſchüttre dein Gebein,
In böſen Dünſten ſieche deine Kraft,
Dein ſchnöder Leib verderb' in Pein und Ekel!
Gern flucht' ich mehr noch, Schurke, doch mein Mund
Verſagt dem Herzen dieſe Gunſt —

Hurra.

Wohlan!
Bei Nordens Göttern und des Himmels Herrn,
Fahr immer fort in Wuth, wie du begannſt:
Fluch zu, — ruf auf mein Haupt nur alle Schrecken,
Es ſinkt dein Fluch in eignen Schlund zurück.
Send' auf mein Haupt die blauen Blizesflammen,
Den Donnerkeil, die aufgeſchwollne Woge —
Die Worte brauſen nur — und weiter nichts.
Fluch zu, o Held, und ficht mit ſtolzen Reden;
Doch nein — ſchon' deine Lung', denn Aella kommt.

Magnus.

Verſinke du und er mitſammt zur Hölle!
Das Buch des Schickſals löſche eure Namen!
Ich fürchte Aella nicht, du weißt es wohl.
Verräther, denkſt du nun dich zu empören?
Vereint ſind deine Mannen mit den meinen
Zum Blutbad hergeſandt, zwei Schaaren Wölfe;
Doch nun begehrſt du, daß ſie alle dein.
Ja, bei den Göttern Dän'marks! ſprichſt du mehr
In blinder Wuth noch, brech' ich unſern Bund.

Hurra.

Dein Drohen acht' ich, wie dein Flüchen, traun:
Gemiſcht iſt es aus Feigheit und aus Groll;
Du biſt ein Schandfleck auf der Dänen Namen,
Auf deine Zunge kannſt allein du traun.
Du biſt ein Wurm, ſo kriechend, ſo gemein,
Daß ich mein Schwert mit dir nicht mag beſudeln,
Und dich erdrücke nur mit eignen Waffen:
Gleich deiner Furcht, dich ſchlage nur mit Worten.
Was mich betrifft, ich bleibe ſtets derſelbe,
In Thaten groß, und dir im Range gleich.

(Ein Bote ſtürzt herein.)

Bote.

Stillt, Häupter, euren Hader, — als ich stand
Auf meinem Poſten, ſah ein Heer ich kommen,
Und zwar nicht eine Handvoll Feindesvolk,
Nein, ſchwarz in Waffen naht es furchtbar uns
Wie eine Wetterwolk', aus deren Schooß
Der Hagel fällt und hilft dem Donner toſen.

Magnus.

Sind ihrer viel?

Bote.

Es wimmelt rings wie Ameiſen im Sommer,
Und ihre Stiche ſind ſo ſchmerzlich auch.

Hurra.

Was thut's? Laßt uns die Reihen ordnen, geht —
Das Horn erſchall' — man ſchaare ſich zum Kampf.
Zweifl' ich doch nicht, wir ſtechen tief wie ſie.
Nun? Du erbleicheſt? Iſt es wohl aus Furcht?
Willſt du dir Städt' und Burgen hier gewinnen,
Und wagſt nicht, die Beſazung anzuſehn?

Geh in mein Zelt, verkrieche dich daſelbſt!
Ich will als Wächter deinen Leib beſchüzen.

Magnus.

Die Götter wiſſen, daß mein Herz iſt gut —

Hurra.

Zu nichts auf Erden, als zur Rabenſpeiſe.

Ein zweiter Bote. Die Vorigen.

Bote.

Als ich vom Thurm des Feindes Nahen ſpürt',
Gewahrt' den Kreuzſchild ich, das blut'ge Schwert,
Des wilden Aella Banner, mit ihm zieht
Das Heer, — allein in unſre Haufen ſchlich
Beſtürzung, die des Helden Ruf gebar.
Auf, auf, ihr Lords!

Magnus.

Was? Aella? Und ſo nah?
Dän'mark iſt hin! O, meine Furcht erwacht!

Hurra.

Wie meinſt du das? Aella iſt nur ein Mann
Bei meinem Schwert, wahrlich, du biſt ein Kind
Mit Recht ſchalt ich dich Memme, als du
prahlteſt. —
Doch jezt muß ich zum Kampfgefild mich wenden
Und meiner Truppen Schlachtenmuth erwecken.

Magnus.

Auch ich will nun die Kriegerreih'n durcheilen.
Und ſie ermuntern, keines Feind's zu ſchonen.
Da hier die Schande harrt, und dort der Tod:
Stähl' ich mein Herz — und wähle Schlacht-
gewühl.

Bei Watchette.

Aella. Celmonde. Das engliſche Heer

Aella.

Da wir die Morgenandacht nun vollbracht,
Laßt uns bereit ſein für den nahen Kampf,
Und jedes Ritters Stirne ſchmücke froh
Sich mit der Krone eines ſichern Siegs.

Mein Herz, geſteh' ich's nur, iſt heut ſo fremd
Dem Bettlerkleid der Furcht, als je es war
Im Sommerglanz des Glücks; mein ſchwellend Blut,
Stolz aufgeregt, kocht in den Adern, rollt
In raſchem Kreiſe, voller Ungeduld:
Den ſcharfen Stahl zu treffen, und der Welt
Zu zeigen, daß ſo tapfer Aella ſtarb,
Als je ein Ritter, der für England focht. —

Freund', Sippe, Krieger — ſtolz in ſchwarzen Waffen,
Ahmt meine Thaten nach, folgt meinen Worten:

Auf dieſer glückverlaßnen Inſel ſteht
Kein Haus, das einen Tapfern nicht verlor
In dieſen Kämpfen, — Blut beſchwemmt den Boden, —
In Flammenmänteln glänzen unſre Tempel,
Und unſre Söhne ruhn in ihrem Blut; —
Der freche Feind reißt unſers Lebens Baum
Aus mit den Wurzeln, wühlt in unſern Küſten
Wie Fluthen, die ſtets ans Geſtade ſchlagen. —
Ihr Männer, ſeid ihr dies, ſo zeigt es heut:
Verſengt die Rott' in wilden Sturmesflammen!

Ihr Chriſten, macht des Glaubens euch nun werth.
Treibt dieſe Räuber weg vom Heiligthum;
Hervor, der Wolke gleich, die ſchmetternd plazt,
Dem Strome gleich, der vom Gebirg ſich ſtürzt.
Und wenn ihr auf den Fluren flüchten ſeht
Des Vaterlands Verderber, ſo verfolgt
Sie rüſtig, wie des Blizes rother Strahl,
Vor dem der Mörder auf der Straſſe zuckt.

Das feige London mag in Trümmern ſehn
Die Städte, und mit Gold den Plündrern wehren, —
Aella's und Briſtols Denken ſchwingt ſich höher:
Wir kämpfen nicht für uns, fürs ganze Land.
Gleichwie der Severn raſche Fluthen brechen
Die ſand'gen Bänke, und auf hohen Strand
Mit wildem Toſen ſchwillend, Felſenſtücke
In ungeſtümem Drang vom Boden rücken:
So wollen wir der Dänen Heer in Blut
Fortſchwemmen, und des Sieges uns erfreun.

Beſchüzt in dieſem Kampf nicht uns das Glück:
Auf Briſtol trägt der Feind dann ſeine Wuth,
Briſtol und all ſein Reiz verdampft in Lüften.
In ungewohntem Feuer ſtirbt es hin.
Drum dopple die Gefahr jezt euren Zorn:
Gleich Wölfen, die nach Raub am Abend ſchleichen,
Und im Geſträuch beim Lamm den Hirten findend,
Aus Furcht den Mann, das Lamm aus Hunger würgen. —
O laßt der Raben Krächzen auf der Heide
Das Grabgeläut' der ſtolzen Dänen ſein!

Ein rothes Irrlicht, ſoll mein Schwert erblizen,
Ein ſtarker Löwe, jag' ich im Gefecht,
Wie fallend Laub, ſo ſollen Dänen ſinken,
Ein ſtolzer Strom, erbrauſet meine Kraft.
Ihr Männer, die den Rittersnamen führen:
Laßt blut'ge Thränen eure Dolche weinen!
Damit der Folgezeit kein Kiel verkünde,
Daß Briſtol ſchlief, als Feind' in Engelland.
Seht eure Kinder, eure Brüder rufen:
„Geht, kämpft, ſeid tapfer, ſieget oder ſterbt!"
Ich ſchweige nun, — eu'r Herz ſag' euch den Reſt,
Und rufe: „Briſtol iſt der Väter Land!" —
Zum Haus des Ruhms bedarf's nicht meiner Führung:
In eigner Bruſt ſeht ihr die Pfade glänzen;
Das Schickſal trennt von euch ein kleiner Raum.
Nun iſt es Zeit, als Männer euch zu zeigen,
Schwingt hoch das blanke Beil gewandten Arms,
Und ſtürzt euch wie die Wölfin aus der Höhle!

Komm her, mein Schwert, — die Scheide werf' ich fort, —
Wenn du vom Morden müde, ſuch' ſie wieder!

Krieger.

Fort, Aella, fort, wir ſehnen uns nach Kampf,
Zu ſpotten des getäuſchten Rabens Sang.
Fort, Aella, fort, fürwahr, der Tag iſt unſer,
Wenn du uns führſt zum feuchten Todesplan!

Celmonde.

Dein Wort, o Herr, entflammt das ganze Heer,
Es ſtöhnt nach Krieg, wie der gehezte Wolf
Nach Athem. — Auf! und als Sieger ruhe aus
Auf Leichenhügeln; — auf zum Schwerterkampf!

Krieger.

Dir, Aella, danken wir all unſern Muth:
Schon ſehen wir im Geiſt den Feind in Ketten!

Aella.

Gefährten, Freunde! Euer edles Herz
Spricht aus dem Aug' und kündet euern Muth.
Schnell wollen wir, wie Regen hin zur Erde,
Auf dieſe Wütheriche fallen, ſie
Zum Grund der Hölle niederſtoßen, und
Die Leichen häufen, daß der Mond ſich dunkelt.

Der Nachwelt ſollen der Erſchlagnen Gräber
Von unſern Ruhmesthaten Nachricht geben.
Wohlan, — in Aller Augen ſeh' ich flammen
Den Schlachtenmuth, wie Wachtfeu'r in der Nacht.
Wenn die Geſchichte ſpricht von dieſen Kämpfen,
So werden unſre Kinder ſtaunend leſen,
Und wünſchen, daß auch ſie den Tag geſehn,
Und beigetragen, daß der Feind verblute.
Doch ihrer Hülfe iſt uns nun nicht noth:
Es gnügt an unſrer Kraft, dem Feind zu wehren,
Deß Leichen auf den grünen Wieſen ruhn,
Wenn wir darüber hin nach Hauſe ziehn.

Zum Angriff laßt die Hörner nun erſchallen!
Das Dänenheer rückt an auf jenen Höhn.

Häupter, führt eure Banden; fort zum Kampf!

Schlacht bei Watchette.

Fliehende Dänen.

Erſter Däne.

Ihr Dänen flieht — Magnus der Fürſt iſt todt,

Die Sachſen nahn mit Aella an der Spize;
Laßt dort in jenem Walde uns verbergen, —
Flieht, Kämpen, flieht! — hier iſt des Todes
Reich!

(ab.)

Zweiter Däne.

O Götter! Tauſend hat mein Schwert ver-
wundet,
Und ſollt' ich nun, um mich zu retten, fliehn?
Seht doch! das ganze Heer iſt wild zerſprengt,
Nur ich allein will ſtehn im blut'gen Streit.
Doch nein — ich flieh' und morde auf der Flucht:
Tod, Blut und Feu'r bezeichne meinen Pfad!

(ab.)

Dritter Däne.

Dem wilden Feinde dacht' ich zu entgehn,
Und lief zum Meeresſtrande, — aber ach,
Dort ſah ich fern ein ſchmerzlich Schauerbild:
Mit Flammenſegeln ſchwammen unſre Schiffe,
Und unſre Wächter drin in ſchweren Waffen,
Sie rannten ängſtlich vor dem Tod umher,
Deß Glutenfäuſte immer näher drangen —
Bis ſie daran des Herzens Muth entzünden
Und in das Meer ſich ſtürzen, jezt ihr Grab.

Hurra.

Nun bei den Göttern! Magnus, falscher Ritter,
Von deiner Feigheit kommt all unsre Noth:
Die beste Mannschaft ließest du verderben,
Und sandtest Tapfre hin, wo Krüppel gnügten.

Da jezt das Glück uns so den Rücken kehrt,
Versammelt alle Krieger, die noch leben;
Wir wollen einen sichern Port uns suchen,
Und Heil erwarten von zukünft'gen Tagen.
Zu schnellem Rückzug blas't die Hörner — laßt
Die Dänen all' sich unserm Banner einen.

Wir wollen Schmach und Tod den Hütten bringen,
In heissem Blute uns die Leiber baden.
Ha — Götter! — dort die Sachsen — immer sie —
Schon hör' ich das Geklirr verfluchter Schwerter,
Hinweg, hinweg! — flieht hin zu jenen Höhn,
Wir weichen nun, um einst den Blutkampf zu erneu'n.

(schnell ab.)

Gelmonde.

O dieſes Tages Thaten zu erzählen,
Der Feindesherzen in Verzweiflung brachte,
Und unſern ew'gen Ruhm trägt durch die Welt:
Dazu bedarf es einer Feuerſeele.

In roſ'gem Kleide ſchimmerte die Sonne,
Aus Oſten kam ſie mit dem Glanzgefolge,
Der Tag warf ab den Mantel ſchwarzer Nacht,
Und riß entzwei der Wolken finſtern Teppich.
Rings deckt' der Himmel ſich mit Flammenſtrahlen
Und lächelt' glizernd auf den Thau hernieder,
Der auf dem Felſen glänzt wie Tropfen Blut.
Da lagerten die Krieger an dem Hügel
Gleich jungen Stämmen an des Waldes Saum.

Aella ſtand einem Baum' gleich unter Sträuchen,
Sein hoher Speer blizt wie der Abendſtern,
Sein Aug' erglomm wie eine Feuerflamme;
Sein Mund ſprach Muth zum Kampf den Seinen ein,
Und tiefbewegt iſt jedes Kämpen Seele
Gleich jungen Löwen, die der Jäger weckt;
Dreifach gewaffnet iſt ihr Heldenmuth,

Und jede Bruſt ſchwellt auf nach Lob und Ruhm.
Gleich trägem Brauſen des gekrümmten Stroms,
So ging ein Murmeln durch das ganze Heer.

Er führt ſie ins Gefecht, — o zu beſchreiben
Die Blicke Aella's, und wie ſie beſeelten,
Und jedes Bangen aus dem Herzen bannten,
Gebt mir den Mund, die Worte eines Engels!
Dem Felſen glich er, der zum Himmel ſteigt,
Gleich einer jungen Wölfin, wild und ſtark,
So ſchritt er fort, — ihm nach die tapfern Krieger,
Um ihn der Sieg mit blutbeſprengten Schwingen

Die Schlacht begann, — Schwerter mit Schwertern rangen,
Und Aella wüthet, wie ein zorn'ger Löwe;
Sein Speer durchſchnitt die Luft — ein Meteor;
Sein mächtig Schwert erſchlug die ſtärkſten Männer;
Wohin er kam, erſchrocken floh der Feind,
Denn naht' er ihm, ſo überfiel er ſchnell
Ihn und gewaltig wie ein Regenguß.
Die Ebne füllte ſich mit Leichenhügeln,

Aella .... doch ſtille, Zunge, ſprich nicht mehr,
Wie hoch du ihn erhebſt, er ſteht doch höher.

Umſonſt nicht ſahn die Krieger ſeine Thaten,
Hier fiel ein Däne plump auf den Gefährten,
Dort ſanken Herr und Dienſtmann hin zugleich,
Hier fuhr ein Vater mit dem Sohn zur Hölle.

Fürſt Magnus brach ſich Bahn — o Schmach dem Recken:
Er brach zur Flucht ſich Bahn, doch Aella's Speer
Drang in des Flücht'gen Schulterblatt, und fuhr
Durch ſeinen Leib, ſchnitt ihm das Herz entzwei, —
Und röchelnd ſank er hin aufs Blutgefild:
Sein Leib erhöht den Haufen der Erſchlagnen.

Vom Streit erſchöpft die Dänenrecken ſtanden
Wie Stiere, denen Kraft und Stärke wich,
Da ſtürzt im Sprunge Aella in's Gewühl:
Zwei Speere wirft er und zwei Dänen ſinken.
Nach dieſem Beiſpiel wird das Heer vernichtet,
Wurfſpieße fliegen hin von allen Seiten,
Die Schwerter klingen und die Leiber bluten —
Nun ſinkt der Dänen ſtolzes Banner, Schreck

Herrſcht in den Reih'n — und ſie entfliehn wie Raben.

Die Sachſenkrieger nach mit wildem Jubel
Und Kriegsgeſchrei, vor dem das Herz erbebt.
Die Dänen flohn ſo raſch wie ihre Kiele, —
Schnell wie der Regen eines Frühlingstags
Stürzt Englands Jugend hinter ihnen her:
Da ſchmolz faſt bis zur Hälft' der Feinde Zahl;
Aella befiehlt das Würgen einzuſtellen,
Und die Gefangnen auf dem Feld' zu binden.
Die Schlacht iſt aus, — ich wende meine Schritte,
Um anderwärts ungleichern Kampf zu kämpfen.
Schildknappe her!

(Der Knappe kommt.)

Zäum' auf ein flüchtig Roß:
Deß Lauf dem Winde gleich, deß Füſſe Schwingen,
Vor dem des Morgens Licht an Schnelle weicht!
Geheime Gründe rufen mich von hinnen;
Sprich allerwärts, ich ſei im Streit geblieben,
Und folg'ſt du hierin treulich dem Befehl:
Mach' ich zum Ritter dich, kehr' ich zurück.
Raſch eile fort, — die Stund' iſt jezt ein Tag,

Rüſte den beſten Hengſt und führ' ihn her.
Hinweg! —

(Knappe ab.)

Aella, der ſchwer Verlezte, liegt
Dort in der Stadt, bis ſeine Wunden heil.
Und ſoll ich von der Stirn die Kron' ihm reiſſen,
Den Sieger in dem Sieg erbluten laſſen?
O nein! weit eher mag mein eigen Herz
Verbluten, lieber ſcheid' ich ſelbſt in Martern — —
Und doch — der Preis iſt Bertha! — Ach, wie leicht
Wär' es, für ſolchen Preis das Leben laſſen, —
Allein die Ehre? — Pah — iſt's nicht ein Hauch
Der Einbildung, der nirgend ſonſtwo lebt?

Ja, wenn ſich Alles gegen mich verſchwöre,
Den böſen Weg zu tadeln, den ich geh':
Doch folgt ich trozig meiner Leidenſchaft,
Und ſchritt auf dem betretnen Pfade fort.
Was ich von meinen Ahnen hab' ererbt:
Blut iſt's und Mord, Gewalt und Kampfesluſt —

Ich folge ihnen, — berge mehr auch nicht
Der Ehre Wunden als des Leibes Narben.

Jezt, Aella, pflanz' ich einen Dornenſtrauch,
Woran dein Ruhm, Glück, Liebe hängen bleibt.

Briſtol.

Bertha. Egwina.

Bertha.

Egwina, ſprich mir nimmer von Vergnügen,
Denn Gram allein kann meine Freude ſein.
O, unſer Glück iſt nun vom Weh zerſtört,
Das uns in bittern Thränen überflutet.

Egwina.

Allein ihr müßt nun, Herrin, euch erheitern,
Und euer Herz zu Troſt und Ruhe bringen:
In Ehre und vermehrte Lieb' gekleidet,
Kehrt eu'r Gemahl vom Blutgefilde heim.

Hört nur der Minſtrels Rundgeſang, vielleicht,
Daß ſüße Töne euer Leid vermindern.

(Minſtrels treten ein.)

Gesang.

O! stimmt in meine Klage ein!
O! laßt die bittern Thränen fliessen,
Tanzt nie mehr Festtags frohen Reih'n,
In Nacht mag unsre Lust sich schliessen.
Mein Lieb ist todt!
Liegt frei von Noth
Dort unter dem Weidenbaum.

Schwarz war sein Haar wie Winternacht,
Weiß sein Gesicht wie Schnee im Lenze,
Und rosig wie des Morgens Pracht.
Das Grab nahm seiner Anmuth Kränze.
Mein Lieb ist todt!
Liegt frei von Noth
Dort unter dem Weidenbaum.

Süß war sein Mund wie Drosselsang,
Sein Tanz so flüchtig wie Gedanken,
Zierlich sein Tambourin erklang. —
Nun halten ihn des Grabes Schranken.
Mein Lieb ist todt!
Liegt frei von Noth
Dort unter dem Weidenbaum.

Horch! wie des Raben Fittig ſchwirrt
Dort unten in des Thales Krümme,
Der Nachtmahr ſtill durchs Dunkel irrt,
Und ſchrillend heult des Uhu's Stimme.
Mein Lieb iſt todt!
Liegt frei von Noth
Dort unter dem Weidenbaum.

O ſieh', wie weiß des Monds Geſicht!
Doch weiß, ſo wie ſein Grabtuch, nimmer:
Das weiſſer, als des Morgens Licht,
Und weiſſer als des Abends Schimmer.
Mein Lieb iſt todt!
Liegt frei von Noth
Dort unter dem Weidenbaum.

Am Grabe meines ſtillen Lieb
Soll fruchtbar keine Blume blühen;
Umſonſt der Heil'gen Troſt verblieb,
Nie wird mein kaltes Herz erglühen.
Mein Lieb iſt todt!
Liegt frei von Noth
Dort unter dem Weidenbaum.

Rund um des Todten heil'gen Leib
Soll meine Hand Dornroſen pflanzen;

Hier weil' ich unglückſel'ges Weib; —
Kommt, Elfen, Nächtens hier zu tanzen,
Mein Lieb iſt todt!
Liegt frei von Noth
Dort unter dem Weidenbaum.

Und lockt, gerizt von ſpizem Dorn,
Mein Blut hervor aus krankem Herzen; —
Des Lebens Luſt iſt mir verlor'n:
Des Abends Tanz, des Tages Scherzen.
Mein Lieb iſt todt!
Liegt frei von Noth
Dort unter dem Weidenbaum.

Ihr ſchilfbekränzten Waſſerfey'n,
Nehmt mich in euer Flutengrab!
Ich komme, Treulieb, ich bin dein! —
So ſprach die Maid, und ſank hinab.

Matchette.

Aella. Knappen.

Aella.

Verflucht die trägen Stunden! bringt mein Roß!

Noch dieſe Nacht will ich zu meinem Weib;
Und wenn die Seele mir verblutet, wenn
Ich ſtürb' bei ihrem Anblick — fort von hier!
Bringt mir ein Roß mit flücht'gen Adler-
ſchwingen,
Schnell wie mein Wunſch, und ſtark wie meine
Liebe.
Der Dänen Hiebe, traun, ſie ſchmerzen nun,
Weil ſie ſo lang von Berthas Arm mich ſcheiden.
O! welch ein Schickſal! Kaum entzückt der
Sieg
Mein Herz, — der Jubel meines Volks den Blick.

Wie ſeltſam iſt des Liebenden Gemüth:
Daſſelbe Ding verlezt und freut ihn oft, —
Zu Zeiten kalt — dann plözlich hocherglüht,
Bald himmelſtürmend — bald iſt er ver-
nichtet. —
Bertha's Verluſt benimmt mir all mein Den-
ken, —
Drum will, drum muß ich fort! —

Wo bleibt mein Pferd?
Wie langſam, Knapp'! halt' eine Deck' bereit,
Auf den erhizten Renner ſie zu ſpreiten.

O Gott! ich muß zu Bertha's mildem Auge,
In deſſen Glanz mein Leben auferſteht.

(ab.)

Briſtol.

Gelmonde.

Die Welt liegt ſchwarz in Nacht; die Winde ſchweigen,
Schwach ſtrahlt des Mondes bleiches Licht hinab;
Den ſtillen Kirchhof füllen nun Geſpenſter,
Die ſich mit Feen und Koboldelfen miſchen,
Im Silberlichte flimmert dort der Wald. —
Nun mag mein Liebchen bei dem Nachtmahl ſizen,
Am Rande eines Stroms, der ſchäumend fließt,
Und ich will Theil am ſüſſen Schmauſe haben.
Dies iſt das Haus. — He — Pförtner — Diener! —

(Ein Diener erſcheint.)

Meld' deiner Frau, ein Fremder warte hier.

(Der Diener ab, gleich darauf Bertha.)

Celmonde. Bertha.

Bertha.

Celmond? — O Gott! — Iſt deine Botſchaft gut?

Celmonde.

Du hoffſt umſonſt. — Bereite dich auf Schlimmes.

Bertha.

Lebt Aella?

Celmonde.

Ja, er lebt, und mag am Glück
Zukünft'ger Tage immer ſich erfreun.

Bertha.

Was könnt' ich Schlimmes dann zu fürchten haben?
Von welchem Unglück ſprach dein Mund zu mir?

Celmonde.

Im Kampfe wurde Aella ſchwer verwundet
Und liegt nun ſiech dort in Webceſters Burg.

Bertha.

O Gott, mein Herz!

Celmonde.

Nur euer Anblick heilt
Vom Tode ihn —

Bertha.

Kann ich ſein Leiden mildern?
O, Flügel wachſen ſchnell an meiner Schulter.

Celmonde.

Es harrt mein Roß, um uns zu ihm zu
führen.

Bertha.

Ja, zu ihm hin, nicht länger hier gezaudert,
Mein Sehnen eilt beſchwingtem Bliz zuvor.
O Aella, Aella! fühlteſt du den Pfeil
Der hier in meines Herzens Kammer drang:
Du wüßteſt, daß du ſelbſt der Schüze biſt!

Celmonde.

Das Roß, mit dem ich kam, iſt ſchnell wie
Luft,
Und meine Diener warten nah' dem Wald.
Kommt, Dame, laßt es euch gefallen, daß
Zu Aella ſicher mein Geleit euch führt.

Eu'r Balſamauge wird das Blut ihm ſtillen,
Die Wunden heilen und ſein Herz beglücken,
Von eurem Blicke hängt ſein Leben ab.
Ihr tragt ſein Heil und ſeine Seel' mit euch.
Kommt! fort von hier, obwol die Nacht ſchon finſter:
Statt Fackeln wird der Liebe Flamm' uns leuchten.

Bertha.

Wenn auch die Stürme laut am Himmel brauſten,
Und Regen gleich dem Sturz des Stromes fiel,
Himmel und Erd' in heiſſem Kampf zergingen!
Und jeder Hauch der Luft den Tod mir brächt':
Doch flög' ich hin zu Aella's Liebesblick.
Wenn ſpize Dornen mir den Fuß zerfleiſchen,
Nah' über meinem Haupte Eulen kreiſchen,
Und gift'ge Schlangen drohend mich umziſchen:
Doch bleib' ich nimmer hier in ſichrer Ruh. —
Komm, braver Celmond, gib mir dein Geleit,

Ein Wald.

Hurra und Dänen.

Hurra.

Hier in dem Walde lauern wir auf Beute,
Um an dem Feinde unſre Schmach zu rächen;
Was Engliſch heißt, das wollen wir erſchlagen,
Auf daß ein Schrecken unſer Name wird.
Ihr Dänen, wenn ihr Nordlands Männer ſeid,
So laßt nur Blut den finſtern Groll verſöhnen,
Und ſchreibt mit rother Schrift in Feindesbruſt:
Wie eure Herzen ſich zu rächen wiſſen.
Wenn wir zu Dän'marks Ufer je gelangen:
Wir kehren wieder und nicht als Beſiegte.

Traun, furchtbar war die Schlacht, die wir verloren,
Und böſe Geiſter ſelbſt entflohen wohl;
Von Blut bedeckt erſchienen Helm und Harniſch,
Und Seelen loſchen hin, wie Tropfen Thau.
Aella befahl, und ſiegte an dem Tag,

Troz meiner Feindſchaft, rühm' ich ſeine Kraft.
Doch — laßt in Bauernblut die Schuld ihm zahlen,
Und zeigen, daß auch wir zu ſiegen wiſſen,
Gleich Wölfen, die der Kette los, verheert
Und ſtört mit nächt'gen Waffen Tagesluſt.

Wenn die beſchwingte Zeit den Tag vertrieb,
So ſoll für unſre Wuth ein Weiler brennen;
Ein ſchlanker Kirchthurm fällt, gleich einem Fels
Mit Krachen berſtend hin in's grüne Thal;
Wir reiſſen Wälle und Baſteien nieder,
Zerſtören jeden Baum mit goldner Frucht,
Zur Unterwelt verſchicken wir den Eigner.
Rings ſoll ſich Krieg und blut'ger Sturm verbreiten.
Jezt ſammelt euch bei jenem Eichenſtamm,
Und ſtürzt von dort euch auf den Wandersmann.

Ein anderer Theil des Waldes.

Celmonde. Bertha.

Bertha.

Die Dunkelheit erſchreckt mein Weiberherz!
Wie ſchwarz iſt rings der weite Himmelsraum,
Kaum blinkt ein Sternl:in aus der Finſterniß.
Glücklich der Landmann, der in Ruhe ſchläft,
Und ſich vor nächt'gen Schatten nicht entſezt.
O ſprich, Freund Celmond, fürchteſt du dich nicht?

Celmonde.

Je ſchwärz're Nacht, je holder ſie der Liebe —

Bertha.

Sprichſt du von Liebe? Ach ſie iſt ſo fern.
Ich wollt', der rothe Strahl des Morgens ſchien'!

Celmonde.

Lieb' iſt dir nahe, wenn dein Mund ſie ruft.

Bertha.

Wie meinst du, Celmonde?

Celmonde.

Horch! Im Walde hier
Entdeckt kein Strahl, kein Blick, kein sterblich Wesen
Belohnter Liebe Glück; nur diese Fackel
Scheint — lösch' ich sie, ist ringsum tiefe Nacht. —
Sieh'! wie die Bäume ihre Zweige schlingen,
Und Lauben bilden, reizend und verlockend:
Gewiß — für Liebeslust sind sie gewoben,
In ihnen mag ein glühend Herz genieſſen —

Bertha.

Celmond, sprich was du meinst, — denn mein Gedanke
Thut sonst wohl Unrecht deinem Edelmuth.

Celmonde.

Dann hör' und wisse, daß ich her dich führt',
Um dir mein brünstig Lieben zu gestehn.

Bertha.

Himmel und Erde! Was vernimmt mein Ohr!
Bin ich betrogen? — Wo iſt Aella? ſprich!

Celmonde.

O! nicht für ihn laß jezt dein Herz erglühen,
Send' einen Liebesſtrahl auf Celmonds Haupt!

Bertha.

Zurück! Ich gehe, — will den Heimweg ſuchen,
Und wär' er auch mit Nattern rings beſäet.

Celmonde.

Nun, bei den Heil'gen, du gehſt nicht von hier,
Bevor du meine Liebesglut geſtillt!
Dein Auge hat mich tödtlich wund geſtochen,
So lohne nun mit ſüſſem Lächeln mich.
O, ſäh'ſt du hier in meines Buſens Oede,
Wo Liebe, Glück und Ruhe wild zertrümmert!
Unrettbar bin ich Elender verloren:
Hemmſt du nicht meines Herzens Blutverluſt.
Bertha, blick hold mich an wie Sommerblüthen,
Dein Zürnen kann ich Armer nicht ertragen.

Bertha.

Unrein iſt deine Liebe; — o, ich wäre
Viel lieber taub, als dieſe Schmach zu hören.
Flieh ſchnell aus meiner Nähe, — ſprich nicht mehr,
Der Tod iſt lieber mir, als dein zu ſein.
O Gott! Ich ſollte Aellas Schande wollen,
Und du, Celmond, willſt mich dazu verlocken?
Laß mich nur gehn — der Fluch fall auf dein Haupt!
War's deshalb, daß du Botſchaft mir gebracht?
Laß mich nur gehn, du Mann mit ſchwarzer Seele,
Der Himmel und die Sterne ſchüzen mich.

Celmonde.

Wohlan, weil du der Bitte nicht gefolgt,
So büß ich meine Luſt mit frevler Schuld:
Ich zwinge deinen Leib, wär' er von Stahl,
Und dein Erröthen birgt die ſchwarze Nacht.

(Er ringt mit ihr.)

Bertha.

O Hülfe! Hülfe! — O daß todt ich wäre —

Celmonde.

Fern ſind die Heiligen zur Zeit der Noth,
Sträube dich nicht, — es wäre doch umſonſt.
Sei meinem Flehen hold, o Weib, und ſchweige.

Bertha.

Verräther, nein! Mein Laut durchbricht die Luft,
Bis ich erſtickt bin, oder mich vernahm
Ein Wandrer. Hülfe! Hülfe!

Hurra. Die Dänen. Vorige.

Hurra.

Ah — ein Weib,
Das Rettung heiſcht, — holla, wer ſeid ihr dort?

Celmonde.

Ihr Bauern, fort! Dies Schwert zeigt euch den Weg!

Hurra.

Dein Drohen ſchreckt nicht dieſes tapfre Herz.

Bertha.

O, rettet mich aus dieſes Buben Hand!

Hurra. (zu Bertha.)

Kommt her zu mir! — (zu Celmonde.)
Sprich, wie dein Nam' und Land?
Wo nicht, ſoll dir mein Schwert den Kopf zerſpalten.

Celmonde.

Die ſtarke Fauſt wird dir die Antwort bringen.

Hurra.

Umringt ihn, Dänen!

Celmonde.

Nun wohlan, ſo ſieh,
Ob dir mein Schwert erzähle, wer ich bin.

(Die Dänen ſtürzen auf Celmonde; nachdem er einige getödtet, ſchlägt ihn Hurra zu Boden.)

Ich bin erſchlagen! — Oh! — Nun wißt, ihr Dänen,
Celmonde bin ich, der Zweite im Gefecht,
Der dort bei Watchette eure Krieger ſchlug. —

Mein Auge ſchwimmt in ew'ge Nacht, — ich
ſterbe —
Seid gnädig ihr — —

(Er ſtirbt.)

Hurra.

Hier fiel ein wackrer Kämpe.
(zu Bertha.)
Sagt, wer ihr ſeid?

Bertha.

Des groſſen Aella Weib!

Hurra.

Ah!

Bertha.

Wenn ihr böſen Haß dem Helden tragt,
So nehmt nun mit dem Schwerte mir das Leben.
Ich bin doch ewig euch mit Dank verpflichtet,
Weil ihr vor Schande mich geſchüzt, dem
Schlimmſten.

Hurra.

Ich will es; ſo ſoll's ſein. Ihr Dänen hört:
Aella war unſer Feind, ſeit langer Zeit,
Er wüthet in der Schlacht mit wilder Kraft,

Und iſt das Haupt, das Leben jedes Kampfs;
Er hat der Dänen Macht noch ſtets beſiegt,
Magnus erſchlagen, und verbrannt die Schiffe;
Es zwang ſein grauſer Arm uns umzuirren,
Und Dän'mark's Speer brach ſeine Fauſt in Stücke.
Wenn Feindesbarken unſrer Küſte nahten:
Er rüſtet' ſie — und fluchte unſerm Land.

Bertha.

Barmherzigkeit!

Hurra.

Nur ſtill. — Doch Aella iſt
Ein edler ritterlicher Feind! Ihr wißt:
Als wir ermüdet, ließ er Rückzug blaſen,
Er löſ'te der Gefangnen Ketten oft,
Und gab zur Stärkung Brod und Wein den Wunden.
Iſt unter euch nicht mancher ihm verpflichtet? —
Ihr läget todt nun auf Wedceſters Feld:
Befahl er nicht, mit Morden einzuhalten,
Auf breite Schultern den noch breitern Schild

Sich werfend, als ihr war't gefangen, und
Er euch zur Stelle frei des Wegs ließ ziehn.

Und tödten wir ſein Weib nun, weil er tapfer?
Weil er zu ſeines Landes Schuz gekämpft?
Und wollt ihr, ſeine Sklaven ſonſt, nunmehr
Ihm rauben, was vielleicht ihm theuer iſt?
Wie, — oder zeigen wir als Männer uns,
Vergelten Gutes ihm für Gutes wieder:
Indem wir dieſe Dame heim geleiten,
Erzählen, was wir ſahn, und weiter zieh'n?

Ihr ſtimmt zum lezten. Wohl, dann führt es aus.
So kommt nun, Dame, gebt euch meinem Schuz

Bertha.

Die Heiligen verleihn euch jedes Heil,
Und Glück verlängre eures Lebens Tage!
Erfährt mein Aella, wie ihr mich beſchüzt,
Ihm ſcheint gering zum Danke Land und Meer.
O Celmond! Du magſt trübes Zeugniß geben,
Was für ein Lohn des Laſterhaften harrt;
Doch leſe man auf deinem Grabſtein nicht,

Was du gethan, — und alle Menſchen mögen
Nur deine Tugend kennen, nicht den Fehl.

Geleit' mich, tapfrer Mann, ich folge dir!

Hurra.

Der Morgen will in Oſten nun erſtehn,
Das Licht ſpielt flimmernd auf den Nebelfluten,
Und blaſſe Strahlen ſchleichen in den Fluren,
Die finſtre Nacht allmählich zu verjagen;
Raſch ziehn die Stunden mit dem Tag heran,
Der zarte Thau ſinkt auf das junge Gras,
Und kaum erblickt noch in dem Wellenſpiegel
Die Schäferin ihr holdes Angeſicht.
Der Tag iſt da, wenn wir zu Aella kommen
In Briſtols feſte Stadt. — Nun folget mir!

Briſtol.

Aella und Diener.

Aella.

Schon heller Morgen, — hab ich doch gehofft
Zur Nachtzeit da zu ſein, — allein mein Roß
Weiß nichts von Liebesdrang. — Wohl, ich bin hier,
Und wecke nun mein Täubchen aus dem Schlummer.
Bleibt unten, Pagen — laßt mich nur vorauf.
Jezt, Bertha, wird dein Blick mein Herzweh heilen,
Dein Lächeln tröpfelt Balſam meinen Wunden.
Egwina, ſchnell, und öffne mir das Thor!

Egwina. Aella.

Egwina.

O Aella!

Aella.

Wie? In diesen Zügen, scheints,
Ist eine bange Trauermähr zu lesen.

Egwina.

O Bertha ist —

Aella.

Was? — Wie? — Wo ist sie? —

Egwina.

Fort —

Aella.

Fort? O ihr Götter!

Egwina.

Ach! es ist zu wahr —
Doch — Himmel, dieser Schmerz scheint ihn zu tödten —
Hört — Aella! Aella! — O er athmet noch —

Aella.

Warum nennſt du mich Aella — bin ich's noch?
Wohin iſt ſie gegangen? Wie und wann?

Egwina.

So hört!

Aella.

Schnell ſattelt Pferde! Auf! ihr nach!
Wo iſt ſie? Sprich! Du ſtirbſt, wenn du nicht ſprichſt.

Egwina.

So ſtillt die Wuth, und hört doch was ich weiß.

Aella.

O ſprich —

Egwina.

In lezter Nacht verließ ich ſie
Von Gram gebeugt, wie unterm Thau die Primel,
Und ihre Liebe war der Grund des Leides —

Aella.

Liebe! Zu wem?

Egwina.

Zu dem Gemahl, zu euch!
Wie ich's gewohnt an jedem Morgen bin,
Ging ich auch heute früh zu ihrer Kammer,
Doch fand ich meine Herrin nicht, darauf
Durchlief ich jeden Winkel des Pallaſtes,
Und nirgends (o des Jammers!) fand ich ſie.

Aella.

Du lügeſt, Here — ha, du ſtandſt ihr bei
In ihrer Luſt — Doch nein — es kann nicht ſein —

Egwina.

Wenn Wahrheit nicht in dem, was ich geſagt,
So zieht nur ſchnell das Schwert und tödtet mich.

Aella.

Und doch — es muß, es muß ſo ſein; ich ſeh's:
Sie floh mit ihrem geilen Buhlen — ja,

Es muß so sein — O welche Folterpein! —
Versiegt ist mir der Quell von Lieb' und Leben,
Wuth, Sturm und Elend fallen über mich.
Die Welt hat nichts, das meinen Schmerz
versüsse.

(Ein Diener kommt.)

Diener.

Herr — was ich melden will, ist wahr und
treu.
Vergangne Nacht blieb spät ich ohne Schlaf,
Und da ich hin zu meiner Kammer schritt,
Vernahm ich, daß ein Fremder Bertha rief,
Und sie ging drauf hinunter; was nun mehr
Geschehen, weiß ich nicht, — doch mit Ver-
gunst —

Aella.

Genug, genug, — mein Herz verzehrt in
Flammen —
Einst war ich Aella, — nun sein Schatten nur.
Wenn alle Wuth des Unglücks auf mein
Haupt
Herniedersänk' — ich stände ungebeugt —
Für dies allein bin ich ganz waffenlos. —

O, meine Ehre ſchwand, ſie, die erſchrack
Bei jedem leiſen Hauch, der ſie berührt', —
Nun iſt die Seele wilden Sturmes Raub.
Und bleibt mir nichts? — ha eine kleine Luſt:
Den dän'ſchen Wunden füg' ich eine zu. —
Wenn Ehr' und Herzensfriede ſind dahin,
So iſt es Feigheit, länger noch zu leben. —
O meine Treuen — ſagt dem, der euch fragt:
Daß Aella edel ſtarb, wie er gelebt. —

(Er durchbohrt ſeine Bruſt.)

Diener.

Die Blume Englands ſtirbt — Aella iſt hin!

Aella.

Still' — laßt die Glocken meine Sterbeſtunde
Verkünden, — ruft mir Coernyk her — er ſoll
Hier in dem Schloß zu Briſtol Warden ſein.

(Der Diener geht und bald darauf läuten die Glocken.)

Coernyk, Diener, Egwina, Aella

Aella. (zu Coernyk)

Sei du zum Vogt erwählt!

(Zu den Dienern.)

Ihr ſeid deß Zeugen.
Noch kurze Zeit — und meine Pulſe ſtehn. —
O daß die Todesnachricht tön' in's Ohr
Des falſchen Weibes — trüb wie Sterbeglocken!
Doch wenn ſie ſchuldlos wär'? —

Egwina.

O Herr, ſie iſt's.

Aella.

Nein, ſprich nicht ſo — du tödteſt zweimal mich.

(Bertha und Hunra treten ein.)

Aella.

Ha! Bertha hier!

Bertha.

Was ſoll der Lärm? das Läuten?
Wo iſt mein Aella? ſprecht, wo iſt mein Held?
(Ihn erblickend.)
O Aella! lebſt du, biſt von Wunden heil?

Aella.

Ich lebe — noch — doch leb' ich nicht für dich.

Bertha.

Was meint mein Aella?

Aella.

(Auf ſeine Wunde deutend.)

Hier lies meine Meinung.
Du Falſche gabſt dem Buſen dieſe Wunde,
Die mich entſeelt —

Bertha.

(Zu Boden ſinkend.)

Auch mich hat ſie entſeelt —

Aella.

O Himmel! meine Bertha ſinkt dahin! —
Doch halt — ich bin ein Mann — und will
es bleiben.

Hurra.

Aella! Ein Däne bin ich, doch dein Freund.
Die Jungfrau hier fand ich zur Nacht im Wald,
Als ſie mit einem frechen Lüſtling rang
Dem meine Axt den Bubenſtreich vergalt,
Celmond, ſo hieß er, Führer deines Volks. —

Die Dame bat, ſie hieher zu geleiten,
Was wir, obgleich dir Feind, nun auch gethan.

Aella.

Bertha, mein Lieb, mein Leben — du biſt reich —
Wie konnteſt du auch fehlen, und ich fürchten!

Bertha.

So bin ich dein noch? Warum ſollt' ich ſchelten?
Gönn' mir ein Plätzchen an der Heldenbruſt,
Und ich erzähle dir die Schreckensnacht. —
Celmond kam her in ſpäter Stunde noch,
Hieß mich, auf deinen Wunſch, in Eile fliegen
Nach Watchette, wo du ſiech an Wunden leiſt, —
Ich folgte ihm, und dort im finſtern Wald
Sprach von ihreiner Glut er, — und die Dänen —

Aella.

Ich ſterbe glücklich —

(Er ſtirbt.)

Bertha.

Oh, mein Aella todt?
So ſoll ſein Grab mein Hochzeitsbette ſein.
(Sie ſinkt bewußtlos nieder.)

Coernyk.

Ach! Aella todt, dem Grabe nah ſein Weib?
So ſanken auf der Flur die ſchönſten Blumen.
Wer kann ergründen, was der Himmel thut,
Und in des Schickſals Buch die Räthſel löſen?

Aella, dein Ruhm allein war dein Gewinn,
Für ihn verlorſt du Freude und Vergnügen.
Wir, deine Freunde, ehren dein Gedächtniß
Mit einem ſteinern Denkmal — hoch und prächtig, —
Und noch ein zweites ſoll dir Braven werden:
Sing du im Himmel Gott, wir ſingen dich auf Erden! —

Die Haſtingsſchlacht.

Epiſches Fragment.

Wahrheit, Unſterbliche! o Himmelslicht!
Zu unbekannt den Dichtern dieſer Tage;
Giß, daß mein Mund in deinem Dienſte ſpricht:
Den Feind nach Recht erheb', den Freund ver-
klage! —
Der Silbermond in ſeinem Glanzgefieder,
Mit dem Geleit von blaſſem Sternenſchein,
Sah ſtolzen Blickes auf die Welt hernieder,
(Die zweifelnde, daß Nacht wohl könne ſein.)
Und er gewahrt in blut'gem Waffenkleid
Harold, den König, der ſchön Englands Stolz
und Leid.

Die Krieger tranken jubelnd Ale und Wein:
Hier lag ein Knecht, — dort war ein Earl
geſunken;
O welch ein Ende wird dem Feſte ſein!
Morgen im Grabe, heute Nacht betrunken.

Durch alle Reihen Luſt und Jauchzen ſchallt,
Ein Jeder denkt an Tanz und Fröhlichkeit.
Die Unglücksſchaar! Am Morgen weckt ſie bald
Empor aus ſüſſen Träumen Mord und Streit.
Doch die Normannen flehn die ganze Nacht
Zum groſſen Gott um Hülf' und Muth in blut'ger Schlacht.

Harold ſprach zu den Rittern um ihn her:
„Geht, Gyrthe und Eilward, euch zum Feind zu ſchleichen!
Ihr ſelbſt ſeid weiſe, was bedarf es mehr?
Erforſcht, wie weit des Lagers Grenzen reichen!
Du Bruder, mir vor Allen lieb und werth:
Mein Leofwin, eil' hin zu jedem Zelt,
Befiehl, daß Jedermann mit nacktem Schwert
Des Angriffszeichens ſich gewärtig hält!"
Er ſprachs, die edlen Brüder gingen hin,
Auf ihren Zügen malt ſich Muth und Edelſinn.

Eilward und Gyrthe — ſie ſchlichen leis umher
Im ſtillen Lager, wo kein Lüftchen zittert:
Als plözlich an den Eiſenſchild ein Speer
Klirrt, und Fitzhugh Gefahren wittert;

Raſch ſprang er vor, erhob ein laut Geſchrei,
Wie Wolfsgeheul in ſtiller Winternacht;
Gyrthe zog ſein Schwert, hieb ihm den Helm entzwei:
Fitzhugh, er fiel zuerſt in Haſtings Schlacht,
Sein Blut floß wogend auf den Boden hin,
Und ſchien im Mondesglanz wie Perlen und Rubin.

Ein Normanntrupp kam von dem Meßgeſang,
Hugh's Hülfgeſchrei ſchreckt ihn aus ſeinem Beten;
Doch Gyrthe und Eilward ſtanden ſonder Wank:
Sie dachten nicht zu fliehen, nein, zu tödten.
Hier war nur zwiſchen Sieg und Tod die Wahl;
Gyrthe faßt die Streitart, und mit Rieſenkraft:
Wie wenn ein Felsblock ſtürzt hinab ins Thal,
Und wo er fällt, ein tiefes Bett ſich ſchafft,
Schlug nieder er den Ritter Fitz du Gure,
Als blut'ge Leiche fiel er hin auf grüne Flur.

„In Williams Namen, halt!“ ſprach Tancarville,
„Daß Keiner mehr den Waffenfrieden ſtöre!“
Gyrthe ſteckt' das Schlachtſchwert ein und horchte ſtill,

Und auch die Feinde ſenkten ihre Wehre.
Da rief der Sire: „Fremdlinge, ſagt den Grund,
Warum ihr Blut habt ungereizt vergoſſen?“
Gyrthe ſprach: „Nicht Noth iſt's, daß dir's werde kund,
Uns ſchreckt der Herzog nicht, ſammt den Genoſſen:
Hier wollen wir allein euch widerſtehn,
Was Englands brave Herzen können, ſollt ihr ſehn!“

„Warum, entgegnet ruhig Tancarville,
Lechzt ihr nach Blut, und ſucht im Tode Wonnen?
Der Friede iſt des Chriſten Ruhm und Ziel,
Der Zwietracht Lob fließt aus der Sünde Bronnen.“
Und auch zum Ohr des Herzogs kam die Mähr,
Daß Krieger da, von König Harolds Seite;
Und er befahl, daß man als Gäſte ehr'
Die Feinde, und ein ſtattlich Feſt bereite.
Er ſprach dabei: „So mag es Allen gehn,
William iſt Freund dem, der auf Englands Grund wird ſtehn.“

Earl Leofwinus ſah indeß im Feld,
Wie beide: Knapp' und Herr'n im Schlafe lagen,
Der ihre Sinne ſo gefeſſelt hält,
Als ob ſie ſchon der Tod zu Grab getragen.
Er fuhr erſtaunt zurück, ward roth aus Scham,
Dann blaß vor Zorn, erzitterte aus Wuth,
Und ſchrie, daß man es weit umher vernahm:
„Vergießt ihr ſo des ſtolzen Norwegs Blut?
Verräther bei des Vaterlandes Noth:
Erwacht nun auf vom Schlaf — es weckt euch ſonſt der Tod!“

Gleichwie ein Hirte, der im Schattenlaub
Sanft ſchlummernd, dort geſchüzt vor Sonnenſtrahlen,
Des Wolfs Geheul, der lüſtern ſchleicht nach Raub,
Vom Echo fernher höret wiederhallen:
Erſchrocken aufwacht, weg die Träume jagt,
Das Auge blizend, kühn und voll Verdruß
Sich auf zur Hez' des wilden Räubers macht,
Den Eiſenſtab ergreift, mit flücht'gem Fuß
Und treuen Hunden fort zum Kampfe brauſt,
Und rings Getöz von Menſch und Thier die Luft durchſauſt; —

Alſo Verwirrung zu den Kriegern drang,
Die plözlich nun aus Schlaf und Trunk erwachten,
Und — daß dem Feind ein Ueberfall gelang,
Daß er ins Lager eingebrochen, dachten.
Nun hier, nun dort erblizen Schild und Beil,
Rings wilder Schreck durch alle Zelte ſchnaubt,
Zur nächſten Waffe Jeder greift in Eil',
Die buſch'gen Helme ſchlottern auf dem Haupt;
Ein Krieger bläſt ſein Horn zum Angriff ſchon:
Harold der König hörts, verwundert ob dem Ton.

„O Weiber ihr im Stahlgehäus! ſo rief
Leofwin; warum ſchlug einſt euer Schwert
Durch harte Panzer der Normannen, tief
Bis aus dem Erze quoll das Blut zur Erd'?
Inde ß die Welt noch eurer Thaten denkt,
Habt ihr, ſtatt wachſam mit der Art zur Hand,
In ſüſſem Wein Vernunft und Kraft ertränkt,
O Schmach! o ſchnöde Schande unſerm Land!"
Er ſprach's, und Scham auf Aller Antliz glüht,
Geſenkten Haupts des Grafen Blicke Jeder mied.

Und noch befahl er: „Auf, ſchließt feſte Reihn!
Kents tapfre Mannſchaft ſtelle ſich voran,

Demnächſt die Briſtowannen, hinterdrein
Schließt ſich zulezt der groſſe Heeresbann.
Die Kenter führen ich und Harold an,
Bythrik und Alfwold leiten Briſtols Banden,
Und Bertrams Sohn, der hochberühmte Mann,
Befiehlt dem Kriegsvolk aus den andern Landen;
London's und Suſſer's Streitmacht ſteh geſchaart
Dem leichten Grenzvolk im Gefolg von Here-
ward!

Gleichwie die Meute, die ein Wild gejagt,
Und den Geruch auf kurze Zeit verlor,
Wenn nun ein Hund die Fährte aufgebracht,
Mit friſcher Wuth zur Hezze ſtürzt hervor:
So regte ſich der Sachſen Kampfluſt neu,
Geſchloſſen ſtanden Mann an Mann, und bald
Vertilgten ſie den Fehl durch edle Reu';
Die Beile ſtarrten, wie ein Eiſenwald;
Der tapfre Alfwold ragt' aus ſeiner Schaar
Thurmhoch hervor, und trozt der blutigſten
Gefahr.

Leofwin ſprach: „Englands Geſchick wird
heut'
Entſchieden; was ihm bringt dies Morgenroth:

Läßt ſeine Spuren der entfernt'ſten Zeit;
Kämpft muthig drum, ſo lang euch fern der Tod.
Gedenkt des groſſen Alfreds, der gejagt
Die rothen Dänen einſt von Port zu Port,
Die zu bezwingen, Löwen macht verzagt,
Die Räuber, die zerſtörten jeden Ort.
Gedenkt, wie einſt der Sieg euch zum Ziel,
Wie Norwegs Uebermacht bei euren Streichen fiel!"

Indeß kam Gyrthe zu Harold's Zelt zurück,
Mit dem Bericht, wie man ihn aufgenommen.
Harold entgegnete mit finſterm Blick:
„Und war dies Mahl zu deiner Treue Frommen?"
Da wurd' es Gyrthe gar heiß, ſein Auge flammt,
Und heftig rief er: „Bruder, König, Freund!
Warum ward dies zu hören ich verdammt?
Bei Gott, ſo war es nicht von mir gemeint:
Als Toſtus mir mit Gold und Silber naht',
Schalt ich den Buben aus, und mehr noch den Verrath."

„Vergib mir, Gyrthe! erwiedert Harold trüb:
Wem kann ich trauen, wenn Brüder treulos sind?
An Toſtus denk' ich, der mir einſt ſo lieb. —"
Gyrthe rief mit Hoheit: „Ich bin treugeſinnt,
Und will dir zeigen deiner Feinde Werth:
Bei Gott's Gericht, nur Pfaffen ſind's, nicht mehr."
Nein, ſprach Harold: 's ſind Männer, die ihr Schwert
Zu führen wiſſen; ſchmäh' ſie nicht zu ſehr."
Doch Gyrthe frug: „Warum riefſt du ſie dann her?"
Und Harold ſprach: „Je ſtärk'ren Feind, je gröſſre Ehr!"

Auch Herzog Wilhelm ordnete ſein Heer,
Stellt es in Schlachtreihn auf, geſchickt und klug;
Zuerſt nun ſtand der Armbruſtſchützen Wehr,
Demnächſt von wackern Rittern kam ein Zug
Zu Roß, im Bogenſchießen wohl bekannt,
Ein Speer an jedem Sattelbogen hing,
Und einen trug ein Schildknapp in der Hand,
Der neben ſeinem Herrn zu Fuſſe ging. —

Drauf winkte William einen Mönch heran,
Und ſprach zu ihm: „Nun ſpute dich, du frommer Mann,

„Sprich zu Harold: eins wähle er von drei'n:
Daß als Vaſall er leiſte Lehenspflicht, —
Wo nicht, im Tod' mich ſez zum Erben ein,
Wo nicht, daß er ſich füg' des Papſt's Gericht!"
Der Mönch enteilt alsbald, und trug zum Ohr
Des Königs Harold ſeine Botſchaft hin.
Der höhnt': „Berichte du dem Herzog, Thor,
Die Krone trag' er, wenn er ſie gewinn'!"
So ſprechend, trieb er wild den Mönch hinaus,
Und mahnt ſein Volk, mit Muth zu ſtehn im Schlachtgebraus.

Ein ſeiden Banner, welches Künſtlerhand
Farbig durchwirkt mit Perl und Edelſtein,
Worauf im Bild ein Ritter mordend ſtand,
Mit dem Symbol: „Sieg oder Tod iſt mein!"
Dies reiche Banner, Aller Augen blendend,
Ragt' bei den Kentern, nah an Harolds Seit',
Der ſich zu ſeinen tapfern Brüdern wendend,
Gebot, daß man beginne nun den Streit!

Bald wußten Graf und Ritter das Signal,
Die Krieger ſchrie'n: à guerre, und rings
brauſt Hörnerſchall.

Als wenn der Erde Leib, durch Krampf zer-
ſpalten,
Verhüllt im Reich des Finſtern alle Pracht,
Luft, Waſſer, Feu'r, die ſtreitenden Gewalten
Sich ſtürzen aus der ewig ſchwarzen Nacht,
Durch dunkle Höhlen brechen hin ans Licht;
Und dann ein Hochgebirg', von Brand durch-
zückt,
Den Rieſenleib bewegt, die Ketten bricht,
Und mit dem Haupte majeſtätiſch nickt
Hierhin und dorthin — Alles rings erſchüttert,
Der Strom ſein Bett verläßt, und Thal und
Hain erzittert;

So nun bewegt' ſich, Mann an Mann ge
ſchloſſen,
Als wär's ein Rieſenleib, das Heer alsbald,
Und ſeltſam anzuſchau'n: es ſchien zu ſproſſen
Ob ſeinem ſchwanken Haupt ein Lanzenwald.
Wie Eichen ſtark, ſo war der Krieger Bruſt,
Nicht der Trompete brauchts, den Muth zu wecken,

Die Speere ſchwingen ſchon in Kampfesluſt
Die ſturmesſchnellen, felſenſtarken Recken.
Dumpf feierlich in gleichem Schritte ziehn
Sie alle wie ein Mann — feurig die Augen
glühn.

Und nun — grauäugig und im Veilchenkleid:
Der Morgen goß den Thau aufs Blumenbeet,
Und ſeine Roſenſtrahlen zogen weit
Nach Weſten; — jezt der Harrende erſpäht,
Wie aus des Oſtens Thor das Feuerroß
Den Strahlenthron der Sonne zieht, und leicht
Wie der Gedanke fort am Himmel ſchoß,
Und vor ihm her die Dämmerung entweicht.
Da ſah es beide Heere kampfbereit,
Hielt ein den Lauf, und ſchloß das Glutenaug'
in Leid.

Harold der König hob die ſtarke Fauſt
Mit edler Majeſtät empor, und wog
Den mächt'gen Speer, der bald lautziſchend
brauſt
Weit durch die Lüfte hin, und kräftig flog
Bis zu dem Helme des Sieur de Bire:
Umſonſt mag Erz und Stahl ſich gegenſtemmen,

Dicht über'm Auge traf die Waffe ſchier,
Drang tief hinein, wo keine Knochen hemmen:
Der Normann ſtürzt, und ſchrie laut auf vor Schmerz,
Vom ſchweren Falle dröhnte ſeiner Schenkel Erz.

Dies ſah Wilhelm und ſang das Rolandslied,
Spannte mit Macht den ſtahlbeſchlagnen Bogen,
Bis er die Enden ganz zuſammen zieht:
Da prallt der Pfeil und kommt dahergeflogen,
So ſchnell, als wie ein Stern zur Erde ſinkt,
Im Fluge ſtreifend Alfwolds Wappenſchild,
Durch deſſen Silberkreuz er ſchwirrend dringt,
Senkt er ſich ungeſchwächt dann in's Gefild.
Des Fürſten Beiſpiel folgt der Krieger Hauf':
Zehntauſend Pfeile ſchoſſen zu den Wolken auf.

Gleichwie ein Kranichzug, der ſeinen Pfad,
In Heeresordnung, durch die Lüfte zieht,
Wenn er aus Zufall einem Moore naht,
Wo er Gefährten oder Beute ſieht;
Alsbald gleich einer ſchwarzen Regenwolke
Zur Erde fliegt, ſchnell wie Gewitterbliz,
Vergebens, daß vor dieſem Mördervolke
Der Sumpfbewohner ſchlüpft zum Schilfrohrſiz:

So flogen dort die Pfeile ſchnell hinab,
Und ſandten manchen Mann in Stahl in's
dunkle Grab.

Aelan Adelfred, der von Leigh, empfand
Des Todes Stachel, als ein Pfeil ihn traf;
Da flog ſein Speer vorher noch aus der Hand,
Dann ſank er ruhmvoll hin zu ew'gem Schlaf.
Nevylle, ein Normann, groß an Tapferkeit,
Fühlt, wie den Beinharniſch ein Spieß durch-
ſchoß,
Als er zum Kampf zu ſprengen war bereit,
Und ſah, wie dampfend über'n Stahl hinfloß
Sein Blut, — raſch ſchnellte er den Rachepfeil,
Warf dann ſein Roß herum, und ritt zum Arzt
in Eil'.

Nun wirbelten mit zack'gen Todesſchwingen
Wurfſpeere rings aus jedes Sachſen Hand:
Welch furchtbar Ziſchen, welch ein ſchrecklich Singen,
Deß Ton verhallt ſtets nur an Grabes Rand!
Sie wirbelten daher in heiſſem Brand,
Der ſich nur löſchte in Normannenblut;
Wohin ſie kamen, Tod erwartend ſtand,
Und immer folgte eine Purpurflut.

Doch der Normannen Pfeile allerwegen:
Sie ſtürzten einer Wolke gleich mit blut'gem
Regen.

Leofwin, du nicht ſtandſt in träger Ruh,
Bald glizert in der Luft dein langer Speer.
Harold allein vermochte ſo wie du
Den Tod zu ſchleudern in der Feinde Heer.
Es pfiff ein Schauerlaut in Normanns Ohr,
Dann donnernd durch die ſchwere Rüſtung
drang
Die ſcharfe Spize bis zum Herzen vor;
Des Normanns Aug' in ew'ge Nacht verſank.
Ah! wozu nüzte ihm des Helmes Zier?
Sein reiches Wappen ſank mit ihm in Staub
allhier.

Nochmals entflog der leichtbeſchwingte Pfeil
Vom ſtraffen Bogen Wilhelms mit Gewalt,
Und ſchoß hernieder wie ein Donnerkeil,
Wenn Mittags das Gewitter dröhnend hallt:
Dort unten traf der Pfeil auf Algars Schild,
Fuhr mitten durch, und in die Weichen dann;
Da krümmte ſich in Pein auf dem Gefild —
Bis milder Tod ihn heilt, — der wunde Mann.

Auf ſeinen Waffen ruht' er, ſchmerzentſtellt,
Gleich einer Ulme, die der Bliz ſchwarz sengend fällt'.

Sobald ſein Bruder Alrick dies erfährt,
Zieht er ſein Schwert, den Speer in linker Hand,
Zum Herzog hin ſpornt er ſein bäumend Pferd,
Fromm hat zu Gott er ein Gebet geſandt;
Dann ſchleudert er den Wurfſpieß feindewärts,
Der auf Hugh Beaumonts Rücken fiel hernieder,
Und durch die rothe Rüſtung drang ins Herz,
Daß donnernd prallten hin die ſtarken Glieder!
Drauf ſprengt Alrick dem Herrn de Roe entgegen,
Zerhieb deß Silberhelm mit mächt'gen Schwertesſchlägen.

Doch Wilhelm, der des Sachſen kühnen Muth
Mit Schrecken ſah, — vor gröſſerm Unheil bang,
Ergriff die ſtarke Armbruſt voller Wuth,
Und raſch der Pfeil vom Eiſen ſchwirrend ſprang.
Zum Todesſtreich war Alricks Schwert gezogen;
Fiel es, ſo wars um Sieur du Roe gethan,

Da ſchoß der flücht'ge Bot' von Wilhelms Bogen
Durch ſeinen Arm, und in die Seite dann.
Sein Aug' ſprüht Flammen, wie der Stern der Nacht,
Das Schwert umklammernd, ſank er aufs Gefild der Schlacht.

O Alfwold, ſprich, wie ſoll ich dich erheben?
Wie prieſe würdig dich mein ſchlichter Sang?
Selbſt Harold nicht verlöſcht' mehr Feindesleben,
Selbſt Harold nicht verdiente höhern Dank.
Mit dir, dem Häuptling, alle Briſtowannen
In hoher Ehre kämpften für ihr Recht;
Auch ihr Gedächtniß ſollt' die Sage bannen,
Weil ſie, gleich dir, ſtandhielten im Gefecht.
Wohl zehne ſtets von dreißig Normannleichen:
Sie wurdens unter deinen oder ihren Streichen.

Zuerſt Fitz Chivelloy's fühlt deine Kraft,
Umſonſt will er ſich ſchüzen mit dem Schild,
Schnell ſchwang dein Speer ſich durch mit Spiz und Schaft; —
Umſonſt, daß ihn ſein Panzerhemd verhüllt: —

Dein Eisen taucht' ihm in die Brust, und Blut
Quoll stromweis aus, da wund er bis zum Tod;
Die ganze Rüstung schwamm in Purpurflut,
Sein Silber-Beinharnisch glüht scharlachroth.
Auf blut'ge Wahlstatt fiel er leblos hin,
Wo hell sein langer Schild im Morgenstrahle schien.

Dann stürzt' Fescamp; o Christ, welch hartes Loos:
Als feigste Memme unter Allen sterben!
Sein Herz bestand aus falscher Tücke blos,
Er sollt' in keinem Lied' sich Plaz erwerben.
Mit starker Hand warf Held Alfwold den Spieß
Lautdonnernd auf des Normanns busch'gen Helm:
Ah, wie er scharf den Eisenriem durchstieß,
Und dann den Schädel spaltete dem Schelm.
Im Sturze sprizt' sein Hirn so warm und trüb,
Wie faules Mark verdorrter Eichen unterm Hieb.

O Norcie, wie Held Alfwolds Lanze trog
All deine Wissenschaft und Tapferkeit!

Erkanntest du nicht, weiser Astrolog,
Welch böses Loos erwarte dich im Streit?
Als Alfwolds Wurfspieß, durch die Lüfte rasselnd,
Hin auf dein Panzerhemd geschossen kam:
Wie strömte da dein Herzblut wild und prasselnd,
Er gab dir Ruhm, wofür er Leben nahm.
Nur Alfwolds Arm konnt' dich dem Tode weihn
Den Demant schneidet ja der Diamant allein.

Nun Sire du Mouline fiel auf rothen Grund,
Ein Todesspeer schoß grad ihm durch die Kehle:
Blut, Leben strömt zugleich aus seinem Mund,
Er schloß sein Aug' — zum Himmel stieg die Seele. —
Doch länger scheint es mir ein thöricht Treiben,
Zu singen von des Sachsen Heldenmuth,
Nicht eine Feder könnt es je beschreiben,
Wie viel' zu Himmelsluft und Höllenglut
Er sandt'; — gleich Blättern, die des Herbstes Hand
Vom Baum brach, lagen Alfwolds Opfer dicht am Strand.

Gleichwie ein Trupp von Wölfen, heiß nach Blut

Verlangend, um den Schäfer unbekümmert,
Die Heerde angreift, heulend dumpf aus Wuth,
Indeß der Hirt umsonst sein Gut bewimmert:
So stürmte Bristols Volk, — in dessen Schaar
Auch nicht ein flücht'ger Feigling eingedrungen;
Dem Führer gleich an Muthe in Gefahr,
Unzähl'ge Feinde haben sie bezwungen.
Was thut's, daß beiderseits man Leben raubt?
Die Mannen Bristols stehn, — Held Alfwold war ihr Haupt.

Inzwischen Viele Harolds Arm erlagen;
Gyrthe und Leofwin schlugen manchen Held.
Traun, nur ein Nestorleben g'nügt, zu sagen:
Wie manches Normanns Leib bedeckt das Feld.
Doch von den Grafen, die gekämpft mit Ehre,
O Wahrheit, künd' zum Wohl der Folgezeit,
Daß, ob sie todt, ihr Nam' unsterblich wäre,
Daß sie stets wandeln in des Ruhmes Kleid.
So mag die Nachwelt dran ihr Beispiel sehn,
Von ihrem Preis verlockt, auf ew'gen Pfaden gehn.

Adhelm — Sohn eines Heil'gen von Gemüth,
Der stets gekniet vor St. Cuthberts Altar,

In deſſen Bruſt der Andacht Feuer glüht',
Daß er auf Erden ſelbſt ſchon heilig war,
Der an St. Cuthberts Schrein ſein Gut vermacht
Und ſeinem Sohn des Glückes Erbe ließ, —
Adhelm war klug im Rath, groß in der Schlacht,
Und Cuthbert war es, der ihn nie verließ:
Der hohe Heil'ge war ſein treuer Freund,
Half ihm zu jeder Zeit und ſchlug mit ihm den Feind.

Schön Kennewalche war die Gattin ſein,
Die feinſte Dam', die Sonn' und Mond beſchien,
Sie war des reichen Adred Töchterlein,
Deß Lebensſtunden raſch zu Grabe ziehn.
An Reiz ſchien ſie der Meeresgöttin gleich,
Wenn loſe Wellen lüſtern ſie umflieſſen,
Und lange Lockenhaare anmuthreich
Auf weiſſen Perlennacken ſich ergieſſen.
Der Schönen Haltung war ſo ſtolz und hehr,
Wie jene einſt der Kriegesjungfrau des Homer.

Weiß war ſie, wie Bretagnes Kreideklippen,
Und roth wie Galliens dunkelfarb'ger Wein,

Vereint mit Jugendfriſche auf den Lippen:
Hold wie Natur bei heiterm Morgenſchein.
Die Wangen roſig wie Aurorens Strahl
Im Winter — gleichwie Glut der Abendſonne;
Dem Lilienvließ des Lämmchens dort im Thal,
Schneeweiſſen Gipfeln glich des Buſens Wonne,
Und ſchwellend ründen ſich die zarten Hügel
Wie leichtes Wellenkräuſeln auf der Wöge Spiegel.

Wie Haſelnüſſe, aus der Schale ſpringend,
Wie ſchäumend Ale bei Hocktide's Feſtesſpielen: *)
So braun — in holder Freiheit ſich verſchlingend —
Die weichen Ringellocken niederfielen.
Grau wie der Morgen, eh' vom Himmelsthal
Der Sonne ſteigt herauf, und Strahen ſprüht,
Grau wie des Ritters hellpolirter Stahl:
So grau ihr lieblich Auge funkelnd glüht,
Dies Auge, das der Tugend reines Bild,
Auf Adhelm weilend, ſich in Zauberanmuth hüllt.

*) Hocktide, ein Feſt, welches 15 Tage nach Oſtern ſeinen Anfang nahm.

Und majeſtätiſch wie der Eichenwald
Vor der Abtei, die König Oswald baut';
Erhaben wie der Sel'gen Aufenthalt
In Erin's Hain, wo heil'ge Stimmen laut
Die Meſſe ſingen, ſo gebietend ſprach
Ehrfurcht aus ihrem Aug' mit Lieb' im Bund.
Süß, wie der Droſſel Ton am Frühlingstag,
Entglitten Laute ihrem Roſenmund,
Kein Wort entſchlüpfte je ihm unbedacht,
Und jegliches enthüllt' der Seele reichen Schacht.

In ihren Formen war ſie ſchlank und fein:
Den Kerzen auf St. Cuthberts Altarſchrein,
Der hohen Ulm' in Goodricks Kloſterhain,
Dem Silberkelche gleich, voll würz'gen Wein.
So wie ein Bergmann an der obern Schichte
Sieht, welch Metall darunter liegt verhüllt,
So ſpiegelt' klar und rein ſich im Geſichte
Kennewalche's der Seele lieblich Bild;
Der ſchönen Körperhülle lieh die Sonne
Des Geiſtes ihren goldnen Schein zur Augen-
wonne.

O welcher Sänger ihn zur Gnüge pries,
Und welche Lobesworte würdig ſchienen

Für ihn, der willig ſich vom Buſen riß
Der ſchönſten Frau, um ſeinem Herrn zu dienen!
Vor dieſem edlen Schrein müßt' der Vaſall
Ihm Waffen opfern, Helme, Kriegesbeute,
Verkünden ſollten's Dichter überall,
Und ſeinen Ruhm verbreiten Handelsleute.
Der ſtarke Norweg fühlte ſeine Schläge,
Und todeswund erlagen Feinde allerwegen.

Gleichwie ein Wolf, der auf der Trift in Wuth
Wild raſ't umher, und was ihm naht, zerreißt,
Das grüne Gras beſprengt mit ſchwarzem Blut;
Bald hier ein Lamm, bald dort die Hunde beißt; —
Gleichwie ein Strom, der ſtürmiſch ſchwillt und grollend
Die Dämme bricht, die ſeine Kraft gezwängt,
Und durch das Feld in weiten Kreiſen rollend,
Trotz Wäll' und Hecken ſchäumend vorwärts drängt; —
Gleichwie ein Mäher, der die Senſe ſchwingt,
Und leicht mit eins ſo manchen Halm zu Boden zwingt; —

So auch, mit leichter Müh' und hohem Muth,
Blizt Adhelms Schwert, ſtürmt er im Kampfe vor.
Von ſeinem Hieb floß manches Herzensblut,
Und qualmend ſtiegen Leichenthürm' empor.
Vergebens nicht ſtürzt' er auf Angillian,
Den auf die Bruſt ein ſchwerer Kreuzhieb traf,
Reichlich den Stahl entlang ein Blutſtrom rann,
Der Normann ſchloß ſein Aug' zu ew'gem Schlaf;
Der Eiche gleich, zerſchmettert von dem Strahl
Des Blizes, lag in Todesarm er ſtill im Thal.

Nun durch die Luft ſandt Adhelm ſeinen Spieß,
Der auf de Clermonts Schild herniederfiel,
Und durch die erzne Wölbung dringend, ſtieß
Matt auf das Panzerhemd — ein unnüz Ziel.
Doch bald flog ihm ein zweiter Mörder nach,
Der unaufhaltſam bis zur Lunge ſchoß;
De Clermont fiel, und ſtöhnte dumpf und ſchwach,
Indeß zugleich ihm Blut und Seel' entfloß.

Dem Fichtenbaum gleich in des Walds Revier,
Alſo ſank zu den Todten auch der mächt'ge Sire.

Und Hugh de Longeville, ein ſtarker Held,
Strebt vorwärts, ſtolz und voll von Spott und Scherzen,
Doch fand er bald, daß ſich ein Speer, geſchnellt
Von Adhelms Arm, den Weg gebahnt zum Herzen.
Er ſpannt den Bogen noch, furchtlos und wild,
Bevor er ſich zu andern Leichen legt,
Doch ſeinen Pfeil, da Tod ſein Aug' ſchon hüllt,
Der Zufall auf Troyvillains Hengſt hinträgt:
Tief die Schabracke durch fuhr er dem Thier,
Das blutend wild umherſprengt, dort bald iſt, bald hier,

Und drauf, gewohntem Zügel widerſtrebend,
In Schmerz aufbrüllend, kollernd, todeswund,
Wirft es — ſich plözlich rückwärts hoch erhebend,
Den armen Reiter weithin auf den Grund;
Zu Adhelms Füſſen lag er ganz betäubt,

Sein Schild gelöst, die Pfeile rings zerstreut.
Adhelm zog rasch sein Schwert, das ihn entleibt,
Und dampfend schlängelt sich sein Eingeweid
Auf blut'gem Feld, o welch ein Schauerbild!
In Todesnacht lag mit dem Haupt er auf dem Schild.

Caverd, ein Schotte, der für Wilhelm stand,
Geschickt den Bogen spannt, die Streitaxt schwenkt,
Der als Verbrecher mied sein Vaterland,
Weil er den König hart mit Worten kränkt',
Er schleudert auf Graf Adhelm mit Gewalt
Den mächt'gen Wurfspieß, der in Todeswuth,
Den Schild quer streifend, daß es prasselnd schallt —
Den Rand durchschoß, und dann im Sande ruht'.
So fliegt, wenn Donner rasselt in der Luft,
Ein Bliz den Thurm entlang bis zur geborstnen Kluft.

Zur Antwort warf Adhelm den zack'gen Speer
Mit solcher Kraft, wie man's kaum möglich glaubt,

Der schneller als Gedanken schoß daher
Bis zu des stolzen Schotten Vorderhaupt;
Der Helm zerbrach von diesem Donnerstoß,
Und zitternd schwankt im Hirn die starke Lanze,
Von beiden Schläfen Blut in Strömen floß
Und quoll den Hals hinab im Ringeltanze.
Der stolze Krieger sank aufs Leichenfeld,
Dem hohen Schiff gleich, das am Schauerriff
zerschellt.

Auf sumpf'gen Wiesen, Haiden dürr und
kahl,
Wo nur der Wind durch Zwerggestrüppe weht,
Der durst'ge Wandersmann im Schauerthal
Von öder Wüstenei umgeben, steht;
Kaum sichtbar in der Ferne eine Stadt,
Was hilfts, ob er den krausen Rauch gewahrt,
Sein Fuß trägt nicht so weit; der Arme hat
Zum Bett den Boden nur, wie Stein so hart,
Ob seinem Haupt kracht Donner, und hernieder
Stromweis der Regen gießt auf seine müden
Glieder; —

Dort eine Gruppe rauher Berge stand,
In furchtbar'n Reihen riesig aufgeschichtet,

Es ſchien fürwahr kein Werk von Menſchenhand,
Nicht ird'ſche Kräfte hatten dies errichtet.
Hier war der Briten heiliger Altar,
Geweiht dem Gözen, den ſie Tauran nannten,
Dem ſie im Maimond Opfer brachten dar,
Wo rings im Kreiſe helle Feuer brannten.
Hier war's, wo Tod verſandten Hengyſt's Schaaren,
Als einſt die Briten ſtill beim Rath verſammelt waren.

Auf einer jener Bergeskuppen ſtand
Die thurmbekränzte Stadt, und ſah hernieder
Mit königlichem Blick aufs platte Land,
Der braunen Haide langgeſtreckte Glieder.
In dieſer Stadt erblickt' zuerſt das Licht
Herward, der Sohn von Eltern hochgeehrt;
Wahrlich, man fand noch ſeines Gleichen nicht,
Ein Segen ſandt' der Himmel ihn zur Erd'.
Nun brauſt er, ſtahlbedeckt, in wilder Schlacht,
Und ganze Heere treibt er fort zum Reich der Nacht,

Wie wenn der finſtre Herbſt mit bleicher Hand
Vom nackten Baum den grünen Mantel zieht,

Und welkes Laub weithin auf gelben Strand
In Schaaren vor des Sturmes Heulen flieht.
Zum Schlächterhaus macht er das ganze Feld,
Der Todten Seelen ſchweben über'm Blut;
Raſch ſtürmt von Ort zu Ort der hohe Held,
Und treibt den Feind, als folg' ihm wilde Flut.
Tod hing an ſeinem Arm — und ſterbend ſank
So mancher Recke hin vor ſeines Schwertes Drang. —

Der Sonnengott fuhr auf der Feuerſpur
Am hellen Himmel, und drei Stunden flohn,
Er ſah die todten Körper auf der Flur,
Und ſehnte ſich zur Meeresruhe ſchon.
Sein fernhinſchauend Auge ward gewahr,
Da es in purpurblut'ge Lachen ſchien:
Daß ekle Dünſt' mit ſeinem Strahlenhaar
Sich miſchen, und ſein Antliz überziehn.
Mit raſcherm Fluge ſchoß er durch den Raum,
Um ſich zu klären in des Oceans weißem Schaum.

Herzog Wilhelm ließ nun Befehl ertheilen,
Daß alle Normannritter ſchildgeſchmückt,

Vorwärts dem Sachſenheer entgegeneilen,
Das feſtgeſchloſſen nicht im Kampfe rückt:
Wie Dünenroſen, Ranken eng verwachſen,
Den Ringern Cornwalls gleich bei Hocktides Spielen.
Als die Normannen dieſen Knäul der Sachſen
In einer Linie nun mit Macht anfielen,
Da ſtaunten ſie, und hatten bald erfahren,
Daß ihre Gegner wackre Kriegesſöhne waren.

Harold, als er der Feinde Anlauf ſah.
Griff nach der Streitaxt und warf fort die Lanze,
Dem Beiſpiel folgten alle Krieger da,
Und tauſend Beile ſchimmerten im Glanze.
Mit Jauchzen flog der Normann hin zum Streit,
Und Campynon, ein Rieſe ſonder Gleichen,
Der, wenn in Nebelluft ſein Panzerhemd
Erglänzt, bis in die Wolken ſchien zu reichen,
Er nahte ſich, wo König Harold ſtand,
Und zog ſein furchtbar Schwert heraus mit ſtarker Hand.

Dreimal ums Haupt ſchwang er die breite Waffe,

Worin ſich ſpiegelte der Sonne Bild —
Als wenn er alle Kraft zuſammenraffe,
Hieb dann er mit Gewalt auf Harolds Schild:
Rings auf dem Feld erſcholl ein Schreckenslaut,
Der reiche Schild war mitten durch geſpalten,
Und blutig ſchrammt das Schwert des Königs Haut,
Dann ſchlüpft es in des rothen Bodens Falten,
Wie, wenn am Luftgewölb ſich Dünſte ſchaaren,
Die Blize Bäume ſpalten, dann zur Erde fahren.

Harold erhob die Axt, und donnernd fuhr
Ein grauſer Hieb tief in des Normanns Seite,
Rings ſtoben Panzerſtirren auf die Flur,
Noch ein Hieb — und des ſichern Todes Beute
War dieſer bloſſe Leib, — drob wartet nicht
Der feige Normann — floh hinweg voll Schrecken,
Und rückwärtsſchreitend er die Reihen bricht
Der Kampfgenoſſen, um ſich ſelbſt zu decken.
Alſo, verſcheucht, ein Rieſen-Elephant
Das eigne Heer erdrückt, fern in der Sonne Land.

Das Volk iſt ohne weiſen Führer ſchwach,
Und Harold war bewußt ſich ſeiner Pflicht,
Drum ſandt' er Alfwold jenem Normann nach,
Der, immer rückwärts drängend, Bahn ſich bricht.
Beſchwingtem Pfeil gleich flog Alfwold von dannen,
Roth glänzt von lauem Blut das ſcharfe Beil,
Und zehn von Kent und zehn der Briſtowannen,
Sie folgen ihm zur Hez in Sturmeseil'.
Campynon flöh noch ſtets in Todesbangen,
Ob ſeiner Feigheit glühn vor Scham der Rit=
ter Wangen.

Wie, wenn im Winter kalt der Nordwind ſchnaubt,
Hungrig der Wolf den Fuß zur Hütte lenkt,
Wo er des armen Bauern Kindlein raubt,
Und mit dem Blut den Lilienſchnee beſprengt;
Wie dann der Vater über Berge klimmt,
Kühn durch den Strudel der geſchwollnen Flut,
Durch's tiefe Severn=Wogenbette ſchwimmt;
Wie's um ihn brauſt und ſtößt, er ſtrebt mit Muth

Stets weiter, bis vor ſeinem Racheblicke
Das blut'ge Raubthier liegt, das er zerriß in Stücke:

So jagte Alfwold nach dem Campynon,
Sein Blutbeil blendete des Normanns Blick,
Der mit Entſezen, unter Spott und Hohn,
Vor blut'gem Widerſtande bebt zurück.
Herzog Wilhelm klopft' ihm aufs Panzerhemd,
Und rief: „Ha Campynon, was giebt es hier?
Du, ſonſt ſo tapfer, nun der Ehre fremd,
Willſt feige dich verkriechen hinter mir?
Hinweg, du Hund! und ſtähle dich mit Muth,
Sonſt taucht mein fürſtlich Schwert in dein Verrätherblut!

So zwiſchen Wilhelms Zorn und Alfwold's Kraft,
Dacht' er, daß beiderſeits ihn Tod erwarte,
Und da ſein furchtbar Schwert er aufgerafft,
Summt er zur Jungfrau ein Gebet im Barte.
Wie der gejagte Hirſch ſich widerſezt,
Wenn jede Hoffnung, zu entfliehen, ſchwand,
Wie bange Lämmchen, die ein Knäblein hezt,
Es plözlich ſchrecken oft durch Widerſtand;

So ſtand Cympynon, feige, ob auch groß,
Und Todesfurcht trieb ihn zum Kampf, wo
Tod ſein Loos.

Graf Alfwold war bereit zum Todesſtreich,
Indeß ſein Volk rings wüthet in der Schlacht,
Als plözlich ſeinen Schild traf flammengleich
Campynons Schwert, das hoch er ſchwang mit
Macht;
Alfwold betäubten Sinn's aufs Knie hinſank,
Und ſein Gefolge kam, ihm beizuſtehn,
Er aber bald empor vom Boden ſprang
Und rüſtet ſich den Rieſen anzugehn:
Das Beil umklammernd, und bereit zum
Schwunge,
Schien er ein Löwe, der die Beute faßt im
Sprunge.

Und auf des rieſ'gen Normanns Erzgewand
Fuhr Alfwold's ſtarke Axt herab ſo ſchwer,
Schnitt raſch hinein, bis ſie den Ausgang fand:
Es ſtoben Feuerfunken rings umher,
Und bald die Waffe ſchlug zum zweitenmal
Durch Erz und Leberwamms tief mit Gewalt,
Das Purpurblut ſprizt aus, mit ihm zumal

Das Eingeweid' ſich auf dem Boden ballt.
Campynon fiel, gleichwie ein Mauerwall
Auf die Minirer ſtürzt mit furchtbar lautem
Schall.

Im Sturz zerriß er der Normannen Reihn;
So, wie ein Eichbaum, der zum Himmel dringt,
Wenn in die Flanke ſchlug die Axt hinein,
Sich langſam neigt, und auf den Boden ſinkt,
Wo Alles er zerſchmettert und zerſchellt,
Und müden Reiſenden den Weg verſperrt:
So ſank der groſſe Normann hin auf's Feld.
* * * * * * * * * * *
Er blutet, ächzt und ſtarb; rings ſtanden
ſtumm
Erſtaunt die Ritter um den Rieſenleib herum.

Wie wenn der Severn Mündung ſtürmiſch
wühlt,
Und donnernd ſollt die Woge über'n Sand,
Den ſchwarzen Schlamm zur weiſſen Küſte
ſpült,
Und das Getöſe von Wedceſter's Strand
Zurückhallt, — alſo Alfwold flog zum Streit
Mit Kent und Briſtols Mannen, die voll Grimmen

Ringsum die Leichen häuften weit und breit,
Daß ſie im Blute ſchienen faſt zu ſchwimmen.
Sie ſtreiften blutbeſudelt ſtets umher,
Und der lebloſen Feinde Zahl ſtieg immermehr.

Ein tapfrer Normann: Sire Aubin genannt,
Geſchickt im Lanzenbrechen, Schuß und Hieb,
So manchen Sachſen hin zum Tod er ſandt':
Daß, traun, der Ruhm der Tapferkeit ihm blieb.
Erſt traf ſein Schwert auf Adelgar mit Macht,
(Der hoch zu Pferd ſaß) ſchnell drang's durch die Weiche.
Dann fuhr es aufwärts, und zu ew'ger Nacht
Schloß er ſein Aug' — im Nu ſchon eine Leiche.
Drauf ſanken Adelred, Eadlyn, Tatwyn
Von Aubins ſtarkem Arm aufs Schlachtfeld hin.

Doch nun trat er Graf Alfwold ſelbſt entgegen,
Mit dem verglichen er wie Stroh ſo ſchwach,
Haut auf des Grafen Haupt mit mächt'gen Schlägen,
So ſtark es nur all ſeine Kraft vermag.

Doch den bemalten Wappenschild entlang
Glitt ab sein Schwert, und fuhr in blut'gen Grund.
Nun Alfwold hochergrimmt die Waffe schwang,
Und schlug den Panzerrock hindurch ihn wund;
Und als das Schwert zum zweitenmal er wieder
Hob, spaltet' er den Helm ihm bis zum Auge nieder.

* * * * * * * *

Gedruckt bei Friedrich Staats in Barmen.

Nordiſche

Elfenmährchen und Lieder.

[illegible]

Von

Hermann Püttmann.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig,
Friedrich Fleiſcher.

1844.

Der Glaube an Geiſtererſcheinungen der Elementarkräfte findet ſich zwar bei allen Völkern, aber bei denen, welche noch kein feſtgegliedertes Religionsſyſtem angenommen, oder welche noch nicht bis zum Monotheismus vorgeſchritten, am einfachſten im Ganzen trotz aller Mannichfaltigkeit im Einzelnen. Vielleicht hat es kein uncivilisirtes Volk gegeben, das nicht den Aufenthalt ſeiner Götter zunächſt in Luft, Waſſer, Wald, Berg ꝛc. verſetzte; im Uebergange zu einer mehr moraliſchen Theogonie aber dieſen Naturgöttern halb unbewußt allmälig von ihrer Macht und Bedeutung raubte, bis zuletzt jede Spur ihrer frühern Eigenthümlichkeit verſchwand. In dieſen Uebergangsepochen verwandeln ſich die frühern Götter in Elementargeiſter (Elfen) oder Zauberweſen, bis auch dieſe zuletzt ganz geſtaltloſen Verſtandesbegriffen

weichen müßen. So entſtanden vermuthlich in der griechiſch-römiſchen Mythologie eine Anzahl Weſen, die weder zum Olymp noch zur Erde gehören und mit den germaniſch-celtiſchen Elfen, den perſiſchen Perl's und Dew's ꝛc. in genauer Verwandtſchaft ſtehen. Die Titanen und Giganten ähneln den nordiſchen Hrymthuſſer, Jöten und den perſiſch-arabiſchen Dew's und Dſchinn's; die *Σάτυροι ἐπιχθόνιοι*, die satyri lascivi et salaces und die nordiſchen Skovtrolden, — Vulkan mit den Cyklopen und der Elfenkönig Völundr und die Svartalfar haben manches Gemeinſchaftliche; Nereiden, Lymnaden, Potamiden, Najaden ſind Niren (weibliche Waſſerelfen) in ihren verſchiedenen Abſtufungen, gleich dieſen ſich eines langen Lebens freuend, mit Menſchen vermählt u. ſ. f. Proteus iſt wiederum der nordiſche Neck mit ſeiner Verwandlungsfähigkeit; Scylla und Charybdis ſind Seetrolden; Dryaden, Dreaden ꝛc. Waldfeinen, Moosweibchen ꝛc. Wie Parzen und Nornen ſind auch Incubo und Alp, die phöniziſch-griechiſchen Patäken, Cabiren, Tritopatores und unſre Zwerge und Hausgeiſter deſſelben Geſchlechts. — Es verdient bemerkt zu werden, daß nicht ſelten der Glaubenswechſel dieſelben Weſen, die einſt der Gegenſtand der Liebe, des Vertrauens und der Ehrerbietung waren, mit düſtern und beshaften Attributen bekleidete. So erſcheinen z. B.

nach Einführung des Chriſtenthums die Elfen als gefallene Engel, die ſich von den Höllengeiſtern nur dadurch unterſcheiden, daß ſie nicht bis zur Hölle geſtürzt, ſondern an die Erde und Elemente gebannt wurden; bald auch vermiſchen ſich ältere religiöſe Erinnerungen mit dem ſpätern Glauben oder Aberglauben (die alte Liebesgöttin Venus z. B. wird zur Elfe und Teufelin zugleich und lebt mit ihrem Hofſtaat in deutſchen Bergen); häufiger noch verwandeln ſich die Elementargeiſter in Diener des guten oder böſen Princips, in vermittelnde Weſen zwiſchen Himmel, Unterwelt und Erde, und ſie werden dann zu Genien (Schutzgeiſtern) oder boshaften Dämonen.

Eine möglichſt ausführliche combinatoriſche Geſchichte des Elfenweſens in all ſeinen Verzweigungen und Wandlungen würde nicht allein ſehr intereſſant, ſondern auch von hoher Wichtigkeit für Aufklärung der Cultur- und Religionsgeſchichte der Menſchheit ſein. Wagen wir in Folgendem eine kleine Vorarbeit für ein ſolches ausführliches Werk zu veröffentlichen, ſo müſſen wir die Bemerkung vorherſchicken, daß wir einſtweilen die combinatoriſche Weiſe nur ſpärlich anwenden und uns mehr auf bloße Materialienſammlung des erloſchenen oder auch noch theilweis in unklarem Bewußtſein fortbeſtehenden Elfenglaubens beſchränken werden.

Zunächſt ſollen uns die nordiſchen Naturgeiſter beſchäftigen, und zwar:

I.

Altnordiſche Alfar und Duergar.

1. In der Edda werden Lichtelfen (liosalfar) und ſchwarze Elfen der Finſterniß (döckalfar) unterſchieden, jedoch nicht als gute und böſe, ſondern um ſie als Geiſter der verſchiedenen Regionen des leuchtenden Himmels und der dunklen Erde zu bezeichnen (Grimm's Einl. zu den iriſchen Elfenſ. LXII.) *) Mone nennt die Elfen „die höchſte Lebensäußerung der materiellen wie der geiſtigen Thätigkeit", was nicht richtig iſt, da in allen nordiſchen Mythen die Lichtelfen als Verbildlichungen des Aethers nie ſelbſtthätig auftreten, und deshalb höchſtens Lebensäußerungen der materiellen Kraft ſind, da die geiſtige den höchſten Lenkern, den Aſen, verbleibt. Scheinen leztere mit ihnen an einigen Stellen der Edda (Saem. 8b 71a 82a 83b Snorr. 23) vereinigt, ſo mag dies nichts weiter als eine

*) Die Hypotheſe Grimm's (Mythologie 340 f.): drei Arten nordiſcher Genien, nämlich liosalvar, döckalfar (Dunkelelbe) und svartalfar (Schwarzelbe) anzunehmen, ſcheint uns nicht haltbar, da die Verſchiedenheit der leztern doch wohl nur in den Worten, nicht in der Bedeutung beruht. In der poetiſchen Edda kommen svartalfar nicht vor.

auch anderwärts bemerkbare Verwechſelung der Urſachen mit den Wirkungen ſein. — Richtiger bezeichnet Mone die Schwarzelfen als „den höchſten geiſtartigen Aufſchwung, deſſen die Materie durch ſich ſelbſt fähig iſt, daher immer noch bös wie dieſe, zauberkräftig ꝛc.“ Leichterklärlich werden die Elfen deshalb auch vielmals mit den Dvergar verwechſelt (z. B. Saem. 2, 3 kommen die Zwerge Alfe und Windalfe vor; Sn. Ed. 34, 130, 136 wohnen Zwerge in Svartalfaheim), welche man, genau genommen, auf ſolche Weiſe von ihnen unterſcheiden könnte, daß die Schwarzelfen Repräſentanten der minderausgebildeten organiſchen Materie ſind, die Zwerge dagegen die Vermittlung des Unorganiſchen mit dem Organiſchen bewirken. Grimm will indeſſen die Identität der Svartalfar mit den Dvergar durchaus feſtgehalten wiſſen. Zwiſchen Döckalfar und Dvergar wird Saem. 188a beſtimmt unterſchieden. An dieſer Stelle werden nämlich dreierlei Nornen: askungar, alfkungar und daetr Dvalins', d. h. von Aſen, Elfen und Zwergen herkommende genannt. Gleichfalls ſind die Elfen von den Zwergen getrennt Saem. 8b und Saem. 92b. Im Aloismâl, einem höchſt myſtiſchen Gedichte, worin die Sprachunterſchiede der Götter, obern Mächte (Hochrecken) (Aſenſöhne), Wanen, Elfen, Zwerge, Joten (Suttungsſöhne), Hel und Menſchen bezeichnet werden,

heißt den Elfen der Himmel: die glänzende Decke (fagra raefr Schönreff), den Zwergen, Träufelſaal; der Mond den erſtern: Jahrzähler (? artali), den letztern: Schein; die Sonne den Zwergen: Dwalin's Spiel, den Elfen: glänzende Kugel. Die Windſtille wird von den Elfen: Tagruhe, Lichtmilde (dagsaeva), von den Zwergen: Tagſein (? dagsveru) genannt. Geheimnißvoll nennen die Elfen das Meer und die Saat zugleich Lagastaf (Grundſtoff, Urgrund), während erſteres bei den Zwergen Mar (Meer — mütterliches Element, Studach 113) und letztere gar nicht benannt wird. Die Nacht heißt den Elfen: Schlafluſt, den Zwergen: Traumnährerin. Für Erde (elfiſch: groandi, wachſende keimende Flur), Wolken (elfiſch Wettermacht), Wind, (elfiſch: dynfari, dröhnende, toſende) und Holz (elfiſch: fagurlinii, Schönzweig, Schönſtamm) haben die Zwerge keinen Namen, wogegen die Elfen das Feuer nicht benennen. Beide Weſen haben keine Ausdrücke für das von Menſchen Aol (Oel), den Aſen Bier (bior), den Wanen veig (Saft, Wein, Gold, Kraft), den Joten Lavg, in Hel Meth (miöth), von Suttungs-Kindern Sumbl (Geſchlürf) Genannte, da ſie weder Speiſe noch Trank bedürfen.

2. Die Lichtelfen, Vergeiſtigungen des reinſten Naturorganismus, ſind blanker als die Sonne (Su-

Ed. 21; sie heißt Saem. âlfrödull, die Elfen anstrahlend), weil sie anfangs in Alfheim (dem Wohnsitze des Gottes Freir, der über Regen und Sonnenschein und die Fruchtbarkeit der Erde waltet) wohnen, zulezt in Vidblainn, der weiten Himmelsbläue, dem höchsten Himmel, der in Ragnarökr, dem Untergange der Welt, nicht vernichtet wird. Die Sonne wird in der Atmosphäre gedacht, über welcher Vidblainn sich befindet. Die Lichtelfen als Verkörperungen von Naturwirkungen gedacht haben das Wachsthum der Pflanzen, die aus dem Boden emporkeimten, zu besorgen, während die Schwarzelfen über die im Boden noch verborgenen Keime und Saamenkörner wachen. — Letztere, die Dunkelelfen sind schwärzer als Pech, wohnen unten in der Erde, und gleichen den Lichtelfen weder an Gestalt noch Thaten. Ihnen wurde von den Asen eine Botschaft gesandt, als die Götter eines Bandes bedurften, um den Fenriswolf zu binden, da schickten sie Glejpner, das aus der Katzentritte Laut, des Weibes Bart, des Berges Wurzeln, des Bären Sehnen, des Fisches Athem und des Vogels Speichel geschaffen wurde. Die Schwarzelfen machten auch das Schiff Skidbladner, welches so groß ist, daß alle Asen mit ihren Waffen an Bord sein können. Sobald die Segel gehißt werden, hat es guten Wind, wohin's

auch fährt. Es ist so kunstreich verfertigt, daß man's zusammenlegen und wie ein Tuch in die Tasche stecken konnte (Heimskringla). Ferner verfertigten die Schwarzelfen das goldne Haar der Sif (Thors Gattin), das, sobald es auf den Kopf gelegt wurde, wuchs; dann Odin's Spieß Gungner der in der Schlacht immer traf, die goldne Kette der Freia ꝛc. — Den Schwarzelfen (als Berggeistern, s. Grimm Myth. 252) scheint man eine Art von Cultus erwiesen zu haben. In der Kormaksſaga (S. 216. 218) soll mit dem Blut eines Stiers der Alfenhügel geröthet und aus dem Fleische des Thieres den Alfen ein Mahl bereitet werden.

Da die Schwarzelfen Bewohner der Nacht sind, fliehen sie die Sonne; werden sie von Lichtstrahlen überrascht, so versteinern sie (Saem. I, 274. II, 44.). Das heißt wohl: die von der Phantasie befruchtete Nacht gebiert Geister und Gespenster, welche dunkel und schrecklich aus Wald und Sumpf, Berg und Kluft auftauchen, — der helle Tag aber ist der Beschwörer, welcher diese Phantome in gewöhnliche Felsen, Klippen, Baumstämme ꝛc. verwandelt. —

3. Nach den Riesen schufen die Götter die Dvergar, Mötsognir und Durinn aus dem Fleisch und den schwarzen Knochen des Riesen Bremir, welche Zwerge nun wiederum viele andre menschähnliche aus

der Erde bildeten (Völ. 9. 10). — Nach Snorris Erzählung waren die Zwerge anfangs im Fleiſche des erſchlagenen Ymers (des erſten vom Rieſen- oder Thurſengeſchlechte, das im Chaos entſtand), wie kleines Gewürm; d. h. ſie durchzogen als todte (unbenuzte) Metall- und Erzadern die Gebirge. Nach der Aſen Willen erhielten ſie dennoch Menſchenverſtand und menſchliche Geſtalt. — In der Völuſpa und der jüngern Edda werden eine große Anzahl (84) Zwerge benannt; in den Kenningar finden ſich 92 Zwergnamen. 35 Staubzwerge ſind benannt, worunter Neu und Voll (Mond-Zwerge) und die vier Himmelswächter Oſt, Weſt, Süd und Nord, die Aehnlichkeit mit den griechiſchen Himmelsträgern haben; wobei auch ein Uebergang von ihnen zu den Vergrieſen (Thurſen, Jöten, Troldqvinde) ſtattzufinden ſcheint. Dieſe Trolden ſind nämlich Perſonifikationen der Stürme Winde, *) Seuchen ꝛc. — Spukgeiſter der Natur, von denen Loke, der Mephiſto des Nordens, welcher am Böſen ſich ſtets erfreut, ſeine Herkunft ableitet. — W. Grimm (deutſche Heldenſ. 389) ſagt: „Rieſen und Zwerge ſind nach der nordiſchen

*) Hräsvelgur z. B. ein Jöte, ſizt in Geſtalt eines Adlers am Rande des Himmels und bringt durch die Bewegung ſeiner Fittiche den Wind hervor.

Dichtung beſondere, allenfalls in einander übergehende Erſcheinungen der Elfennatur, welche die offenbar und heimlich gleich große Macht derſelben auszudrücken beſtimmt ſcheinen. Von Reigin heißt es (Sig. II. Proſa S. 150. Sn. S. 135. Nornagest S. c. 3): hann var hveriom manni hagari oc dvergr af vöxt; hann var vitur, grimmr oc fiölkunnigr; Sigurd aber ſagt zu ihm (völs. c. 24): du biſt ungetreu wie deine Blutsfreunde; denn liſtig und falſch werden Zwerge überhaupt geſchildert. Dagegen nennen ihn die weiſſagenden Vögel (Sig. II. 38) einen Rieſen (jötun) ꝛc.“ —

Die Zwerge ſind Zauberer, können Runen ſchneiden und auflöſen. — So ſchnell ſind ſie, daß der eddiſche Zwerg Alvis alle neun Welten durchwandert hat; auf jede Frage weiß er auch eine Antwort. Dvergmal (Zwergſprache) heißt das Echo im nordiſchen Volksglauben. Bei Lyngbye (färöisk quäder 468, ſ. a. 464. 470.) ſteht: „Echo (Dvörgomal) ſang in den Bergen.“ — Die Zwerge wohnen in Höhlen und Schluchten der Berge, in der Erde unter den Steinen (Saem. 48a; „by ec for iördh nedhan, â ec undr steini stadh“; — „dvergr sat undir steininum“ Yngl. saga cap. 15;“ „dvergar bûa i iördhu oc i steinum.“ Sn. 15.) Ihre Farbe muß erdgrau ſein, denn im Alvismal ſagt der Gott zu dem Zwerge: „Wie fahl du biſt an der Naſe

— warſt du bei Todten im Dunkel der Nacht?" — Dagegen nennen die Dichter das Gold: der Zwerge Lichtglanz. — Gudmund Andreas (in notis ad Völuspa) beſchreibt die Duergar als klein mit kurzen Beinen und langen Armen, die faſt auf den Boden reichen, wenn ſie aufrecht ſtehen. Der Zwerg in Thorſtens Saga iſt außerordentlich häßlich, ſein Maul geht von einem Ohr zum andern und der Unterkiefer hängt bis auf das Knie herab.

Die Zwerge ſind diebiſch; Saem. 2b wird ein Zwerg Althiofr genannt und Vilkin sag. c. 16. 40. nennt den Alpris (Alfrikr dvergr, Alberich) „hinn mikli stelari." —

Als Beherrſcher des Lichtglanzes der Unterwelt ſind die Zwerge nun conſequent auch die kunſtreichſten Schmiede (ſ. Sn. 34. 48. 130. 354.). Der Zwerg Brock wettete mit Loke, daß ſein Bruder Eitri (Sindri) ebenſo künſtliche Arbeit machen könne, wie die Svartalfar (ſ. eb.). Loke ging die Wette ein, und Eitri ſchmiedete den Goldring Draupnir (Tröpfler), der in jeder neunten Nacht acht andre Ringe von ſich tröpfelte, — den Eber Gullenbörſt, der in der Luft und auf dem Meere, bei Tag und Nacht lief, wobei er ſich den Weg durch ſeine Borſten erleuchtete, — und Thors Hammer Mjölnor (den Zermalmer, Symbol des Donnerkeils), der niemals fehl traf, wohin man ihn auch warf, immer von

ſelbſt in die Hand des Beſitzers zurückkehrte, und nach Wunſch ſo klein wurde, um ihn in die Taſche ſtecken zu können. Dennoch hatte der Hammer den Fehler, daß der Griff zu kurz war. — Die Zwerge Dyrinn und Dvalinn ſchmiedeten das berühmte Schwert Tyrfing, das nie gezogen wurde als zum Verderben eines Menſchen. —

Ein Zwerg ſchenkte dem Thorſten aus Dankbarkeit ein Hemde von Schaafwolle, deſſen Zauber darin beſtand, daß derjenige, der es auf bloßem Leibe trug, nie durch Schwimmen ermüdete, oder eine Wunde erhielt. Außerdem empfing Thorſten von dem Zwerge einen Goldring, wodurch es ihm nie an Geld fehlte, ſo dann einen ſchwarzen Stein, der ihn unſichtbar machte, und einen Feuerſtahl mit Stein, die Sturm und Flammen beim Anſchlagen erzeugten. — Der Zwerg Fjalar erſchlug in Verbindung mit dem Zwerge Galar den weiſen Quaſir, der in der Welt umher wandelte, um den Menſchen Weisheit zu predigen, goß Honig in ſein Blut, und bereitete daraus den Meth, welcher den Zauber beſaß, daß er Jeden, der davon koſtete, zur Poeſie begeiſterte. —

Mancherlei Eigenthümlichkeiten der Elfennatur finden ſich auch im Weſen der Nornen. Die Allegorie erklärt dieſelben als Göttinnen der Zeit; und die Edda ſagt von ihnen: „Es ſteht ein ſchönes Gebäude im

Himmel am Brunnen unter dem Eſchenbaum Ygdraſil. Aus demſelben kommen drei Jungfrauen, ſie heißen Urdhr (das Gewordene), Verdhandi (das Werdende) und Skuld (das Künftige). Dieſe Jungfrauen beſtimmen die Lebenszeit aller Menſchen und heißen gemeinſchaftlich Nornen." *)

Der Nornen giebt es gute und böſe (gödhar ok illar); die göttlichen guten verleihen Glück, und wenn Menſchen in Unglück kommen, ſo ſind die böſen Nornen Schuld daran. Sie ſind von verſchiedener Abkunft: Fafnir (Fafnismäl) ſpricht:

---

*) Rühs will das Wort von dem angelſächſ. nerjan, erlöſen, befreien — ableiten; Raſk glaubt es mit dem finniſchen noidun: zaubern, zuſammenhängend, da Norn im Isländiſchen wie Nodde ausgeſprochen wird. J. Grimm ſagt (Myth. 229): „den Ausdruck Urdhr, ang. Wyrd, ſcheint am längſten die engliſche und vorzüglich ſchottiſche Mundart gehegt zu haben; bekannt ſind die „weirdsisters" in Shakſpeares Macbeth, die er aus Holinſched entnahm; auch in Douglas Virgil 80, 48 ſtehen ſie, und der complaynt of Scotland (geſchr. 1548) gedenkt unter mehrern fabelhaften Erzählungen der three weirdsysters (Leydens Ausg. Edinb. 1801 S. 99); in Warners Albions England (zuerſt gedruckt 1616) heißen ſie „the weirdelves"; es ſind wohl die drei Parzen der Alten gemeint. Eigenthümlicher ſcheint „the weird lady of the wods", welche um Rath befragt, aus ihrer Höhle weiſſagt, in Percy's reliques 3, 230 — 232)."

„Gar verſchieden geboren, denk ich, daß Nornen ſeien,
Sie haben nicht ein Geſchlecht zuſammen,
Etliche ſind vom Aſen-Geſchlecht, andre von Elfen-Geſchlecht,
Etliche Töchter Dvalins (d. h. Zwerginnen)."

Die Nornen ſind, gleich den romantiſchen Feen, bei der Geburt großer Menſchen geſchäftig; ſie beſtimmen jedem Menſchen ſeine Lebenszeit (Sn. 18; Saem. 181a.). Im erſten Lied von Helgi (Saem. 149) heißt es:

„In alten Zeiten, als noch Aare ſangen,
Heilige Waſſer rannen von Himmelsbergen,
Gebar Borghild in Bralundr
Helgi den Herzensgroßen. —
Nacht war's in der Burg, Nornen kamen,
Die des Edelkind's Alter beſtimmten,
Wünſchten, er werde der kühnſte,
Werde der beſte der Könige.
Sie ſchnürten mit Macht die Schickſalsfäden,
Da ward in Bralundr Burgenbruch; (d. h. es erhob ſich ein burgenniederſchmetternder Sturm)
Sie breiteten aus die goldenen Seile
Und banden ſie mitten im Mondesſaal.
Sie bargen die Ende öſtlich und weſtlich,
In der Mitte da lag des Königs Land,

Nordwärts warf Neri's Schweſter den Faden,
Ewig zu halten, begabt ſie ihn!"

Auch die Wechſelbälge und die von der Geburt anin Thier geſtalten verwandelten Menſchen ſcheinen den Nornen zugeſchrieben worden zu ſein, wodurch beſonders eine Uebereinſtimmung mit den ſpätern Elfen und Feen, die ſo gerne Kinder vertauſchen und Wechſelbälge unterſchieben, erhellt. — Im Rabenruf Odhins heißt es von den Nornen: „ſie zeigen Lebensweg und Schickſal." In der Hervararſaga: „ſchalten verderblich die Nornen." In Quitha Sigurthar ſteht: inmittelſt gingen grimme Nornen" und etwas weiter ſpricht das Lied von leidigen Nornen." — Die Nornen werden auch gleich den Valkyrien „Schildjungfrauen" genannt; und in der Nornageſtsſaga (c. 11) ſind ſie mit spâkonur und völvur (Wahrſagerinnen) gleichbedeutend. Es heißt:„ Völvur (spâkonur genannt) fuhren im Lande und weiſſagten der Menſchen Schickſal. Sie wurden von den Leuten in's Haus geladen, bewirthet und beſchenkt. Einsmals kamen ſie auch zum Vater Nornageſts, in der Wiege lag das Kind und über ihm brannten zwei Kerzen. Da begabten die zwei erſten Weiber es und verhießen ihm vor Andern Glückſeligkeit, als ſich die dritte oder jüngſte Norn erhob und ſprach: ich ſchaffe, daß das Kind nur ſo lange lebt als die

Kerze neben ihm brennt! Schnell langte die älteſte Vëlva nach der Kerze, löſchte und reichte ſie der Mutter mit der Mahnung, ſie nicht früher wieder anzuzünden, als am lezten Lebenstag des Kindes, das davon Nornengaſt genannt wurde."

Nach Mone (u. H. 353) ſind die Nornen der Kreis, in dem das menſchliche Leben wirkt, Urthr und Skuld ſind die Anfangs- und Endpunkte, Verthandi der weite Umfang. Als Lebenskreislauf führen ſie auch das Schickſal des Menſchen mit ſich, darum heißt es von ihnen (Völ. 21.): ſie gründeten Geſetze, wählten das Leben, ſagen das Schickſal. — Ueber die Vergleichung der Nornen mit den Parzen ſagt J. Grimm (Myth. 233): „Der nordiſche und griechiſche Mythus ſind beide in unabhängiger Eigenthümlichkeit geſtaltet. Κλωθώ, Λάχεσις, Ἄτροπος, die drei μοῖραι, haben in den Namen nichts gemein mit Urdhr, Verdhandi, Skuld; ſie ſind Schweſtern, der Nacht Töchter. Clotho, die älteſte, ſpinnt (von κλώθω, ich ſpinne, zwirne), Lacheſis looſt, entſcheidet (von λαχεῖν), Atropos, die unabwendbare, ſchneidet den Faden. Jene Idee von Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft bleibt unberührt; auch die des Einſpruchs der dritten Göttin ſcheint zu mangeln. Merkwürdige Aehnlichkeit mit Nornageſts-ſaga hat eine von Meleager, bei deſſen Geburt die

Mören weiſſagen: Atropos beſtimmt ihm ſo lange zu leben, als das auf dem Heerde brennende Scheit nicht verbrannt ſei. Althaea ſeine Mutter zieht es aus dem Feuer."

Aus Allem ſieht man, daß das Weſen der Nornen die verſchiedenſten Deutungen zuläßt, wie dies denn überhaupt bei vielen Mythen der Edda ſchon zum Theil daher ſtattfindet, weil die ſpätern Aufzeichner derſelben entweder alles Verſtändniß verloren, oder die urſprünglichen Begriffe im Volksglauben nach und nach vermiſcht und untereinander geworfen wurden. Es mußte zu unſerm Zwecke hier genügen, das Traditionelle kurz wiederzugeben. —

4. In noch näherer Verwandtſchaft als die Nornen mit einigen Zügen des ſpätern Elfenglaubens ſtehen die Walkyrien. Als Todtenwählerinnen*) ſchickt ſie Odhin aus in jede Feldſchlacht, um die Erſchlagenen zu kieſen. Sie beſtimmen, wer fallen ſoll, und berathen über den Sieg (Sn. 39). Die Wöla ſieht ſie „reiten zum Gottesgericht" (Saem. 4b). In Valhalla, dem Wohnorte der im Kampf Gefallenen, tragen ſie für Götter und Einherien Getränke herbei ꝛc.

*) Selbſt in dieſer ihrer urſprünglichſten (?) Bedeutung mögen ſie nicht ganz ohne Beziehung zu den todverkündenden iriſchen Banſhi's ſein, die ihrerſeits wieder in Berührung mit der deutſchen „weißen Frau", mit Meluſinen als Geſpenſt des Hauſes Luſignan ꝛc. kommen.

J. Grimm ſagt von ihnen (Myth. 236:) „In ihrem Weſen iſt unwiderſtehliche Sehnſucht nach dem Kriege begründet: daher in der Edda ihre eigenthümlichſte Leidenſchaft ausgedrückt wird durch das verbum „thrà“ (desiderant) Saem. 88a, „thrâdho“ (desiderabant) oder „fystoz“ (cupiebant) Saem. 134a. Gewöhnlich reiten neun valkyrjur zuſammen aus (Saem. 142. 162), ihre Lanzen, Helme und Schilder glänzen (Saem. 151a), ihre Pferde ſchütteln ſich und Thau fällt zur Erde (Saem. 145). Dieſe Neunzahl iſt auch in der Sage von Thidhrandi, dem erſt neun disir in weißem, dann neun andere in ſchwarzem Gewand erſcheinen. Saem. 44. 45. und daraus Sn. 39. werden ihrer dreizehn genannt; Saem. 4b aber nur ſechs. „Das Schlachtwebelied der Nialsſaga nennt ebenfalls ſechs: Krâkumâl zwei. In Hâkonarmâl heißt es:

Göndol und Skögol
Sandte Gauta — tyr (Odhin)
Könige zu erkieſen,
Wer aus Yngwe's Geſchlecht
Sollte mit Odin fahren
In Wallhöll zu wohnen.
Sie finden Haken den Guten in der Schlacht:
Göndel das ſprach,
Stützte ſich auf Spießesſchafte:

Nun wächſt der Götter Beiſtand,
Da Haken haben
Mit großem Heere
Heim die Bindenden (Götter) entbeten.
Der Weiſer (Führer) das hörte,
Was die Walkyrien meldeten,
Die Mädchen auf Roſſesrücken;
Ließen ſorgſam
Und ſaßen behelmet
Und hatten vor ſich die Schilde.
„Wie theileſt du ſo (ſang Haken)
Die Schlacht, Geir-Skögel? (Spieß Skögel)
Wären doch werth Gewinnens von den Göttern!“ —
„Reiten wir nun ſollen,
Sang die gewaltige Skögel,
Zu grünen Welten der Götter,
Odin zu ſagen,
Daß der Allwalter wird kommen,
Ihn ſelbſt zu ſehen.“

(S. Heimskringla überſ. von Dr. F. Wachter, Lpz. 1836 Bd. II. 98 ff). Nach Sn. 39 ſind die vorzüglichſten Walkyrien: Gudhr, Rota und Skuld, die jüngſte Norne.

Wie die Nornen am Eingang des Lebens ſtehen, ſo die Walkyrien am Ausgang. Hören wir, was

Mone (S. 364) über dieſe Verwandtſchaft in ſeiner hypothetiſchen Auffaßungsweiſe ſagt: „Nornen und Walkyrien ſind beide himmliſche Weſen, jene die Waſſermädchen in der Tiefe, dieſe die Wolkenjungfrauen in der Luft, jene pflegen den Lebensvogel, den weißen Schwan in der lichten Quelle, dieſe ſättigen im Blutbach der Schlacht den ſchwarzen Raben, den Leichenfreſſer. Allein die Walkyrien ſind Weberinnen wie die Nornen, Lichtweſen wie dieſe, Skuld iſt Norne und Walkyrie, dieſe haben Hemder und Namen vom Schwane und ihre Männer, die Elfen (ſ. unter Völundur), ſind ſelber Schwäne (?), all dieſes geht wieder in die Bedeutung der Nornen hinüber, und endlich werden die Walkyrien wiedergeboren und ſind ſelbſt die Mütter der Wiedergeburt, daher Todesgöttinnen für dieſes Leben, aber in der andern Welt ſchenken ſie denen, die durch ihre Wahl gefallen, Bier ein, ſind alſo die Nährweiber der Heldenſeelen in jener Welt, deren Mütter und Säugammen, die der deutſche Heldenſinn zu Mundſchenkinnen umgebildet. — Wen die Walkyrie zum Geliebten wählt, der ſtirbt in der Schlacht, die Liebe iſt alſo jener gewaltſame Tod, der aller Geburt vorhergeht und in dem alle Fortdauer liegt.“ — J. Grimm ſagt über die verbindenden Züge zwiſchen Walkyrien und Nornen (Myth. 207): „Aus der Erwähnung der jüngſten Norne (ſ. ob.) geht die

Gemeinſchaft der Nornen und Valkyrien, zugleich aber ihre Verſchiedenheit hervor. Eine Dis kann beides, Norn und Valkyrja ſein, die Verrichtungen ſind geſondert, gewöhnlich auch die Perſonen. Die Nornen haben das Fatum auszuſprechen — ſie ſitzen auf ihren Stühlen und feſtigen ihre Faden. Niemals heißt es, daß ſie reiten. Die Valkyrien aber reiten in den Krieg, bringen des Kampfs Entſcheidung und geleiten die Gefallenen gen Himmel. Bloß Skuld die jüngſte Norn kann auch Valkyrja ſein: dachte man ſich Urdhr und Verdhandi allzubejahrt, oder allzuwürdig für die Arbeit des Kriegs? Und taugte das Schneiden, Abbrechen des Fadens mehr für die waffengeübte Jungfrau?" Und an einer andern Stelle (S. 239): „Wie wenig man Nornen und Valkyrien völlig von einander trennen darf, lehrt auch die Sage der drei Jungfrauen im Völundurliede (Hladhgudr svanhvit, Hervör Alvitr und Olrun), zu geſchweigen, daß Hervör den Beinamen alvitr (omniscia) führt, der ſich mehr für eine Norn, als für eine Valkyrja ſchickt, heißt es von allen dreien, daß ſie am Seeſtrand ſaßen und köſtlichen Flachs ſpannen, ja von derſelben alvitr, die wiederholentlich „unga" wie Skuld in andern Stellen genannt iſt, daß ſie „örlög drygjà" Schickſal treiben wollte. Auch die Entſcheidung in der Schlacht iſt ein Theil des Schickſals. Unſtreitig

dachte man ſich nicht blos die Nornen ſpinnend und webend, ſondern auch die Valkyrien. Dies wird durch die furchtbar erhabene Dichtung im 158 cap. der Njalsſaga am ſicherſten erläutert. Dörrudhr ſieht durch einen Felſenſpalt ſingende Frauen an einem Gewebe ſitzen, wobei ihnen Menſchenhäupter zum Gewicht, Därme zum Garn und Wiſt, Schwerter zur Spule, Pfeile zum Kamm dienen: in ihrem ſchauerlichen Geſang bezeichnen ſie ſich ſelbſt als Valkyrien, ihr Gewebe als das des zuſchauenden Dörrudhr. Zuletzt zerreißen ſie ihre Arbeit, beſteigen ihre Pferde und ſechs reiten gen Süden, und ſechs gen Norden."

Die Valkyrien werden auch Schildmädchen, Helmmädchen und Wunſchmädchen (óskmeyar, Saem. 242ª, Völs. Saga cap. 2) genannt; gleichbedeutend iſt auch valmeyjar (Schlachtmädchen), vielleicht, wie Grimm meint, das heutige norwegiſche valdöger, nach Hallager 140ᵇ Schutzgeiſt. —

Außer den eigentlichen Valkyrien, den Dienerinnen Odhins, die zu den Dis (Göttinnen niedern Ranges) gehören, werden in den Edden auch andere erwähnt, halb überirdiſche, halb menſchliche Heldinnen, welche Gemahlinnen von mythiſchen Helden ſind (ſ. unten Beiſpiele). Sie ſind von menſchlicher Abkunft: Königstöchter, verleihen ihren Geliebten Kampfſieg und

Schuh, weiſſagen (vgl. Thorlacius Antiq. boreal. spec. I, 49), ziehen durch Luft und Waſſer (Saem. 142b, 159), d. h. ſie können fliegen und ſchwimmen, und bedienen ſich zu dieſem Ende der Schwanen-Hemder (álptarhamir)*). —

Was die altnordiſchen Denkmale uns über dieſe Valkyrien und Schwanenmädchen mittheilen, wollen wir zum Theil in verkürzter Darſtellung hier folgen laſſen.

Das Lied von Helgi und Svava erzählt: „Jerwarts und Siegelinds Sohn ſprach niemals, als ein Stummer, und darum ward ihm auch kein Name beigelegt. Es trug ſich aber zu, daß, als er auf einem Hügel ſaß, er neun Valkyrien daher reiten ſah, die verderſte aber war die herrlichſte und ſie ſprach zu ihm: „Helge! ſpät wirſt du über Schäze gebieten und über Nedullfell herrſchen, wenn du immerdar ſchweigſt, du ſtarker Baum im Kampf! Du biſt ein gewaltiger Held, frühe haben das Adler weiſſagend gerufen. Du ſollteſt nicht ſchweigen.“ Er antwortete: „Du klare Frau, giebſt du mir den Namen Helge, welches Geſchenk läßeſt du darauf folgen? Bedenke wohl, wie du mich

*) Die Göttin Freyja hat einen Falkenbalg (falkehamr). Ueber deutſche Schwanjungfrauen ſ. u. A. Grimm's Myth. 241 ff. —

grüßeſt, den Namen nehm' ich nicht an, wo ich dich ſelber nicht habe." Sie ſprach: „Schwerter weiß ich verborgen in Sigarsholm, viere weniger als fünfzig, eines darunter köſtlich vor allen, goldbeſchlagen, ein Schildeverderber, am Griff iſt ein Wunderring, die Seele in der Mitte, der Schrecken in der Spitze, eine Blutſchlange liegt in der ſchneidenden Schärfe und oben an der Todesſpitze ſtreckt die Natter den Schwanz." Dieſe Jungfrau aber war Svava, des Königs Eylimi Tochter, eine Walkyrie, die durch die Luft und über das Waſſer dahin ritt. Alſo gab ſie dem Helge einen Namen und ſchützte ihn hernach oft in Schlachten, und wurde ſpäter ſeine Gattin." — In demſelben Liede wird Svava als die Feindin der Trollweiber geſchildert, weil ſie als gutes übernatürliches Weſen dem Böſen entgegenſteht. Das Rieſenweib Hrimgerdur ſpricht zu Helge: „Ja, Helge! jene möchteſt du lieber, welche vorige Nacht kam, die Fluten zu ſchauen, die vielgoldene Jungfrau! gewaltig und hehr dünkte ſie mir! Hier ſtieg ſie an's Land und machte feſt 'eure Flotte. Sie allein iſt Schuld, daß ich deine Männer nicht morden konnte." Helge ſprach: „Hör' an, Hrimgerd, wenn ich dein Leid dir büßen ſoll, ſag mir klar: war jene allein, die meine Schiffe beſchützte, oder zogen andre noch mit ihr?" Hrimgerd ſprach: „Drei Jungfrauen waren's, doch eine

ritt veran, leuchtend und ſchön unter ihrem Helme; ihre Wolkenroſſe ſchüttelten ſich, aus den Mähnen tropfte Thau hinab in tiefe Thäler und Hagel in hohe Bäume, davon fruchtbares Jahr den Menſchen kommt: mir war das Alles verhaßt anzuſehen." — Svava wurde unter dem Namen Kara mit Helgi wiedergeboren. Dieſe Kara erſcheint in der Hrômundarsaga (fornald. sög. 2, 375 — 76) als Zauberin mit einem Schwanenhemde, und ſchwebt ſingend über dem Helden. Durch ihren Beiſtand war Helgi immer Sieger, da geſchah's, daß er in einem Kampf zu hoch mit dem Schwert in die Luft fuhr, und ſeiner Geliebten den Fuß abhieb; da fiel ſie zu Boden und ſein Glück war hin. — Ausführlich geben wir das ſchöne Lied von der Valkyrie Sigrun (Helga quitha Hundingsbana hin aunar):

„König Siegmund, Volſungs Sohn, war vermählt mit Borghild von Bralund. Sie nannten ihren Sohn Helgi nach Helgi Jorwards Sohn, und ließen ihn von Hagal erziehn. — Hunding hieß ein mächtiger König, nach welchem Hundland benannt iſt; der war ein großer Heermann und hatte viele Söhne, die in den Krieg gezogen waren. Zwiſchen dieſem König Hunding und König Siegmund war aber Unfrieden und Zwietracht; ſie tödteten einer des Andern Freunde. König

Siegmund und die von ſeinem Geſchlecht hießen Volſungen und Ylſingen (Wölſingen). — Helgi zog insgeheim aus auf Spähſchaft an den Hof Königs Hunding, wo Häming, Hundings Sohn, daheim war. Als aber Helgi wieder fortging, traf er einen Hirtenbuben und ſprach zu ihm: „Sag du dem Häming, daß es Helgi war, den man in den Panzer hüllte, den Wolfgrauen, der in eurer Mitte war, den aber König Hunding für Hamal hielt. „Hamal hieß der Sohn Hagals. — König Hunding ſandte Mannen zu Hagal, um Helgi zu ſuchen, und Helgi wußte keinen andern Rettungsweg, als daß er Mägdekleider anzog, und in die Mühle ging zu mahlen. Sie ſuchten, aber fanden ihn nicht. Da ſprach Blind der Unſelige (Caulvisi): „Scharf ſind die Augen von Hagals Magd, nicht iſt von gemeinen Geſchlecht, die an der Mühle ſteht: die Steine brechen und die Mühle zerſpringt ja! Ein hartes Geſchick hat der Held erfaßt, der, ein König, Gerſte mahlt; ziemender iſt dieſer Hand des Schwertes Griff als der Mandelbaum (Mühlenbaum)“ Hagal erwiederte und ſprach: „Da iſt wenig zu wundern, daß die Mühle dröhnt, wenn des Königs Magd den Mandel rührt; ſie ſchwebte über den Wolken, und durfte kämpfen gleich Vikingern (Seehelden): d. h. ſie war eine Valkyrja, bevor Helgi ſie gefangen machte; Schweſter iſt ſie von

Sigar und Hegen: drum hat der Ylfingen Magd so glühende Augen!" Helgi kam von dannen und fuhr auf Heerſchiffen. Er tödtete den König Hunding und wurde ſeitdem genannt Helgi der Hundingstödter. Er lagerte dann mit ſeinem Heer auf Brunavag und hatte Strandhieb (d. h. ließ das Vieh am Strande zuſammentreiben und ſchlachten) und aß rohes Fleiſch. Sigrun, die Tochter König Hegen's und die wiedergeborne Svava war eine Walkyrie, ritt durch Luft und über Meer, und kam zu Helgi's Schiffen und ſprach: „Wer läßt die Schiffe zum Ufer ſchwimmen? wo iſt eure Heimath, Heermänner? Worauf harrt ihr in Brunavag? Wohin lüſtet's euch, den Weg zu nehmen?" — Helgi entgegnete: Hamal läßt ſchwimmen die Schiffe zum Ufer; unſre Heimat iſt in Hleſſei, auf Fahrwind harren wir in Brunavag, gen Oſten lüſtet's uns den Weg zu nehmen." — Sigrun ſprach: „Wo haſt du, König, Hildur (den Krieg) geweckt? oder der Kampfſchweſtern Vögel (die Raben) genährt? Wie iſt deine Brünne ſo blutbeſprüzt? Warum aßt ihr unter den Helmen roh Fleiſch?" Helgi ſprach: „Wenn dir's zu wiſſen gelüſtet, das that ich, ein Ylfingen Sproß, vor Kurzem weſtlich vom Meer, als ich Bären jagte im Bragawald und mit Spießen die Aare ſättigte. Nun iſt's geſagt, Maid, weder die Sachen; drum ward am Meere wenig

Gekochtes gegeſſen." — Sigrun ſprach: „Du kündeſt mir den Kampf, wo ver Helgi König Hunding ſank im Feld; jene Schlacht geſchah, eure Verwandten zu rächen, und Blut ſprizte auf Schwertesecken." Helgi ſprach: „Woher weißt du, vielkluge Jungfrau, daß es Rachekampf war? Manche Heldenſöhne ſind tapfer und grimmen Sinns gegen unſer Geſchlecht." Sigrun ſprach: „Nicht ferne war ich, Führer des Volks, gerüſtet zu manches Kampffürſten Tod, ich half dir heimlich; doch ſchlau biſt du, Siegmundenſohn, in Kampfrunen die Schlacht zu erzählen. (Die Valkyrie kennt die Kampfrunen, d. h. bildliche Ausdrücke wie: „den Bär jagen", „Aare mit Spießen nähren" ꝛc.) Ich ſah dich auf der Fahrt vorn auf den Langſchiffen, als du ſtandſt auf den blutigen Steven und die urkalten Wellen umherſpielten. Nun willſt du, König, dich bergen vor mir, aber Hogens Tochter kennt dich." — — Granmavr hieß ein reicher König, der zu Svarinshöh wohnte; er hatte viele Söhne, wovon einer Hedbrod, der andre Gudmund, der dritte Starkodder genannt wurde. Hedbrod war in der Königsverſammlung und ward verlobt mit Sigrun, Hogens Tochter; als ſie das aber vernahm, da ritt ſie mit den Valkyrien durch Luft und über Meer, Helgi zu ſuchen. Helgi war damals auf Logafiöll, und hatte ſich mit Hundings Söhnen geſchlagen, Alf und

Eviolf, Hiorward und Hervark getödtet, und ruhte kampfesmüd unterm Narsteine. Da fand ihn Sigrun, fiel an seinen Hals, küßte ihn (unter dem Helme) und sagte ihr Anliegen, wie's erwähnt ist im alten Volsungenlied. *) — Da ward des Herrn Neigung rege für das Weib; sie aber hatte den Siegmundsohn von ganzem Herzen geliebt, bevor sie ihn gesehen. „Dem Hedbred war ich in der Herrnversammlung gefestet, doch einen andern König wollt ich mir vermählen. Aber ich ahne, Fürst, den Zorn der Freunde, weil ich meines Vaters liebsten Wunsch gebrochen." Hegens Tochter

*) Helga quitha hin fyrra, Str. 18 — 20: „Ein Licht brach aus Logafiöl, und aus dem Lichte fuhren Wetterstrahlen. Da standen sie (Valkyrien) unter Helmen auf Himinvange mit blutbespritzten Brünnen, und Flammen loderten auf ihren Spießen. Der König fragte aus Ufsidi die südlichen Jungfrauen, ob sie heimfahren wollten mit den Kriegern die Nacht? Da war Schnurren der Bogen, aber Hogens Tochter hörte der Schilde Lärm und sprach vom Rosse herab zum König: „Ich denke, uns liegt andres ob als mit dir, Panzerringbrecher, Bier zu trinken. Mein Vater hat mich Granmares grimmen Sohn verheißen, doch ich habe ihn tapfer wie einen Katzensohn genannt. In wenigen Nächten wird der Fürst kommen, wenn du ihn nicht zur Kampfstätte weisest, oder die Jungfrau dem König entführst." — „Fürchte du nicht den Isungstödter," sprach Helgi, „stirbt' ich nicht, so soll erst Feindedonner (Kampf) sein!" —

redete nach ihrem Herzen, und sprach: „Helgi's Liebe müsse sie haben!" Helgi sprach: „Achte du nicht auf Hogen's Zorn und Bosheit deines Stammes; bei mir sollst du leben, junge Maid; du bist von edler Abkunft, wie ich sehe. „Helgi versammelte nun ein großes Schiffsheer und fuhr nach Frecastein; auf dem Meer aber traf sie ein lebendrohendes Unwetter; Blitze fuhren über sie und Wetterstrahlen schlugen in die Schiffe. Da sahen sie in der Luft neun Valkyrien reiten, und erkannten Sigrun; darauf legte sich der Sturm und sie kamen heil an's Land. Grannar's Söhne saßen auf einem Berge, als die Schiffe an's Land fuhren. Gudmund sprang auf's Pferd und ritt auf Kundschaft nach dem Meere zu. Da zogen die Volsungen die Segel auf und Gudmund sprach: „Wer ist der König, der über die Flotte herrscht, und das grausige Heer zum Lande führt?" Sinfiotle, der Siegmundensohn, antwortete wie's beschrieben ist (im ersten Helgelied), und Gudmund ritt heim mit Kriegesbotschaft. Darauf sammelten Grannars Söhne ein Heer, wozu manche Könige kamen, auf Hogen, Sigruns Vater und seine Söhne Bragi und Dag. Da war eine große Schlacht, worin alle Söhne Grannar's und alle ihre Häuptlinge fielen außer Dag, Hogen's Sohn, der Friede gewann und Eide den Volsungen schwur. Sigrun ging auf die

Wahlſtatt und fand Hedbred, der dem Tode nahe war. Sie ſprach: „Nicht wird dir, König Hedbred, Sigrun von Sevaſtöll im Arme ruhn; dahin iſt dein Leben. Bald wird des Welſes Tage Granmar's Söhne zerreißen!“ Dann fand ſie den Helgi, und ward hocherfreut; er ſprach: „Nicht in Allem iſt dir's, Allweiſe, nach Wunſch ergangen, doch die Nornen walten; Bragi und Hegen fielen am Morgen zu Freaſtein — ich war ihr Mörder. Und Starkade ſank zu Styrkleif und bei Hlebiorg Hrollaug's Söhne; das war der grimmigſte Held, den ich ſah, es ſchlug ſich der Rumpf als fort war das Haupt. Zur Erde liegt faſt all dein Geſchecht, zu Leichen geworden; du gewannſt nicht bei dieſer Schlacht; dir war's beſtimmt, nur durch Kampf deinen Wunſch zu erreichen.“ — Da weinte Sigrun, und Helgi ſprach: „Tröſte dich, Sigrun, du warſt uns Hildur (d. i. Kriegsgöttin, die zum Kampfe begeiſterte); nicht beſiegen auch Könige ihr Schickſal!“ — Sie ſprach: „Könnte ich lebendig machen, die geſtorben ſind, aber dir zugleich im Arme ruhen!“ —

Helgi empfing Sigrun zur Ehe, und ſie hatten Söhne mit einander. Helgi wurde nicht alt. Dag, Hegen's Sohn, brachte Odin Vaterrache zum Opfer, und Odin lieh ihm ſeinen Spieß. Dag fand ſeinen Schwäher Helgi da, wo's Fieturland hieß, und durch-

kehrte ihn mit dem Spieß. Da fiel Helgi, aber Dag ritt nach Sevaſtöll, und brachte Sigrun die Botſchaft: „Schweſter gezwungen bin ich dir Leid zu künden. Die Noth zwingt, dich zu Thränen zu bringen: es fiel ein König am Morgen bei Fioturland, der war der beſte in der Welt, hoch ragte er über der Krieger Häupter.“ — Sigrun rief: „Mögen dich alle Eide ſchneiden, die du dem Helgi geſchworen beim leuchtenden Waſſer der Leiptur (Höllenfluß) und dem urkalten wellenbeſpülten Stein. Nicht ſchreite das Fahrzeug unter dir, weht hinter ihm auch günſtiger Wind; nicht renne das Roß mehr unter dir, und müßteſt du fliehen vor deinen Feinden! Nicht ſchneide das Schwert, das du ziehſt, wo nicht dir ſelber es ſinge um's Haupt! Dann wäre gerächt an dir Helgi's Tod, wenn du ein Wolf wärſt im Walde draußen, baar alles Guten und aller Luſt und ohne Speiſe, wofern du nicht ſprängeſt um Leichen!“ — Dag ſprach: „Raſend biſt du, Schweſter, und aberwitzig, daß du deinen Bruder verwünſcheſt. Odin allein iſt Schuld an allem Unheil, er hat Zankrunen geworfen unter Verwandte. Dir bietet der Bruder rothe Ringe, ganz Vandilsve und Vigdali: nimm, ringgeſchmükte Frau, für dich und deinen Sohn das halbe Reich zur Leidesbuße!“ — Sigrun ſprach: „Nicht ſelig ſitz' ich zu Sevaſtöl Tags oder Nächtens, daß ich des Lebens

mich freue, wo nicht des Helden Licht erſchien an der Grabesthür und Vigblër, des Königes Roß mit dem Goldgebiß, unter ihm renne daher, und ich ihn umfahen könnte. So waren vor Helgi erſchrecken all ſeine Feinde und deren Freunde, wie vor dem Wolfe rennen in Raſerei Geißen vom Berge. So hob ſich Helgi unter den Helden, wie der edle Eſchenbaum unter den Dornen, oder das Thierkalb vom (Berg-) Thau naß, das höher zieht als die andern Thiere, deſſen Hörner glühen wider den Himmel ſelbſt." —

Ein Hügel ward über Helgi gemacht; als er jedoch nach Valhall kam, da bot Odin ihm an, zu herrſchen mit ihm über Alles. Helgi ſprach (Hunding erblickend): „Du ſollſt, Hunding, jedem Manne bereiten das Fußbad, und Feuer anzünden, Hunde binden, Roſſe warten und den Schweinen das Futter geben, bevor du zu ſchlafen gehſt!" —

Sigrun's Magd ging am Abend zu Helgi's Hügel und ſah, daß Helgi hügelauf ritt mit manchen Männern. Die Magd ſprach: „Sind das Trugbilder blos vor meinen Augen, oder iſt's Götterdämmerung? Es reiten todte Männer, mit Spornen treibt ihr eure Roſſe? Iſt Heimfahrt gegeben den Helden?" — Helgi ſprach: „Nicht allein Trugbilder ſind es vor deinen Augen, noch iſt das Weltende da, obgleich du uns

ſchaueſt, und wir unſre Roſſe mit Spornen treiben; doch Heimfahrt iſt den Helden gegeben.“ Die Magd ging heim und ſagte der Sigrun: „Geh hinaus, Sigrun von Sevaſiöll, wenn dich lüſtet den Volksfürſten zu finden; der Hügel iſt aufgeſchloſſen, Helgi gekommen, Wunden (Kampfſpuren) bluten; die tropfenden ihm zu heilen bittet er dich.“ Sigrun ging in den Hügel zu Helgi und ſprach: „Nun bin ich ſo froh unſrer Zuſammenkunft, wie Odin's gefräßige Habichte, ſpüren ſie Leichenduft oder ſehen die thaubenezten des Morgens Dämmer. Erſt will ich dich küſſen, dich todten König, bevor du die blutige Brünne ablegſt. Helgi, dein Haar iſt reifdurchdrungen, überall biſt du beſprizt von Leichenthau (Blut); eiskalt ſind dir die Hände. Wie ſoll ich, König, dir dafür Buße erlangen?“ Helgi ſprach: „Du allein biſt Schuld, Sigrun von Sevaſiöll, daß Helgi mit Leidesthau iſt benezt: bevor du ſchlafen gehſt, Goldgeſchmükte, weineſt du bittere Zähren. Jede fiel blutig auf meine Bruſt, die urkalte, eingefallene, ſchmerzbedrungene! — Wohl ſollen wir trinken köſtlichen Trank, obgleich wir Freude und Lande verloren; Niemand ſinge ein Trauerlied, ſieht er auch Wunden in meiner Bruſt. Nun ſind Frauen verborgen bei uns, Königsfrauen bei uns den Todten!“ — Sigrun bereitete ein Bett im Hügel: „Hier hab ich dir, Helgi, ein Ruhebett

gemacht, ein ſorgenloſes, du Ylfingenſohn! Dir im Arm will ich ſchlafen, König, wie ich's dem lebenden auch gethan!" Helgi ſprach: „Nun ſag ich, daß nichts unglaublich ſei ſpät noch früh auf Sevaſiöll, ſeit du, ſchöne Hegenstochter, Königgeborne, dem Entſeelten im Arme ſchläfſt, und du biſt lebendig! — Doch es iſt Zeit, zu reiten geröthete Wege und das fahle Pferd den Luftſteig treten zu laſſen; weſtlich muß ich ſein von Vindhialms Brücke, ehe Salgofnir (der Hahn) das Siegervolk weckt."*) — Helgi und ſeine Männer ritten ihren Weg und die Frauen fuhren heim nach Haus. Am andern Abend ließ Sigrun die Magd Wache halten am Hügel. Aber bei Sonnenuntergang, als Sigrun zum Hügel kam, ſprach ſie: „Kommen wäre nun Siegmunds Sohn aus Odins Sälen, wenn er zu kommen gedächte. Es ſchwindet die Hoffnung

*) Grimm erklärt: „Helgi wittert den Tag und muß dann, wie alle Geiſter, vor dem Hahnenſchrei fort; das fahle Pferd ſind die Wolken, geröthete Wege das Morgenroth. Vindhialms Brücke iſt ſchwerlich etwas anderes als der Regenbogen, auf welchem Götter und Helden nach Walhall reiten. Vindhialmr kommt ſonſt nicht vor, erklärt ſich aber vielleicht aus dem Regenbogen, der in Vindheimr, in der Luftwelt (ſ. Völuſpa 57) die Decke iſt, das über ſie hingeſpannte." —

auf des Helden Erscheinen, denn auf Eschenzweigen sitzen die Aare und alle Welt eilt in der Träume Versammlung." Die Magd sprach: „Sei du nicht so rasend, Skiöldungentochter, allein zu den Häusern der Geister zu fahren; in der Nacht sind mächtiger alle Todten als am lichten Tage." — Sigrun lebte nicht lange vor Harm und Leid. — —

„Es war Glauben im Alterthum, daß die Menschen wiedergeboren würden, aber das ist nun genannt alter Weiber Mährchen. Von Helgi und Sigrun wird gesagt, daß sie wären wiedergeboren; er hieß da Helgi Haddingia-Held, aber sie Kara Halfdans Tochter, wie's besungen ist in den Karaliedern, und sie war eine Valkyrie." —

Auch das äußerst merkwürdige und schöne Völundurslied geben wir in vollständiger Uebertragung: „(Nidhudhr hieß ein König in Svithiod (Schweden, er hatte zwei Söhne und eine Tochter, die Baudvildur hieß. — Drei Brüder waren, Söhne des Finnenkönigs, wovon der erste Slagfidr, der andere Egill, der dritte Völundur hieß; die gingen und weideten Thiere, und kamen nach Ulfdalir (Wolfsthale), wo sie Häuser bauten. Da ist ein Wasser, das heißet Ulfsiar (Wolfssee,) an dessen Strande fanden sie früh am Morgen drei Frauen, die Flachs spannen, bei

ihnen lagen ihre Schwanenhemden. Valkyrien waren's, von denen zwei Töchter König Laudver's: Hladgudr Svanhvit (Schwanweiß), und Hervör Alvitr (Allweiſe); aber die dritte war Aulrun, Kiar's Tochter von Valland. Die Brüder brachten ſie mit ſich heim, und Egill nahm die Aulrun, Slagfidur die Svanhvit und Völundur die Alvitr. Sie wohnten ſieben Winter zuſammen, da flogen die Weiber fort, den Krieg zu ſuchen, und kamen nicht wieder. Egill ging aus die Aulrun zu ſuchen, und Slagfidur ſuchte die Svanhvit, doch in Ulfdalir ſaß Völundur. Er war, ſo viel man weiß in alten Sagen, der kunſtreichſte Mann; König Nidhudr ließ ihn ergreifen, ſo wie hier beſungen iſt:

Jungfrauen flogen von Süden her durch Myrkvidr (Schwarzwald), Alvitr die junge, um Krieg (Schickſal: oslog drygia) zu treiben. Am Seeſtrand ſetzten ſie ſich zu ruhen und ſpannen theures Leinen. Da umfing eine von ihnen, die ſchöne Maid, Egill den Helden mit weißen Armen; die andre war Svanhvit, die Schwanenfedern trug (und Slafidur liebte); die dritte aber, deren Schweſter, umfaßte Völundurs weißen Hals. Sie ſaßen ſodann ſieben Winter lang, aber den achten durch ſehnten ſie ſich, und brachen im neunten die Bande; den Jungfrauen lüſtet's hinaus nach Myrkvidr, Alvitr die junge, um Krieg zu treiben.

Entlang den Saal ging Aulrun, Kiar's Tochter (verwandt mit Hladgudr und Hervör, Hlaudvers Kindern), ſie ſtand am Golfe und erhob die Stimme: „Nicht froh iſt jener, der aus dem Walde fährt!“ Da kamen von der Jagd die wegmüden Schützen: Slagfidur und Egill, und fanden die Säle öd', ſie gingen hinaus, ſie gingen hinein, und ſahen ſich (überall) um. Oſtwärts ſchritt Egill nach Aulrun, Slagfidur ſüdwärts nach Svanhvit; Völundur allein ſaß in Ulfdalir. Um den Edelſtein ſchlug er rothes Gold und zog alle Ringe auf Baſtſchnüre. So harrt' er der Rückkehr ſeiner klaren Frau. — Wie das Nidhudur hörte, der Niarenfürſt, daß Völundur allein ſaß in Ulfdalir, da fuhren ſeine Mannen hinaus in die Nacht, ihre Panzer ſo wohlbenagelt, und die Schilde ſchimmernd wider den halben Mond. Vor dem Saale ſtiegen ſie von den Sätteln, gingen entlang den ganzen Saal, und ſahen die Ringe auf Baſt gezogen, ſiebenhundert in Allem, ſoviel der Mann beſaß. Und ſie zogen ſie ab, und reihten ſie wieder an außer einem, den ſie fortnahmen. Da kam von der Jagd der wegmüde Schütze Völundur, der langen Weg ging. Zum Feuer ging er, zu braten einer Bärin Fleiſch, hoch loderte vor ihm das winddürre Holz einer Föhre. Es ſetzte der Elfengeſell ſich auf die Bärenhaut, ſein Ringe zählend,

und als er einen vermißte, da dachte er, daß ihn Alvitr die junge abgezogen hätte, und zurückgekommen wäre. Er saß so lange bis er einschlief. Beim Erwachen war er freudelos, denn an den Händen fühlt' er schwere Banden und um die Füße waren Fesseln gespannt." Wer ist's (rief er), der einem Edlen Stricke angelegt und mich gebunden?" Da rief Nidhudur, der Niarenfürst: „Völundur, Elfenkönig, wo erwarbst du unsre Schätze in Ulfdalir?" — „Hier war kein Geld, wie's Grani (Sigurds Roß, das den Nibelungenhort trug) trug; ferne, dünkt mich, war unser Land von den Rheinbergen, wohl weiß ich, daß wir mehr der Kostbarkeiten hatten, als wir noch alle Hausgenossen daheim waren." König Nidhudr gab seiner Tochter Vandvildr den Goldring, den er vom Baste zog in Völundurs Haus; aber er selber trug das Schwert, das Völundur hatte. Da sprach die Königin: „Die Zähne werden ihm wässern, so er das Schwert sieht und Vandvildurs Ring erkennt; scharf sind die Augen dem glänzenden Wurme, zerschneidet ihm seiner Sehnen Stärke und setzt ihn sodann nach Sävarstadr." So that man, und zerschnitten wurden ihm die Sehnen in den Kniekehlen, und er in einen Holm gesetzt, der am Lande war und Sävarstadr hieß. Da schmiedete er für den König mancherlei Kleinode und Rie-

mand getraute ſich zu ihm zu gehen als dieſer allein. Völundur ſprach: „Ein Schwert glänzt dem Nidhudur am Gürtel, das ich am kunſtreichſten ſchärfte und härtete wie mir beſtens däuchte; fern von mir iſt dies ſchimmernde Schwert und wird nimmer zu meiner Schmiede gfragen. Und meiner Frau rothe Ringe trägt nun Bandvildur. Das wird mir nimmer gebüßt.“ — Da ſaß er weder noch ſchlief er, ſchlug den Hammer und ſtiftete bald genug Leid dem Nidhudur. — Die zwei jungen Söhne Nidhudurs liefen nach Sävarſtadt an die Thüre, ihm zuzuſchauen, ſie kamen zur Kiſte und begehrten die Schlüſſel; aufgethan war die verderbliche als ſie hinein ſahn. Da waren Halsbänder in Menge, die den Knaben wie rothes Gold und Geſchmeide ſchienen. Und Völundr ſprach: „Kommt den andern Tag wieder, ihr Beide allein, dann ſoll euch das Gold gegeben werden. Sagt aber den Mägden nichts noch den Hausleuten und keinem Menſchen, daß ihr bei mir wart!“ Frühmorgens rief der eine Knabe den andern, der Bruder ſprach zum Bruder: „Gehn wir die Ringe zu ſchauen!“ Sie kamen zur Kiſte, begehrten die Schlüſſel; aufgethan ward die verderbliche, als ſie hineinſahn, — da ſchlug er ab die Häupter der Knaben, und unter den Schmuz des Löſchtrogs warf er die Füße, aber die Hirnſchädel unter den Haaren

ſchwelſte er in Silber und ſchickte ſie dem Nidhudur; aus den Augen bereitete er Wunderſteine (Jarenaſteine) und ſandte ſie dem tükiſchen Weibe Nidhudurs; aber aus den Zähnen der Beiden ſchlug er Bruſtringlein und ſchickte ſie an Vandvildur. Da begann Vandvildur mit ihrem Ringe zu prunken, doch als ſie ihn zerbrochen hatte, trug ſie ihn zu Völundr und ſprach: „Niemanden wag' ich's zu ſagen als dir allein.“ Völundr ſprach: „Ich beſſre dir ſo den Schaden von Gold, daß der Ring deinem Vater ſchöner dünkt und deiner Mutter viel beſſer und dir ſelber eben ſo gut.“ Drauf überliſtete er ſie mit einem Tranke, weil er ſchlauer war, ſo daß ſie auf dem Sitze entſchlief. „Nun hab' ich gerächet Harm und Bosheit, alle außer einer! Wehl mir, ſtänd' ich nun wieder auf meinen Fußſehnen, die mir Nidhnurs Männer zerhauen!“ Lachend erhob er ſich da in die Luft; *) weinend ging aus der Inſel Vandvildur, ſorgend um ihres Liebſten Fahrt und des Vaters Zorn. —

Außen ſtand das tükiſche Weib Nidhudurs, und ging entlangs den Saal; der König aber ſetzte ſich auf des Saales Rand zu ruhen. (Die Königin ſprach): „Wachſt

*) Vermittelſt eines verfertigten Federkleides, wie es in der Wilkinaſaga heißt.

du, Nidhudr, Niarendreſt? " — „ Immer wache ich, freudenlos ſchlafe ich ein, meiner todten Söhne gedenkend; es friert mich in's Haupt. Bös ſind mir deine Rathſchläge; nun wollt' ich, daß ich mit Völundur ſpräche! — Sag mir, Völundur, Elfenkönig, was ward aus meinen friſchen Söhnen? " — „ „ Erſt ſollſt du mir alle Eide ſchwören: bei Schiffes Bord und Schildes Rand, bei Roſſes Bug und Schwertes Spitze, daß du nicht tödteſt Völundurs Frau, noch meiner Braut zum Mörder werdeſt, und wäre ſie auch eine, die ihr kennet, oder ein Kind hätte innen im Haus — Geh' hin zur Schmiede, die du bauteſt, da findeſt du die Leiber triefend von Blut, die Häupter deiner Söhne ſchnitt ich ab und unterm Schmuz des Löſchtrogs warf ich die Füße; aber die Schädel unterm Haarbuſch ſchweift' ich außen in Silber und ſandte ſie dem Nidhudur, und aus den Augen Jarenaſteine ſchickt' ich der tükiſchen Frau Nidhudurs; dann ſchlug ich Bruſtringlein aus Beider Zähnen und ſandte ſie an Vandvildur. Nun geht Vandvildr, eure einzige Tochter, und trägt ein Kind von mir." "— Sprach Nidhudr: „ Nie redeteſt du ein Wort, das mehr mich betrübte, nie wünſchte ich dich, Völundr, härter zu ſtrafen! Doch kein Mann iſt ſo hoch, dich von deinem Pferde zu nehmen, noch ſo ſtark, daß er dich niederſchieße, da wo du ſchwebſt zu den Wolken empor." La-

chend hob Völundr ſich auf in die Luft, aber traurig ſah Ridhudr ihm nach:„ Steh auf, Thakradr, treuſter Knecht, und heiße Vandvildr, die Brauenſchöne, daß ſie geſchmückt erſcheine mit ihrem Vater zu reden! " — „ Iſt das wahr, Vandvildr, was man mir ſagte: ſaßet ihr Beide, du und Völundr, zuſammen im Holm? " — „ „ Wahr iſt das, Ridhudr, was man dir ſagte: Völundr und ich ſaßen zuſammen im Holme eine Angſtſtunde lang; wär's nie geſchehn! Ich konnte ihm nicht widerſtehen, nicht vermocht ich zu widerſtehen." " *)

---

*) Nach der Wilkinaſaga iſt Velints (Völundurs) Abkunft von den Elfen deutlich ausgeſprochen (ſ. Grimm's deutſche Heldenſ. 389 und v. d. Hagens Ueberſ.) König Wilkinus zeugt den Rieſen Vädi mit einem Meerweib, und der Sohn Väde's iſt Velint, der bei Zwergen in der Lehre iſt. — Ein gehaltreicher Aufſatz von F. Wolf über die räthſelhafte Sage Völundurs enthält das 1. Heft der Altd. Blätt. (S. 34). Man vergl. auch „Véland le forgeron" Paris 1833. — J. Grimm äußert (Mythol. 321): „Völundr darf mit Hephäſt oder Vulkanus (gemahnt nicht Wilkinus, Velints Ahne, an Vulkanus?), vielleicht mit Dädalus verglichen werden." — Auch will man Analogien dieſer Sage mit orientaliſchen Mythen finden; die deutſche Sage (Grimm. 327. 388) verſetzt Elberichs und Wielands Werkſtätte in den Göckelſas, den Berg zu Glockenfaſſen (Caucasus), wodurch man ſelbſt an eine Beziehung zu Prometheus gemahnt werden könnte. —

Von der Valkyrie Sigurdrifa (Brynhild) berichtet die poetiſche Edda: „Sigurdr ritt aufwärts nach Hindarfiall und lenkte (darauf) ſüdlich gen Frackland. Auf dem Berge ſah er ein großes Licht, gleich als brenne ein Feuer, das zum Himmel hinauflodre. Aber als er hinzukam, ſtand da eine Schildburg und oben heraus eine Fahne. Sigurdr ging in die Schildburg und ſah da einen Mann in voller Rüſtung ſchlafend liegen. Er zog ihm erſtlich den Helm vom Haupt, da ſah er, daß es ein Weib war. Die Brünne war feſt, als wäre ſie aus Fleiſch gewachſen, doch ſchlizte er ſie mit Gramr (ſeinem Schwerte) durch vom Haupt an herunter und darnach auch an beiden Armen, und zog ihr die Brünne ab. Sie erwachte, ſetzte ſich auf, ſah den Sigurdur an und ſprach: „Was zerſchnitt meine Brünne? wie wachte ich aus dem Schlaf? Wer nahm mir ab die hellen Banden?“ Er antwortete:„ Der Stahl Sigurdurs, Sigmundurs Sohn, zerſchnitt ihn.“ Sie ſprach:„ Lange ſchlief ich, lange war ich entſchlafen, lange ſind der Menſchen Uebel! Odin's Schlummerrunen thaten's, daß ich nicht erwachen konnte.“ Sigurdr ſezte ſich nieder und fragte ſie nach ihrem Namen . . . . . Sie nannte ſich Sigurdrifa und war Valkyrie. Sie ſagte, daß zwei Könige ſich ſchlugen:„ der eine hieß Hialmgunnar, der war alt und der größte Krieger, und Odin hatte ihm Sieg verheißen;

aber der Andere hieß Agnarr, Hauda's Bruder, den Niemand (in Schuz) nehmen wollte." Sigurdrifa tödtete den Hialmgunnar in der Schlacht, aber Odin ſtach ſie zur Rache mit einem Schlafdorne, und ſagte, daß fortan ſie nicht mehr Sieg im Krieg erkämpfen, und erwählt werden ſolle." Aber ich ſagte ihm, daß ich dagegen gethan das Gelübde, mich mit keinem Manne zu vermählen, der vor etwas in der Welt ſich fürchte."....

Noch wird in der Völs. c. 4. eine Valkyrie erwähnt, die Tochter eines Rieſen, welche ſich eine Krähenhaut überzieht.

5. Die altnordiſche Mythologie kennt auch „wilde Waldfrauen," ividjur (Saem. 88ª, 119ᵇ), iarnvidjur (Sn. 13). — Selbſt die „Mara", ein Geiſt in Pferdegeſtalt, gehört in unſer Gebiet (König Wanlandt (Heimskringla 1, 20) wird von ihr im Schlafe getreten: „ſie quälte ihn" ſagt der Skalde Thiodolf); gleicherweiſe ſind hier zu nennen die hafkrû, saekona, hafgygr, margygr, zaubriſche Seegeſpenſter. Marmennill heißt ein ſchweigſames prophetiſches Weſen, das aus dem Meer gefiſcht wird und wieder hineingelaſſen ſein will. Es hat die Koralle, die nach ihm marmennills smidhi heißt, im Waſſer kunſtreich gefertigt. —

II.

Neuerer Elfenglauben.

1. Wesentlich tragen die Naturgeister der drei nordischen Reiche Schweden, Dänemark und Norwegen denselben Charakter, dieselben Züge, und einzelne Verschiedenheiten beruhen nur auf kleinen Aenderungen und Verwechselungen in Bezug auf örtliche Verhältnisse. So erscheint in dem strom- und seereichen Schweden der Neck (Flußgeist) häufiger als auf den an großen Flüssen armen dänischen Inseln, wogegen hier der Meermann und das Hügelvolk am häufigsten erwähnt werden. Dies gleicht sich indeß dadurch einigermaßen aus, daß nicht selten in dem einen Lande dem Neck zugeschrieben wird, was im andern ein Attribut des Bergkönigs ist ꝛc. Oluf erleidet z. B. in schwedischen Liedern von den Elfen, was in dänischen dem Herzog Magnus von den Meerfrauen geschieht, und der schwedische Bergkönig (in Svenska Folk-Visor II, 22) spielt dieselbe Rolle, wie der Havmanden (Meermann, bei Nyerup Danski Viser I, 313) in Dänemark; u. s. f. — Eine ganz genaue Unterscheidung dürfte unmöglich sein, und wollte man das „unfaßbare" Volk der Elfen vollends nach Schiefer-Granit- und Sandsteinbildungen der Gebirge, wie Steffens im All-

gemeinen die Mährchen und Sagen eintheilt, *) sondern, so würde diese ängstliche Mühe gewiß bald zu Schanden werden. — Demungeachtet soll nicht geleugnet werden, daß die Natur ihre jeweilige Stimmung

*) Steffens sagt (Geschichten, Mährchen und Sagen. Von Fr. H. v. d. Hagen, E. T. A. Hoffmann u. H. Steffens. Breslau, 1823): „Es ist bekannt, daß die verschiedenen Gebirgarten eigene Pflanzen ernähren, und daß ein leiser Unterschied sich auf diese Weise wohl erkennen läßt. Aber entschiedener ist der Einfluß auf die Gestaltung im Großen. Granit- Schiefer- Kalkgebirge erzeugen eine andere Gestalt der Höhen, der Schluchten, der Thäler und Weitungen, anders bilden sich daher, nach der Verschiedenheit der Gebirgsart, die Baumpartien. Schatten und Licht nehmen in Abend- und Morgendämmerung ein anderes Gepräge, die Gewässer scheinen, ewigströmend in jenen so verschiedenen Gegenden, einen andern Ton, einen andern Glanz zu haben. Aber hiermit hängt die Gestaltung der Mährchen auf das genaueste zusammen, so daß ich mit innigem Vergnügen diese Verschiedenheit des Mährchenwuchses nach der Natur der Gegend in den leisesten Abänderungen (!) wahrgenommen habe. Wunderbarer hat diese Erscheinung mich nirgends ergriffen und gerührt als auf dem Nordabhang des Harzes. Denn wie ganz anders lauten die Granit- als die Schiefer-Mährchen, die Sagen zwischen der Ilse und der Ocker, an der Harzburg, als die des Bodethals, des Selkethals. Ist nicht das Mährchen von Hans Heiling in Böhmen ein nothwendiges Granitgewächs? ꝛc.“

dem Geiſte mittheilt, und ihre trüben oder lauteren Klänge in Herz und Phantaſie getreu wiederklingen, ſo daß allerdings in den iſolirten Bergſchluchten und Hainen Norwegens und Schwedens das Geiſterweſen und die Volkspoeſie ſich erhabener und urſprünglicher geſtaltet und erhalten hat, als in Dänemarks Ebenen und ſandigen Küſtenſtrichen. Die Berg- und Waſſergeiſter der ſchwediſchen Lieder erinnern jedenfalls deutlicher an ihre Ahnen, die Alfen und Duergar der Edda, als die Niſſen und Trollen der däniſchen Sagen. —

Ueber das Verhältniß dieſer Art der nordiſchen Naturpoeſie (des Elfenglaubens) zur Natur ſelbſt äußert ſich Geijer, der Herausgeber der ſchwediſchen Volkslieder, auf folgende geiſtreiche Weiſe: „Es ſcheint, der Menſch dürfe hier im Norden nicht ruhen im Schooß der Natur mit kindlicher Zuverſicht und Genuß wie am Buſen einer Mutter. Deshalb ſtellt er ſich ihr entgegen, als Macht gegen Macht, ja, richtiger geſprochen als Geiſt gegen Geiſt; denn die ganze Natur, die gegen ihn in ſtummer Härte auftritt, vergeiſtigt er und verleiht ihr Abſicht, gleichſam um mit ſeines Gleichen kämpfen zu können; und die großen Wälder und Ströme, das Meer und die Bergeshöhen, wie die metalliſchen Tiefen der Erde hat er mit eigenen Mächten bevölkert, weil ſie im Norden mehr als ſonſt irgendwo ſich als ſolche fühlen

laſſen. Deshalb die Zauberkraft, welche durch die nordiſche Poeſie geht, da wo ſie noch in Odins alten Runen lebt — nichts als ein ſymboliſcher Ausdruck der geiſtigen Herrſchergewalt des Menſchen und ſeines Kampfes mit den Mächten der Natur: daher auch das Eigenthümliche, daß das nordiſche Gedicht ſich nie bei Naturbeſchreibungen aufhält, es wäre denn, daß es die Gewalt beſchriebe, welche der Menſch mit einer Art poetiſcher Allmacht über die Natur ausüben kann. So findet man oft auf das Anmuthigſte die wunderbare Gewalt des Harfenſpielers dargeſtellt, durch den Alles in Blüthe kommt und grünt, und der auf lebende Weſen noch andere erſtaunlichere Wirkungen zeigt (M. ſ. unten „Ritter Tynne"). Eine merkwürdige Eigenthümlichkeit ſowol in hiſtoriſcher als poetiſcher (pſychiſcher) Hinſicht, denn ſie hängt zuſammen mit dem innern Drange nach einem mildern Himmel, nach der Sonne, welcher Drang von jeher den Nordländer nach Süden trieb." — Weniger tiefſinnig, wenn auch der Form nach dichteriſcher, ſpricht Steffens von dem Zuſammenhang der nordiſchen (däniſchen) Natur mit der Phantaſie der Nordländer: „Seeland iſt in vielen Gegenden eins der reizendſten Länder der Welt. Die Hügel runden ſich in unbeſchreiblicher Anmuth, das Grün der Wieſen hat einen wunderſamen Zauber, die majeſtätiſchen Buchenwälder treten mit ehr-

furchtgebietendem Ernſt hervor, ihr geheimnißvolles Dunkel ergreift die Seele mit Schauder. Das Meer tritt oft, im Süden zumal, indem es zwiſchen gras- und waldreiche Inſeln ſich windet, tief in ſolche reichbegabte Gegenden hinein, geheimnißvoll umſchloſſen von den hohen waldigen Ufern. Mitten in den finſtern Waldungen ſieht man große Landſeen. Die Buchen, gedrängt an die Ufer, dichtbelaubt, neigen ſich über die ruhige Waſſerfläche und verfinſtern ſie mit einem ewigen Schatten. Hier ergreift uns die ſtille Gewalt des ſchlummernden Waldgottes. Hier, in dieſe Gegenden hat die kindliche Mährchenwelt ſich gerettet, hier mit dieſen Geheimniſſen vertraut, tragen ſie ihr Gepräge, an den verborgenen Quellen, wie an einer lieben Heimat, haben ſie ſich gelagert, und ewig ſtrömen die gehelligten Tropfen einer verſchwundenen ſchönen Erinnerung, wie ſtille Thränen, die niemals trocknen; hier ſegeln unter waldigen Inſeln die verblichenen Geiſter, hier tönen noch immer die Wehklagen der gefallenen Helden, der verlaſſenen Mädchen, und wild wie der Sturm brauſend durch die Gipfel der Buchen ſauſt, jagt in fliegender Eile der zur ewigen Unruhe verdammte Jäger durch die Luft. Noch immer hört man, in Jütland beſonders, alte Melodien, die auf äußerſt ergreifende Weiſe klingen, und das feenhafte Waldleben wurzelt tief in der Nation." — Sehr wahr

und bezeichnend für unſer Thema äußert ſich auch in ſpeziellem Bezuge auf Norwegen ein neuerer Reiſender (J. Ruſſegger, Allg. Ztg. Beil. Nr. 96. J. 1841): „Die Geſtalten der Gneiß- und Granitberge der Küſte ſind höchſt abenteuerlich. Die kahlen Felſen nehmen ſonderbare Geſtalten an, und wie im Hochland von Schottland es mir klarer wurde, wie natürlich Morvens nebelumhüllte Berge auf die Phantaſie des großen Barden einwirken mußten, ſo finde ich es jetzt ganz natürlich, daß die Phantaſie eines Volkes, das ein ſolches Land bewohnt, von Rieſen und Geiſtern und deren geheimnißvollem Wirken erfüllt ſein muß. Daher der Sagenreichthum dieſer nordiſchen Nationen; daher die unerreicht ſchöne, kraftvolle Mythe Skandinaviens; daher der poetiſche Aufſchwung, der noch jetzt fortlebt." —

Theilen wir demnächſt die weſentlichſten Traditionen von dem nordiſchen ſeenhaften Wald- Berg- und Meerleben mit, wie es ſich in Skandinavien in Lied und Sage erhalten; und begnügen uns hier mit der Vorbemerkung, daß es eine tiefbegründete Wahrheit ſcheint: die Vorſtellung der heidniſchen Naturgeiſter, in Verwirrung gebracht durch das Chriſtenthum, habe etwas melancholiſch Wehmüthiges, das einen eignen Zauber auf die poetiſchen Gemüther des Volks ausübe. „Nur wenige Menſchen, ſagt Geijer, wiſſen jetzt noch von den

Elfen anders zu erzählen, als daß an Sommerabenden bisweilen liebliche Chöre aus den Hügeln zu hören sind, wenn man stille lauscht, oder wie es im Liede heißt, sein Ohr auf den Elfhügel legt. Daß dann ja keiner so grausam ist, auch nur mit den leisesten Worten ihre Hoffnung auf Erlösung zu stören, dann würde die schöne Musik sich in bitterliches Weinen und Jammern verwandeln. Es scheint aus diesen Erzählungen hervorzugehen, daß diese Vorstellung von dem Hügelvolk sich aus dem Anfang der christlichen Zeit und aus dem Mitleid der ersten Christen herschreibt, mit denen, die im Heidenthume ohne Kenntniß des Erlösers begraben waren, und die nun unselig in diesen niedrigen Regionen umherirren oder in ihren Hügeln seufzen müssen nach dem großen Tage der Erlösung (Sv. F. V. III, 158.)."

Wie schon angedeutet, hat sich, je höher nach Norden, je fremdartiger und selbstständiger die heidnische Vorstellung erhalten. Nach dieser Wahrnehmung kann man denn auch große Uebereinstimmung mit stufenweiser Abschwächung zwischen nordschwedischen und hochschottischen, dänischen und niederschottischen sowie deutschen Geistersagen erkennen; bis in den südlichgelegenen Ländern das Schwermüthige und Heidnische des Geisterglaubens immer geringer hervortritt, und die Naturgeister sich häufig vollständig in christliche Engel oder Teu-

ſel umgewandelt haben. Auch die ſchmerzliche Ironie der Elfen*) als Weſen, die weder himmliſch, hölliſch noch irdiſch ſind, verliert ſich immer mehr, je weiter man nach Süden kommt, wo die Culturwandlungen ſchneller auf einander folgen und im Strome des Handelns alte Erinnerungen leichter verklingen. —

2. Die Elfen (ſchwediſch: elfvorna, elf, elfar; däniſch: elv, pl. elve; norwegiſch: huldrafolk etc.) haben im Volksglauben allmählich ihre urſprüngliche Scheidung als Naturgeiſter des Lichts und der Finſterniß, als Bewohner der Regionen des hellen Aethers und der dunklen Erde (ſ. ob.) verloren, wogegen der ſpätere Dualismus von Böſe und Gut ſich mehr geltend gemacht hat, ohne doch zu klarer Ausbildung gelangt zu ſein. Die Potenzen Böſe und Gut kommen

*) Arndt bemerkt (Reiſe nach Schweden III. 12): „Es iſt wunderlich, wie der Myſtizismus des Nordens die ganze Natur auf eine ganz eigene Art bevölkert. Man könnte ſagen, es ſei in allen dieſen Mythen oder richtiger in dieſen ſymboliſchen Erklärungen vom Naturleben, wie es hier erſcheint, etwas Grauliches und Schadenfrohes. Der Griechen üppigſte Luſt in ſolchen Weſen iſt doch immer im üppigſten Genuß. Hier ſtreifen ſie nur ſo am Rande des Lebens hin und ſuchen Gelegenheit und Fehltritte auf, zu necken, zu erſchrecken, auch wohl zu ſchaden.“

nämlich eigentlich bei den Elfen ſo wenig wie beim Menſchengeſchlecht unvermiſcht zur Erſcheinung. Die Elfen ſind gewöhnlich nur dann böſe, wenn ſie gereizt werden, oder Jemand ihr geheimnißvolles Weſen unberufen erforſchen will; ebenſo ſind ſie nur gut aus Dankbarkeit, aus Furcht, aus Liebe. — Die guten Elfen, von denen in Lied und Sage ſelten die Rede iſt, ſollen in der Luft und im Laube der Bäume wohnen und auf Blumen und Gras tanzen; oft ſitzen ſie auch in kleinen rundausgehöhlten Steinen, welche das Landvolk Elfenmühlen (Alfquärnor) nennt. Die böſen Elfen ſind unterirdiſch, und bringen den Menſchen Unheil und Seuchen, für welche es aber Beſchwörer oder Zauberinnen gibt, die man Kloka (Kluge*) nennt. —

*) Dieſe Klugen wiſſen genau, ob das Uebel von der Luft, dem Waſſer oder der Erde kommt. Iſt das erſtere der Fall, ſo darf der Kranke nur etwas von ſeinem Linnen oder Haare auf Dreikreuzwegen opfern, weil an ſolchen Stellen die Elfen ſich verſammeln. Im andern Falle wird ein Opfer in den Fluß geworfen (ſ. unten), gemeiniglich an Donnerſtagen (Thorsdag); und im lezten Falle legt man bei Sonnenuntergang des erwähnten Wochentages etwas: ein Stück Metall, einen Pfennig ꝛc. in den Elfentopf, um die Geiſter zu verſöhnen. Dieſe Elfentöpfe werden in Schweden ſorgfältig von klugen Frauen, Nachkommen der alten Horg-Bräute, bewacht. Sie beſchmieren das Opfer mit Schweine-

Der gemiſchte Charakter der Elfen tritt am deutlichſten beim Hügel- Mees- und Sumpfvölkchen, und den Hausgeiſtern hervor. Die Bergtrollen und die Waldleute ſind auch nur zu Zeiten böſe, ebenſo der ſchwediſche Neck und das Meerweib; den Meermann und den Stromkarl ſtellt man ſich häufig als gute wohlthätige Weſen vor. „Von allen Naturgeiſtern, ſagt Geijer, gilt die Vorſtellung, daß ſie in einem großen Streite beſiegt werden und zur Verwahrung bis zum Gerichtstage an gewiſſe Wohnorte verwieſen ſeien. Die katholiſche Prieſterſchaft, ſowie die lutheriſche, bemühten ſich zwar, vor dieſen Naturweſen, wie vor einem Anhange des Teufels, Abſcheu zu wecken; aber das Volk behielt doch für ſie ein gewiſſes ehrfurchtvolles Mitleiden, wie für Mächte, welche auf den Menſchen und die Natur einen großen Einfluß hätten, und obwol jezt unglücklich, doch einmal wieder ſelig, oder wie es heißt, erlöſt werden würden.“

ſett, verleſen Gebete, und machen über dem Topf Kreuze. Afzelius berichtet: „Die Horgabräute der Elfen fangen, wenn ſie zu dem Kranken gerufen werden, damit an, daß ſie geſchmolzenes Blei in Waſſer gießen, und aus den Formen, welche es annimmt, ſchließen ſie dann auf die Einwirkung der Elfen, und ſtellen, nachdem ſie ſich haben bezahlen laſſen, am nächſten Donnerſtage eine neue Operation an, die ſie Niederſchlagen oder den Elfen ſchmieren nennen.“

Berggeiſter; Hügelvolk; die kleinen Unterirdiſchen; Trolle oder Zwerge.

3. Die Elfen haben ihre Könige. In Norwegen ſoll ein Elfenkönig wohnen, zu welchem der Statthalter nebſt einigen Unterthanen alle zwei Jahre reiſt, um Bericht abzuſtatten, dann wird Recht geſprochen (Grimms Elfenmährchen, Einl. LXXXI.). — Nach däniſchen Sagen bewachen Elfenkönige auf den Vorgebirgen das Land. In Seeland (zu Skjelskör) regiert der Elfe Tolf (zwölf); wehe dem Menſchenkönige, der über Skjelskörs Brücke ſchritt! Wollte der Nachtwächter Tolf rufen, ſo wäre es möglich, daß er plözlich ſich in dem Dorfe Borre oder auf den Windmühlen wiederfände. Nicht alle Leute ſehen freilich dergleichen, wohl aber Sonntagskinder, und alte Männer von Erfahrung. Dieſe haben oft den König Tolf ſich im Graſe wälzen ſehen, beſonders wenn die Sonne recht hell ſchien. Sylveſternacht gebraucht dieſer Regent neun neue Hufeiſen, die er ſich aus irgend einer Schmiede holt; dem Schmiede würde es ſchlecht ergehen, der ſie nicht bereit liegen hätte. — Auch der Elfenkönig auf Bornholm duldet nicht, daß ein irdiſcher Herrſcher länger als drei Nächte auf ſeinem Gebjete verweilt. Man hört ihn, wenn Krieg ausbricht, pfeifen, trommeln und rumoren. —

Noch andre Geiſterkönige reſidiren auf den Eilanden von Steves, Moen und Rügen. Man glaubte, nach Steves dürfe kein Dänenkönig kommen, bis Chriſtian IV. die Sage Lügen ſtrafte. — Die Gemahlin des Elfenkönigs zu Kongsberg auf Moen iſt das lieblichſte Geſchöpf auf ihrem Throne (**Drottningsstolen**). Ihr Gemahl befeindet in Verbindung mit dem Elfen von Steves den Vorgebirgskönig von Rügen, Namens Grap, der beſtändig in die See hinauslugt, um auf Ueberfall gefaßt zu ſein. — Nach andrer Meinung herrſcht jedoch nur ein einziger König über Steves, Moen und Rügen, der in einem koſtbaren, von vier Roſſen gezogenen Wagen von einem Vorgebirge zum andern fährt. Bei ſolchen Fahrten fängt die See an zu toſen und zu ſchäumen, das Waſſer wird finſter und trübe, und das Schnauben und Wiehern der Roſſe hört man weithin.

Die ſchwediſch-norwegiſchen Berggeiſter haben auch, wie man aus den Liedern ſieht, ihre Könige, denen es häufig beliebt, ſich mit Jungfrauen aus dem Menſchengeſchlecht zu vermählen. Die Elfen leben nämlich gleich den Menſchen in Familienverhältniſſen. In einem Volksliede (ſ. u.) bemühen ſich Elfvater, Elfmutter und Elfſchweſter nach einander, Herrn Oluf zu verführen. In Island ſchildert man die häuslichen

Einrichtungen der Unterirdiſchen den menſchlichen faſt ganz ähnlich.

Ueberall ſind die Elfen ihrer Tänze und Muſik wegen berühmt. In Norwegen wird die Muſik der Unterirdiſchen Huldre slaat genannt, und ſie klingt dumpf und klagend. Man hat auch eine Nachahmung des Elfentanzes, den man wohl auch nach dem Stromgeiſte, der dabei aufſpielen ſoll, Strömkarlsslag nennt. Dieſer Tanz hat eilf verſchiedene Variationen, von welchen nur zehn getanzt werden dürfen, indem die eilfte dem Nachtgeiſt und ſeinem Heere überlaſſen bleibt. Spielt man dennoch dieſe auf und will darnach tanzen, ſo fangen Tiſche und Bänke, Kannen und Becher, Greiſe und Großmütter, Blinde und Lahme, ja die Kinder in den Wiegen an zu ſpringen und zu hüpfen (ſ. Arndt IV, 241). — Sieht man in grünen Hainen und Wieſen im thauigen Graſe etwas in einem Zirkel Geſtreiftes, ſo haben daſelbſt die Elfen getanzt. Wer um Mitternacht in einen ſolchen Kreis hineingeräth, dem werden die Elfen ſichtbar und ſie können ihn dann necken und allerlei Narrenſpiel mit ihm treiben (Arndt III, 16). — Wenn ein Jüngling im Mondſcheine die Elfinnen tanzen ſieht, kann er die Augen von dieſen verführeriſchen Sylphiden nicht abwenden (Danſke Viſer I, 235, 237, 238). — Die Lieder der Elfenjungfrauen klingen ſo bezaubernd,

daß die brauſenden Ströme in ihrem Laufe herrlich ſtarren, die Fiſche in den Fluthen ſcherzen und die Vögel auf den Aeſten der Luft ſpringen (D. V. I, 234). Auch Ulfwa, die kleine Zwergentochter (ſ. u.), verſteht zu ſingen, daß das Wild vergißt, wohin es laufen will, der Falk auf dem Zweige behaglich ſeine Schwingen ausbreitet, und ringsum die Flur erblüht und ergrünt.

Die Elfen, die in den Hügeln wohnen, haben die Geſtalt der Menſchen, aber ſie ſind feiner und zierlicher gebaut, und namentlich das weibliche Geſchlecht von unendlicher Schönheit, lilienzart und ſchneeweiß. In Dänemark ſieht man die Elfenmädchen am häufigſten bei Mondſchein im hohen Graſe mit aufgelöſten Haaren tanzen; ihre Sprünge ſind aber ſo niedlich und flüchtig, daß es ſelten ein leichtſinniger Jüngling verweigert, mit ihnen im Reigen dahin zu fliegen, wenn ſie ihm winken oder die Hand bieten. Sie tanzen bis zum Hahnenſchrei; beim dritten Ruf müſſen ſie verſchwinden, wenn ſie nicht taggebannt ſein wollen, d. h. auf demſelben Flecke ſtehen bleiben, wo der Hahnenſchrei ihr Ohr getroffen. — Schöne Knaben verlocken die Elfinnen auch dadurch, daß ſie ſie zum Reden zu bringen ſuchen, dann gehören ſie ihnen*). Außerdem wenden

*) Danſke V. I, 234. Die Sage vom Hanebjerg in den antiq. annales I, 331. 332 gehört hierhin.

die Elfen verſchiedene andere Mittel an, um ſich mit den Menſchen zu verbinden, und zwar vorzugsweiſe verfolgen ſie ſchöne Jünglinge und blühende Jungfrauen. Helfen Muſik und Tanz nicht, ſo verſprechen ſie wunderbare Geſchenke und glückſeliges Leben. „Wie etwa Homer von den Geiſtern erzählt, daß ſie Blut begierig einſaugen, um das Gefühl des Lebens zu erlangen, ſo ſcheinen dieſe geiſterhaften Weſen ihren Kreis durch die geraubten jugendlichen Menſchen zu erfriſchen oder wieder herzuſtellen (Grimm, Elfenm. CIV.)." Zuweilen ſcheint es indeß auch bloßer Neid, der die Elfinnen antreibt, den Bräuten ihre ſchönen Burſche zu mißgönnen. Wie Afzelius berichtet, kommt in Schweden noch jetzt manchmal der Fall vor, daß ein Bräutigam den Neid der Elfen fürchtet, und es iſt ſeit langer Zeit Sitte, als Schutzmittel dagegen Knoblauch, Baldrian und andre ſtarkriechende Gewächſe, die zum Vertreiben des Zaubers beſonders geeignet ſein ſollen, am Hochzeittage bei ſich zu führen. Bei Gatterthüren und auf Kreuzwegen hat man ſtets am meiſten Gefahr zu fürchten. Wird an den Bräutigam die Frage gerichtet, weshalb er ſolche Vorſichtsmaßregeln treffe, ſo erwidert er: „des Neides wegen." Denn ſo ſchlecht denkt kein Bräutigam von ſich, daß er nicht am Hochzeittage ſeine Braut beneidet glauben ſollte, wenn nicht von andern,

doch wenigſtens von den Elfen. — Den Hauptinhalt der ſchwediſchen Sagen, die ſich auf dieſen Liebesneid der Elfen beziehen, faßt Afzelius in nachfolgender Erzählung zuſammen (ſ. deutſche Ausg. II, 296 ff.): „Die Braut ſitzt harrend im Brautgemach, und um ſie her die Brautjungfern. Der Bräutigam beſteigt ſein ſtattliches Roß; er iſt angethan mit ritterlichem Feſtgewande und führt den Falken auf ſeiner Achſel. So reitet er von dem Hofe ſeiner Mutter, um ſeine Braut heimzuführen. Aber in den Hainen, wo er gejagt mit ſeinem Hunde und ſeinem Falken, hat die Elfenjungfrau den ſchönen jungen Ritter bemerkt und lauert nun auf die Gelegenheit, um ihn, wenn auch nur auf einen Augenblick, in ihre Arme zu ſchließen im Roſenhain, oder wenigſtens bei den lieblichen Tönen des Saitenſpiels an ſeiner Hand im Ringeltanze hinzuſchweben. Sobald er ſich nun dem Elfenhügel nähert, oder durch das Heck im Zaun reiten will, vernimmt ſein Ohr die wunderlieblichen Töne, und aus der Mitte der ſchönſten Elfen, die einen lockenden Ringeltanz ausführen, tritt die Tochter des Elfenkönigs, ſchöner als ſie alle, hervor, und fordert ihn mit ihrer weißen Hand zum Tanze auf. Läßt dann der Ritter ſich fortreißen und berührt die Zauberhand, ſo wird er in das Elfenland geführt. Dort, in unbeſchreiblich ſchönen Sälen und

nie zuvor geſchauten Blumengärten wird er am Arm der Elfenbraut umhergeführt zwiſchen Roſen und Lilien. Kommt ihm endlich ſeine trauernde Braut in's Gedächtniß zurück und laſſen die Elfen ſich erweichen, ihn wieder auf ſeinen Weg zu führen, ſo ſieht er zwar ſeine vormalige Heimat wieder; aber — er iſt vierzig Jahre abweſend geweſen, die ihm wie eine einzige Stunde dahingeſchwunden ſind. Daheim erkennt ihn Niemand wieder; er iſt ein Fremdling, den Alle mit Verwunderung anhören. Nur alte Leute erinnern ſich eines jungen Ritters, der vor etwa vierzig Jahren verſchwand, als er zu ſeiner Hochzeit reiten ſollte, — und ſeine Braut — ſie iſt aus Gram geſtorben.“ Varianten hievon gibt es manche, wir treffen auf ſolche beſonders in den Liedern. —

Neugeborne rothwangige Kinder rauben die Elfen auch gerne. Noch heutzutage wird in Guldbrandsdalen mit den Glocken geläutet, um ein Kind, das ſich ſeit Jahren in die Berge verloren und von den Geiſtern feſtgehalten wird, zurückzulocken (ſ. W. Alexis Herbſtreiſe durch Skandinavien 1828, II, 196.). Häufig verwechſeln ſie auch die geraubten Kinder mit ſogenannten Wechſelbälgen (ſ. Thiele I, 47. II, 1. Faye, 20.). So war u. A. in der Nähe vom Tilsſee ein Wechſelbalg, der ſich gar luſtig geberdete, wenn Niemand zuge-

gen war, an den Wänden hinaufkletterte, ſchrie, lärmte und allerlei Unrath trieb. In Gegenwart von Andern ſaß er aber ſchlafend hinter dem Tiſche. Er aß für Viere und gleichviel was. Ein kluges Mädchen vertrieb ihn auf folgende Art. Sie tödtete ein Schweinchen und buk es mit Haut und Haar in einen ſchwarzen Kuchen, der ihm vorgeſetzt wurde. Anfangs aß der Wechſelbalg davon, ſaß aber zuletzt ganz ſtill, und ſprach in ſich hinein: „Ein Kuchen mit Haut — ein Kuchen mit Haar — ein Kuchen mit Augen — ein Kuchen mit Füßen! Dreimal ſah ich beim Tiisſee einen jungen Wald, aber ſolchen Kuchen ſah ich noch nie. Da mag der Teufel hier ſtatt meiner bleiben!“ Damit lief er fort. —

Selten, daß Jemand von den Elfen wieder zurückkehrt; geſchieht dies dennoch, ſo iſt der Menſch, wie oben erzählt wurde, unvermerkt viel älter geworden, oder er iſt ſtumpfſinnig (elbiſch) und wahnwitzig. — Hans Puntleder war Knecht in Bubbelgaard, und ſah einſt das Hügelvolk tanzen. Auf wunderbare Weiſe wurde ſeine Neugier immer reger, und als ihm die ſchönſte der Elfenjungfrauen einen Kuß gab, verlor er alle Beſinnung und wurde ſo wild, daß er alles Zeug vom Leibe zerriß, und man genöthigt war, ihm ein Kleid aus Sohlleder zu machen, wovon er ſeinen Namen bekam (Thiele

IV, 32.). — Einem Hirtenjungen bei Ebelteft in Nordjütland bot ein Elfenmädchen ihre ſchöne Bruſt zum Säugen. Der Knabe mußte thun, was ſie verlangte, und ſo war er verleckt. Beim Nachhauſekommen nach dreitägiger Abweſenheit befahl ihm ſein Vater zu eſſen, aber kaum berührte er das Fleiſch, als er in Schlaf fiel, der drei Tage währte. Von da an war er ſtumpfſinnig (Thiele I, 118). — Einem Manne bei Odenſe, der einen auf rothen Pfeilern ſtehenden Hügel ſah, worunter getanzt und gejubelt wurde, bot eine ſchöne Jungfrau aus einem Becher zu trinken. Eine Andre fragte ihn, ob er wieder kommen wolle, und er antwortete mit „Ja!“ Seitdem war er tiefſinnig und ſprach beſtändig, daß er ſein Verſprechen halten müſſe. Man verhinderte ihn daran und er ſtarb in Raſerei (Thiele III, 44.). — Es gibt indeß auch Beiſpiele, wie man den verleckenden Elfen entkommen kann. Svend Faelling z. B. ſah an dem Hügel von Borum Es, als er im Knabenalter nach Riſtrup Beten ritt, die Elfinnen um ſein Pferd herumtanzen. Eine derſelben bot ihm zu trinken, Svend nahm das Horn, ſchüttete jedoch das Getränk über die Schultern aus. Da ſengte es dem Pferde die Haare vom Rücken. Svend ritt im Fluge mit dem Becher davon und das Elfenmädchen verfolgte ihn, bis er durch das Waſſer ſprengte, wo ſie nicht mit hinüber konnte. Nun

verlegte ſie ſich auf's Bitten, und verſprach Svend für den Becher die Stärke von 12 Mann. Svend ging die Bedingung ein, und wurde ſo ſtark wie Zwölfe, aber leider auch ſo hungrig wie Zwölfe (Thiele II, 67. D. V. I, 389). Eine ähnliche Sage erzählt von einem Manne, der mit einem ſilbernen Elfenkruge auch glücklich bis zu einem fließenden Waſſer kam. Schon hatte ein ihn verfolgendes altes Elfweib den Hinterfuß ſeines Pferdes gefaßt, doch behielt ſie nichts als den Hahn vom Hufeiſen. (Sagen verwandten Inhalts ſ. weiter unten.)

Die kleinen unterirdiſchen Elfen ſind böſe Geſellſchafter, weil ſie ſelbſt wohl gerne necken und Scherz treiben, aber Spott und Gelächter auf ihre Koſten übel ertragen. Ein von ihnen geliebtes Dienſtmädchen luden ſie zu einer Hochzeit. Man ſchenkte ihr einige Späne, die ſie gutmüthig genug war, in die Taſche zu ſtecken. Als jedoch das Brautpaar anlangte, lag zum Unglücke ein Strohhalm im Wege, worüber die Braut fiel. Da brach das Dienſtmädchen in lautes Gelächter aus, und plözlich verſchwand vor ihren Augen die ganze Herrlichkeit. Andern Tags fand ſie, daß die Späne ſich in Geld gewandelt hatten (Sv. F. V. III, 159). Nach einer andern Tradition geſtaltet ſich der Schluß dieſes Mährchens verſchieden. Es wird eine reinliche gute Hausfrau von den Unterirdiſchen zur Kindtaufe ein-

geladen; ſie ſieht bei dieſer Gelegenheit das Erdweibchen, welches das Kind ihr zeigen will, über den Strohhalm ſtraucheln, hütet ſich aber wohl zu lachen, ſondern bleibt ernſthaft und die in ihre Schürze gelegten Hobelſpäne werden zu Hauſe zu eitel Goldſtücken. — In einigen Sagen fällt die Strafe über die Verſpottung der Elfen hart aus. Ein Elfenſtaat reſidirte unter dem Kuhſtalle eines Hauſes zu Odenſe. Die Geiſter ſchienen von den Kühen beläſtigt zu werden, und befahlen der Milchmagd das Vieh aus ihrem Gebiet zu treiben. Sie achtete darauf nicht, und wurde eben auf die Spitze des Heuſchobers geſchleudert, während die Kühe erſchlagen da lagen. —

Wo Elfen geweſen ſind, darf das Vieh nicht graſen. Berührt ein Thier die Stelle, wo Elfenſpeichel oder Waſſer liegt, ſo wird es von der Seuche befallen, die in Norwegen Alv-Guſt oder Alvild (Elfenfeuer, altnord. álfabruni) genannt wird. —

Wer durch ein Aſtloch nach den Elfen ſieht, dem reißen ſie das Auge aus. — Schon der bloße Anhauch iſt gefährlich. — Wem die Elfen ein Leid angethan, heißt Elveſkudt (von den Elfen geſchoſſen). —

Die Elfen weiſſagen, und können übernatürliche Kenntniſſe den Menſchen mittheilen. Dem Jüngling, den ſie verlocken wollen, ſingen die Elfenmädchen ent-

gegen: „wir wollen dich lehren Runen ſchneiden, ſchreiben und leſen (d. h. zaubern).“

Unter der Erde haben die Elfen Zaubergärten, von deren Herrlichkeit man nicht Wunderſames genug erzählen kann. Es ſind Viele in ſolchen Gärten geweſen, aber wenn ſie ſpäter den Ort wieder aufſuchen wollten, ſo konnten ſie den Garten nicht finden. Die berühmteſten Stellen, wo ſich Elfengärten befinden ſollen, ſind im weſtgothländiſchen Kirchſpiel Berg und einer kleinen Holzung in Altuna in Weſtmanland, der Frauenſteig genannt.

Auf der Erde haben die Elfen auch Lieblingsſtellen und beſonders Bäume, die ihnen auf gewiſſe Weiſe heilig ſind. In Norwegen hütet man ſich ihretwegen, hohe Bäume umzuhauen, und in Dänemark halten ſie ſich gerne unter den Linden und vor allem unter den Hollunderbäumen auf. „In einer entlegenen Gegend von Kopenhagen, innerhalb der Wälle, bewohnen die Matroſen der däniſchen Marine ein Quartier, welches faſt eine eigne Stadt bildet. In einem jeden Hof ihrer kleinen Häuſer ſieht man, über die Planken hervorragend, einen mächtigen Hollunderbaum, der mit einem religiöſen Eifer unterhalten und gepflegt wird. Der Geiſt dieſes Baumes iſt Schutzgeiſt des Hauſes, er hilft in Krankheit, ſteht den Frauen in

Kindesnöthen bei, beſchützt die Kinder, aber verſchwindet auch, wenn der Baum abſtirbt (Steffens Gebirgsſagen)". — In Schweden ſind beſonders die Bäume heilig, an denen ſich ſogenannte Elfenlöcher befinden, d. h. runde Oeffnungen von zwei zuſammengewachſenen Aeſten gebildet. Solche Bäume werden wahlgebunden genannt, und zu manchem Aberglauben benuzt. So z. B. ſoll man Frauen, die in ſchweren Geburtsnöthen liegen, durch dieſe Elfenlöcher preſſen, oder kranke Kinder hindurch ſtecken. — Die nordiſchen Landleute glauben, in oder unter dem Hollunderbaum wohne ein Weſen, das ſie Hyldemoer nennen. Wollte Jemand von einem ſolchen Baume etwas brechen, ſo müßte er vorher dreimal ſagen: „O Hyldemoer, laß mich etwas von deiner Erle nehmen, und du kannſt auch von meiner nehmen!" Zu Steeheddinge in Seeland auf dem Kirchhofe ſtehen einige alte Bäume; das ſollen des Elfenkönigs Soldaten ſein, die zur Nachtzeit das Baumgewand abſtreifen und zu Geiſtern werden. Aus einem Baume im Walde von Rugaard entſteht in der Nacht ein ganzes Elfenvolk, das lebendig umherläuft. So wächſt auch ein Hollunderbaum in irgend einem däniſchen Pachthofe, der in der Dämmerung oft luſtwandelt und zum Fenſter hereinſieht, wenn die Kinder allein ſind. — In einem altſchwediſchen Buche lieſt

man von einem Manne, der im Walde einen Baum fällen wollte, aber aus der Erde rief plözlich eine Stimme: „Lieber, haue mich nicht!“ Der Bauer hieb dennoch, als er aber aus den Wurzeln Blut hervorquillen ſah, erſchrak er und wurde ſiech bis zum Tode. —

Von geflügelten Elfen oder Schwanenjungfrauen hat der heutige Volksglauben im Ganzen nur noch unklare Erinnerungen aufbewahrt; doch ſind ſie nicht durchaus geſchwunden. So erzählt eine ſchwediſche Sage von drei ſchönen Elfenjungfrauen, die in drei Mitſommern oder Johannisnächten auf den Waizenaker eines reichen Landmannes geflogen kamen, und deſſen drei Söhne heiratheten. Auch ſollen mehrere nordiſche Geſchlechter von mütterlicher Seite geflügelte Elfen zu Ahnen haben. Unter Andern lebte in Smäland eine Familie, deren Stammmutter eine ſchöne Elfenjungfrau war, die mit den Sonnenſtrahlen durch ein Aſtloch in der Wand hereinflog und dem Sohn des Hauſes ſich vermählte. Er zeugte mit ihr vier Kinder, ſie verſchwand aber hernach auf die nämliche Weiſe, wie ſie erſchienen war. — Allbekannt iſt die, mit dem Anfang der Wielandsſage (ſ. ob.) ſehr übereinſtimmende Geſchichte von drei badenden Schwanenjungfrauen, deren ſchönſte von einem Jüngling ihres Federgewandes beraubt, und ſieben Jahre ſein Weib wird, bis er ihr

einſt ihr Schwanenhemd zeigt, und ſie in demſelben fortfliegt. —

Weihnachten, wenn die Sonne am tiefſten geſunken iſt, halten die Elfen mit wilder ſchreckenerregender Luſt ihren mitternächtlichen Umzug. Es ſind die grüngekleideten Elfen, die durch Wälder und Einöden dahin brauſen (Grimm a. a. O. LXXXIV). In Reen heißt der Anführer dieſes wüthenden Heeres Grön Jette (Thiele I, 196.) Es iſt gefährlich, den Zug zu erblicken, oder ihm nachzufolgen. Die Rolle welche die „Tutoſel" in Deutſchland „Frau Helle" der „Hakelberg" der „Rodenſteiner" oder der „Ritter von Davensberg" ſpielt, übernimmt in Dänemark außer dem erwähnten Jette König Waldemar, der fliegende Jäger, auch der fliegende Markolfus genannt, der auf einem weißen Roſſe reitet, während in andern Gegenden Palnatoke, Abel und ſelbſt Hamlet (bei Helſinger) auf ſchwarzen zerzauſten Pferden dem wüthenden Heere voran fliegen. —

4. Die Trollen als Wald- Berg- und Seeungeheuer der Edda haben im Lauf der Zeiten von ihrer bösartigen Ungeheuerlichkeit viel eingebüßt, und ſind in den Sagen durchgehends zu Zwergen eingeſchrumpft oder werden mit dieſen vermiſcht, während in den Balladen noch hin und wieder die Rieſen Trollde genannt

werden, z. B. in „Svend Faelding's Kampf mit dem Riesen (Danske Vis. I, 152)“ und in „Olger der Däne“ und Burmann (Ebendas. I, 51). Am meisten von der gespenstischen Spuknatur der alten Trollen scheint uns auf die Neen, die nur eine Abart der Elfen bilden, und eigentlich bloße Lokalgeister sind, übergegangen zu sein. Von diesen Neen giebt es See- Wald- und Bergneen. Die Waldfrauen schildert die Sage bösartig und leichtfertig; sie gesellen sich meist Nachts zu den Jägern, die am Feuer ausruhen, und machen Versuche, diese durch ihre schöne Gestalt anzulocken. Aber nicht selten endigt die Geschichte, wie Afzelius erzählt, auf folgende Art: Grade als das Waldweib vor dem Feuer hochmüthig dastand und ihre liebliche Gestalt zeigte, nahm der Jäger einen Brand aus der Flamme, und schlug ihr mit den Worten auf die Hand: „Fahr hin in den Wald, du böser Geist!“ Da fuhr sie mit lautem Wimmern dahin, und ein furchtbares Unwetter erhob sich, daß die Bäume mit den Wurzeln aus der Erde rissen; und als sie den Jägern den Rücken zukehrte, war sie anzuschauen wie ein hohler Baum oder Backtrog. — Gelingt der Waldfrau die Verführung eines Menschen, so ist die Frucht dieser Verbindung natürlich eine abscheuliche Mißgeburt, die allerlei Spuk treibt. — Interessantes über die Neen theilt auch Arndt in seiner schwedischen

Reiſe mit. Sein Führer erzählte: „er ſei einmal auf das Tjäderſpiel ausgegangen, habe ſich Feuer angezündet und gegeſſen. Siehe, da trat in großem Schmuck eine Jungfrau zu ihm, grüßte ihn freundlich, winkte und lockte; ſie war klein von Wuchs, mit blonden Locken, doch — o weh — mit Klauen ſtatt der Nägel. Er fragte, ob ſie mit ihm eſſen oder am Feuer ſich wärmen wolle; ſie nickte freundlich. Da nahm er behutſam das Ende ſeiner Axt, legte Speiſe darauf und reichte ſie ihr, denn die Hände wollte er nicht gegen die Klauen ſezen. Sie nahm es nicht, ſondern lächelte und verſchwand, grade wie eine Fackel, die man wirft. — — Ein andermal war er mit mehrern Nachbarn auf den Fiſchfang aus. Sie ſpotteten über Seeroen und dergleichen Dinge als über Poſſen und Mährchen. Siehe, da erſchien ein Seerå vor ihnen und ſtürzte ſich mit Brauſen in die See: ſie ſahen Fiſche in Menge, aber fingen keinen einzigen. So war er auch einmal mit ſieben andern aus, ſie ſaßen und lauerten auf die Tjäder, ein Skogsrå (Waldgeſpenſt) fuhr aus einem Baume im hellen Glanze ihnen vorbei; nie hatten ſie ſo viele Tjäder geſehen, doch ſchoſſen ſie alle vorbei und ſie fingen nicht einen. Ein andermal fuhr das Rå mit Sauſen aus der Luft mit gewaltigen breiten Sprüngen auf ihn und beſchüttete ihn mit Regen aus einer wirbelnden Wolke, da es ſonſt al-

lenthalben ſtill und heiter war. Vierzehn Tage war ſein Schießen behext, bis er endlich ſo glücklich war, ein Nå vorbeiſauſen zu hören und ſein Meſſer darüber zu werfen; ſo war ſein Bann gelöſt.“ Dieſe Ungethüme melken die Kühe und nehmen die Kraft von den Pferden,*) aber ſchießt man nur etwas Stählernes über ſie ab, wirft einen Feuerſtahl und ein Meſſer über ſie, ſo können ſie nicht ſchaden. Pferde ſichert man durch Knoblauch und Teufelsdreck. — Ruft es laut im Walde, ſo iſt es das Skogsrå, und da ſoll man blos mit einem He! antworten, ſo kann es nicht ſchaden. — Solche ſchadenfrohe Weſen und zauberiſche Thiere ſoll man auch bei ihren Namen nicht nennen, ſondern immer mit Euphemismen. Spricht man z. B. gering zur Kaze oder ſchlägt ſie, ſoll man ja ihren Namen nicht ausſprechen, denn ſie gehört mit zu dem hölliſchen Heer und hat Bekanntſchaft in den Bergen bei dem Bergtroll, dem ſie oft Beſuche abſtattet.**) Mit dem Kukuk, der Eule und Elſter, die Zaubervögel ſind, muß man ſich mit Worten

---

*) Dvergslagen heißt in Norwegen gelähmtes Vieh (Hallager 20).

**) Der geſtiefelte Kater iſt nichts weiter als ein Hausgeiſt, Niſſe; Heinzelmann trägt von dem Kater (Heinze) ſeinen Namen.

und Fragen in Acht nehmen. *) Der Fuchs ſoll nicht Fuchs heißen, ſondern Blaufuß oder der, ſo im Walde geht, der Wolf Graufuß oder Goldfuß, der Bär der Alte oder Großvater, die Ratze die Langſchwänzige und die Maus die kleine Graue. **) — Vögel und Schlangen ſoll man nicht ohne Urſache tödten, weil ihr Anhang es rächen könnte. Mancher iſt lahm geworden ohne Fall und Bruch, da haben wir's, das kommt daher! — Ueberall hilft bei dieſen Dingen das Schimpfen und Fluchen nicht. Schlimm iſt's für den Jäger, wenn er auf ein Elenn oder auf einen Haſen und Tjäder zielt, welche das Skogsrå ſich beſonders zugeeignet haben. Das kommt ihm nachher immer vor das Gewehr, und er kann hundertmal darnach ſchießen und trifft es nie. — Das Speien in Waſſer, Betten, Mützen, wenn man Geiſter ſieht, hilft gegen ihre Bosheit. Geht ein Gewitter, ſo muß man Fenſter, Thüren und Oefen wohl zuſchließen, ſonſt möchten Bergtroll in's Haus kriechen,

*) Bemerkenswerth iſt, daß auch die Wilden Südamerika's aus Furcht vor den Geiſtern ganz ähnliche Vorſicht anwenden und ſelbſt lebloſe Dinge nicht direkt beim Namen nennen.

**) Auch in V. Hugo's Notre Dame de Paris nennen die Zigeuner den Fuchs piedbleu coureur des bois, den Wolf piedgris, pieddore, den Bären vieux und grandpère.

nach welchen der Blitz ſchlägt. *) — Auch ſoll man keine leere Meſſer- oder Degenſcheide, oder ein leeres Ränzel bei ſich tragen; die Geiſter könnten ſich da hineinſchmiegen oder einem als ein gefährliches Bündel ſich aufſacken. — Ungrad iſt bei ſolchen Fällen immer gut. —

In Norwegen geht die Sage von einer Berg- oder Waldfrau Huldra (Urdra vom Landvolk ausgeſprochen), auch Huller oder Meer Hulla genannt, die ohne Zweifel in genaueſtem Bezuge zur deutſchen Frau Holla und der däniſchen Hyldemeer (ſ. oben) ſteht. Bald erſcheint Huldra jung und ſchön, bald alt und finſter. Sie naht den Weiden der Hirten in blauem Kleid und weißem Schleier, und nimmt an den Tänzen der Menſchen Theil. Leider aber trägt ſie einen langen Schwanz, den ſie zu verbergen ſich alle Mühe gibt. Wenn ſie in den Wäldern erſcheint, ſo iſt es eine grangekleidete alte Frau, die an der Spitze ihrer Heerde mit dem Melkeimer in der Hand zieht. Huldra ſtiehlt (wie Frau Holla) die ungetauften Kinder. Sie iſt Königin der Elfen (huldrefolk) oder Huldinnen, die oft in ihrem Gefolg erſcheinen. — Auch in Schweden wiſſen alte

*) Bekanntlich iſt in der Edda Thor, der Donnerer, der ſchlimmſte Feind der Jöten und Trollen.

Leute von Huldimen zu erzählen, die als gutmüthige alte Frauen in Häuſer kamen, wo Säuglinge waren, dort den Huldrafang ſangen, dem Kinde einen Namen gaben, und als Pathengeſchenk wunderbare Gaben verliehen: Schönheit und Tugend den Mädchen, Stärke und Verſtand den Knaben (vgl. oben: Nornen). — Das geſpenſtige Weſen Guro oder Reiſareva ſcheint faſt identiſch mit Huldra (ſ. Faye, 10). Guro reitet an der Spitze eines wilden Zuges von Seelen, die nicht ſo viel Gutes thaten, um den Himmel, nicht ſo viel Böſes, um die Hölle zu verdienen: Trunkenbolde, Spötter, Betrüger u. ſ. w. Man erkennt Guro vor den übrigen an ihrem langen Schwanz, da man von dem Zuge hinten nichts weiter als dieſen ſieht. Die Roſſe der ihr nachfolgenden Reiter ſind kohlſchwarz mit feurigen Augen, ſie werden gelenkt mit geglühten Zangen und eiſernen Zäumen. Sie reiten über Waſſer wie über Land, kaum daß die Hufe die Oberfläche berühren. Werfen ſie den Sattel auf ein Haus, ſo muß da auf der Stelle ein Menſch ſterben, und wo ſie ſich über die Thür ſetzen, da entſteht Schlägerei, Mord und Völlerei. So lange noch nichts Sträfliches erfolgte, ſind ſie ruhig, geſchah aber eine Unthat, ſo lachen ſie laut auf und raſſeln mit den Eiſenſtangen. Man muß ihrem Zuge, wie dem des wüthenden Heeres (die Bezüge zu dem-

ſelben liegen auf der Hand) aus dem Wege weichen, und ſich platt auf den Boden ſtrecken, als ſchliefe man, denn auch lebende Menſchen ſollen zuweilen mitgeſchleppt werden. Gebraucht er dieſe Vorſicht, ſo hat ein rechtſchaffener Menſch nichts zu fürchten, als etwa, daß die Vorüberſauſenden auf ihn ſpeien; der Nachtheil davon wird gehoben, wenn er wieder ausſpeit, ſobald der Zug vorüber. Wer in den drei Julinächten, wo der Zug umzieht, ſeine Stallthüren nicht bekreuzt, der findet Morgens ſeine Pferde vom Schweiße triefend und halbtodt, weil ſie mitgenommen wurden. An einigen Orten heißt dieſer ſpukhafte Aufzug **Aaskereia**, an andern **Hoskelreia**. Grimm (Mythol. 531) erklärt das erſtere als asgardiſcher Zug (asgardreida), die Fahrt der Seelen gen Himmel oder auch die Fahrt der Götter, der Valkyrien, welche die Erde heimſuchen. —

5. Die Zwerge oder Bergtrollen ſind weniger tückiſch als die Noen, mit welchen man ſie wohl verwechſeln kann, da auch ſie die Gabe der Verwandlung beſitzen. Im Allgemeinen betrachtet man ſie als unſchädliche und ſogar gutmüthige Weſen, obwol ſie gefährlich werden können. Sie heißen Bergvolk, weil ſie im Innern der Berge, Hügel und Dämme wohnen, theils familienweiſe, theils in ganzen Colonien. Am häufigſten trifft man ſie bei Regenſteinen oder Reckſteinen,

wie ſolche Felsſtücke genannt werden, die in einer Lage ruhen, als wären ſie genau auf ihren Schwerpunkt gelegt und könnten ohne viel Mühe hin und her bewegt werden; oder bei Donnerfelſen, wie ſolche genannt werden, die einen dumpfen Schall von ſich geben, wenn man über ſie fährt oder geht. —

Sie lieben ein verborgenes Leben, und können es nicht dulden, wenn die Menſchen ihre Heimlichkeiten wiſſen und vielleicht darüber ſpotten. Deshalb ſchlägt der Bergkönig Stelz Margareth auf die Wange, als ſie ihrer Mutter von ihrer unterirdiſchen Haushaltung erzählt. Sie lieben Ruhe und Schweigen, und haſſen beſonders das Glockengeläute (weil es von chriſtlichen Kirchen kommt) und das Trommeln, weil ſie es für Donner halten, den ſie, wie oben bemerkt, ſehr fürchten (ſ. Grimm's Myth. 4. Theil 1, 42, 43, 122, 174, 175. Faye 17, 18). — In Norwegen ſind die Erdelfen blau, in Dänemark tragen ſie ſich grau. In der Ballade: Eline von Villensſkov, iſt der graue Trell nicht größer als eine Ameiſe. — Der weſentlichſte Beſtandtheil ihrer Kleidung iſt wohl die Mütze, die in Dänemark und Schweden roth iſt. Die Mütze macht nämlich unſichtbar, wie die Tarnkappe den Elberich. Eſke Broock ſchlug im Felde zufällig einem Zwerg den Hut ab, und um denſelben wieder zu erlangen, ging der Zwerg alle

Forderungen ein*). Selbſt die norwegiſchen Erdgeiſter, obwol ſonſt ganz nackt, ſollen doch einen heruntergeſchlagenen Hut auf dem Kopfe haben; in einer Sage wird die Zwergmütze Uddehat (ſpitzer Hut?) genannt (Faye 30). —

Die urſprüngliche Geſtalt der Zwerge iſt wahrſcheinlich unſchön, da man ſie mit großen Höckern und langen krummen Naſen geſehen hat, aber ſeit der Vermengung von Elfen und Zwergen, die ſchon bei Suartalfar und Duergar ſtattfand, wie wir eben ſahen, theilt man die liebliche Bildung der erſtern zuweilen auch den letztern mit. Zudem nehmen ſie beliebig andre Bildungen an, und ſo iſt man über dieſen wie über viele andre Punkte nicht recht klar. Alten Leuten in Seeland ſind die Zwerge in Geſtalt von langen, ſchlanken, ſchwarzgekleideten Menſchen begegnet, und da ſie begrüßt und ange-

*) Grimm bemerkt Mythol. 261: „Ohne Zweifel trugen auch andere höhere Weſen, außer den Elfen und Zwergen, das unſichtbarmachende Gewand. Vor allem erinnere ich an Odhins gekrempten Hut, an Merkurs petasus, an den Hut des Wunſches, der noch in unſern Mährchen Wünſchhut genannt wird, und an des Pluto oder Orcus Helm. Die Zwerge können in einer beſondern, jezt verdunkelten Beziehung zu Odhin geſtanden haben, wie die huttragenden Patäken, Kabiren und Dioskuren zu Jupiter.“

redet wurden, antworteten ſie nichts anders als: Mi! mi! mi! mi! —

Arndt's Skjutsbond erzählte auf dem Wege von Geſle nach Jemtland in Schweden: „Hier ſind die Berge voll Troll. Sie wohnen in kryſtallenen und güldenen Häuſern. Mein Vater ſah ſie einſt nächtlich, wo an einem heiligen Feſte in der Johannisnacht die Berge ſich geöffnet. Sie tanzten und tranken und es ſchien, als winkten ſie ihn zu ſich hin; doch ſein Pferd ſcheu, was er es auch lenkte, und ging mit ihm durch. Im Guldberge ſind viele: ſie haben da das Gold und Silber hinabgezogen, was die Leute in dem großen Ruſſenkriege vergruben. Sie hielten ſich auch viel in den Fäbeſtällen im Walde auf, winſeln hie und da und kratzen an Ständern und Thüren, wann die Leute Licht anmachen oder ſingen.“

Wohl alle Nationen, die von Zwergen erzählen, glauben, daß ſie große Reichthümer und Schätze beſitzen. In Dänemark bemerkten Vorübergehende, wie ſie in ihren Bergpalläſten große Geldkiſten hin und her ſchoben und die Deckel aufſchlugen und zuklappten. Trotzdem neigen ſie ſich zum Diebſtahl. Der Zwerg Alpris wird in der Wilkinaſaga verſchiedenemal „hun mikli stelari“ genannt. Ihr liebſter Diebſtahl ſcheinen hübſche Frauen zu ſein, was Geſchmack verräth (m. ſ. Faye's nerw.

Sagen, Sv. F. V. I, 1.); allein ſie begnügen ſich auch mit andern Dingen. So z. B. ſind ſie ſchlimme Bierdiebe, weshalb die Landleute bei Gudmansſtrup in der Nähe des Hjulehöi nicht unterlaſſen, Kreuze auf ihre Bierfäſſer zu machen. Einmal wurde ein Trell beim Bierſtehlen ertappt und mußte ſeinen Keſſel zurücklaſſen, der lange in den ſeeländiſchen Dörfern zu ſehen war. Niel Jenſen's Speiſekammer wurde einſt von den Trollen, die in einem Hügel auf Duröe wohnten, arg beraubt, ſo daß er ein Schloß vor die Thüre legen ließ. Das hätte er aber lieber nicht gethan, denn ſeine Tochter wurde von Stund an ſtockblind und nicht eher wieder ſehend, als bis das Schloß wieder abgenommen wurde (Resenii Atlas I, 10). Ueberkluge Leute wollen zwar an den Spitzbübereien der reichen Trolle zweifeln und dergleichen Erzählungen auf Rechnung wirklicher Diebe ſchieben; aber man ſoll ſeinen ſcharfen Verſtand bei dergleichen Dingen gefangen legen. Noch ein Beiſpiel: Man hat ein Sprüchwort: „Das war ein Sprung für einen Kachelofen!" Dies entſtand daher: Ein Mann in der Nähe von Helleſtedt in Seeland wurde von den Trollen in Ildshöi (Feuerhügel) beſtohlen, und paßte einmal den Dieben auf. Da kam es ihm vor, als ſpringe ein Kachelofen über den Bach. „Hepſa, rief er, das iſt ein Sprung für einen Kachelofen!" und der

erſchrockene Troll warf den geſtohlenen Ofen plözlich ab und lief fort. —

Die Zwerge ſind freundnachbarlich und bereit zu Gefälligkeiten; ſie borgen und leihen zwar gern, ſind aber auch dankbar für erhaltene Wohlthaten (Thiele I, 72, f. u.).

Sie backen und brauen, kochen und ſieden genau wie die Menſchen; weben und ſpinnen auch, weshalb ein Spinneweb ſchwediſch dvergsnät (Zwergenneh) heißt. In der altnordiſchen Saga vom ſchönen Samſon wird (cap. 17) eines wunderbaren Mantels (skickja) erwähnt, der von Elfinnen gewebt wurde. Ein Trollweib ſpinnt Nachts auf einem Hügel, ſo daß man ihr Rad ſchnurren hört (Thiele III, 25). —

Gleich den Menſchen zeugen auch die Zwerge Kinder, die man zuweilen ſich den Berg hinab purzeln ſieht, wobei ſie laut anlachen. Grade wie in deutſchen Sagen (Grimm Nr. 41, 68, 69) holen ſie menſchliche Frauen in die Berge, um als Hebammen zu dienen. Man hat eine Sage vom Hebergstroll auf Gothland, der zu Gevatter gebeten wurde, und einem armen Mann ein prachtvolles Pathengeſchenk gab. — Auch findet ſich ein Beiſpiel, daß ein Menſch mit einer Zwergin verheirathet iſt und Kinder zeugt (Ödman Bohuslän ꝛc. 78. 79). Wir geben die Erzählung hier-

ven nach Afzelius (d. A. II. 331 ff.): „Sten, in Fogelkärr, im Kirchſpiel Swarteberg, war ein guter Schütze. Eines Tages ging er auf die Jagd und kam in die Nähe eines Berges. Dort gewahrte er eine junge heldſelige Jungfrau, die auf einem Steine vor dem Berge ſaß. Sogleich regte ſich in ihm der Wunſch, die ſchöne Jungfrau zu beſitzen; er warf daher ſeinen Feuerſtahl zwiſchen ſie und den Berg, um ſie auf ſolche Weiſe in ſeine Gewalt zu bekommen. In demſelben Augenblicke vernahm er ein großes Gelächter im Berge. Es war ihr Vater, der Berggeiſt, der jezt die Thüre öffnete und zum Jäger ſprach: „Willſt du meine Tochter haben?" Sten antwortete: „Ja!" nahm zugleich, da ſie ganz nackend war, ſeinen Mantel, umhüllte ſie damit und führte ſie heim, wo er ſie taufen ließ. Aber ehe er den Berg verlaſſen, hatte ihr Vater ihm folgende Weiſung gegeben: „Sobald du mit meiner Tochter Hochzeit machſt, ſollſt du zwölf Tonnen Bier in Bereitſchaft halten, dazu Brod und Fleiſch von vier Stuten, und Alles hier zum Berge, wo ich mich aufhalte, bringen; und haſt du das Brautgeſchenk gebracht, ſo ſoll auch das meinige nicht ausbleiben." Pünktlich erfüllte der Bergtroll ſein Verſprechen; denn als die Brautleute bei Tiſche ſaßen und von den Gäſten nach alter Sitte das Brautgeſchenk eingeſammelt ward, that

ſich plözlich die Decke des Saales auf und herein flez ein großer Geldbeutel, wobei ſich die Stimme des Alten folgendermaßen vernehmen ließ: „Hier iſt mein Brautgeſchenk, und wenn du die Mitgift haben willſt, ſo fahre mit vier Pferden zum Berge und du wirſt ſie erhalten!“ Sten that, wie ihm geſagt war, und als er mit vier Pferden zum Berge kam, erhielt er kupferne Keſſel, den einen größer als den andern, dazu erhielt er Hornvieh, deſſen trefflicher Schlag ſich noch lange im Orte erhielt. Sten wurde ſeitdem ein reicher und angeſehener Mann und bekam viele hübſche und ſtarke Kinder mit ſeiner auf ſolche Weiſe gewonnenen Frau. Noch ſoll es am Orte Familien geben, die ihre Abſtammung von Sten in Fogelkärr und dem Bergfräulein ableiten wollen. —

Die Zwerge ſind mit übernatürlichen Kräften reich ausgeſtattet; die männlichen die kunſtreichſten Schmiede (ſ. u.); ſie wiſſen trefflich mit den Runen umzugehen, kennen Vergangenheit und Zukunft, verleihen Glück oder Unglück ꝛc.

Sie ſind auch treu; trur sam Trödlir, treu wie ein Trolld, heißt ein faröiſches Sprichwort, und der altnordiſche Zwerg in der Edda ſagt: „Niemand ſoll feſte Gelübde brechen!“ Sie üben Recht und Billigkeit in allen Dingen. —

Lied und Sage wiſſen von den Berggeiſtern viel Romantiſches zu erzählen. In ſchwediſchen Mährchen heißt es meiſtens, daß ein Bauer bei Sonnen Auf- oder Untergang an alleinſtehenden Felſen (Jätteſtäd = Rieſen-Ambeß) vorbeigegangen ſei, und den Berggeiſt grauröckig und graubekappt ſchmieden geſehen habe. So wie der Troll indeß das Nahen eines Menſchen ſpürt, oder mit andern Worten Chriſtenblut riecht, ſperrt er die Naſenlöcher weit auf, und puſtet das Pferd an, welches ſchnaubt und ſich bäumt, indeß der Hund winſelt und ſich zu verkriechen ſucht. Es iſt ſchwer, bei einer ſolchen Stelle vorüber zu kommen, allein gewöhnlich geht Alles „unter Gottes Beiſtande gut, und der Bauer kommt mit zitterndem und in Angſtſchweiß gebadetem Roſſe glücklich heim.“ So erzählt Afzelius. Ausführlich theilen Thiele, Faye u. A. viele Sagen von den Trollen mit, von denen wir einige hier in verkürzter Darſtellung folgen laſſen.

Ein Troll wohnte in einem kleinen Erdhügel auf dem Gute eines Pächters. Lezterer beſchloß, den Hügel nicht brach liegen zu laſſen, und pflügte ihn um. Da erſchien zornig das Trollmännchen und frug, wie ſich der Bauer unterſtehen könne, den Giebel ſeines Pallaſts umzuwerfen? Der Bauer ſchlug einen Vergleich vor, den der Troll einging. Lezterer ſollte das eine Jahr erhal-

ten, was in der Erde, und der Pächter das, was über der Erde wachſe, und das nächſte Jahr umgekehrt. Im erſten Jahre nun ſäete der ſchlaue Pächter Korn, deſſen Wurzeln der Troll erhielt, im zweiten Jahre Rüben, mit deren Kraut der Erdgeiſt vorlieb nehmen mußte. (Derſelbe Schwank wird von Rabelais erzählt, nur mit der Umwandlung, daß aus dem Troll ein dummer Teufel geworden iſt. In einer eſthniſchen Erzählung iſt wiederum der Teufel ein Bär (ſ. Grimm's Reinhart CCLXXXVIII) und in arabiſchen Mährchen ſpielt er die Rolle des Betrogenen. —

In der Nachbarſchaft von Lynge bei Soröe liegt ein Hügel, Bodedys genannt. Nicht weit davon wohnte ein Pachter, deſſen Sohn ſeit langer Zeit verſchollen war, ſo daß man glaubte, er ſei auf der Reiſe geſtorben. Eines Abends fuhr der Alte mit einem bepakten Wagen am Bodedys vorbei, und ein aus dem Hügel kommender Troll bat ihn, dort hineinzufahren. Erſchrocken gehorchte der Pächter und fuhr in den Hügel, wo der Troll ihm ſeine ganze Ladung abkaufte und auch ehrlich bezahlte. Beim Abſchied rief der Zwerg ihm zu: „Schweige von dem, was du geſehn, und ich will es dir lohnen; wagſt du aber morgen wieder her zu kommen, ſo mag's ſein, daß du deinen Sohn findeſt.“ Der liebende Vater gehorchte, und ſtellte ſich zu angegebener

Zeit ein; da er jedoch lange warten mußte, fiel er zulezt in tiefen Schlaf. Beim Erwachen fand er ſeinen Sohn an ſeiner Seite liegen, und konnte ſich vor Freude und Erſtaunen kaum faſſen, die ſich beide noch vermehrten als der Sohn erzählte, wie er lange im Kerker geſeſſen, aber nächtens ein Mann zu ihm gekommen ſei und ihn gefragt habe: liebſt du deinen Vater noch? als er ein herzliches „Ja!“ darauf erwiedert, fielen mit eins ſeine Ketten ab und die Kerkerwand zerborſt. Während der Erzählung fühlte der Befreite zufällig in den Nacken und fand, daß daſelbſt noch ein Stück der Eiſenkette hing.—

In einem Hügel bei Ringſted hauſte der Bergtroll Skyed, der einem Manne aus Englerup nach einander drei Frauen geſtohlen hatte. Einsmals ritt der arme Gatte bei dem Hügel vorbei, und ſah dort viele Bergmännlein tanzen und zechen. Zu ſeinem Erſtaunen bemerkte er unter den Fröhlichen auch ſeine Weiber. Da er alle drei nicht wieder haben mochte, ſo rief er blos nach Chriſtel, ſeiner zweiten, die ihm die liebſte geweſen. Skyed ſprang auf ihn zu und frug, was ſein Schreien bedeuten ſolle. Der Mann bat ihn nun mit Weinen und Wehklagen, er möge erlauben, daß lieb Chriſtel mit ihm heimkehre und haushalte. Da wurde Skyed's Mitleiden rege, und er bewilligte des Mannes Bitte, doch unter der Bedingung, daß er Chriſtel nie

beföhle, ſich zu ſputen (skyede). Lange hielt der Mann ſein gegebenes Wort, eines Tages aber blieb ihm Chriſtel allzulange auf dem Söller, um etwas zu holen, und ungeduldig rief der Mann: „Spute dich, Chriſtel! (skyede dig, Kirsten!); da war die Frau plötzlich verſchwunden, und in den Hügel zurückgekehrt. Seit jener Zeit wird der Hügel Kirstens Bjerg genannt.

Esbern Snare wollte zu Kallundsberg in Seeland eine Kirche bauen, aber es gebrach ihm an den nöthigen Mitteln. Da bot ihm ein Troll ſeine Hülfe an, und Esbern Snare ging den Vertrag mit ihm ein, daß er Herz und Auge verlieren wolle, wenn er nach Vollendung des Baues den Troll nicht beim Namen zu nennen wiſſe. Nun ging die Arbeit im Fluge vor ſich, und Esberns Herz bebte, als nur noch ein Pfeiler der Kirche fehlte, und er noch immer des Trolls Namen nicht wußte. Nachſinnend und ſorgenvoll ſchlich er eines Tages durch die Felder, und legte endlich ermüdet auf Ulshöi Bank ſein Haupt nieder, um zu ruhen. Da vernahm er den Wiegengeſang eines Trollweibes, der lautete:

„Lieg ſtill, mein Kindelein,
Morgen kommt Fein
Der Vater dein,
Und bringt dir Esbern Snare's Augen und Herz zum Spielzeug fein!“

Da erwachte Esbern fröhlichen Herzens, und lief nach der Kirche; dort kam der Troll grade mit dem letzten halben Pfeiler, als ihn Esbern beim Namen rief. Zornig flog im Nu der Troll mit dem Pfeiler durch die Luft davon. — Dieselbe Sage erzählt man von der Cathedrale zu Fühnen, wo statt Esbern Snare's der heilige Lorenz genannt wird. (Verwandte Züge dieser Sage findet man in dem deutschen Mährchen, das Rumpelstilzchen, welches seinerseits wieder Bezug auf Turandot in 1001 Nacht hat.) — Von Esbern Snaren werden noch mehr Wunderdinge erzählt; zuletzt soll ihn der Böse doch geholt haben. —

In Schweden giebt es viele Sagen von einzelnen Steinen oder Felsstücken, die Riesenwürfe genannt werden. Sie finden sich in allen Gegenden des Landes, und liegen, wie Afzelius sagt, gewöhnlich so, daß die Behauptung, sie seien in die Nähe von Kirchen geschleudert worden, mindestens einen scheinbaren Grund für sich hat. Der Riese oder Troll konnte das Glockengeläute nicht ertragen, und schleuderte das Felsstück nach der Kirche, allein er war zu stark und der Stein flog weit darüber weg, oder das Felsstück war zu schwer und gelangte nicht bis zum Gotteshause. Bei Enköping findet man an einem solchen Steine die Eindrücke von fünf Fingern einer ungeheuern Hand. Bei der

Warnhemer Kirche liegt der Himmelsberg. Ein Troll wohnte darin, bis die Beiglocke des Kloſters ihn daraus vertrieb. Als er aus dem Berge kam, traf er auf einen in der Nähe auf dem Felde arbeitenden Knecht und fragte ihn nach dem Alleberge, wohin er wolle. Der Knecht zeigte ihm die Richtung, die er zu nehmen habe, mit dem Finger. Einem Wirbelwinde gleich fuhr nun der Troll von dannen und der arme Knecht merkte zu ſeinem Schauder, daß ſein Zeigefinger mit fortgeriſſen worden. — In der Nähe des däniſchen Dorfes Kund, in der hohen Saandbank, wo jetzt die Kirche ſteht, wohnte vor Zeiten ein Troll. Derſelbe ärgerte ſich ſchmählich über das ewige Gebimmel der Glocken im Thurme, und verließ endlich ſeinen Aufenthalt und ging hinüber nach Fühnen. Da trug es ſich zu, daß ein Einwohner von Kund nach Fühnen kam, und von dem Trollen, der ſich in einen gewöhnlichen Menſchen verwandelt hatte, gebeten wurde, einen Brief für Jemand in Kund mitzunehmen. Er ſolle das Schreiben aber nicht eher aus der Taſche nehmen, bis er an die Kirche von Kund käme, und es daſelbſt über die Kirchhofsmauer werfen, dann werde es ſchon in die Hände deſſen gelangen, für den es beſtimmt ſei. Der Mann gedachte indeß des Auftrags nicht eher, als bis er nach Seeland zurückkam, wo er ſich plötzlich des Briefes erinnerte, als er eben

auf einer Wieſe ſaß. Er zog ihn aus der Taſche, hielt ihn in der Hand, und bemerkte, daß Waſſer aus dem Siegel träpfle. Zulezt entfaltete ſich der Brief von ſelbſt, und das Waſſer ſtrömte ſo mächtig heraus, daß der Bote kaum ſein Leben vor dem Ertrinken zu retten vermochte. Augenſcheinlich hatte der rachſüchtige Troll einen ganzen See in den Brief verſchloſſen, um die Kirche von Kund zu zerſtören. An der Stelle, wo das Waſſer aus dem Schreiben floß, entſtand der Tiisſee. —

Ein melancholiſcher Troll, der auf einem Steine am Tiisſee ſaß, antwortete einem Bauer, der ſich nach ſeiner Traurigkeit erkundigte: „Ich muß wandern aus dem Lande, das ewige Glockengeleier vertreibt mich!“ — Auch in einem Hügel bei Botna in Schweden lebte ein Troll, der ausgerufen haben ſoll:

„Es wohnte ſich gut in Botnaberg,
Wenn nicht das Glockengebimmel wär!“

Aehnliches erzählt man von dem Berge bei der Kirche zu Lagga, wo ein Troll mit ſeinem Haushalt von dannen zog wegen des Glockengeläutes. Ein Mann, der ihn ſcheiden ſah, fragte: „Wann kehrſt du wieder zurück?“ und der Troll entgegnete: „Wann Lagga's Fluren zum Acker und der Oeſt-tuna-See zur Wieſe geworden!“ Dies hat ſich im Lauf der Zeiten

ereignet, aber ob der Troll wieder da iſt, weiß man nicht. — *)

Bei Aagerup nahm ein junger Geſell um Weihnachten an einem Trollenfeſte Theil, und die Zwerge reichten ihm beim Abſchiede einen Trunk. Er nahm den Becher, war aber ſo klug, den Inhalt rücklings auszuſchütten (ſ. ob.), wodurch ſeines Pferdes Haar auf der Croupe fortgebeizt wurde, und ritt dann im Fluge mit dem Becher fort. Die Trollen ſezten wüthend hinterdrein, und ſchrien, da ſie nicht gut in den tiefen Furchen laufen konnten:

„Reit über die Stolle,
„Nicht über die Scholle!“

Der Reiter blieb auf dem gepflügten Felde, ſo lange es anging, endlich mußte er aber auf der Landſtraße weiter. Immer näher kamen nun die Verfolger, und er betete zu Gott, und warf, als er an der Kirchhofsmauer vorbeiſauſte, den Becher hinüber. Dann flog er wieder über Hals und Kopf fort, und mit genauer Noth gelang es ihm, als er im Dorfe ankam, durch die Thüre zu ſpringen, und ſo den Trollen, die eben ſein Pferd

*) Ein Zwergvolk, Heinchen genannt, wurde durch weidende Heerden und läutende Glocken, die den Schafen anhingen, vertrieben (Variscia 2, 101) — Die alten Heidenbekehrer führten auf ihren Miſſionen ſtets Glocken bei ſich.

faſſen wollten, zu entkommen. Die wüthenden Zwerge warfen darnach einen großen Stein (der noch mitten im Dorfe Lagerup liegt) vor die verriegelte Thüre, wodurch vier Planken abſprangen. — In einer verwandten Sage flieht der Verfolgte in die Kirche zu Vigerſtedt, und wird darin bis an den Morgen von den Trollen belagert. —

Zu Woxterp in Småland ſieht man in der Kirche ein Bild, worauf ein Ritter, Herwe Ulf, dargeſtellt iſt, der auf dem Gange zur Weihnachtsmette ein Trinkhorn von einer Bergjungfrau mit der Linken annahm, während er mit der Rechten ihr das Haupt durch einen Schwertſchlag abhieb, und dann in die Kirche ritt. Zum Wahrzeichen ſeiner Ausſage fanden der Prieſter und die Kirchleute am Hügel, wo das Bergvolk zu tanzen pflegte, Kopf und Rumpf auf der angegebenen Stelle liegen. Der König befahl hierauf dem Ritter Ulf, ſich fortan Trolle zu heißen, und im Schilde das Bild eines enthaupteten Bergfräuleins zu führen. Von dieſem Ritter ſoll das altſchwediſche Geſchlecht der Trolle herſtammen; das Zauberhorn, welches mit dreihundert Farben bemalt war, wurde anfänglich in der Kirche zu Weriö aufbewahrt, allein 1570 von den Dänen geraubt. —

Ausführlich wird die Sage von der Frau Ciſſela

Ulfiand erzählt, die auf ihrem Hofe Ljungby in Schonen in der Weihnacht des Jahres 1490 den Lärm der Trolle vernahm, die ſich bei dem Magleſtein verſammelten. Einer ihrer Knechte ritt hinaus, um zu ſehn, was vorgehe. Da ſah er wie ſich die Geiſter wirbelnd im Tanze drehten, und wie er ſo gaffend auf dem Pferde ſaß, trat ein ſchönes Bergfräulein zu ihm hin, und reichte ihm ein Trinkhorn und eine Pfeife mit dem Bedeuten, aus dem erſtern auf des Bergkönigs Geſundheit zu trinken und auf dem leztern zu blaſen. Der Knecht nahm beides an, ſpornte aber zugleich ſein Pferd und erreichte im Fluge das Gehöfte. Das Bergvolk folgte ihm unter Toben, Drohen und Bitten, allein vergebens, der Knecht übergab Horn und Pfeife ſeiner Herrin, die ſie behielt. Darauf ſtarb der Knecht am dritten und das Pferd am folgenden Tage. Auch brannte der Hof zweimal ab und Frau Ciſſela's Nachkommen hatten niemals Glück. —

Svend Faelding (ſ. ob.) diente lange in Aakjaer Haus, bei Aarhuus, und ging einſt als Briefbote auf der Heerſtraße, als er den Trollen von Jelsbjerg nahen ſah. Dieſer bat ihn, ihm in ſeiner Fehde gegen den Trollen von Verumesberge Hülfe zu leiſten, was Svend verſprach und ſich dazu ſtark genug zu ſein

dünkte.*) Nun gab der Trell ihm eine Eiſenſtange, aber Svend vermochte ſie nicht zu heben; als er jedoch aus einem Horne des Trollen trank, fühlte er ſeine Kräfte mit jedem Zuge wachſen, und wie er es geleert, ſchwang er die Stange wie eine Birkenruthe und erfuhr, daß er nunmehr ſo ſtark ſei als zwölf Männer. Den Trollen aus dem Vemmesberge, der die Geſtalt eines ſchwarzen Ochſen angenommen hatte, überwand er jezt, und durfte zur Belohnung die Zwölfmännerſtärke behalten, wenn er nur nicht das Geheimniß verrathe, in welchem Falle er auch Hunger für Zwölfe erhalte. Svend aber vertraute ſeinem Herrn den Urſprung ſeiner Kraft, nachdem ihm dieſer verſprochen hatte, daß er ihm beſtändig ſoviel zu eſſen geben wolle, daß zwölf Männer davon ſatt werden könnten. —

Von großen Auszügen der Zwerge, wovon auch

---

*) Svend muß nach ſeeländiſchen Sagen ein gewaltiger Rieſe geweſen ſein. Bei Steneſtrup liegt ein Hügel, wo er zu ſitzen pflegte, während er Hände und Füße in einem eine halbe Viertelſtunde entfernten See wuſch. — Holmſtrups Einwohner brachten ihm die Mahlzeit in Braufäſſern. — In Nyerups D. V. I, 151 — 160 ſind zwei Volkslieder enthalten, deren Held Svend iſt. — Bei Aakjaer wird ein drei Ellen langes Schlachtſchwert als eine Reliquie Svends aufbewahrt, und ſo an andern Orten Anderes.

deutſche Sagen erzählen, berichten die Dänen u. A: Zu der Sunder Fähre kam eines Abends ein wunderlicher Mann, der alle Nachen miethete, um die ganze Nacht durch hin und zurück zwiſchen dort und Vendſyſſel in Nordjütland zu fahren. Die Fährleute ſahen zwar ihre Fracht an Bord nicht, bemerkten jedoch deutlich, daß die Nachen tiefer und tiefer in's Waſſer gingen, als wenn eine ſchwere Bürde an Bord ſei. Sie fuhren die ganze Nacht durch hin und her und der wunderliche Mann ordnete Alles an und verließ ſie nie. Beim Anbruch des Morgens, als ſie ihren Fährlohn erhielten, wagten ſie die Frage an den Mann, was ſie denn eigentlich übergeſchifft hätten? Er aber antwortete nicht. Da ſprang einer von ihnen, ein pfiffiger Geſell, an's Ufer, nahm unter ſeinem rechten Fuße Erde fort und legte dieſelbe in ſeine Mütze. Nachdem er nun ſein Haupt damit bedeckte, wurden ſeine Augen klar, und er ſah, daß öſtlich von Aalberg alle Sandhügel von Trollen mit ſpitzen rothen Mützen wimmelten. Seitdem ſind die Zwerge aus Vendſyſſel verſchwunden. —

Lieder.

Elfenhöhe.

Ich legte mein Haupt auf Elfenhöh',
Meine Augen zum Schlaf ſich neigen,
Da kamen gegangen zwei Jungfraun her,
Die wollten gern mit mir reden.
„Seitdem ich zuerſt ſie ſah!“

Die Eine ſtrich mir die weiße Wang',
In's Ohr mir flüſtert' die Andre:
„Steh auf du ſchöner Junggeſell,
Und rüſte dich nun zum Tanze!

„Wach auf, du ſchöner Junggeſell!
Willſt du zum Tanze dich rüſten,
Meine Jungfraun ſingen das Schönſte dir,
Was zu hören dir mag gelüſten!“

Und Eine — ſie war vor Allen ſchön —
Begann ein Lied zu ſingen,
Der reißende Strom ſtand ſtill dabei,
Der vorher pflegte zu ſpringen;

Der reißende Strom ſtand ſtill dabei,
Der vorher pflegte zu ſpringen;
Mit den Floſſen ſpielten die Fiſchlein all',
Die in den Fluthen ſchwimmen.

Mit ihren Schwänzlein ſpielten da
In den Fluthen die Fiſche zumal,
Die Vöglein all, die im Walde waren,
Begannen zu zwitſchern im Thal.

„Höre du ſchöner Junggeſell!
Und willſt du bei uns bleiben,
Wir wollen dich lehren das Runenbuch,
Dazu es leſen und ſchreiben.

„Ich will dich lehren, den Bär zu binden
Und das Wildſchwein an die Eiche,
Der Drache, der auf dem Gold liegt, ſoll
Vor dir aus dem Lande weichen!“

Sie tanzten daher, ſie tanzten dahin
Auf ihrer Elfenfährte — —
Es ſaß der ſchöne Junggeſell
Geſtüzt auf ſeinem Schwerte.

„Höre du, ſchöner Junggeſell,
Willſt du nicht reden mit uns,
Soll Schwert und ſcharfes Meſſer dir
Dein Herze bringen zur Ruh'!“

Hätte Gott nicht gemacht mein Glück ſo gut,
Daß der Hahn ſchlug mit den Schwingen,
Gewiß wär' ich blieben auf Elfenhöh'
Allda bei den Elfendirnen.

Das mag ich nun jedem Geſellen, der
Zu Walde will reiten, rathen,
Er reite nicht nach der Elſenhöh'
Und lege ſich da zu ſchlafen.
„Seitdem ich zuerſt ſie ſah!"

Die Ballade ſteht im Original bei Nyerup D. V. I, 234. und wurde früher überſezt nach Syv's Ausgabe (II. No. 9) in Gerſtenbergs Briefen über Merkwürdigkeiten der Literatur I, 110, modernisirt und unrichtig; auch von Herder (Volkslieder I, 151) fehlerhaft und willkührlich (vgl. Grimm, drei altſchottiſche Lieder, Hdberg. 1813, p. 28 ff). W. Grimm's Ueberſezung (Altdäniſche Heldenlieder 156) iſt ſehr getreu, nimmt aber hin und wieder zu wenig Rückſicht auf rhythmiſchen Wohllaut. In's Engliſche iſt dieſe Ballade überſezt von Lewis (tales of Wonder I, 31) und Jamieson (popular Ballads I, 225). —

Herr Olof.

Herr Olef ritt zur Frühſtunde fort,
Und kam zu einem Elfentanzort —
„Der Tanz, er geht wohl,
„So wohl in dem Haine!"

Elfvater reicht ihm die Hand ſo weiß:
„Komm, komm, Herr Olef, mit mir in 'den Kreis!"

„„Und das will ich nicht, und das nimmer ich mag —
Denn morgen iſt mein Hochzeittag."""

Elfmutter reicht ihm die Hand ſo weiß:
„Komm, komm, Herr Olef, mit mir in den Kreis!"

„„Und das will ich nicht, und das nimmer ich mag —
Denn morgen iſt mein Hochzeittag."""

Elfſchweſter reicht ihm die Hand ſo weiß:
„Komm, komm, Herr Olef, mit mir in den Kreis!"

„„Und das will ich nicht, und das nimmer ich mag —
Denn morgen iſt mein Hochzeittag."""

. . . . . .

Und die Braut, ſie ſprach zu den Hochzeitleuten:
„Was mag dies Glockenringen bedeuten?"

„„Auf unſrer Inſel iſt's Sitte ſchon lang,
Daß der Junggeſell ſo die Maid empfang' —

„„Doch wollen wir's bergen dir nicht, fürwahr,
Herr Olef iſt todt und liegt auf der Bahr."""

Und als es licht wurd' am andern Tag,
Drei Leichen ſah man in Olofs Gemach:

Das war Herr Olef mit ſeiner Maid,
Und auch ſeine Mutter, die ſtarb vor Leid.
„Der Tanz, er geht wohl,
„Se wohl in dem Haine!“

Original in Svenska Folkvisor III, 160; auch überſetzt von Talvy, Charakteriſtik der Volksl. 296; Mehnike Volksl. d. Schweden p. 49 und Wolff, Halle der Völker II, 48.

Herr Olle.

Herr Olle ritt aus zur Dämmerſtund',
„Fallender Thau und treibender Lärm!“
Se kam er in blauen Bergesgrund.
„Am Abend da kommt Herr Olle zurück!“
Und als er kam in Bergesgrund,
Elfkönigs Tochter vor ihm ſtund.
Sie reicht ihm die Hand entgegen ſchneeweiß,
„Herr Olle, komm tanze mit mir im Kreis!“
„„Nicht darf ich tanzen und minder ich mag:
Denn morgen iſt mein Hochzeittag““
Elfkönigs Tochter ſchlug ihn mit der Hand:
„Krankheit und Seuche ſei an dich gebannt!“

Sie ſchlug ihn mit ihrem Käppchen klein:
„Nimmer ſoll ein Prieſter Beiſtand dir ſein!“

Herr Olle, er wendet ſein Roß um ſchnell,
Er reitet zur lieben Frau Mutter zur Stell.

Herr Olle, er tritt zur Frau Mutter herein:
„Wie ſind ſo bleich die Wangen dein?“

„„Wohl mögen ſie ſein ſo bleich und weiß,
Ich kam in der Elfen Spiel und Kreis.““

„Kommt morgen klein Chriſtel mit den Brautjungfern an,
Frägt ſie wohl zuerſt nach dem Bräutigam!“

„„Dann ſag' ihr, frägt ſie zuerſt nach mir:
Er ging in den Wald zu ſchießen die Thier'.““

Und als es Tag ward und die Nacht vertrieben,
Da kam klein Chriſtel mit den Brautjungfern ſieben.

„Gottes Friede, liebe Schwiegermutter mein,
Wo iſt Herr Olle, lieb Bräutigam mein?“

„„Und frägſt du nach Olle, dem Bräutigam dein,
Ritt ſchießen das Wild und die Vögelein.“ “

„Und hält er denn mehr von Vogel und Thier
Als von ſeiner jungen Braut allhier?“

Klein Chriſtel geht eben in's hohe Gemach,
Taffet und Seide, die ſchleppen ihr nach.

Klein Chriſtel, die geht auf den hohen Altan,
Hat ſeidne Strümpf' und Spangenſchuh an;
Klein Chriſtel, ſie zieht am Scharlach_roth,
Da lag Herr Olle und er war todt.
Klein Chriſtel, die ging die Treppen hinab,
Unter der Goldkron hing ihr das Haar herab.
Klein Chriſtel ging ein, kein Wort ſie ſpricht,
Doch bleich und bleicher ward ihr Geſicht.
Des Morgens als der Tag kam heraus,
Da lagen drei Leichen in Herrn Olle's Haus.
Das war Herr Olle und ſeine Maid,
Und die Mutter, die ſtarb vor Kummer und Leid.

Orig. Svenska Fornsäng. II, 304. Die Ueberſezung iſt von Talvy a. a. O. p. 297.

Herzog Magnus und die Elfen.

Herzog Magnus ging in den Roſenhain
Zum Schlafe ſich niederzulegen;
Da kamen die hölliſchen Jungfraun her,
Die wollen Lieb' mit ihm pflegen.
„Herzog Magnus, antworte mir:
Nicht nein, ſondern ja! ja!"

Die eine, ſie nahm ihn bei ſeiner Hand,
Die andre in's Ohr ihm flüſtert:
„Wache auf, wache auf, ſchöner Junggeſell,
Wenn nach Liebesweiſen dich lüſtet!“

„Herzog Magnus, antworte mir:
Nicht nein, ſondern ja! ja!“

„Und ich gebe dir ſieben Stiergeſpann,
Und alle ſind ſie ſo weiß,
Und alle gehn ſie im Roſenhain,
Und alle ſind ſich ſo gleich.“

„Herzog Magnus, antworte mir:
Nicht nein, ſondern ja! ja!“

„Und ich gebe dir ein vergüldetes Schwert,
Das hängt an fünfzehn Goldringen,
So wie du's aus der Scheide ziehſt,
Dann kann dich keiner bezwingen.“

„Herzog Magnus, antworte mir:
Nicht nein, ſondern ja! ja!“

„Und ich gebe dir eine Fackel von Gold,
Wie ſchön du ſie möchteſt beſitzen —
Ach, wär' ich ein Junggeſelle gleich dir,
Nicht wollt' ich die Gaben miſſen!“

„Herzog Magnus, antworte mir:
Nicht nein, ſondern ja! ja!“

„„Dieſe Gaben, die wollt' ich ſchon nehmen,
Wäret ihr chriſtliche Frauen;
Doch ſeid ihr ja der häßlichſte Spuk
Zwiſchen Bergen und Thälern zu ſchauen.""
„Herzog Magnus, antworte mir:
Nicht nein, ſondern ja! ja!"

Die höfiſchen Jungfraun, die gingen hinweg,
Die gingen in die Berge wieder,
Und alle Bäume, die im Walde ſind,
Die bogen ſich vor ihnen nieder.
„Herzog Magnus, antworte mir:
Nicht nein, ſondern ja! ja!"

„Und hätte der Hahn nicht gekrähet,
Und wärſt du ein Stündlein noch blieben,
So wärſt du mit uns in die Berge gegangen
Und pflegeſt mit uns der Liebe!"
„Herzog Magnus, antworte mir:
Nicht nein, ſondern ja! ja!"

Sv. F. V. III, 172. Auch überſ. von Talvy p. 300. — Das Lied iſt eine Variante zu dem Däniſchen „Elfenhöhe" (ſ. ob.) und dem ſpäter folgenden „Herzog Magnus und das Meertroll". Eine andre Tradition ſteht Sv. F. V. III, 170, Fragmente ebendaſ. 171 u. 174.

Ein andres Lied von Herrn Olof.

Herr Olef reitet zum Burgthor,
Da ſtehet ein Elfweib und ruhet davor.
„Doch der Tanz geht an
So wohl in dem Haine!“

„Ach hör du, Herr Olef, was ich ſage dir,
Und lüſtet's dich nun, zu tanzen mit mir!“

„„Und ich will nicht treten mit dir zum Reihn,
Denn morgen werde ich Bräutigam ſein.““

„Willſt du nun ſieben Jahr leiden Noth,
Oder willſt du morgen ſchon bleiben todt?“

Herr Olef, er wandte den Renner ſein,
Siechthum und Plage, die folgen hinterdrein.

Herr Olef, er ritt zu ſeiner Mutter Haus,
Und ſeine Mutter ſtand vor ihm da draus.

„Lieb Mutter, nun mache mein Bett bereit,
Draus ſteig' ich wohl zu keiner Zeit.“

Und die Braut, ſie wartet zwei Tage lang,
Und horchte umſonſt auf des Liebſten Gang.

Und die Braut, ſie wartet fünf Tage auf ihn,
Und der Liebſte noch immer nicht erſchien.

Da ſattelt' die Braut ihr graues Roß,
So reitet ſie zu Herrn Olofs Schloß.

Und wie ſie kommt zu Herrn Olefs Thor,
So ſteht ihre Schwiegermutter davor.

„Guten Tag, guten Tag, liebe Schwiegermutter mein,
Wo mag Herr Olef, mein Bräutigam, ſein?"

„„Herr Olef hab' ich nicht geſehn,
Er reitet im Walde nach Hirſchen und Reh'n.""

„Und jaget er lieber den Hirſchen nach
Als daß er auf die Brautſchaar hab' Acht?"

„Und hat er auf Hindin und Hirſch mehr Acht,
Als auf ſeinen herzallerliebſten Schatz?"

Und die Braut zog ab den Scharlach roth.
Da ſah ſie Herrn Olef, und der lag todt.

Und als es tagt' und das Licht kam heraus,
Drei Leichen waren in Olefs Haus.

Die erſte Herr Olef, die andre ſeine Maid,
Die dritte ſeine Mutter, ſie ſtarb vor Leid. —

Sv. F. III, 162. Auch überſetzt von Mohnike, Vilk. d. S. 210.

Noch ein Lied von Herrn Olof.

Herr Olef reitet im Dämmerlicht,
„Treibet der Thau, fällt der Reif —"
Als ſehen der helle Tag anbricht.

„Herr Olef kommet heim,
Wenn im Wald das Laub wird grün!“

Herr Olef reitet nach dem Burgthor,
Er findet dort tanzen die Elfen davor.

Da tanzt eine Elfen- und Elfinnenſchaar,
Elfenkönigs Tochter mit flatterndem Haar:
Elfenkönigs Tochter reicht ihm die Hand:
„O komm, Herr Olef, tritt mit mir zum Tanz!“

„„Ich trete nimmer zum Tanz mit dir,
Meine Braut, ſie hat es verboten mir.““

„„Ich will es nimmer, und nimmer ich's mag,
Denn morgen iſt mein Hochzeittag.““

„Wirſt du nicht treten zum Tanz mit mir,
Ein Unglück bereit' ich über dir!“

Herr Olef wendet ſein Roß zur Stell',
Ihm folgen Seuche und Siechthum ſchnell.

Herr Olef reitet zu ſeiner Mutter Haus,
Da ſteht ſeine Mutter vor ihm da draus.

„Willkommen, lieber Sohne mein!
Wie blaß iſt die blühende Wange dein?“

„„Ach war mein Fehlen, und langſam ich,
An einen Eichenaſt ſtieß ich mich.

„„Liebe Schweſter mache mein Bett bereit —
Lieber Bruder mein, leite mein Roß zur Weid';
„„Liebe Mutter mein, ſträhle mir mein Haar,
Lieber Vater mein, mache mir eine Bahr'!""
„Mein lieber Sohn, nur das nicht ſag',
Denn morgen iſt dein Hochzeittag!"
„„Er mag nun ſein zu welcher Zeit —
Treibet der Thau, fällt der Reif.
„„Nimmermehr komm' ich zu meiner Maid.
„Herr Olef kommet heim,
Wenn im Wald das Laub wird grün."

Sv. F. V. III, 165. aus einer Hdſchft. auf der königl. Bibliothek zu Stockholm. Auch überſezt von Talvy. p. 295 und Welff, Halle d. V. II, 91.

Elfenſchuß.

Herr Olof reitet ſo weit
Zu entbieten auf ſeine Hochzeit.
„Doch der Tanz der gehet ſo ſchnell durch den Hain!"
Es tanzen viere und fünfe da draus,
Elfkönigs Tochter ſtreckt die Hand nach ihm aus.

„Willkommen, Herr Oluf, laß fahren die Eil',
Nimm du mit mir an dem Tanze Theil."

„„Ich darf nicht und ich auch nicht mag,
Denn morgen iſt mein Hochzeittag.""

„Hör du, Herr Oluf! tritt tanzen mit mir,
Zwei Stiefeln von Veksleder gebe ich dir."

„„Ich darf nicht und ich auch nicht mag,
Denn morgen iſt mein Hochzeittag.""

„Hör du, Herr Oluf! tritt tanzen mit mir,
Ein Seidenhemde geb ich dir.

„Ein Seidenhemde ſo weiß und fein,
Das bleichte meine Mutter mit Mondenſchein."

„„Ich darf nicht, und ich auch nicht mag,
Denn morgen iſt mein Hochzeittag.""

„Hör du, Herr Olof! tritt tanzen mit mir,
Einen Schleier von Golde geb' ich dir."

„„Einen Schleier von Gold wohl nähm' ich mir,
Doch tanzen darf ich drum nicht mit dir!""

„Und willſt du tanzen nicht mit mir,
Seuche und Siechthum folgen dir."

Mitten auf's Herze ſie ihn ſchlug,
Niemals er ſolchen Schlag ertrug.

BIBL. VNIVERS. LIPS

Sie hub Herrn Oluf aufs Rothroß hinauf:
„Nun reite heim zu deiner Braut!“

Als er zum Burgthor kam heran,
Da ſtand ſeine Mutter und ruhte daran.

„Hör du, Herr Oluf, lieber Sohn mein,
Wie mag deine Wange ſo bleich nun ſein?“

„„Und wohl mag bleich meine Wange ſein,
In Elfkönigs Spiele kam ich hinein.““

„Hör du, Herr Oluf, mein ſtolzer Sohn,
Was ſag' ich deiner jungen Braut davon?“

„„Ihr ſollt ſagen, ich wäre im Hain,
Zu proben mein Roß und die Hunde mein.““

Frühmorgens, als es Tag nun war,
Da kam die Braut mit der Hochzeitſchaar.

Sie ſchenkten Meth und ſie ſchenkten Wein,
„Wo iſt Herr Oluf, der Bräutigam mein?“

„„Herr Oluf ritt in den Wald hinein,
Zu proben das Roß und die Hunde ſein.““

Sie hub wohl auf den Scharlach roth,
Da lag Herr Oluf und war todt.

Frühmorgens, als der Tag erſchien,
Drei Leichen aus Olufs Hofe ziehn.

Herr Oluf und ſeine verlobte Maid,
Und die Mutter auch war todt vor Leid. —

Nyerup D. V. I, 237. Mit einigen Abweichungen auch bei Herder St. d. V. II, 157, u. Grimm d. H. p. 91.

Die Bergentführte.

Und die Jungfrau, ſie wollte zur Frühmette gehn!
„Die Zeit wird mir lang —"
Da ging ſie des Wegs, wo hohe Berge ſtehn.
„Doch ich weiß, der Gram iſt ſchwer."
Sie klopfte an des Berges Thür mit Fingern klein:
„Steh auf, du Bergeskönig, und laß mich ein!"
Aufſtand der Bergeskönig und ließ ſie ein,
Und trug ſie in ſein blauſeiden Bett hinein.
So war ſie in dem Berg acht runde Jahr,
Sieben Söhn' und eine Tochter ſo ſchön ſie gebar.
Zum Bergkönig ging ſich die Jungfrau ſtehn:
„Laß mich zu meiner Mutter einmal heim nur gehn!"
„„Du kannſt wohl einmal gehn zur Mutter daheim,
Nur daß du mir nicht nenneſt die ſieben Kinder klein.""
Und als ſie kam daheim zu lieb Mutters Haus,
Da ging die gute Mutter zu ihr hinaus:

„Und wo biſt du geweſen ſo lange Zeit,
Du wareſt wohl drauſſen im Roſenhain?“

„„O nicht bin ich geweſen im Roſenhain,
Ich mußte drin im Berge ſo lange ſein.

„„Im Berg bin ich geweſen acht lange Jahr,
Sieben Söhn' und eine Tochter ſo ſchön ich gebar.““

Der Bergkönig trat da herein zur Thür:
„Was ſtehſt du hier und redeſt ſchlimm von mir?“

„„Nicht ſchlimm hab' ich geſprochen nun von dir,
Fürwahr, vom Guten ſprach ich, was du auch that'ſt an mir.““

Er ſchlug die bleiche Jungfrau auf ihre Lilienwang',
Daß Blut ihr auf den Mantel mit Schnüren ſprang.

„Auf packe dich geſchwinde zur Thür hinaus,
Und nimmer ſollſt du kommen in deiner Mutter Haus!“

„„Fahrwohl, mein lieber Vater, fahrwohl lieb Mütterlein,
Fahrwohl, liebe Schweſter, fahr wohl lieb Bruder mein!““

„„Fahrwohl du hoher Himmel, fahrwohl du Erde grün,
Nun muß ich mit dem Bergkönig zum Berge ziehn!““

Sie ritten da hindurch den finſtern langen Wald,
Und wenn ſie bitter weinte, Bergkönigs Lachen ſchallt'.

Sie ſchritten um den Berg ſechsmal dahin,
Drauf öffnet ſich die Thüre und ſie verſchwanden drin.
Die junge Tochter brachte den Goldſtuhl roth,
„Hier ruhet, liebe Mutter, euch zwinget wohl die Noth!“
„„Jetzt ſchüttet in die Gläſer den Meth auf mein Gebot,
Daraus will ich mir trinken nun ſelber den Tod.““
Und wie ſie aus dem Glaſe den Meth nun trank,
„Die Zeit wird mir lang —“
Da ſchloß ſie ihre Augen, ihr Herz zerſprang.
„Doch ich weiß, der Gram iſt ſchwer.“

Ritter Tynne.

Es war ein Ritter ſo ſtille,
Und das war Ritter Tynne,
Wohin es ging zu Fuß oder Roß,
Ihm war getroſt zu Sinne.
„Ihr führet wohl die Runen!“
Und es war Ritter Tynne,
Der ſchießen wollt' Hirſche und Hinden,
Da ſah er klein Ulfwa, die Zwergentochter,
Unter der grünenden Linden.
Und es war Ulfwa, des kleinen Zwergs Tochter,
Sie ſprach zu ihrer Dirne:

„Du ſollſt nach meiner Goldharfe gehn,
Ritter Tynne muß ich mir gewinnen!“
Den erſten Schlag ſie in die Goldharfe that,
So lieblich mochte das klingen:
Das wilde Thier in Feld und Wald
Vergaß, wohin es wollt' ſpringen.
Den andern Schlag ſie in die Goldharfe that,
So lieblich mochte das klingen:
Der kleine graue Falk auf dem Zweige ſaß,
Er breitete aus ſeine Schwingen.
Den dritten Schlag ſie in die Goldharfe that,
So lieblich mochte das klingen,
Der kleine Fiſch im Fluſſe ging,
Er vergaß, wohin er wollt' ſchwimmen.
Hier blüthe die Au, hier belaubte ſich's All,
Nach der Runenſchläge Gewalten!
Ritter Tynne ſein Roß mit dem Sporne trat,
Er konnte nicht mehr es halten.
Und es war Ritter Tynne,
Der ſich vom Roſſe ſchwinget,
So geht er zur Ulfwa, des kleinen Zwergs Tochter,
Wohl unter der grünenden Linde.
„Ihr ſitzet hier, meine Jungfrau ſchön,
Eine Roſ' über alle Lilien,

Euch ſiehet nimmer ein irdiſcher Mann,
Dem's lüſtete nicht euch zu lieben.“

„„ Schweiget ſtill, ſchweiget ſtill, Ritter Tynne,
Mit eurem Liebſchaftswerben;
Einem König im Berge bin ich verlobt,
Einem König über alle Zwerge.

„„„Mein Bräutigam ſitzet im Berge drinnen
Und ſpielet ſo gern Goldtafel *).
Mein Vater ſtellt ſeine Kämpen im Kreis
Und kleidet in Eiſen ſie alle.

„„„Meine Mutter ſie ſitzt im Berge drinnen
Und legt das Gold in den Schrein;
Ich ſchlich mich heraus eine kleine Weil',
Zu ſchlagen die Goldharfe mein.““

Und es ſtreichelt ihr Ritter Tynne
Die Roſenwange ſo fein,
„Was antworteſt du nichts liebres mir,
Herzallerliebſte mein?“

„„„Ich kann euch nichts Liebres erwiedern,
Mag ſelbſt nicht über mich walten,
Einem Bergeskönig bin ich verlobt,
Meine Treue muß ich ihm halten. ““

*) Brettſpiel, Schach.

Und es war Thora, des kleinen Zwergs Frau,
Aus der Bergesthüre ſie ſah,
Da ſah ſie, wie Ritter Tynne
Unter'm grünen Lindenbaum lag. —

Und es war Thora, des kleinen Zwerges Frau,
Sie ſchelt, und war bös ſo ſehr:
„Was haſt du im Haine zu ſchaffen?
Dein Weg liegt nicht hieher.

„Schier beſſer wär' es für dich im Berg,
Und legteſt Geld in den Schrein,
Als daß du ſizeſt am Roſenhain
Und ſchlägſt die Goldharfe dein.

„Und beſſer wär' es für dich im Berg,
Und nähteſt dein Brautkleid zu Ende,
Als zu ſizen im Hain und mit Augenſchlag
Eines Chriſtenmanns Herz zu dir wenden!"

Und es war Ulfwa, des kleinen Zwergs Tochter,
Sie ging in den Berg hinein,
Und hinter ihr ging Ritter Tynne
In Pelz und Scharlaken fein.

Und es war Thora, des kleinen Zwergs Frau,
Den Goldſtuhl roth ſezt ſie herbei,
Sie bracht' Ritter Tynne in Schlummer,
Bis zu dem Hahnenſchrei.

Und es war Thora, des kleinen Zwergs Frau,
Fünf Runenbücher nimmt ſie zur Hand,
So löſte ſie ihn von den Runen,
Worin ihn die Tochter band.

„Und höret ihr, von den Runen
Seid ihr nun frei, Ritter Tynne,
Das will ich in Wahrheit euch ſagen;
Meine Tochter wird nie euch gewinnen.

„Und ich war geboren von Chriſtenvolk
Und geraubt in den Berg hinein,
Meine Schweſter wohnt auf Iſeland,
Und trägt eine Goldkron ſo fein.

„Und da trägt ſie ihre Krone von Gold,
Und Königin heißt ſie dabei,
Ihre Tochter haben geſtohlen ſie ihr,
Davon wird geſprochen ſo weit.

„Ihre Tochter haben geſtohlen ſie ihr,
Und geführt nach Vernerland hin,
Da ſitzet nun die höfiſche Maid,
Sie heißt Fräulein Hermelin.

Und niemals darf ſie zum Tanze gehn,
Sieben Weiber ſind immer bei ihr,
Und niemals darf ſie die Goldharfe ſchlagen,
Iſt die Königin ſelber nicht drin.

„Der König, er hat einen Schweſterſohn,
Der nach ihm im Reiche wird kommen,
Dem haben beſtimmt ſie die höfiſche Maid,
Ihr aber zu kleinem Frommen.

„Und das will ich thun nach meiner Ehr,
Und nach meinem guten Sinne,
Dir will ich geben die höfiſche Maid,
Und ſie von jenem trennen.“

So gab ſie ihm ein neu Gewand
Mit Gold und Perlen beſetzt,
Ein jeder Saum an dem Kleide war
Mit Edelſteinen belegt.

So gab ſie ihm ein Roß ſo gut,
Einen neuen Sattel darauf:
„Und niemals wirſt du nach dem Wege ſuchen,
Es findet dein Roß ihn wohl.“

Und es war Ulfwa, des kleinen Zwergs Tochter,
Sie will ihm auch ferner wohl,
So gab ſie ihm einen neuen Speer
Und dazu ein Schwert ſo gut.

„Und niemals kämpfeſt du einen Kampf,
Daß du nicht Sieg wirſt erlangen,
Und niemals wirſt du fahren zur See,
Daß du nicht kommſt wieder zum Strande.“

Und es war Thera, des kleinen Zwergs Frau,
Sie ſchenkt ihm ein Glas mit Wein:
„Reitet fort, reitet fort, Ritter Tynne,
Ehe heim kommt der Herre mein!“

Und es war Ritter Tynne,
Er reitet auf grüner Haide,
Da begegnen ihm Bergkönige zwei,
So ſachte zum Berg ſie ſchreiten.

„Willkommen! Guten Tag, Ritter Tynne!
Dein Pferd iſt in gutem Gang —
Wohin gehet nun deine Reiſe?
Dein Weg iſt wohl noch lang?“

„„Reiſen will ich auf's Freien,
Verleben mir eine Blume —
Proben will ich mein gutes Schwert,
Zum Schaden mir oder Ruhme.““

„Reit' in Frieden, reit' in Frieden, Ritter Tynne!
Von uns ſollſt du Frieden genießen;
Es kommen wohl Kämpen von Iſeland,
Speerbrechen mag denen gelüſten.“

Und es war Ritter Tynne,
Er reitet auf grüner Haide;
Da begegnen ihm ſieben Vendiſche Kämpen,
Die geboten ihm zu halten und zu bleiben.

„Entweder wollen wir ſtreiten heut
Um Silber und Gold ſo roth,
Oder wir wollen ſtreiten heut
Jedweder um ſeine Braut!“

Und es war des Königs Schweſterſohn,
Ihm wurde zu Muthe ſo jach:
„„Und Silber und Gold, das hab ich genug
Willſt du mir glauben das.““

„Doch haſt du eine verlobte Braut,
Die heißt Fräulein Hermelin?
Um ſie ſo wollen wir fechten heut,
Ob mein ſie wird oder dein?“

Beim erſten Troß, den ſie ritten da —
Es waren zwei Kämpen ſo ſtark —
Er haute des Königs Schweſterſohn,
Daß das Haupt hinfiel in den Sand.

Zurücke ritten die Kämpen ſechs,
In Pelz ſie hüllten ſich ein,
So gingen ſie in den hohen Saal
Zu dem alten König hinein.

Und es war der alte König,
Er zerrauſte ſein graues Haar;
„Ihr ſollt mir rächen meines Schweſterſohns Tod,
Ich biet' euch Zobel und Marder!“

Zurücke ritten die Kämpen sechs,
Sie dachten zu holen den Preis,
Doch wurden sie lahm und gliederlos;
Durch Schaden wird man weise.

Und er schlug Wölfe und Bären,
Die lagen vor'm Hochgemach,
So holt er heraus die höfische Maid,
Die lang hat gesessen in Schmach.

Und nun ist Fräulein Hermelin
Entschlüpft aus allem Harm;
Nun schläft sie süß so manchen Schlaf
In Ritter Tynne's Arm.

Und nun ist Ritter Tynne
Entschlüpft aus allem Gram und Leid;
Nun schläft er süß so manchen Schlaf
An Fräulein Hermelin's Seit'.

Meist dankt er es Ulfwa, des kleinen Zwergs Tochter,
Die ihn mit Runen gebunden;
Denn wär' er nicht in den Berg gekommen,
Hätt' er nicht das Fräulein funden.

„Ihr führet wohl die Runen!"

Sv. F. V. III. . . . . Däniſch (D. V. I, 280 — 294) hat dieſe Ballade größere Ausführlichkeit am Schluſſe,

we u. A. der Ritter noch eine Reiſe nach den Eltern des Fräuleins Hermelin macht. Tynne wird hier ein Jüte genannt, und die Beſiegten ſind Schweden. Eigentliche Abweichungen in der Handlung finden ſich nicht, und das däniſche Lied ſcheint uns blos eine Ueberſetzung des obigen ſchwediſchen mit nationalen Modifikationen zu ſein.

Jungfrau und Bergkönig.

Die Jungfrau wollte zum Frühmeßgeſang,
Laub und Himbeerzweig!
Sie nahm den Weg, der am mindeſten lang,
Denn ſie fühlt herzliche Reu!

Und als ſie kam in Waldesgrund,
Ein feiner Herr da vor ihr ſtund:

„Liebe Jungfrau ſeid nicht ſo eilig heut,
Kommt doch noch zur Kirche zu rechter Zeit!“

Der Herr nahm die Jungfrau beim Händchen fein,
Und führte ſie tief in's Gebirge hinein.

Um den Berg herum ging das Bergköniglein,
Der Berg ſprang auf, ſie gingen hinein.

Im Berge, da lebte ſie zwanzig Jahr,
Ihr dünkt es, als ob es ſeit geſtern war.

Zu dem Bergkönig ſprach die Jungfrau ſchön:
„Darf ich heim zu meiner Mutter wohl gehn?“

„„Wohl darfſt du gehn, doch eines verſprich:
Nenn' vor ihr meinen Namen nicht!"

Und die Jungfrau ging zu lieb Mutters Haus,
Da trat lieb Mutter zur Thüre heraus:

„Willkommen, willkommen, lieb Tochter mein,
Wo magſt du ſo lange geweſen ſein!"

„„Ich bin geweſen im Roſenhain,
Da pflückt' ich mir viele Röschen klein.""

„Was iſt ſo bleich die Roſenwange dein,
Was biſt du ſo blau untern Aeugelein!"

„„Ich will die Wahrheit nicht bergen vor euch,
Der Bergalp hat mich verlokt in ſein Reich.""

Kaum war das Wort aus ihrem Mund,
Der Bergalp vor den Frauen ſtund.

„Und iſt offenbar jezt unſer Thun,
Nicht länger darfſt hier verweilen nun!

„Um eur Kind, liebe Dame, nicht ſorgen dürft ihr,
Nicht Noth ſoll ſie leiden, ſo lang ſie bei mir!"

Der Alp ſich tief vor der Mutter verneigt,
„Nimm Abſchied von Vater und Mutter nun gleich!"

Der Alp nahm die Jungfrau beim Händchen fein,
Und führte ſie tief in's Gebirge hinein.

Um den Berg herum der Alp ging drauf,
Der Berg ſprang auf und nahm ſie auf.

In den Goldſtuhl wirft ſich die Jungfrau hin,
So kummerbeladen war ſie im Sinn.

Da nahm der Alp das Goldhörnlein:
Nun ſollſt du trinken Meth und Wein."

Das erſte Mal ſie das Hörnlein leert,
Vergaß ſie beides, Himmel und Erd'.

Das zweite Mal aus dem Hörnlein ſie trank,
Schwand ihr an Sonn' und Mond der Gedank'.

Das dritte Mal ſezt das Hörnlein ſie an,
Aus dem Sinn ihr Vater und Mutter verſchwand. —

Sv. Forns. — nach der Ueberſezung von Talvy.

Der Bergkönig.

Stolz Margareth hatt' einen Vater ſo reich —
„Die Zeit wird mir ſo lang —"
Ein König war's über ſieben Königreich.
„Doch ich weiß, der Kummer iſt ſchwer!"

Es warben um ſie der Grafen zwei,
Doch keiner von Beiden gefiel der Maid.

Es warben um ſie der Prinzen vier,
Doch keiner von allen behagte ihr.

Es warben um ſie der Könige ſieben
Sie aber vermochte keinen zu lieben.

Bergkönig, er ging zu der Mutter hin;
„Wie mach' ichs', daß ich ſtolz Margareth gewinn?"

„„Und ſage mir, was du kannſt geben mir,
Kommt ſie von ſelbſt in den Berg zu dir!""

„Und ich gebe dir Gold ſo roth und fein,
Und fülle mit Thalern die Kaſten und Schrein'."

Und Sonntag Morgens ſollt's geſchehn,
Stolz Margareth wollte zur Kirche gehn.

Und wie ſie geht und weiter geht,
Naht ſie dem Berg, der hoch da ſteht.

Sie ſchreitet um den Berg in die Rund',
Geht ein zur Thür, die offen ſtund;

Stolz Margareth ging in den Berg hinab,
Bergkönig ihr freundlichen Willkommen gab.

Er nimmt die Jungfrau auf ſein Knie,
Goldringe holt er und reicht ihr die.

Er nimmt die Jungfrau in ſeinen Arm,
Und gab eine goldne Krone ihr dann.

Sie war im Berg in's neunte Jahr,
Zwei Söhne und ein Töchterlein ſie ihm gebar.

Und als das neunte Jahr war aus,
Da wünſchte ſie zu gehn nach ihrer Mutter Haus.
Und Bergkönig rief die Diener heran:
„Nun ſpannt zwei Reß' an die Kutſche an!"
Und aus der Bergesthür Frau Margareth ging.
Und jedes ihrer Kinder zu weinen anfing.
Bergkönig nahm ſie in den Arm fein,
Und trug ſie in die goldne Kutſche hinein.
„Und höre, kleiner Diener, wohl auf mein Wort,
Zu ihrer Mutter Haus nun fahr' ſie fort."
Stolz Margareth ging in den Saal ſodann,
Und ihre Mutter blickt' ſie ſo freundlich an:
„Und wo magſt du ſo lang geweſen ſein?"
„„Ich bin geweſen in dem Blumenhain.""
„Du trägſt ja eine Haube auf deinem Haar,
So tragen ſie nur Frau'n und Mütter fürwahr."
„„Wohl trag' ich eine Haube auf meinem Haar,
Bergkönig iſt vermählt mit mir ſo manches Jahr.""
„„Im Berge war ich der Jahre neun,
Und dort gebar ich ihm zwei Söhne und ein Töchterlein.
„„Zwei Söhne dort gebar ich und ein Töchterlein,
Ein ſchöner Mägdelein kann nicht auf Erden ſein!""
„Und hör, ſtolz Margareth, geht das nicht an,
Daß ich deine drei Kinder ſehen kann?"

Bergkönig trat herein zur Thüre da,
Frau Margareth ſie fiel zur Erde hart.

„Und ſtehſt du nun und verklageſt mich hier,
Kamſt du nicht von ſelbſt in den Berg zu mir?“

„Und ſtehſt du hier und klageſt deine Pein,
Kamſt du von ſelbſt nicht in mein Schloß hinein?“

Bergkönig ſchlug ſie auf die Roſenwängelein:
„Geh ſcheere dich zum Berge, zu deinen Kindern klein!“

Bergkönig ſchlug ſie mit ſeiner Birkengerte:
„Geh, ſcheere dich zum Berge, in's Schloß zurück!“

Und Bergkönig nahm ſie in die Arme ſein,
Und trug ſie in die goldne Kutſche hinein.

„Und höre, kleiner Diener, wohl auf mein Wort,
Zu meinem hohen Berge nun fahr ſie fort!“

Stolz Margarethe ging in den Berg hinein,
Es freuten ſich ſo herzig die Kindlein klein.

„Ihr braucht euch nicht zu freuen ſo herziglich,
Chriſt gebe, daß ich euch hätt' geboren nicht!“

Den Goldſtuhl brachte ihr das eine Kind:
Da ſetz' dich, trauriges Mütterlein, hin!“

Das eine bracht' ihr das gefüllte Horn,
Das andre warf hinein das goldne Korn.

Als ſie zum erſten aus dem Horne trank,
Vergaß ſie Himmel und Erde zumal.

Als ſie zum zweitenmal trank aus dem Horn,
Vergaß ſie Gott und ſein heiliges Wort.

Als ſie zum dritten aus dem Horne trank,
Vergaß ſie Schweſter und Bruder zumal.

Nicht an Bruder und Schweſter gedachte ſie,
Die trauernde Mutter vergaß ſie nie!

Sv. F. V.

Eline von Villenſkov.

Es liegt in der Weſtſee ein Wald, darin
Sollt bauen ein Bauer ſein Haus,
Er führet mit ſich Habicht und Hund,
Im Winter auch wär' er gern draus.
„Das wilde Gethier und die Thiere im Wald!"

Er nimmt da mit ſich beid' Hund und Hahn,
Weil lang' da zu weilen er dacht',
Die wilden Thiere im Walde dort,
Die haben darob wohl geklagt.

Er hauet die Eich' und er hauet die Pappel,
Und ſo manche Buche er hieb —
Das verdreß den grimmen Troll,
Daß er ſolche Gewalt dort trieb.

Er hauet Sparren und er hauet Balken,
Und ſchaffet in großer Eil',
Es ſpürten's die Trollen im Berge drinnen,
„Und wer poltert hier alleweil?"

Da ſprach alſo der kleinſte Troll,
Der klein wie 'ne Ameis war,
„Hieher iſt kommen ein Chriſtenmann,
Dem will ich ſteuern fürwahr!"

Auf nun ſtand der kleinſte Troll
Und ſah rings her und hin:
„Wir gehen zu des Bauern Hof
Und halten Gericht über ihn."

„Er hauet uns ab den ſchattigen Wald,
Das iſt uns Jammerſchad,
Er ſoll mir geben die Hausfrau ſein,
Daß er Schimpf und Schand daven hat."

Alle die Trollen, die waren im Berg,
Die hu[illegible]en ſich auf zum Tanz,
Sie fielen in des Bauern Hof,
Lang hing eines Jeden Schwanz.

Es waren ſiebenhundert Troll,
Sie waren ſo häßlich und grimm,
Sie gingen beim Bauer zur Gaſterei,
Wollten ſchmauſen und trinken mit ihm.

Der Hund, der bellt im Hofe,
Es tutet der Hirt in's Horn,
Es kräht der Hahn, und es ſchreit der Aar,
Denen der Bauer gegeben ſein Korn.

Der Bauer in dem wilden Wald
Die Trollen durch's Fenſter ſieht:
„Hilf mir nun Jeſus, Mariä Sohn,
Die ſpielen mir übel mit!“

Er ſchlug ein Kreuz in jedem Eck,
Zumeiſt im Kämmerlein,
Und ſchreckte einige Trollen damit,
Die fliehen zum wilden Hain.

Die einen nach Oſten, die einen nach Weſten,
Und Andere flogen nach Norden fort,
Etliche flogen wieder in's tiefe Thal,
Ich glaube, ſie ſind noch dort.

Es war der kleinſte Troll allda,
Der drängt ſich zur Thür hinein,
Er wollte nicht vor dem Zeichen fliehn,
Dem Bauer zu Qual und Pein.

Die Hausfrau erfand den ſchlauen Rath,
Sie ſezt' den Troll zu Tiſch ſofort,
Sie ſezte vor ihn Bier und Brod;
Gab ihm ſo gute Wort'.

„Hör du, Bauer vom Wildenwald,
Was ich jetzt ſage zu dir:
Wer hat gegeben dir Verlaub
Daß du magſt hauſen bei mir?

„Willſt du hauſen und bau'n bei mir,
Das ſollſt du haben im Sinne:
Deine liebſte Hausfrau gieb du mir,
Sie will ich zu meinem Gewinne!"

Da ſprach der unſelige Bauer drauf,
Wie's Gott ihm gab in die Sinne:
„„Eline, ſie iſt mir ſo lieb,
Die ſollſt du von mir nicht gewinnen!""

Er ſprach zum Trell, wie's am Beſten ihm ſchien:
„„Laß mich meine Hausfrau behalten,
Nimm beides, Geld und Pfennige nur,
Das geb' ich dir drüber zu ſchalten.""

„Dann nehm' ich euch beide: Eline und dich,
Und trete euch unter die Füße,
Dann will ich nehmen dein Silber und Geld,
Das ich unter mein Haus verſchließe!"

Der Bauer und ſein ganzes Geſinde,
Den graut's aus großer Pein;
„'S iſt beſſer, ſtatt daß wir alle verderben,
Nur Eine zu Grund geht allein."

So rathlos war der Bauer nunmehre,
Daß furchterfüllt er da ſtand,
Und gab Eline, die Hausfrau ſein,
Dem jungen Trell in die Hand.

Da war der froh und ſprang umher,
Er zog ſie in ſeine Arme;
Sie wurde an den Wangen ſo bleich,
Ihr Herz war beklemmen von Harme.

Da ſprach das betrübte Weib alſo,
Und Thränen gar ſchwer ſie vergoß,
„Herr Gott, deine Gnade mir armen Frau,
Wie iſt mein Leid ſo groß!“

„Ich verlobte mir einen Mann ſo ſchön,
Wie einer auf Erden mag ſein;
Nun zwingt mich der häßliche Trell,
Und will mich unzüchtig frei'n.“

Er küßte ſie einmal und das andre mal,
Ihr war es im Herzen ſo weh,
Er blieb der häßlichſte Teufel,
Den man mit Augen kennt' ſehn.

Da er ſie küſſen wollt' zum dritten mal,
Da rief ſie an Mariae Sohn;
Da verlor er die häßliche Trellgeſtalt,
Und wurde ein Ritter ſo ſchön.

Dieß geſchah unter der Linden grün,
Erlöſt war der Ritter von Qual,
Es geſchah ihm ohne Schmerz und Pein,
Sie waren fröhlich zumal.

„Höre du, liebſte Eline,
Als Weib ſollſt du mit mir leben,
Alles Gold, das in England iſt,
Das will ich dir nun geben.

„Ich war ſo klein ein Knabe,
Als mir die Mutter ſtarb,
Stiefmutter hat mich fortgeſchickt,
Zum grauen Troll ich ward.

„Ich will deinem Hausherrn Gabe und Gold,
Großmächtige Ehre verleihn,
Fürwahr, Eline, des Bauern Frau,
Du ſollſt Herzlieb mir ſein!“

„„Du edler Ritter, wir danken nun Gott,
Der uns befreit vom Leide;
Verliebe dich einer Jungfrau ſchön,
Mit Freuden lebt ihr beide!““

„Kann ich dich ſelber nicht haben zur Frau,
Deiner Tochter verleih' ich mich,
Für Alles, was du mir Gut's gethan,
Nicht anders belohn' ich dich.

„Hab Dank, Eline, du weiſe Frau,
Ich will dich preiſen und ehren,
Erwerb' ich deine Liebe nicht,
So magſt du heimwärts kehren!"

Der Bauer, er wohnt auf der Inſel nun,
Und Keiner thut ihm Ungemach,
Seine Tochter in England trägt die Kron,
Und hat ſo gute Tag'.

Nun hat Eline, des Bauern Frau,
Ueberwunden Angſt und Harm,
Sie iſt Mutter einer Königin,
Die ſchläft in Königs Arm.

Sie gebar jüngſt eine Tochter fein,
Den jungen König darnach,
Sie dankten Gott auf alle Weiſe,
Daß Alles ſo wohl geſchah.

Nun ſitzt Klein Eline's Tochter,
Sie herrſcht über's ganze Reich,
Eline lebt mit ihrem Bauersmann,
Die ſind einander gleich. —

Nyerup D. V. I, 175. — Grimm's Ueberſ. heißt „das Bergmännlein" S. 279 a. a. O. Eine zweite Ueberſ. lieferte Mohnike: Altſchwed. Balladen ꝛc. p. 195. —

Hausgeister.

Die Elfen, welche sich freiwillig in den Dienst eines Menschen begeben, oder sich einem Hause anschließen, heißen in Schweden Tomtegubbe (der Alte im Gehöfte), auch Tomtekarl, Tomtrå; in Dänemark Kiäre Grande (lieber Nachbar), Nisse ged Dreng (Nisse von Nicolaus, Nielsen); in Norwegen Tomtevätte, Tostvätte ꝛc.*) Diese Hausgeister bilden eine eigene Familie der Zwerge oder Trollen, deren Eigenschaften sie im Allgemeinen theilen. Sie tragen sich gewöhnlich grau, den Kopf mit einer spitzen rothen Mütze bedeckt; im Sommer jedoch, am Michaelistage sind ihre Hüte rund gleich denen der Bauern (Nissehat heißt ein Pilz mit breitem Deckel). Die norwegischen Nissen werden dargestellt klein wie Kinder, jedoch stark dabei, grau ge-

*) Der Hausgeist wird in Schottland Brownie genannt; in Irland Cluricaum; in Spanien Duende (Duendecillo); in Frankreich Lütin, Follet, Goblin; in England Goodfellow, Hobgoblin, Bruder Rusch ꝛc; in Deutschland Kobold, Gesell, Gutgesell, Nachbar, Hinzelmann, Heizemännchen und Hubhoht (kölnisch), Hodeken, Eckerken, Lüring, Kurd, Himken, Klopfer, Stiefel, Pück, Knecht Ruprecht, König Goldemar, Welterken, Rumpelstilz, Popelmann, Bullermann, Butzemann ꝛc. in Holland goede Kind; in Litthauen Bildziuks (Poltergeist) und Grozdunas; in Serbien Straschilo; in Böhmen Strassidlo; in Polen auch Straßzydlo.

kleidet mit rother Pechhaube, bei Nacht ein blaues Licht tragend. Die Nissen wohnen im Stall, in Scheunen und Hauskellern, auch wohl in einem dem Hause nahestehenden alten Baume. Von solchem Baume darf natürlich kein Ast gebrochen werden.

Die Hausgeister haben über große Reichthümer zu gebieten, sie besitzen übernatürliche Kräfte und Kunstfertigkeiten. —— Da ihre Gestalt so überaus winzig ist wie die einjähriger Kinder, so fürchten sie vom Menschen gesehen zu werden, weil sie ihm leiblich nicht gewachsen sind. Wenn sie sich zeigen, so ist es blos dem Hausherrn oder der Hausfrau, und zwar selten anders als um Mittag, im Sommer und Herbst. Dann haben sie gewöhnlich einen Strohhalm oder eine Kornähre, die sie langsam nachschleppen und bei jedem Schritte nach Athem schöpfen, als zögen sie eine gewaltige Last. Hierüber lachte einst ein Bauer und rief: „Wozu nuzt es, daß du so Geringes herbeischleppst?“ Der emsige kleine Arbeiter verließ darauf den Hof des Spötters und zog zu seinem Nachbarn, einem armen Pachter, der bald reich wurde. Die Pachthöfe, wo sich Nissen befinden, haben nämlich vor Andern und auf Kosten dieser Gedeihen; der Nis ist höchst anhänglich und fördert den Wohlstand seiner Protegirten auf's beste. Das Vieh bleibt gesund, die Scheunen füllen sich und

Alles iſt wohl auf. Zur Nachtzeit verrichtet er dem Hausgeſinde, dem er gewogen, die ſchlimmſte Arbeit, reinigt die Küche, trägt Waſſer herbei, ſpaltet das Holz, ſtriegelt die Pferde u. A. m. Morgens iſt jedes Ding an Ort und Stelle, denn er haßt Unordnung und Unreinlichkeit. Dafür verlangt er aber die pünktlichſte Aufwartung und gute Koſt (gewöhnlich Grütze mit viel Butter: Julgröt) und dabei ein Röckchen gelegt. Wenn er Abendruhe hält, ſo ſcheut er, daß in ſeiner Nähe eine geräuſchvolle Arbeit vorgenommen wird; beſonders kann er durchaus nicht leiden, wenn Donnerſtag Abends im Hof gehauen oder geſponnen wird. — Es giebt Fälle, wo der Nis ſeinen Herrn verläßt, dagegen hält es aber ſchwer, ihn gegen ſeine eigene Meinung los zu werden. Ein Bauer beſchloß, ſeine Wohnung zu verlaſſen, weil der Nis darin mancherlei Unfug trieb. Schon war vieles Hausgeräth fortgefahren, und man lud das lezte Gerümpel, leere Fäſſer u. dgl. auf. Da ſah der Bauer, als er eben mit leichtem Herzen ſeinem Hauſe Lebewohl ſagte, den Nis in einer leeren Tonne auf dem Karren ſizend, laut auflachend, den Kopf aus dem Faſſe ſteckend und ſpöttelnd rufen: „Schau, heut ziehen wir alle aus!“ (Vgl. Grimm's d. S. No. 72 u. iriſche Elfenm. p. 93). —

Man muß dem Nis ſtets höflich begegnen und zu

ihm ſagen: „Lieber Nachbar, thue das!“ Dann antwortet er in gleichem Tone; ſonſt iſt er jähzornig und beshafter Natur, wenn man ihn beleidigt oder vernachläſſigt. In Jütland verſteckte einſt ein ſchalkhafter Junge die Butter in der Grüze des Nis unten hinein damit ſie der Nis erſt fände, wenn er die Grüze verzehrt. Der Nis ſchlich danach, um ſich zu rächen, auf den Boden, wo der Junge zuſammt einem Knechte im Bette lag. Zornig warf der Nis die Bettdecke ab und rief: „Kurz und lang hat keinen Klang!“ und zog den Jungen gewaltſam in die Höhe. Obgleich nun der Junge nimmer ſo lang wurde wie der Knecht, ſo ließ der Nis doch die ganze Nacht durch nicht von ſeinen peinlichen Verlängerungsproben ab. — An einem Knechte, der ihn beleidigt, rächte ſich der Nis auf folgende Weiſe. Er ſchlich ſich zu dem Bette des Schlafenden, trug denſelben, nakt wie er war, in den Hof, legte zwei Holzblöke quer über den Brunnen und ihn darauf, damit er beim Erwachen vor Schrecken über ſeine Lage in den Brunnen ſtürzen ſolle. Dies geſchah aber dennoch nicht. — Einſtmals ergözte ſich ein Nis daran, über den Boden des Kuhſtalles zu ſpringen und zu tänzeln, bis eine der Planken wich und er mit dem Beine durchſchoß. Der unten im Stalle beſchäftigte Knecht gab ihm darauf mit der Miſtgabel einen Schlag auf den Schenkel. Mittags bei Tiſche

lachte der Knecht und erzählte, daß 'er dem Nis einen verzweifelten Schlag gegeben habe. „Nein" rief der Hausgeiſt drauſſen am Fenſter, „nein, nicht einen, ſondern drei Schläge haſt du mir gegeben, denn die Miſtgabel hatte drei Zinken; aber ich gedenke dir's!" In der nächſten Nacht ſchon holt der Nis den Knecht aus dem Bette, wirft ihn im Hefe über das Hausdach, und läuft ſo eilig um's Haus herum, daß er ihn auf der andern Seite auffängt, ehe er den Boden erreicht. Dies künſtliche Ballſpiel ſezte er achtmal hintereinander fort, beim neuntenmale aber ließ er den Knecht plumps in eine Pfütze fallen und lachte darüber ſo herzhaft, daß alle Leute im Hauſe aufwachten. — Ein anderer jütländiſcher Nis vermißte eines Abends, als er ſehr hungrig war, die Butter in ſeinem Grüznapfe. Jähzornig wie er war, lief er ſtugs nach dem Viehſtall und drehte der beſten Kuh den Hals um. Bei ſeiner Rükkehr fand er leider, daß er ſich geirrt habe, indem die Butter auf den Grund des Napfes geſunken war. Voll Reue ſezte er nunmehr eine Kiſte mit Geld neben der todten Kuh hin. —

Den Stallknechten, die mit den Pferden gut umgehen, ihnen das Nachtfutter Abends um zehn, das Morgenfutter früh um vier Uhr geben, iſt der Nis ſehr gewogen. Aber den ſchläfrigen und rohen Bengeln,

die ihre Thiere ſchlecht behandeln und vergeſſen das Futter zu rechter Zeit zu bringen, iſt er aufſäßig und ſcheut ſich nicht, ihnen Ohrfeigen zu geben, beſonders wenn ſie fluchend den Stall betreten. — Ebenſo plagt und neckt der Nis auf alle Weiſe die faulen Mägde. Eine unordentliche Schlumpe in Schweden, welche drei Tage lang die Stube nicht ausgekehrt hatte, erhielt vom Hausgeiſt eines Abends ganz unvermuthet einen derben Schlag mit der Weiſung, daß ſie bei wiederholter Nachläßigkeit nie wieder einen geſunden Tag haben ſolle. Die Mägde ſuchen ſich indeß wieder zu rächen. So gefiel es einmal dem Nis, auf einem Ochſen zu reiten, den ein jütiſcher Ochſentreiber auf einen Meierhof gebracht hatte. Das Thier zerriß aber den Strick, mit dem es angebunden war, und lief mit dem Nis auf dem Nacken wild im Hofe herum. Der Nis ſchrie und lärmte voller Angſt, woran die Mägde große Schadenfreude hatten, und als der Ochſe gegen einen Balken rannte, und die Kappe des Nis in Fetzen ging, ſahen ſie ihn und riefen: Hinkebein, Hinkebein!" Im ſchlimmſten Zuſtande kam Hinkebein endlich davon; die ſpöttiſchen Mägde aber hatten beim nächſten Tanze ſo beſudelte Geſichter, daß ſie ihrerſeits von Jedermann ausgelacht wurden. —

Der Nis iſt auch ein großer Pferdeliebhaber. In

der Stadt Tirup wohnte ein Mann, der eine ſchöne weiße Stute hatte, welche der Nis ſo liebte, daß er es kaum leiden konnte, wenn ſie zu irgend einer Arbeit gebraucht wurde. Alle Nacht fütterte er ſie, und ſtahl das Korn dazu aus benachbarten Scheunen, wobei ſich Jedermann, mit Ausnahme des Beraubten, wohl befand. Der Pachthof kam aber in andre Hände, und da der neue Beſizer nicht glauben wollte, was man ihm vom Nis und der Stute ſagte, ſo wich das Glück aus dem Hauſe und zog der Stute nach, die an einen armen Nachbar verkauft wurde. Schon nach fünf Tagen merkte dieſer eine wohlthätige Veränderung ſeiner Lage, während der frühere Beſizer allmählich verkümmerte. Neugier bei unvermutheten Glücksgaben iſt aber ſchlimm; ſo erging's auch dem reichgewordenen Meier, der den Nis, die Urſache ſeines Wohlſtands, mit Augen ſehen wollte. Er paßte um Mitternacht auf und ſah, wie der Nis mit einem Kornſak aus des Nachbars Scheune kam. Wie ihn der Nis gewahrt hatte, fütterte er zum lezten Male trauernd ſeine geliebte Stute, und wandte ſich, als er damit fertig war, zu dem Manne, um ihm Lebewohl zu ſagen. — Ebenſo erzählt man (ſ. Faye 44) von einen norwegiſchen Hausgeiſte, der ein Lieblingspferd hatte, das er beſonders pflegte;

er nahm den andern das Heu aus der Krippe und trug es jenem zu.

Die Hunde ſind große Feinde der Niſſen. Ein Lieblingsvergnügen der leztern iſt, ſich auf die Fenſterpfoſten zu ſetzen und die Beine in den Hof hinausbaumeln zu laſſen. Das ſah dereinſt ein Kettenhund und bellte gewaltig, worüber aber der Nis nur lachte und dem Hunde, der ihn nicht erreichen konnte, bald das eine, bald das andere Bein hinſtreckte, und ausrief: „Guck meine Beinechen! Guck meine Beinechen!“ Ein beshafter Junge hatte ſich indeſſen hinter den Nis geſchlichen, und verſezte ihm unverſehens einen ſo derben Puff in den Rücken, daß er auf den Hof in die Nähe des Hundes flog. Spottend rief der Junge dem Hunde zu: „Nun guck dir den ganzen Kerl an!“

In Thyrſting in Jütland wohnte ein Nis in einer Scheune, der Vieh zu beſorgen und das Futter bei den Nachbarn zu ſtehlen pflegte. Der Hausknecht ging einmal mit dem Nis nach Fugleriis, um Korn zu ſtehlen. Da nahm der Nis ſo viel, als er ſeiner Meinung nach tragen konnte: aber der begierige Knecht ſagte zu ihm: „Nimm mehr, wir können ja zu Zeiten ausruhen.“ — „Ruhen“, erwiederte der Nis, „was iſt das?“ Er nahm nun mehr und ſie ſchritten fort. Auf den Ländereien von Thyrſting war der Nis müde geworden

und der Knecht ſagte: „Hier halten wir Ruhe!“ Beide ſezten ſich nieder auf einen Hügel, und nach einer Weile hub der Nis an: „Hätte ich gewußt, daß Ruhe ein ſo gutes Ding iſt, ich würde die ganze Scheune ausgeleert haben.“

Die Niſſen lieben ungemein den Mondſchein, und im Winter fahren ſie gern in Schlitten, glitſchen und ſpringen auf dem Eiſe ꝛc. Selbſt in Kirchen ſollen ſie bisweilen das Kaſtenmeiſteramt verwaltet und ſtreng auf ſeine äußerliche Zucht und Ordnung gehalten haben. Dieſe Art Geiſter nennt man Kirkegrim.

Die Wassergeister.

Großartiger und alterthümlicher sind die Sagen von den Wassergeistern. Schon der Namen des Nir (Neck, Nökke) von dem eddaischen Hnikudhr (einem Beinamen Odins; Sn. 3 Nikarr, auch Niku; Saem. 46ab, Hnikarr, angelsächs. Nicör) zeigt deutlich, daß dieser Glaube in den alten Göttermythen wurzelt.

Die Mannigfaltigkeit in den Charakteren und Attributen der Wasserelfen erklärt sich leicht durch die skandinavische Natur mit ihren vielgestalteten Stromfällen, Nebelseen, zackigen Küsten ꝛc. Oft kann man ganz deutlich die Entstehung der Sagen durch die lokale Beschaffenheit erklären. So z. B. halten die schwedischen Fischer einen schweifenden Nebel auf dem Wettersee für ein Meerweib (hofsfru), das sich bald nackt mit lockigen Haaren, die in's Wasser niederhängen, zeigt, bald seine schneeweißen Gewänder über die Büsche auf den Inseln ausbreitet. — Zuweilen verbildlicht man auch die atmosphärischen Erscheinungen, die sich auf dem Wettersee zeigen, zu einem fahrenden Schiffe, das voll vielfarbiger Geister sizt. So ist auch die Meerfrau Gunnila, welche ihre Wundereilande (Gunnilas Öar) von Zeit zu Zeit zwischen der schwedischen Küste und den Ålandsinseln zeigt, nichts weiter als eine Luftspiegelung, welche an diesem Orte zuweilen eintritt.

Im Allgemeinen darf man die Entſtehung der Nixenſagen auf die geheimnißvolle Unergründlichkeit der Meerestiefe und die mannichfachen ſeltſamen Geſchöpfe, welche im Waſſer gefunden werden, zurückleiten. Wie viele unbekannte Weſen leben nicht in der Tiefe; wie natürlich iſt es, daß man dem Fremdartigen das Uebernatürliche zugeſellte! — Reich an Sagen von Waſſerleuten iſt beſonders Schweden; dergleichen Geſchöpfe ſollen ſich häufig auf den Küſten von Marſtrand und andern Stellen im Scheerengarten von Bohuslän gefunden haben. Sie ſind ſtumm gleich den Fiſchen, bekümmern ſich aber über ihre Gefangenſchaft, und große ſchwere Thränen, die ihren klaren Augen entfließen, deuten auf ihre Sehnſucht nach dem Meere. Die Fiſcher, welche ſie fangen, laſſen ſie gewöhnlich nach kurzer Haft wieder los, gerührt von ihrem kläglichen Heimweh. — In den däniſchen Sagen finden ſich keine Flußgeiſter, da Dänemark keine großen Flüſſe hat; hier ſpielt der Meermann (Havmand) eine ähnliche Rolle wie der Neck in Schweden. —

Die verſchiedenen Arten der Waſſergeiſter ſind: der Meermann und die Meerfrau, der Neck und der Stremmann (Strömkarl). Die beiden erſtern wohnen im Meere, zuweilen auch daſelbſt der Neck, der aber häufiger in der See und großen Flüſſen getroffen wird;

der Stremmann endlich haust in kleinen Flüssen und Wasserfällen. Leztere werden als Genien des Gesanges angesehen, zu welcher Vorstellung begreiflich das melodische Rauschen und Rieseln des Wassers nächste Veranlassung gegeben haben mag.

Der Stromkarl wird geschildert in der blauen Tiefe sizend und auf der Harfe oder Geige spielend. Haben ihn Kinder zufällig in der Einsamkeit gesehen, so giebt er ihnen helle Kehlen und Lust zum Saitenspiele, denn er lebt in einer ewigen Musik. Den Waldelfen, die gern grüne Auen nahe am Wasser zu ihren nächtlichen Festen wählen, spielt er zum Tanze auf. — In Norwegen wird der Stremmann auch Grim oder Fosse-Grimm genannt, und nimmt von den Sterblichen gern ein Opfer an. Dieß besteht in einem weißen Böcklein, das ihm mit abgewandtem Gesichte am Donnerstag Abend in einen nordwärts strömenden Wasserfall geworfen wird. Der Stromgeist greift, wenn das Opfer fett ist, über des Opfernden rechte Hand, und schwingt diese hin und her, bis das Blut aus den Nägeln dringt. Der Bewerber ist nun fähig, so meisterhaft zu spielen, daß die Bäume nach seiner Musik tanzen und der Wasserfall stillsteht. Ist das Opfer aber mager, so bringt's der Lehrling nur zum Stimmen der Geige (s. Faye, 57. vgl. Thiele I, 135).

Bösartig iſt der Nix oder Neck. Ertrinkt Jemand, ſo heißt's: „der Nix hat ihn geholt!„*); wird ein Ertrunkener mit rother Naſe gefunden, ſo ſagt man: „der Nix hat ihn ausgeſogen.“ Doch hat dies auch eine mildere und gleichfalls heidniſche Erklärung: in ältern Zeiten nämlich fuhren Ertrunkene zur Göttin Ran; der ſpätere Volksglaube läßt ſie nun in der Behauſung des Nix oder der Nixe aufgenommen werden. Nicht der Flußgeiſt tödtet die im Element des Waſſers untergegangenen Menſchen, gütig und erbarmend trägt er ſie in ſeine Wohnung, und herbergt ihre Seelen (Grimm's Mythol. 281). — In Schweden opferte man um die Johanniszeit bei Quellen und badete darin, und verſöhnte den Neck durch etwas Metalliſches, das man in's Waſſer warf. Arndt erzählt (Reiſe in Schweden III, 17): „Man hat noch eigene Verslein, womit man dem Neck, durch Metall geſichert, höhnend zuſprach. Man warf das Metall in's Waſſer, ſtieg dann voran und ſprach: „Neck, Neck, Nålepyta du är på lann, men jag är i vann“ (d. h. „Neck, Neck, Nadeldieb, du biſt am Land, doch ich im Waſſer“). Wann ſie darauf aus dem Waſſer ſtiegen, ſo nahmen ſie den Stahl wieder und riefen: Neck, Neck, Nadeldieb, ich bin auf dem Land und du

*) Tullius skrifter 2, 1 3: „nökken har taget ham“ — „nökken har suet dem.“

im Waſſer!" — Ein andrer Spruch heißt: „Neck, Neck, dein Vater war ein Stahldieb, deine Mutter eine Nadeldiebin; ſo lange bleibſt du von hier, als du dieſen Ruf hörſt!" Und dann rufen Alle aus vollem Halſe: „Ho Hagla!" — In Norwegen wird folgender Segen ausgeſprochen: Nix, Nix, Stahl im Waſſer! Jungfrau Maria warf Stahl in's Waſſer!" — Beim Baden hilft es ſchon gegen den Neck, wenn man nur eine Nadel in eine Binſe ſteckt. — Es heißt, wenn Einer ertrinken wird, ſo höre man vorher vom Neck einen dumpfen, dem Aechzen eines Sterbenden ähnlichen Ton (Faye, 51). —

Die Herausgeber der ſchwediſchen Volkslieder berichten: „Die Vorſtellungen vom Neck ſind mannigfaltig. Sizt er auf dem Waſſerſpiegel am Sommerabend mit ſeiner Goldharfe, ſo erſcheint er bald als ein kleiner ſchöner Knabe mit goldgelocktem Haar und einer rothen Mütze auf dem Haupt; bald oben auf dem Waſſer nur als ein ſchöner junger Mann, aber unten als ein Pferd, und bald als ein alter Mann mit lang herunterhängendem Bart, wie er auch in der unter dem Namen des Sinclar-Liedes bekannten däniſchen Romanze dargeſtellt wird:

Die Rëſte hängt nicht mehr an der Wand,
Hier zielt der grauharige Schütze.
Der Neck erhebt ſeinen naſſen Bart
Und harret mit Sehnſucht der Beute."

Die Vorſtellung des Neck als alter Mann, wie er auf Klippen oder am Strande ſizt und das Waſſer aus ſeinem feuchten Barte drückt, trifft ganz mit der Beſchreibung der Geſtalt überein, unter welcher Odin nach den isländiſchen Saga's ſich offenbart haben ſoll. — Der Neck ſoll auch als ſchönes apfelgraues Roß am Seeſtrand erſcheinen, und daran zu erkennen ſein, daß ſeine Hufen verkehrt ſtehen; wagt Jemand ein ſolches Roß zu beſteigen, ſo jagt es mit ihm in die Flut. Man kann es jedoch fangen und eine zeitlang zur Arbeit abrichten (ſ. Landnamabok 2, 10. Island. Sög. I, 74. Olaſſens reise igiennem Island, I, 55). Ein kluger Mann zu Morland in Bahus warf ihm einen künſtlichen Zaum über, und pflügte alles Land mit ihm; als aber zufällig der Zaum aufging, rannte der Neck zur See und zog die Egge mit hinunter (ſ. P. Kalms westgöta och bahusländska resa, 1742. p. 200). Faye erzählt, daß beim Aufſteigen eines Gewitters ſich ein großes Roß mit ungeheuern Hufen auf dem Waſſer zeige. — Oft erſcheint der Neck in Norwegen auch mehrhäuptig. —

In ſchwediſchen Traditionen wird der Neck ſtets als zornig gegen die hochmüthigen Mädchen, welche ihre Liebhaber verſchmähen, dargeſtellt; verliebt er ſich aber ſelbſt in ein Erdenmädchen, ſo iſt er der artigſte Bräutigam von der Welt. — Will man vom Neck die

Muſik lernen, ſo nimmt er gern ein ſchwarzes Lamm als Geſchenk an; auch gezwungene Opfer erhält er (Fave 51). In Småland, nahe bei Wetterſee, heißt ein Hof Neckaryd, aus dem Grunde, weil dort immer Spielleute die vom Neck unterrichtet wurden, wohnten. In lezter Zeit lebten dort vier Gebrüder dieſes Virtuoſengeſchlecht, die Neckar genannt wurden und häufig auf Hochzeiten und Feſten ſpielten. Ihr Großvater erfand zuerſt den Poluiſchen, der heutzutage allgemein im Gange iſt und der Neck-polniſche heißt. —

Am ſicherſten gewinnt man den Neck, wenn man ihm Auferſtehung und Erlöſung verheißt. Grimm ſagt (Mythol. 278): „Auf Unſeligkeit und Verdammung der Niren ſcheinen ſich vorzüglich die mitleidigen oder harten Beiwörter zu beziehen, die ihnen gegeben werden.“ *) — Folgende Erzählung iſt in Schweden allgemein: Zwei Knaben ſpielten einmal an einem Strom, der an ihrem Wohnort vorbeifloß. Der Neck ſaß auf dem Waſſer und ſpielte auf ſeiner Harfe. Die Kinder ſagten zu ihm: „Was hilft es dir, Neck, daß du hier ſpielſt! Du wirſt doch nimmer ſelig!“ Da fing der Neck an bitterlich zu weinen, warf ſeine Harfe weg und verſank

*) Z. B. den ſula stygga necken, (Sv. F. V. III, 147); den usle havfru-usle maremino, den armemareviv, du ſule og lede spaaquinde (Danske Vis. I, 110, 119, 125.)

in die Tiefe. Wie die Kinder zu Hauſe kamen, erzählten ſie ihrem Vater, der Pfarrer war, was ſich zugetragen hatte. Der Vater ſagte, ſie hätten ſich gegen den Neck vergangen, und gebot den Kindern, eiligſt zurückzugehen, und ihn mittelſt Zuſage der Erlöſung zu tröſten. Sie thaten es — und wie ſie an den Fluß kamen, ſaß der Neck auf dem Waſſer und jammerte und weinte. Sie ſagten zu ihm: „Gräme dich nicht ſo, Neck, unſer Vater hat geſagt, daß auch dein Erlöſer lebt.“ Da freute ſich der Neck, nahm die Harfe und ſpielte lieblich noch lange nach Sonnenuntergang.

Bei der Hornboga — Brücke in Weſtgothland ſang ſich ein Waſſergeiſt lange Zeit hindurch mit einſchmeichelnder lieblicher Melodie Folgendes ſelbſt vor: „Ich weiß — und ich weiß — und ich weiß — daß mein Erlöſer lebt!

Eine der merkwürdigſten Sagen vom Neck, die im Einzelnen mit dem deutſchen Tannhäuſerliede Verwandtſchaft hat, erzählt Afzelius (d. A. II, 327): Ein Pfarrer ritt Abends über eine Brücke und vernahm in demſelben Augenblick Töne des anmuthigſten Saitenſpiels. Er blickte um ſich und gewahrte über der Waſſerfläche einen bis zur Hälfte des Leibes nackenden jungen Mann, mit einer rothen Mütze und goldgelektem Haar, in der Hand ein goldne Harfe. Er erkannte, daß es der Nix ſei, und rief in ſeinem Eifer ihm zu: „Wie kommſt du

dazu, ſo fröhlich auf deiner Harfe zu ſpielen? Eher wird der dürre Stab, den ich hier in der Hand trage, grünen und blühen, als du der Erlöſung gewärtig ſein kannſt!" Der unglückliche betrübte Harfenſpieler warf nun ſeine Harfe auf das Waſſer hin und ſaß bitterlich weinend auf den Fluthen. Der Pfarrer trieb ſein Roß an und ritt weiter; aber kaum hatte er eine Strecke zurückgelegt, ſiehe, da gewahrte er, daß ſein alter Wanderſtab ſich belaubte, und die ſchönſten Blumen zwiſchen den Blättern zum Vorſchein kamen. Das ſchien ihm ein Wink vom Himmel zu ſein, und er eilte ſogleich zurück zu dem noch immer klagenden Nix, zeigte ihm den grünen Stab und ſprach: „Siehſt du, jezt grünt und blüht mein alter Stab, wie ein Schößling im Roſengarten, ſo blüht auch die Hoffnung im Herzen aller erſchaffenen Weſen, denn ihr Erlöſer lebt!" Hierdurch getröſtet griff der Neck wieder zu ſeiner Harfe und freudige Töne erklangen die ganze lange Nacht hindurch an den Ufern entlang. —

Vom Neck haben Pflanzen und Steine Namen, z. B. heißt die Nymphaea deutſch Nixblume, Seeblume, ſchwediſch näckblab, däniſch nökkeblomter, nekkerose; Die conferva rupestris dän. nökkeskäg (Nixbart); die Muſchel haliotis ſchwed. näcköra (Nixohr); der Tuffſtein ſchwed. näkebröd (Nixbrod). —

Der Meermann ſoll, nach den Herausgebern der ſchwediſchen Volkslieder, ein ganz gutes und wohlthätiges Weſen ſein; da wir aber leztere Eigenſchaft aus den vorhandenen Liedern nicht erkennen können, ſo muß es über ihn noch andere uns unbekannte Volkstraditionen geben. In den Liedern erſcheint der Meermann als ein Abkömmling der alten Seeungeheuer, ſeine Geſtalt iſt rieſig und ſein Gelüſten nach Menſchenfleiſch ächt polyphemiſch.

Von der Meerfrau ſagt man, daß ſie bald als ein wohlthuendes, und bald als ein verrätheriſches Weſen dargeſtellt wird. Ihr Erſcheinen bedeutet den Seeleuten, ſo wie das der Skogsrå (ſ. ob.) den Jägern, Sturm und Unglück. Die Fiſcher ſehen ſie oft im Sonnenſchein, wenn ein dünner Nebel auf dem Meer liegt, auf dem Waſſerſpiegel ſizen und mit goldnem Kamme ihr langes Goldhaar kämmen, oder ihre ſchneeweiße Heerde auf den Strand und die Inſeln zur Weide treiben. In Weſtmanland, bei Badelund, ſtand ein berühmter Baum: Klintatanne genannt, auf einem kahlen Felſen, unter welchem im Berge ein Meerweib wohnte, das in der nahen Bucht des Mälarſee's ſein Weſen trieb und des Baumes Schutzgeiſt war. Oft ſahen die Landleute ſie ſchneeweiße Rinder aus den Fluthen auf die nahe Wieſe treiben. Die Klintatanne fiel

vor einigen Jahren von ſelbſt um, aber Stamm und Zweige liegen noch jezt unberührt auf dem Felſen. — Geijer meint, „daß die Meerfrau ſowie das Waldweib in den Volksmythen die rohe Sinnlichkeit ſymboliſire; um zum Mitleid und zur Liebe zu verführen, zeigen ſie ſich als ſchöne junge Mädchen vor Nachtkälte zitternd und erfroren bei dem Feuer der Jäger oder Fiſcher.“ In alten Chroniken wird von einem Könige Helge in Dänemark erzählt, wie er einſt, als er Nachts in einem Hauſe am Seeſtrande lag, draußen vor der Thür Laute vernahm, wie von einem Menſchen, der vor Kälte zittert. Als er die Thür öffnete und nachſehen wollte, wer es ſein möchte, erblickte er eine Jungfrau, die aber ſchöner war als irgend eine von denen, die er je geſehen, und obgleich dem Anſcheine nach erſt vierzehn Jahre alt, doch ſchon vollkommen ausgewachſen war. Sie ſaß halb im Waſſer und wurde von der nächtlichen Kälte heftig geſchüttelt. „Armes, ſchönes Kind“ ſprach er, „komm herein und wärme dich bei mir!“ Damit zog er ſie ſanft herein und in ſein Bett. Es war eine Meerjungfrau. Die ſchneeweiße Dirne ſchlummerte an Helge's Seite und in ſeinen Armen ein. Zeitig am andern Morgen eilte er mit ſchneller Fahrt hinaus auf's Meer; da ſah er, daß ſie eine ſcheußliche Zaubergeſtalt hatte, eben ein ſchönes Weib und unten ein Fiſch, oder viel-

mehr eine Schlange. Das Jahr darauf gebar ſie ihm ein Mädchen, welches Skulda genannt wurde, und für ſein Geſchlecht und ſein Land von großem Unheil und Verderben war (Afzelius Sagen, d. A. II. 315).

In einigen Sagen des Nordlandes wird auch von Quellennixen erzählt, die von großer Schönheit ſind und auf dem Boden der Quelle oder dem blumigen Quellenrande ruhend von Sterblichen geſehen wurden. Wer die Quelle reinigt oder einen ſchattigen Baum neben ſie pflanzt, erringt die Huld der Geiſtjungfrauen, wogegen ſie den, der die Quelle entheiligt, mit Krankheit und Siechthum ſchlagen. Eine Umwandlung dieſer Nymphen in die Prieſterinnen der Aſen (die Hergabräute und Wächterinnen an den heiligen Quellen, worin die Opfer gewaſchen wurden) oder umgekehrt, läßt ſich nicht verkennen.

Es verſteht ſich, daß die Waſſerelfen, wie alle andere, die Gabe der Zauberei, Verwandlung und Weiſſagung beſitzen. Leztere ſcheint ihnen beſonders zugeſchrieben zu werden. In den altdäniſchen Grimildsliedern (Nyerup D. V. I), die in genauer Beziehung zu den Nibelungen ſtehen, weiſſagt ein Meerweib dem Held Hagen; in der Sinclar's Viſa wird von einer Meerjungfrau die Geburt Chriſtians IV. von Dänemark prophezeit ꝛc. — Das Verhältniß der Waſſergeiſter zu den Menſchen wird in nachſtehenden Liedern auf's mannigfaltigſte dargeſtellt.

Die Kraft der Harfe.

Klein Chriſtel ſizt in der Kammer und weint,
Herr Peter iſt luſtig und ſpielt im Frei'n.
„Mein herziges Lieb,
Sage warum du trauerſt!"

„Weinſt du um den Sattel, oder weinſt um's Pferd,
Oder daß du geworden mein Bräutlein werth?"

„„Nicht wein' ich um den Sattel, und nicht um's Pferd,
Auch nicht, daß ich wurde dein Bräutlein werth.

„„„Um mein Goldhaar vielmehr bin ich trauervoll,
Das heute die blaue Flut färben ſoll.

„„„Vielmehr um die Brücke von Ringfalla,
Wo meine zwei Schweſtern ertranken ja.

„„„Als ich jung noch, wurd' es mir ſo geſagt,
Daß Unheil mir brächte mein Hochzeittag!""

„Rundum will ich laſſen dein Roß beſchlagen,
Es ſoll dich auf Goldſchuhen ſicher tragen.

„Zwölf meiner Hofleut ſoll'n vor dir reiten,
Zwölf meiner Hofleut auf beiden Seiten!"

Doch als ſie kamen zum Ringfalla Hain,
Da ſpielte ein Hirſch mit vergüld'tem Geweih'.

Und die Heſleute jagten all hinterdrein,
Klein Chriſtel mußt weiter ziehen allein.

Und als ſie auf Ringfalla's Brücke nun,
Da ſtolpert das Roß auf vier Goldſchuh'n.

Vier Goldſchuh und dreißig Nägel von Gold
Und die Jungfrau fiel in den reißenden Strom.

Herr Peter rief ſeinem Knappen klein:
„Geh, hole mir ſchnell die Goldharfe mein!"

Wie zum erſtenmal er die Goldharfe ſchlug,
Saß der häßliche Neck auf blauer Fluth.

Wie zum zweitenmale die Harfe klang,
Sitzt weinend der häßliche Neck auf dem Sand.

Wie zum drittenmale die Harfe er ſchlug,
Streckt Chriſtel den ſchneeweißen Arm aus der Fluth.

Er ſpielt' von den Bäumen die Rinde los,
Er ſpielte Klein Chriſtel auf ſeinen Scheß.

Und der Neck hervor aus den Wellen kam,
Und ein Mägdelein ruht' ihm auf jeglichem Arm.

„Mein herziges Lieb,
Sage warum du trauerſt!"

Nach Traditionen aus Weſtergothland und Wermland. Eine däniſche Ueberſetzung ſteht bei Nyerup I, 326. — Noch haben die Sv. F. V. 140 u. 143 zwei

Varianten: die erſte iſt von Mohnike V. d. S. p. 57 überſezt. Verſtehende Ballade überſezte auch Talvy mit einigen Abweichungen (p. 302) und O. L. B. Wolff Halle d. V. IV. p. 97. —

Des Grafen Töchter beim Elfabehain.

Es wohnte ein Graf beim Elfabehain,
Er hatte drei Töchter und die waren fein,
Mit Ehren —

Die erſte war ſo hübſch, die andere war ſo fein,
Die dritte hatt' gelebt, nie einen Mann zu frei'n.

Das ſcholl nun über's Waſſer, das ſcholl nun über's Land,
Das ſchall bis zu dem Neck am Elfabeſtrand.

Es ſchwamm darauf der Neck bis zum ſchneeweißen Strand,
Und legte dann ſich Kleider an gleichwie ein Edelmann.

Der Herre kam gefahren nach Oſterwalls Haus,
Ihr goldnes Haar ſich kämmend die Jungfrau ſtand draus.

„Und ſieht das ſchöne Fräulein hier und kämmt ſein Haar,
Mich lüſtet wohl zu ſezen die Goldkrone drauf.“

Das Fräulein, es ging zum Steinſaal hinein,
„Chriſt gebe, daß der Junker doch würde mein!“

Und der Neck, er ging zum Steinſaal hinein,
Er wünſcht in ſeinem Herzen, die Jungfrau wäre ſein.

„Und will ſchön Fräulein fahren zur Kirche hinein?
Da möcht ich ſelber wohl der Kutſcher ſein.“

Er fuhr ſie über's Waſſer und über die Brücke lang,
Er fuhr die ſchöne Jungfrau ihren lezten Gang.

„Und, lieber Herr, o fahret doch nicht ſo raſch,
Meine Zäume ſind von Seide, und nicht von Baſt.“

Er fuhr über Berg', über Thäler und Land,
Er fuhr weithin am Elfabeſtrand.

„Und, lieber Herr, o führt mich wieder an's Land,
Und geben will ich euch mein rötheſtes Goldband!“

„„Dein rothes Goldband kann mir nicht ſtehn,
Und fort aus meinem Wagen ſollſt niemals du gehn.““

„Und lieber Herr, o helft mir zur Inſel heim,
Und geben will ich euch die rothe Goldkrone mein!“

„„Die roth: goldne Krone will mir nicht ſtehn,
Und du ſollſt niemals wieder auf grüner Erde gehn.““

„Daheim nun weint der Vater, daheim nun weint die Mutter,
Daheim nun weint die Schweſter und auch der kleine Bruder.“

„„Laß ſie daheim nur weinen, laß weinen immerhin,
Doch nun hörſt du dem Necken zu, und bleibſt hier drin,

„„Laß ſie daheim nur weinen, laß weinen noch ſo ſehr,
Doch nun ſollſt du auf's grüne Land hinkommen nim-
mermehr!""

Mit Ehren. —

Sv. F. V. I, 60. — III, 133 ſteht eine andere Re-cenſion, deren erſte Strophe heißt: „Neck zieht ſein gar-ſtig Seekleid ab — und kleidet ſich wie ein Edelmann." Ueberſ. ſteht daſſelbe bei Talvy a. a. O. p. 305.

Der Neck.

Der Neck, er geht zum ſchneeweißen Strand;
„Wachet auf, alle redlichen Burſche!"
Er ſchafft ſich um zum ſtattlichen Mann.
„Die Jungen haben die Zeit verſchlafen all
zu lang!"

Und der Neck, er geht zu des Schneiders Stand
Da läßt er ſich machen ein blaues Gewand.
So geht er weiter zur Inſel hinein,
Da tanzt ſo manch auserwählt Jungfräulein.
Der Neck, er tritt zu dem Tanz herbei,
Die Jungfrau'n erröthen und werden bleich.
Und der Neck, er nimmt das rothgoldne Band,
Das fällt ſo wohl in der Jungfrau Hand:

„Und hör', ſchöne Jungfrau, was ich ſagen mag:
Auf dem Kirchhof treffen wir uns Sonntag ja?"

Und zur Kirche ſollt fahren das Jungfräulein,
Und Haltfeſt, er ſollte ihr Fuhrmann ſein.

Zäume von Seide und Stricke von Gold,
„Du lieber Haltfeſt, nun wirf nur nicht um!"

Die Jungfrau zur Kirche gefahren kam,
Dort begegnet ſie ihrem Bräutigam.

Der Neck, er reitet zur Kirche hinan,
Er hängt den Zaum an den Kirchſchlüſſel an.

Der Neck, er gehet zur Kirche hinein,
Vor dem Bräutigam grauet dem Jungfräulein.

Der Prieſter vor dem Altare ſteht:
„Was iſt's für ein Mann, der im Gange dort ſteht?

„Wo biſt du erzeugt und wo biſt du geboren,
Oder wo haſt du deine Kleider erworben?"

„„Im Meere da bin ich erzeugt und geboren,
Und dort hab ich meine Hochzeitkleider erworben.""

Und das Volk ging hinaus und eilte heim,
Und die Braut blieb zurück mit dem Bräutigam allein.

„Und wo haſt du Vater und Mutter, ſag an!
Und wo haſt du Freund' und Verwandte dann?"

„„Mein Vater und Mutter ſind die Wellen blau,
Meine Freund' und Verwandte Binſ' und Rohr.""

„Und es iſt ſo trübe, zu wohnen im Meer,
Da rudern ſo manche über uns her.

„Ja das iſt ſo trübe, zu wohnen im Meer,
Es fahren ſo manche über uns her."

Der Neck zog die Jungfrau am blonden Geleck,
So band er ſie an ſeinen Sattelknopf.

Und die Jungfrau, ſie that ſolch ſchmerzlichen Ruf,
Das hörten ſie weit bis zum Königshof.

Auf der Brücke man nach der Jungfrau ſucht.
Sie fanden dort ihren Goldſpangenſchuh.

Sie ſuchten die Jungfrau im Strome weit —
„Wachet auf alle redlichen Burſche!"
Sie fanden dort ihren lebloſen Leib.
„Die Jungen haben die Zeit verſchlafen all
zu lang." —

Sv. F. V. III, 129. — Aus Upland. — Auch überſ. von Talvy p. 303 u. Mohnike, Volksl. d. Schwe. p. 128.

Der verrätheriſche Meermann.

„Lieb Mutter, gebt mir Rath geſchwind —"
— Mich dünkt es iſt ſchlimm!

„Wie Marſtig's Tochter ich gewinn'!"
— Mich dünkt es iſt ſchlimm auszureiten!

Sie gab ihm ein Neß von Waſſer klar,
Zaum und Sattel vom weißeſten Sande war.

Sie wandelt' ihn um zum Ritter ſo fein,
So ritt er zum Marienkirchhof hinein.

Er band an den Kirchenſchlüſſel ſein Pferd,
Ging zweimal links um die Kirche her.

Er ſchritt zur Kirchenthür hinein,
Es drehten ſich um alle Bilder klein.

Es ſprach der Prieſter vor'm Altar:
„Welch guter Ritter kommt alldar?"

Marſtig's Tochter lacht in ſich hinein:
„Wollt' Gott, der Ritter wäre mein!"

Er trat über'n Stuhl und über zwei:
„O Marſtig's Tochter, gebt mir eure Treu!"

Er trat über Stühle fünf oder vier:
„O Marſtig's Tochter, heim folget mir!"

Marſtig's Tochter ſtreckt die Hand nach ihm aus:
„„Ich gebe dir Treue und folg' dir nach Haus!""

Da ging aus der Kirch' eine Hochzeitſchaar,
Und ſie tanzten freudiglich ſonder Gefahr.

Sie tanzten bis zum Strande her,
Zuletzt war bei ihnen Niemand mehr.

„O Marſtig's Tochter, mein Roß halt an,
Indeß ich ein Schiff bau', ſo gut ich kann!"

Als ſie nun kamen zum weißen Sand,
Da kehrten ſich alle Schifflein an's Land.

Und da ſie kamen in die Mitte vom Sund,
Marſtig's Tochter ſank nieder zum Grund.

Sie hörten's am Land noch lange Zeit,
Wie Marſtig's Tochter im Waſſer ſchreit. —

Ich rathe Allen und jeder Jungfrau gut,
Sie geh' zum Tanze nicht mit ſtolzem Hochmuth.

Danſke Viſ. I, 311. — Bei Grimm a. a. O. überſ. p. 403. — Abweichend bei Herder II, 154. Engliſch von Lewis Tales ꝛc. I, 56 und Jamieson pop. Ballads I, 208. —

Agnete und der Meermann.

Auf des Hochgemachs Söller Agnete ſtand,
Schnell kam aus den Fluthen ein Meermann an's Land,
Ha, ha, ha!
Schnell kam aus den Fluthen ein Meermann an's Land.

„Agnete, o hör', was ich ſage dir:
Willſt du werden die Allerliebſte mir?"

„„O ja, das ſchlag' ich dir nun nicht ab,
Nimmſt du mich zum Meeresgrund hinab.""

Er ſtopft' ihre Ohren, er ſtopft' ihren Mund,
So führte er ſie auf Meeresgrund.

Sie waren zuſammen in's achte Jahr,
Und ſieben Söhne ſie gebar. —

Agnete ſaß an der Wiege und ſang,
Da hörte ſie Englands Glockenklang.

Agnete ging vor den Meermann ſtehn:
„Und darf ich einmal zur Kirche gehn?"

„„Ja, gern magſt du gehn zur Kirche hinein,
Zurück aber komm' zu den Kindern klein.""

Er ſtopft' ihre Ohren, er ſtopft' ihren Mund,
So brachte er ſie auf Englands Grund.

Agnete trat ein zur Kirchenthür,
Ihre Mutter drauf ungeſehen folgte ihr.

„Und hör' du, Agnete, die Frage mein:
Wo magſt du acht Jahr' lang geweſen ſein?"

„„Und ich bin geweſen im Meer fürwahr —
Sieben Söhne dem Meermann ich gebar.""

„Was hat er zu deiner Ehre gebracht,
Da er dich zu ſeinem Bräutlein macht'?"

„„O, er hat mir gegeben ein prächtig Goldband,
Man fänd' es nicht beſſer an Königinhand!""

Und der Meermann trat zur Kirchthür herein,
Es drehten ſich um alle Bilder klein.

Sein Haar, das war wie reinſtes Gold,
Seine Augen, die waren ſo freudenvoll. (!)

„Und hör' du, Agnet, was ich ſage dir,
Deine Kindlein, ſie verlangen nach dir!"

„„Laß ſie verlangen ſo viel und ſehr,
Ich komm' zurück doch nimmermehr!"

„Vergiß nicht der großen, der kleinen auch nicht,
Gedenke des kleinſten, das in der Wiegen liegt!"

„„Ich will nicht gedenken an groß oder klein,
Noch minder des kleinſten in der Wiege ſein,
Ha, ha, ha!
Noch minder des kleinſten in der Wiege ſein. — —

Daniſke Viſ. I, 213. — Fragmentariſch, offenbar fehlt der Schluß. —

Der Meermann.

Es wohnt' eine Wittwe auf Dänemarks Schloß,
Frau Helga hieß ſie mit Namen,
Sie hatt' eine einzige Tochter blos,
Und die war fort von Hauſe.

Sie hatte nur dieſe Tochter allein,
Lilla Vänna thät ſie ſich nennen,
Da ſandte ſie aus ihren jüngſten Sohn,
Ob er ſie wiederfände.

Und wie er nun kam in fremdes Land,
Stand Lilla Vänna am Strande;
„Was biſt du für ein fremder Mann,
Der du einſam geheſt am Strande?"

„„Ich bin einer armen Wittwe Sohn,
Frau Helga heißt ſie mit Namen,
Ihre Tochter haben geraubt ſie ihr,
Ich muß ſie ſo weit nun ſuchen.""

„Biſt du einer armen Wittwen Sohn,
Frau Helga heißt deine Mutter,
So ſollſt in Wahrheit hören von mir:
Daß du biſt mein liebſter Bruder!"

Lilla Vänna ging nun in ihren Hof
An der Hand ihren Bruder ſie führte,

Sie ſezte ihn in den kleinſten Eck,
Den ſie im Berg' aufſpürte.

Als Roſen nun kam zum Berge heim,
Er witterte auf der Stelle:
„Wahrhaftig ich ſchmecke hier Chriſtenblut,
Ein Chriſtmann ging über die Schwelle."

„„Es flog ein Rabe hin über's Dach,
Und Menſchenfleiſch hatt' er im Munde,
Drei Tropfen tröpfelten daraus herab,
Ich trocknete ſie, wie ich's nur konnte."„

Als Roſen nun kam in den Berg hinein,
Er witterte auf der Stelle:
„Wahrhaftig, ich rieche hier Chriſtenblut,
Ein Chriſtmann trat über die Schwelle."

„„Und kann ich die Wahrheit nicht bergen vor euch,
So will ich was wahr nicht verſchweigen,
Hier drinnen iſt meiner Schweſter Sohn,
Gekommen aus Oeſterreiche."„

„„Hierher iſt kommen mein Schweſterſohn
Aus unſerm Vaterlande,
Ich bitte euch ein für allemal,
Ihr wollt ihn nicht ſchelten noch ſchlagen!""

„Und iſt gekommen dein Schweſterſohn
Aus eurem Vaterlande,

So geb' ich ihm eine Kiſte mit Gold,
Und trage ſie beide zum Strande."

Vänna lilla, ſie hatte ſo raſchen Sinn,
War ſchnell in ihren Liſten:
Sie nahm das Gold aus der Kiſte heraus,
Und legte ſich ſelber in die Kiſte.

Und Roſen nahm den Geſell untern Arm,
Und die Kiſte hielt er im Munde,
So trug er dreihundert Meilen wohl
Sie unter dem ſchwarzen Erdgrunde.

Als Roſen nun heimkam in ſeinen Hof,
Begann er umher zu ſuchen,
Da ſah er wohl liegen ſein Gold zur Stell,
Doch die Liebſte, die war verſchwunden. —

Nun ſteheſt du hier, du garſtiger Valg,
Und biſt nicht werth zu leben,
Selbſt trugeſt dein jungliebes Weib du fort,
Nun gräm' dich auch ſelber zu Tode.

Svensk. F. V. III, 136. Nach einer Aufzeichnung aus Bohuslan.

Rosmer, der Meermann.

Es wohnt eine Frau in Dänemark,
Frau Helletill war ſie genannt,
Sie ließ eine neue Burg bauen,
Die ſchien überall im Dänenland.
„Sie machen's ſo wohl in Dänemark!“

Ihre Tochter, ſie wurd' ihr geſtohlen,
Sie ſuchte nach ihr ſo weit,
Je länger ſie ſuchte, je minder ſie fand,
Sich ſelbſt zu Angſt und Leid.

Und ſie ließ bauen ein neues Schiff,
Wohl mit vergüldeten Maſten,
Sie ließ es bemannen mit Rittern,
Und ihren Hofleuten, den raſchen.

Stolz Helletill folgt' ihren Söhnen zum Strand
Mit Tugend und auch mit Ehre,
Und ſie wollten ſegeln in's achte Jahr,
Das beklagte ſie hoch und ſehre.

Und ſie wollten ſegeln in's achte Jahr,
Die Zeit wird ihnen ſo lang,
Und ſie ſegelten vor einen hohen Berg,
Und wollten da gehen an's Land.

Da rief im Berg Jungfrau Svanelille,
So gut ſie kennt', auf's Beſte:

„Woher uns die fremden Geſellen,
Haben wir am Abend Gäſte?“

Und drauf ſprach der jüngſte Bruder,
Im Reden ſo wohl erfahren.
„Wir ſind einer Wittib drei arme Söhne,
Wir wollten ſo lange ſeefahren.

„In Dänemark ſind wir erzeugt und geboren,
Frau Hellelill heißt unſre Mutter,
Die Schweſter, ſie wurde geſtohlen,
Noch haben wir ſie nicht funden.“

„„Und biſt du erzeugt in Dänemark,
Frau Hellelill heißt deine Mutter?
So bin ich dein liebes Schweſterlein
Und du mein jüngſter Bruder.

„„Und hör' du, mein jüngſter Bruder!
Warum nicht bliebſt du daheim?
Und hätteſt du hunderttauſend Leben,
Nicht eins davon blieb dein.““

Sie ſezte ihn in den kleinſten Eck,
Den ſie im Hauſe ſah,
Sie bat ihn bei dem höchſten Gott,
Er ſollt' nicht weinen noch lachen da.

Rosmer kam vom Meere heim
Zu fluchen er begann:

„Bei meiner rechten Hand, ich riech'
Hier drinn einen Chriſtenmann!"

„„Ein Vogel flog hin über's Haus,
Im Munde Chriſtenmanns Knochen,
Er warf ſie hinein, ich warf ſie hinaus,
So ſchnelle als ich's vermochte.""

Sie machte ihm ein ſo gutes Bad,
Sie ſtreichelt ihn mit Liſten.
„„„Hierher iſt kommen mein Schweſterſohn,
Und den kann ich nimmer miſſen.

„„„Hierher iſt kommen mein Schweſterſohn,
Aus unſrer Beider Vaterland,
Mein Herre, gelobet ihm rechte Treu,
Thut ihm nicht Schaden noch Schand!""

„Iſt hierher kommen dein Schweſterſohn,
Vom Land euer Väter beide,
Ich ſchwöre dir meinen höchſten Eid,
Ich thue ihm nichts zu Leide."

Das war Rosmer, der König hoch,
Er rief zwei Diener herbei:
„Ich bitte ſtelz Svanelills Schweſterſohn,
Er trete zur Stube frei!"

Das war Svanelills Schweſterſohn,
Er ſollte vor Rosmer eingehn;

Sein Herz erbebt, ſein Leib erſchrickt,
So furchtſam that er ſtehn.

Und Rosmer nahm ihren Schweſterſohn,
Auf die Knie ſezt er ihn,
Und ſtreichelt ihn ſo freudiglich,
Daß er braun und blau erſchien.

Da rief ihm zu ſtolz Svanelille:
„„Herr Rosmer, habt wohl im Sinn,
Daß eure Finger nicht ſind ſo zart
Für ein ſo zartes Kind!““

Dort war er bis in's fünfte Jahr,
Da verlangt ihn heim zu Lande,
„Hilf nun, o Schweſter Svanelille,
Daß ich komm' zum weißen Strande.“

Das war die ſtolze Frau Svanelille.
Sie ging vor Rosmer ſtehn:
„„So lange war der Geſell im Meer,
Es verlangt ihn heim zu gehn.““

„Iſt er geweſen ſo lang im Meer,
Und denkt er heim zu Land,
Ich gebe ihm eine Kiſte mit Geld,
Und geh' ihm ſo wohl zur Hand.“

„„Gebt ihr ihm eine Kiſte mit Geld,
Und geht ihm ſo wohl zur Hand,

So hört, mein edler Herzliebster,
Tragt beide dann an's Land!'"

Das ſchuf die ſtolze Frau Svanelille,
Und mit ſo großen Liſten,
Sie nahm heraus das rothe Gold,
Und legte ſich ſelbſt in die Kiſte.

Er nahm auf ſeinen Rücken den Mann,
Die Kiſte in ſeinen Mund,
So ging er nun den langen Weg
Hinauf vom Meeresgrund.

„Nun hab' ich dich getragen an's Land,
Daß Sonne und Mond du ſiehſt,
Ich bitte dich bei dem höchſten Gott
Von Svanelill ſprich du nichts!'"

Roſmer ſprang in's Meer hinab,
Daß die Fluth gen Himmel aufſprang,
Da er zum Berge kam hinein,
Stolz Svanelill er nicht fand.

Da er zum Berge kam hinein,
War fort die Liebſte ſein,
Er ſprang ſo wild im Berg herum,
Und wurde zum ſchwarzen Kieſelſtein.

Da ward Freud in Hellelills Hof,
Sie jubelten mancherhand,

Ihre Kinder kamen zu den Freunden heim,
Die ſo lang waren fort vom Land.
„Die machen's ſo wohl in Dänemark!“ —

Roſmer der Meermann.

Zweites Lied.

Bocksbein und Elverſtein,
Ich kann nicht nennen mehre,
Die ließen, nach Island zu ſteuern,
Sich bauen ein ſtarkes Gefähre.
„Ich breche nimmer meine Treu!“

Sie trieben das Schiff in's Meer hinaus,
Das brummt' wie ein Bär im Zorn,
Die weiße Gans zu Grunde ſank,
Das machte der häßliche Treff.

Das war der junge Roland,
Er ſuchte auf Meeres Grund,
Bis er zu Eline's Kämmerlein
Ein grünes Stiegelein fund.

Roland, er ging zum Berge hin,
Und ſah die Funken treiben:
„Aus mir mag werden was Herr Gott will.
Hier wahrlich will ich bleiben!“

Und Roland ging in den Berg hinein,
Seine Hände konnt' er nicht rühren:
„„Herr Gott, nun Gnade dir armen Mann,
Was mag dich hierhin führen?""

Das ſprach die ſtolze Frau Elinelill:
„„Wie kommſt du, Jüngling, hieher!
Haſt Brief oder Botſchaft du bei dir!
Daheim wohl beſſer dir wär.""

„„So fröſtelnd und ſo naß du biſt,
Geh zu der Stube hinein;
Doch kommt der Rieſe Roſmer heim,
Er reißt dich in Stücke klein.""

„„Sez' nieder dich, unſel'ger Mann,
Und wärme dir deine Füße,
An dieſen Stecken brät er dich,
Kommt hier hinein der Rieſe.""

Und heim kam Roſmer Reckebein (!)
Und wurde ſo zornig und gram:
„Gewißlich iſt hier kommen herein
Ein Chriſtenweib oder Mann!"

Da trat ſtolz Elinelill herzu
Und ſchwur was ſie nur kunnt':
„„Eine Krähe flog hin über's Haus,
Mit Todtenmanns Knochen im Mund.""

Doch Rosmer ſchrie und ſprang umher:
„Ein Chriſt iſt ſicher hier drinnen,
Sprichſt du nicht Wahrheit ohne Falſch,
Ich will dich braten und brinnen!“

Eline zog über den Blaumantel ſich,
Vor Rosmer ſie da ſtand:
„„Ein Jüngling kam von Island her,
Der iſt mir ſo nah verwandt.““

„Kam ein Geſell von Island her,
Und iſt er dir gleich an Geſchlecht,
Ich will ihm ſchwören Huld und Treu,
Und nimmer begegnen ihm ſchlecht.“

Er war dort faſt zwei Jahre lang,
Und will nicht länger da ſein,
Elinelill trug ein Kind von ihm,
Davon kam große Pein.

Die ſtolze Frau Eline nahm das wahr,
Sie ging vor Rosmer ſtehn:
„„Wollt geben ihr dem Fremden Geſell
Urlaub um heim zu gehn?““

„Will er zu ſeinem Land zurück,
Und ſprichſt du das für gewiß,
Dann will ich ihm geben Silber und Gold,
Und legen's in eine Kiſte.“

So nahm er nun das rothe Gold
Und legt' es in eine Kiſte;
Stolz Eline legte ſich auch hinein,
Nicht wußte Roſmer die Liſten.

Er nahm die Kiſte auf ſeinen Rücken,
Den Mann unter'm Arm er trug,
So ging er gemach und harmlos fort,
Hin durch die ſalzige Fluth. —

„Nun hab ich gebracht dich zum Lande,
Wo du Sonne und Mond kannſt ſehn,
Und ich gebe dir dieſe Kiſte mit Gold,
Die mag dir zu Dienſten ſtehn."

„„Ich danke dir, Roſmer, guter Mann,
Daß du mich gebracht auf den Sand;
Stolz Elinelill ein Kindlein trägt,
Die Mähr' mach' ich dir bekannt!""

Wie der Thau am Abend, die Thränen ſo
Ueber Roſmers Wangen rinnen.
„Hätt' ich dir geſchworen nicht Huld und Treu,
So wollt' ich dich verſchlingen!"

Roſmer lief ſo ſchnell zum Berg,
Wie die Hinde vor'm Hirſchen länft fort,
Und als er heim zum Berge kam,
Elinelill war nicht dort.

Stolz Eline faßte jung Rolands Hand,
Sie gingen mit Luſt und Freud,
Er mußte den Weg ihr weiſen,
Sie erzählten einander ihr Leid.

Roſmer wurde ſo zornigen Muths,
Er ſah nicht Elinelill kommen,
Er wurde zum grauen Kieſelſtein,
Und da ſteht er wie ein Dummer.

„— Ich breche nimmer meine Treu!“

Danſke Viſ. I, 218 ff. — Bei Grimm 201 ff. Eine dritte Recenſion des Roſmerliedes ſteht in Nyerup's Samml. I, 229, da ſie aber nur ſehr unbedeutend von dem zweiten Liede abweicht, ſo haben wir ſie nicht überſezt. Roland heißt darin Aller, ein Königsſohn. — Sehr ſchön und bezeichnend iſt im zweiten Liede der Kehrreim. Offenbar iſt Roſmer im Rechte gegen das falſche Menſchenvolk, was der Volksdichter vielleicht durch dieſen Kehrreim ironiſch und gutmüthig zugleich ausdrückt. Jamieſen meint, Roſmer ſei ein gut Stück Teufel, aber im Grund doch der beſte Chriſt von den Dreien. Die Herausgeber der ſchwed. Volksl. beſtreiten dies. —

Herr Olof.

Herr Olof, er ſattelt ſein graues Roß,
So reitet er zu der Meerfrau Schloß.
— „Doch die Linde wächſt wohl! Doch die
Linde wächſt wohl!“

Herr Olof, er ritt, doch der Goldſattel floß,
Herr Olof, er ſank in der Meerfrau Schloß.

Und wie er nun kam zu der Meerfrau Haus,
Die Meerfrau ihm gegenüber ſtand draus:

„Willkommen, willkommen, jung Olof, bei mir!
Fünfzehn Jahre hab' ich gebarret nach dir.

Doch wo biſt du erzeugt und wo biſt du geboren,
Und wo haſt du dir deine Feſtkleider erworben?“

„„Am Kaiſerhof bin ich erzeugt und geboren,
Und dort hab' ich meine Feſtkleider erworben.““

„„Und dort auch habe ich Vater und Mutter,
Und dort hab' ich Schweſter und dort hab' ich Bruder.

„„Und dort hab' ich Aecker und Wieſen breit,
Und dort auch ſtehet mein Brautbett bereit.

„„Und dort auch hab' ich Treuliebchen ſein,
Mit der ich in Leben und Tode will ſein.““

„Und hör Ritter Olof! zu mir komm' herein,
Trink aus meiner Silberkann' klaren Wein!“ — —

„We biſt du erzeugt nnn? Und we geboren?
Und wo haſt du deine Heifkleider erwerben?“

„„Hier bin ich erzeugt ja, und hier geboren,
Und hier hab' ich meine Heifkleider erwerben!““

„We haſt du nun Vater und wo haſt du Mutter,
Und wo haſt du Schweſter und wo haſt du Bruder?“

„„Ja, hier hab' ich Vater und hier hab' ich Mutter,
Und hier hab' ich Schweſter und hier hab' ich Bruder.““

„We haſt du nun Aecker und Wieſen bereit,
Und wo nun ſteht dir dein Brunken bereit?“

„Und wo haſt du nnn Treuliebchen ſein,
Mit der du im Leben und Tod willſt ſein?“

„„Hier ſind meine Aecker und Wieſen breit,
Hier ſtehet mein Brautbette mir bereit.

„„Und hier auch hab' ich Treuliebchen ſein,
Dir will ich im Leben und Tode ſein!““

— „Die Linde wächſt weht! Die Linde wächſt
weht!“

Sv. F. V. I, 110. — Aus Upland. Nach der zehnten Strophe ſcheinen offenbar einige zu fehlen. —

Herr Magnus und das Meertroll.

Es war so zeitig am Sonntagmorgen,
Noch ihr Lied ließ die Lerche nicht klingen,
Ein junger Gesell ruht dort am Strand,
Und hörte die Meerfrau singen:

„Ach, höret, junger Magnus,
Ich biet' euch große Gaben,
Wollt ihr mich zu eigen?"

„Und ich will euch geben einen Mantel so blau,
So gut, wie ihr ihn nur wollt tragen,
Und jeglicher Faden, der an ihm ist,
Soll sein von klasrothen Scharlaken.

„Ich will euch geben einen Degen neu,
Der hänget in fünfzehn Goldringen,
Und so oft ihr ihn aus der Scheide zieht,
Soll euch niemand im Streite bezwingen.

„Ich will euch geben ein Mühlhaus neu,
Mit fünfzehn Paar gehenden Steinen,
Die laufen so leicht auf der Erde hin,
Wie andere in reißenden Strömen."

„„Wohl könnte ich mich verloben mit dir,
Wenn du nur ein Christenweib wärest,
Nun aber bist du ein Meertroll so wild,
Das fliegt zwischen allen Bergen.""

Herr Magnus ſchwenkte ſein Roß herum,
Und wollte der Meerfrau enteilen,
Sie hielt ihn zurück an Zügel und Zaum,
Sie bat ihn ein wenig zu weilen.

Und hätte nicht Gott ſeine Gnade verliehn,
Daß der Hahn ſchlug mit den Flügeln,
Dann mußte er folgen dem Seetroll ſo wild,
Das fliegt zwiſchen allen Hügeln.

„Ach, höret, junger Magnus!
Ich gebe euch große Gaben,
Wollt ihr mich zu eigen?“

Sv. F. V. III, 168. Auch von Mehnike, V. d. S. p. 115 überſezt. —

Die Meerfrau.

Herr Peter geht vor ſeine Mutter hinein:
— Es bläſt kalt, kalt, nordwärts über die See —
„Und hatte ich keine Schweſter klein?“
— Sie kommt wohl wieder, wenn der Wald laubgrün, —
„Eine Schweſter du hatteſt ſo ſchön und gut,
Doch ſie iſt in der Meerfrau Gewalt und Huth.“

Herr Peter, er gehet zum Stalle,
Da beſchaut er die Fohlen ſich alle.

Er beſchaut das weiße, das graue auch,
Und dem trefflichſten legt er den Sattel auf.

So reitet er zu der Meerfrau Haus,
Die Meerfrau ſtand da vor ihm draus.

„So helf mir Gott aus allem Leid!
Wenn ich jemals ſah eine ſchönere Maid!“

„„Und haſt du noch keine ſchönere geſehn,
Eine Dirne noch hab' ich wie der Tag ſo ſchön.““

„Und ich will euch geben mein graues Pferd,
Wenn ihr führet das Dirnelein zu mir her!“

„„Behaltet nur ſelbſt euer graues Pferd,
Dennoch führ' ich das Dirnelein zu euch her.““

Und das Hochgemach trippelt die Meerfrau entlang,
Ihre Dirnen bewundern all ihren Gang.

Und die Meerfrau klopft auf die Blaupolſter fein:
„„Gefällt es dir aufzuſtehn, Dirnelein?““

„„An fünfzehn Jahre hier wareſt du,
Doch niemals ſtört' ich dich in deiner Ruh.

„„Ich weck' dich auch nicht um Nadel oder Scheer,
Um einen Junggeſellen, der kam zu uns her.

„„Es hält ein Junggeſelle vor unſerm Haus,
Sogleich muß unſer Dirnlein zu ihm hinaus.““

„Und wie nun ſoll ich zum Hof ausgehn?
Ich hab' in fünfzehn Jahren die Sonne nicht geſehn.“

Auf den Goldſtuhl ſezten die Dirne ſie hin,
Und kleidten ſie, daß ſie der Sonne gleich ſchien.

Sie ſchmückten ſie mit Goldſpangenſchuh'n,
Daß der Goldſchimmer längs den Dielen fuhr.

Und es flechten ihr Haar alle Meerjungfraun,
Und die Meerfrau ſezte die Goldkrone drauf.

Und die Meerfrau ſagte zum Schweſterlein,
„Was dünkt dich nun von meinem Dirnelein?“

„„Soll ich ſprechen ſo gut ich's verſtehe fürwahr:
Gold thut auf die Bruſt und noch Perlen in's Haar.““

Das Hochgemach gehet klein Chriſtel entlang,
Und der Junggeſell kannt' ſie am ſtolzen Gang.

Und die Dirne, ſie ging am grünen Strand,
Einen Silberkrug trug ſie in ſchneeweißer Hand.

„Und den Krug nehm' ich nimmer aus deiner Hand,
Bevor du deines Vaters Namen genannt.“

„„Gern ſag' ich dir Vaters Namen und Stand,
Und er war König in Engelland.““

„Und war dein Vater König von Engelland,
So ſind wir Geſchwiſter vor Gott genannt."

„Und ich will euch geben fünf Goldringe hier,
Wenn eure kleine Dirne darf folgen mir."

„„Behaltet eure Goldringe fünf allein,
Doch führt nur nach Hauſe mein Dirnelein.""

Und die Meerfrau wartet zwei Jahre ſchier,
Doch kein Dirnlein kam nicht zurück zu ihr.

Und die Meerfrau wartet fünf Jahre ſchier,
„Und kehret mein Dirnlein nicht wieder zu mir?"

„Und hätt' ich gewußt deine Falſchheit ſo ſehr —
— Es bläſt kalt, kalt, nordwärts über die See —
„Auf Gottes grüne Erd' kamſt du nimmermehr!"
— Sie kommt nicht wieder, wenn der Wald laubgrün. —

Sv. F. V. III, 148. Aus Weſtgothland. — Auch überſ. v. Mehnike a. a. O. p. 110. — Eine Variante, worin der Bruder Herr Hillebrand und eine Schweſter Seltima heißt, ſteht Sv. F. V. III, 153, u. iſt in Frau v. Hellwigs Nordenſaal, No. 7. überſezt. Verſtehende Tradition iſt bei weitem die ſchönſte. —

Herzog Magnus und die Meerfrau.

Herzog Magnus ſah zu dem Schloßfenſter aus,
Wie die Fluthen ſo reißend gehn,
Da ſah er wie auf dem Streme ſaß
Eine Frau ſo reizend und ſchön.

„Herzog Magnus, Herzog Magnus, verlobt euch mir!
Ich bitte euch noch ſo ſehre,
Und ſagt mir nicht nein, ſondern ja — ja!

„Und ich will euch geben ein fahrendes Schiff,
Wie's beſſer kein Ritter mag haben,
Das geht auf dem Waſſer wie auf dem Land,
Weithin durch Felder und Marken.

„Und ich will euch geben ein graues Roß,
Wie's beſſer kein Ritter mag reiten,
Das geht auf dem Waſſer wie auf dem Land,
Und durch die Wälder die weiten."

„„Wie ſollte ich mich verloben mit euch!
Ich darf ja nicht ruhig bleiben:
Ich diene ja König und Vaterland,
Und paare mich nicht mit Weiben.""

„Ich will euch geben ſo vieles Gold,
So viel ihr nur haben mögt,
Und Perlen und Edelſtein händevoll,
Und alles das gut und ächt."

„„Ja gerne wollt' ich verloben mich dir,
Wenn du nur ein Chriſtenweib wäreſt,
Doch du biſt ja ein häßlicher Meerestroll,
Meine Liebe kannſt nie du erwerben.““

„Herzog Magnus, Herzog Magnus, beſinne dich,
Und laſſe dein ſpöttiſches Sprechen,
Und willſt du dich mir verloben nicht,
So ſoll mich dein Wahnſinn rächen!“

„„Ich bin eines Königes Sohn ſo gut,
Warum wollt ihr mich denn gewinnen,
Ihr wohnt in den Fluthen und nicht auf dem Land,
Darin nicht kann ich mich finden.““

„Herzog Magnus, Herzog Magnus, verlobt euch mir!
Ich bitte euch noch ſo ſehre,
Und ſagt mir nicht nein, ſondern ja — ja!“

Sv. F. V. III, 178. Aus Smäland. Variante zu: Herr Magnus und das Meertroll, ſ. ob. Vorſtehende Ballade ſcheint eine jüngere Bearbeitung, obgleich das auf Land und Meer fahrende Schiff an Skidbladner erinnert. — Mohnike's zu ſehr moderniſirte Ueberſ. ſteht a. a. O. p. 113 .— D. L. B. Wolff's Uebertragung in „Mythologie der Feen und Elfen“ 1, 253.

Im Verlage von Friedrich Fleiſcher in Leipzig ſind auch erſchienen:

Iriſche

Elfenmährchen.

Aus dem Engliſchen

mit vielen Anmerkungen

überſetzt

von den Brüdern

Jacob und Wilhelm Grimm.

Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

Nordiſche Sagen

der deutſchen Jugend erzählt

und mit einem

wiſſenſchaftlichen Anhange

verſehen von

E. Ruſſwurm.

Mit 5 ſchönen Holzſtichen.

Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Druckfehlerverzeichniß.

S. 5 Z. 4 v. u. ſteht ſtatt Alvismâl — Aloismâl.
" 8 " 3 u. 4 v. u. iſt Duergar aus Verſehen dreiſilbig ſtatt zweiſilbig gedruckt.
" 13 u. Note ſteht ſtatt Perey's — Percy's.
" 20 Z. 11 " " unten — unter
" 30 " 3 fehlt zwiſchen den Wörtern „und" und „Bosheit" das Wort „die"
" — " 5 v. u. ſteht ſtatt auch — auf
" 31 " 9 " " " " Starkader — Starkade
" 37 " 16 " " " " orlog — oslog
" 42 " 17 " " " " Jarenaſteine — Jarenesteine
" 46 " 5 " " " " Nyerup Danske — Nyerup Danski
" 55 " 8 " " " " worden — werden
" 68 " 16 " o. " " Sterheddinge — Stecheding
" 77 " 8 " " " " Julnächten — Julinächten
" 78 " 16 " " " " Thiele — Theil
" 180 " 6 " u. " " fremden — Fremden
" 181 " 9 " " " " breit — bereit
" 188 " 6 " e. " " kleid'ten — kleidten

Im Verlage von Friedrich Fleiſcher in Leipzig ſind auch erſchienen:

Iriſche

Elfenmährchen.

Aus dem Engliſchen

mit vielen Anmerkungen

überſetzt

von den Brüdern

Jacob und Wilhelm Grimm.

Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

Nordiſche Sagen

der deutſchen Jugend erzählt

und mit einem

wiſſenſchaftlichen Anhange

verſehen von

E. Rußwurm.

Mit 5 ſchönen Holzſtichen.

Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Druck von C. G. Elbert in Leipzig.

Druckfehlerverzeichniß.

S. 5 Z. 4 v. u. ſteht ſtatt Alvismâl — Aloismâl.
: 8 : 3 u. 4 v. u. iſt Duergaar aus Verſehen dreiſilbig ſtatt zweiſilbig gedruckt.
: 13 u. Note ſteht ſtatt Perey's — Perey's.
: 20 Z. 11 : : unten — unter
: 30 : 3 fehlt zwiſchen den Wörtern „und" und „Bosheit" das Wort „die"
: — : 5 v. u. ſteht ſtatt auch — auf
: 31 : 9 : : : : Starkader — Starkade
: 37 : 16 : : : : orlog — oslog
: 42 : 17 : : : : Jarenaſteine — Jarenesteine
: 46 : 5 : : : : Nyerup Danske — Nyerup Danski
: 55 : 8 : : : : worden — werden
: 68 : 16 : o. : : Storheddinge — Stechedinge
: 77 : 8 : : : : Julnächten — Julinächten
: 78 : 16 : : : : Thiele — Theil
: 180 : 6 : u. : : fremden — Fremden
: 181 : 9 : : : : breit — bereit
: 188 : 6 : e. : : kleid'ten — kleidten